DIE DEUTSCHE VOLKSSAGE: BEITRAG ZUR VERGLEICHENDEN MYTHOLOGIE MIT...

Otto Henne Am Rhyn





Die
Deutsche Volkssage.

Beitrag zur vergleichenden Mythologie

mit

eingeschalteten tausend Original-Sagen.

Von

Dr. Otto Henne-Am Rhyn,

Verfasser der „Geschichte des Schweizervolks und seiner Kultur", der „Kulturgeschichte der neuern Zeit", des „Buches der Mysterien" u. s. w.

Man höret oft im fernen Wald
Von oben her ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einst war der Pfad von Wallern voll;
Nun weiß ihn Keiner mehr zu finden.

Uhland.

Leipzig,
Verlag von Joh. Wilh. Krüger.
1874.

Vorwort des Sammlers.

Es ist Herbst. Schon in dem kleinen Worte liegt eine Fülle von Poesie. Die Blätter beginnen allmälig zu gelben und die der wilden Rebe, die das Gartenhüttchen umkleiden, zu röthen. Die Aepfel blicken rosig und die Birnen golden von den Bäumen, deren Fruchtschwere man überall Stützen geben mußte; der Pfirsiche zart sammtne Wange und die blaue Zwetschge lachen aus ihren laubigen Vorhängen wie schalkhafte Mädchen, die vor lauter Streben, sich zu verbergen, gesehen werden müssen. Des Herbstes Braut, die Traube, wartet wie eine Königstochter der Sage, bis der Ersehnte kommen wird mit dem krummen Messer, die Bande der Gefesselten zu lösen und sie heimzuführen. Das Gefolge ist bereit in seinem malerischen Schmucke, die verschiedenartigen Astern im bunten Chor, die Immortellen in silberweißen und goldnen rauschenden Seidegewändern stolz, das liebliche Blutströpfchen niedriger und verschämt erröthend und die *Braut*führerin, die Rose in ihrem dunkelrothen Sammtkleide prangend. Die Heerdeglocken und Zeitlosen vollenden das Gemälde, durch welches frohe Kindergruppen eilen, in komischem Schrecken an die Köpfe fühlend, so oft reifes fallendes Obst sie trifft und wenn gerade keines fällt, am Baume schüttelnd, daß die kleine Schaar von dem Regen auseinander fährt wie Tauben und sich in die strotzend vollen Stachelbeerbüsche hinein rettet oder unter den Holunderbaum, dessen reife Dolden die Mutter eben beschneidet zu ihrem Lieblingsbrei. In dem unabsehbaren Rebenmeer des Buchberges erblicke ich noch einzelne Arbeiter, wie seltene Schwimmer, überflüssige Schoße aufsuchend und abbrechend; sie gemahnen mich an Kritiker im Felde der Literatur, die sich kurzsichtig mit ihren Brillen bücken, wo sie ein unrechtes Zweiglein entdecken, und während sie es vorne entfernen, mit ihrem Hintertheile die schönsten vollen Traubenschoße abknicken.

Mitten in diese entzückende Szene, wo die Ahnung durch die bewegte Luft vibrirt, daß alles rührende Abschiedsgrüße der Natur

sind, welche bald zur Ruhe eingehen wird, fällt die Nachricht wie das Läuten einer großen Festglocke, die Dynastie in Frankreich sei durch Deutschlands Einigkeit und Tapferkeit gestürzt, und tausend Herzen athmen leichter auf in der Hoffnung, der entsetzliche Krieg, der seit Wochen wie ein Alp auf ihnen lastete und zahllose Opfer gallischer Nationaleitelkeit schlachtete, werde vielleicht aufhören und der Genius der Weltgeschichte die bisher mit Menschenblut beschriebenen Blätter umschlagen und ein neues Kapitel beginnen mit einer Initiale aus Friedenszweigen und der Farbe der Humanität und des Gefühles, daß die Völker eine höhere Bestimmung haben, als einander durch sinnreich erfundene Mordinstrumente zu zerfleischen und die schöne Natur mit Leichen und Verwüstung zu überschütten. Ich will mich, sogar wenn es Täuschung sein sollte, dieser wohlthuenden Regung hingeben, vom wunderblauen, mit weißen Wolkenschäfchen durchzogenen Himmel, dem milchweißen See, seinen grünen Gestaden und den azurenen Gebirgen den Blick weglenken und in mein friedliches Zimmer am zauberischen Appenzellergelände und neuen Muthes meine Lieblingsbeschäftigungen vornehmen. Das Alter ist auch ein Herbst, die grauenden Locken auch Zeitlosen und durch meine Adern vibrirt, im Einklange mit der mich umgebenden Natur, ebenfalls die Ahnung, es werde die Stunde des Eingehens zur Ruhe vielleicht unvermuthet schnell schlagen. Komme sie.*)

Die mir gewordene willkommene Muße winkt mir freundlich, unter meinen durch ein langes Leben aufgehäuften Gedenkblättern zu stöbern und zu sichten, und da fällt mir zu allernächst in die Hände, was ich auf meiner Wanderung an mythischen Volkssagen früherer Zeit gesammelt habe. Es wird Mancher beim Ernste der jetzigen Tage diese Dinge für wenig bedeutend und die darauf verwendete Zeit für verschleudert ansehen, weil sie doch nicht wahr seien und bloß der Aberglaube einer früheren Welt, während jetzt so viel Wahrhaftes vor sich gehe und es fruchtbringender sei, vorwärts zu schauen als in eine Kinderzeit, die hinter uns liegt. Dieser Einwurf ändert an meinem Vorhaben nichts; erstens nimmt Jeder vor, wozu ihn sein innerstes Wesen und eigene Jugenderinnerungen an-

---

*) Die Ahnung des Verfassers ging in Erfüllung. Zwei Monate und elf Tage nach Abfassung dieses Vorwortes schied er aus dem Leben. Dagegen täuschte er sich in der Hoffnung auf baldigen Frieden, die indessen damals sehr verbreitet war. Anmerkung des Herausgebers.

treiben; er nimmt an, was ihm selber in jener morgenrothen Zeit wohlgethan, als er Kind war, werde anderen Kindern ebenfalls wohlthun; das Alter schwatzt und erzählt und die Jugend horcht gern, und wenn man sich auf Autoritäten berufen darf, so haben von jeher und unter allen Völkern hervorragende Geister und Freunde des Volkes sich damit abgegeben, frühere Sagen sorgsam und mit Liebe zu sammeln und in einem duftenden Kranze vor der Jugend aufzuhängen. Im alten Morgenlande braucht nur ein Märchenerzähler sich blicken zu lassen, und er ist sicher, daß sogleich sich ein begieriger Horcherkreis um ihn sammelt, wie Bienen um Stellen, wo sie Honig wittern; der sinnigen Griechen Geschichtschreiber kannten das Menschengemüth zu gut, um die alten Göttersagen nicht sogar in ihre Urgeschichte zu verweben, und bei uns, so Viele sich auch bemühen, das Leben durch praktische Entdeckungen und Fortschritte zu veredeln und zu fördern, verschmähen es die edelsten Geister nicht, auch Blüten zu sammeln, deren Farbe und Duft Sinne und Seele erquicken und nach den ernsten Beschäftigungen den Geist abspannen und dadurch wieder stärken. Die Brüder Grimm, die so große Verdienste haben um deutsche Sprache, Dichtung und Rechtsverhältnisse, näherten sich auch der Kinderwelt durch ihre lieblichen Märchen, und nach ihrem Vorgange bemühten sich ernste, gelehrte Männer, wie Panzer, Meier, Schönwerth, Müllenhoff, Maurer, Kuhn, Herrlein, der gründliche Zusammensteller Reinhold Köhler, unsere Nachbaren Zingerle, Vonbun, Alpenburg, bei uns Rochholz, Sutermeister, vor Allen aber der Freiburger Kuenlin und der Luzerner Lütolf, mit einigen Anderen, die Blätter am Baume der Volkssage zu pflücken, ehe sie welken und abfallen, und bei alten Leuten, namentlich im Gebirge solche Sagen zu sammeln, ehe sie mit ihnen, wie leider schon eine Unzahl, sterben.

An Diese reihte ich mich seit vielen Jahren ebenfalls an und schrieb auf, was ich in meiner Jugend von Alten und von wandernden Arbeitern vernommen, dann aus der Hinterlassenschaft der Vorwelt vorgefunden und aus anderen Sammlungen und auf meinen eigenen Wanderungen zu gewinnen im Stande war, eine reiche Masse, die ich nun sichte. Dabei beschränkte ich mich lediglich auf mythische Sagen, d. h. solche, die, wenn auch vielfach entstellt, die Gottheiten der alten Welt zum Gegenstande haben. Diese Sagen sind nicht nur unterhaltend und dienen den Geist abzuspannen, son-

dern hinter allen ist etwas, nämlich unserer Voreltern Ahnen von etwas Göttlichen, ihr Denken, Dichten, Fühlen und Trachten, das unserer Aufmerksamkeit werth ist, und das wir in diesen Ueberlieferungen getreuer aufbewahrt finden als in gelehrten Büchern. Ist auch das und jenes, wie ich bemerkt habe, durch verschiedene Geschlechter im Munde der Erzählenden entstellt und den jedesmaligen Oertlichkeiten und Verhältnissen angepaßt, so heimelt uns doch fast alles an als die älteste Dichtung oft wundertiefen Sinnes und rührender Kindlichkeit, und lehrt uns das Vorurtheil ablegen, als sei das, was wir Heidenthum heißen, das Gottverehren unserer Vorfahren und überhaupt der alten Welt, blind und sinnlos, nur ein Anbeten von Steinen und Bäumen und Thieren gewesen. Ja unsere Jugend lernt darin das, was man Mythologie heißt, die religiöse Ausdrucksweise unserer Eltern auf eine Weise kennen, wie sie ihr selten vorgetragen wurde. Wir lernen darin die Frage aufwerfen: wer hat diese urältesten Parabeln verfaßt? wer hat diese Verse in einer Zeit gedichtet, die wir uns, weil unsere Schulen dort noch nicht existirten, bisher als barbarisch, blind und dumm vorzustellen uns angewöhnt haben? wer waren ihre Lehrer und wo ihre Schulen, und wie konnte sich alles in des Volkes Sinn und Gedächtnisse erhalten und aufbewahrt bleiben, wo doch die neuere Klugheit darüber spöttelte und die Inhaber der Religionslehre es als heidnisch, abergläubisch, albern darstellten und auf jede Weise vergessen zu machen suchten? Wir sehen, wie bei Eröffnung eines neuen Gebirgsschachtes neue Schichten, einen neuen, bisher nicht geahnten Literaturzweig vor uns. Aber wie wir bei den Aeußerungen von Kindern oder sehr Alten, fast kindisch Gewordenen, sie in ihren Herzensergießungen nicht stören dürfen, sondern uns ihrer Art und Weise fügen und anpassen müssen, so darf es uns nicht befremden, wenn was sie vorbringen, dem jetzigen Denken und Urtheilen nicht gemäß, vieles kindisch, unserem Auffassen nach unpassend, unverständig, unwahrscheinlich erfunden wird. Es bezeichnet unsere Kenntniß von Dingen, die von unseren jetzigen sehr abweichen, von der Denkweise einer anderen Zeit, von Wesen, die unsere Väter waren. Wir erblicken darin, was man uns bisher auszureden und die Mythen als zuchtlos darzustellen versucht hat, umgekehrt eine tief ernste, sittliche Anschauung der Natur und gewinnen moralisch in der Auffassung des religiösen Wesens der Vorzeit.

Der Raum verstattet mir freilich nur eine äußerst kleine Auswahl aus der unerschöpflich großen Masse des vorhandenen Stoffes, die aber, abgesehen von allem anderen Nutzen, schon zu Lese- und Stylübungen in Primar-, Ergänzungs- und Mädchenarbeitschulen dienen dürfte. Zu diesem Behuf ist Einzelnes in Volksdialekten, sogar im Plattdeutsch unserer nordischen Nachbaren aufgenommen, was in der Hand gebildeter Lehrer dienen kann, Verstand und Denken der Kinder zu wecken, zu schärfen und die Entwickelung des Sprachsinnes, wie reale Bildung daran zu knüpfen, da ein großer Theil des hier Gegebenen mir gerade von Lehrern zugesendet worden ist. Nicht nur wird jede Gegend des Heimatkantons, sondern jeder Kanton und jede Gegend der Schweiz und Deutschlands Heimisches finden und sogar Pflanzen kennen lernen, die in alter Zeit und unter fremden Himmelsstrichen, in Aegypten, Asien und bis ins ferne Island gewachsen sind. Es ist eben eine Märchen-, Wunder- und Zauberwelt, wo Gold und Reichthum in Fülle walten, wo die Gärten in wunderbarer Pracht blühen, wo Könige und Königinnen mit ihren Prinzen und Prinzessinnen in wahrer Göttermacht schalten und walten, aber wieder ein republikanischer Hauch hindurchweht, indem der Aermste und Verachtetste über Reiche und Vornehme den Sieg davon tragen und der Sohn des geringsten Bauers und Handwerksmannes des Königes Tochter und die Krone erlangen kann, wenn er es durch Thaten verdient. Wie hier Mädchen vorkommen, denen Gold und Perlen aus den Haaren fallen, wenn sie sie kämmen, und duftende Rosen aus dem Munde, so oft sie reden, so sind manche dieser Märchen Rosen und Perlen, Edelsteine, oft ungeschliffen. Ich ließ sie sozusagen unverändert, wie sie aus des Volkes Munde kommen, was leider nicht bei allen Sammlern der Fall ist. Es dürfte auch ein Gewinn für unsere Jugend sein, wahrzunehmen, daß womit man uns in der Kinderzeit als mit Gespenstern schreckte, abgesehen von Sinnestäuschungen, fast ohne Ausnahme von ehemaligen Wesen höherer Art herrührt, und wie das helle Tageslicht der Bildung auch hier das frühere Dunkel und seine Gebilde verscheucht hat, worüber sich ein Lehrer des Kantons Schwiz scherzhaft ausdrückte: wie nach der Revolution die Franzosen zu uns kamen, gab es auf einmal keine Gespenster mehr.

Wir werden sehen, wie in unserem Lande überall die Höhen, als wohl die Tiefe noch häufig Seeboden war, zuerst Bewohner

hatten, sowie, daß dieselben Sagen in Voralberg und Tirol ursprünglicher und zahlreicher vorkommen, weil der deutsche Stamm, von dorther kommend, unsere Urwälder im Süden zuerst ausrodete und seine Sprache die der keltischen Urbewohner verdrängte, deren Berg-, Fluß- und Ortsnamen aber fast sämmtlich geblieben sind. —

Die Sammlung beginnt mit Thiersagen, worin nachgewiesen ist, daß in der alten Welt die Sterne als am Himmel wandelnde Thiere, diese aber als unsterblich, göttlicher Natur, mit Menschensprache begabt, der Zukunft kundig, Schöpfer der Welt, Lenker der Menschenschicksale, goldreich und auf Golde ruhend angesehen waren, um sie ein schöner Wundergarten, dessen Bäume goldene Aepfel trugen, Menschensprache besaßen und tausendstimmig sangen. Diesen leuchtenden, ewig jungen Wesen dankte man Gesundheit und Wachsthum, von ihnen lernte man Zeit und Maaß und erhob in Noth und Leiden betende Hände zu ihnen, wie man in ihnen die Zukunft las und dort Rath holte. Die ihnen gezollte Verehrung ging bald auf ihre Abbilder, die Thiere auf Erden, über, aus deren vieler Augen und Wesen etwas Räthselhaftes blickt, so daß man sie als verwandt und verwandelte Menschen ansah. Und zwar verehrte man nicht bloß die, von denen man Wohnungen bauen und Pflanzen kennen lernte und die dem Menschen halfen und dienten, sondern allererst gerade solche, deren Anblick und Wesen uns unwillkürlich erschreckt und anwidert, wie die Kröte und Schlange. Reste von alle dem sind unzählige im Volksglauben geblieben, wovon diese Sagen zeugen. Wenn das in ihnen Gesagte dazu beiträgt, daß unsere Jugend die Thiere mit anderen Augen ansieht, sich scheut sie zu kränken, ja sich mit ihnen mehr befreundet, so ist das ein Gewinn für ihre Humanisirung, Vermenschlichung, das Ziel und Ende jeglicher Erziehung und Bildung.

Aber dem Menschen wohnt eine Kraft inne, die ihm gegeben, daß er leichter durchs Leben wandre und seine Mühen muthiger trage; es ist seine Fantasie, statt deren das Thier seine wunderbaren Instinkte besitzt. Diese versüßt ihm sein Leiden, verschönert, unerschöpflich reich, schaffend und erfinderisch sein Leben und überzieht Einöden und starre Felsen mit Blüten, eine Fee, deren Zauber zu seinen größten Wohlthaten gehört. Sie lehrte ihn nicht nur von den ersten Uranfängen an, sich selbst, seine Kleidung, Wohnung und Umgebung

verschönern, seine Stimme zu Gesang, seinen Gang zu munterem Tanze bilden, sondern schuf die Blüte aller Kunst, die Dichtung. Diese blieb nicht dabei, die Sterne des Himmels als einen Garten mit Goldfruchtbäumen und göttlichen Thieren anzusehen, deren nächtliche Reigen nach geheimnißvoller Musik ergingen; die leuchtenden Wesen am Himmel wurden zu sinnigen, klugblickenden, der Heilkunde und Weisheit mächtigen Zwerglein, kundig des Hammers, erfahrene Baumeister und Schmiede, durch Himmel und Erde fliegend, goldreich, aber die Thiergestalt in manchem, Ziegenohren und Füßen und haariger Haut beibehaltend. Auch sie, wie die Thiere, fand man auf der Erde und zwar, weil Wasser einst alles bedeckte, erst Wasser-, dann Landzwerge, letztere bei uns bald unterm Boden (Erdmännchen, Herdlütli) bald in den Bergen wohnend, wo noch unsere Eltern sie fest als die früheren Bewohner glaubten und ihre „Heidenhäuschen" zeigten. Sie halfen und dienten den Menschen, theilten Schätze, heilende Kräuter und gute Räthe mit, gingen sogar Ehen mit ihnen ein, waren aber (die Sterne sind gewand- und fußlos) gar nicht oder ärmlich gekleidet und verließen eine Gegend, sobald man ihnen Kleider schenkte oder ihre Ziegen- und Gänsefüße entdeckte. Sie gruben in unseren Bergen Gold, schmiedeten, schauten in ihren Bergspiegeln alles was auf Erden geschieht und fuhren auf ihren Mäntelchen durch die Luft. Ihre (wie der Sterne) Tänze und Musik sind berühmt. Neben ihnen kennt die Sage jene himmlischen Gewalten eben so als gewaltige Riesen, auch sie noch mit Resten der ersten Thiergestalt, über Flüsse und Berge schreitend, gewandte Baumeister, wie die Zwerge Besitzer reicher Heerden und Schätze, oft den Menschen und Zwergen feindlich, die sie fressen, und Nachts in wilder Jagd, den Thieren nach, durch den Himmel brausend (die wilde Jagd, der Türst).*)

Vorder-Hasli (Wolfhalden), am 11. Sept. 1870.

Dr. Anton Henne.

---

*) Das Vorwort war nur für die erste Hälfte der Sagen, welche voraus erscheinen sollte, berechnet, daher die unvollständige Andeutung des Inhalts.

Anmerkung des Herausgebers.

Vorwort des Bearbeiters und Herausgebers.

Das vorliegende Buch verdankt seine Entstehung einer nun größtentheils in dasselbe aufgenommenen Sammlung von mythischen Volkssagen, welche der Vater des Verfassers während eines Zeitraums von beinahe vierzig Jahren angelegt und an deren eigener Veröffentlichung er durch sein Hinscheiden verhindert wurde. Derselbe, Dr. Anton Henne, geb. 1798 zu Sargans, gest. 1870 zu Wolfhalden, in der Schweiz bekannt als Dichter*), Historiker**), Volksredner und Publicist, hatte eine besondere Vorliebe für die Mythologie. Wie dieses ungeheure Feld wissenschaftlicher Forschung unmöglich von einem Einzelnen vollständig beherrscht und in allen seinen Einzelheiten, Dogma, Kunst, Cultus und Organisation der religiösen Körperschaften,

*) Schweizerische Lieder und Sagen. Basel 1824. — Diviko und das Wunderhorn oder die Lemanschlacht. Ein deutsches National-Heldengedicht. Stuttgart 1826. — Siegfried und die Nibelungen. Cyklus deutscher National-Heldenlieder (noch ungedruckt). — Der letzte Dominikaner in Bern. Novelle aus dem Jahre 1528. Schaffhausen 1863. — Die Rache in Gonten. Volksgemälde aus den Appenzeller Bergen. St. Gallen 1867. — Des heiligen Gallus Zelle an der Steinach im Jahre 614. St. Gallen 1868.

**) Neue Schweizerchronik fürs Volk, aus den Quellen untersucht und dargestellt. St. Gallen 1828. Zweite Auflage. St. Gallen und Bern 1840. Vierte Bearbeitung (die dritte blieb ungedruckt) unter dem Titel: Schweizergeschichte für Volk und Schule. St. Gallen 1857 und Schaffhausen 1862. — Allgemeine Geschichte von der Urzeit bis auf die heutigen Tage. 1. Buch (Vorgeschichte) Schaffhausen 1845. 2. Buch (Hellenengeschichte) ebd. 1846. — Der Sonderbund und dessen Auflösung 2c. Schaffhausen 1848. — Geschichtliche Darstellung der kirchlichen Vorgänge und Zustände in der katholischen Schweiz seit 1830. Mannheim 1851. — Die Klingenberger Chronik 2c. herausgegeben. Gotha 1861. — Manethos, die Origines unserer Geschichte und Chronologie. Mit 1 synopt. Tafel. Gotha 1865.

durchdrungen werden kann, so hatte sich auch der Sammler dieser Sagen auf einen bestimmten Punkt der Mythologie verlegt, nämlich auf die Ergründung der Beziehungen zwischen Natur und Religion und die Auffindung von Spuren der Naturverehrung und der Personifikation von Naturdingen in allen Glaubens- und Cultusformen. Das ästhetische, ethische, dogmatische und praktische Gebiet der Religion und ihrer Geschichte berücksichtigte er daher nur soweit, als diese Gebiete mit den natürlichen Grundlagen der Religion nothwendig zusammenhängen. In diesem Sinne hat er schon sei den dreißiger Jahren (am Gymnasium zu St. Gallen in der Schweiz) gelehrt, daß die Züge der Mythologien aller Völker und ihrer Märchen und Sagen ursprünglich Vorgänge in der Natur bedeuten. Damals fand er damit (außer bei seinen Schülern) keinen Anklang; aber seitdem haben sich sämmtliche Mythologen, ohne von ihm etwas zu wissen, einer mit der seinigen mehr oder weniger verwandten Richtung angeschlossen, indem sie sämmtlich die Quelle der Mythe in der Naturreligion und letzterer in der Natur selbst suchen. Auf diesem Standpunkte beruht denn auch die gegenwärtige Sammlung. Der Herausgeber derselben und Verfasser des den Sagen beigegebenen, ganz im Geiste der Forschungen seines Vaters gehaltenen, erläuternden und den Zusammenhang herstellenden Textes hat noch die weitere Beschränkung eintreten lassen, die deutsche Volksage, nicht im politischen, sondern im ethnographischen Sinn, also namentlich mit Inbegriff der deutschen Schweiz, in den Vordergrund zu stellen und alle Sagen anderer Völker nur soweit heranzuziehen, als sie mit der deutschen Sage deutliche Analogien darbieten. Dabei ist endlich nicht außer Acht zu lassen, daß unser Buch, dem Titel gemäß, nur die Volkssage, d. h. die im Volke lebende Sage berücksichtigt, die Kunstsage aber, die von Dichtern bearbeitete, soweit sie nicht mit der Volkssage in unmittelbarem Zusammenhange steht, bei Seite läßt. Soweit die Religion die Natur hinter sich gelassen und sich der Ethik zugewandt, wurde sie nicht mehr berücksichtigt, indem mit diesem Schritte das Gebiet der Sage verlassen und das der Reflexion betreten wird. Hingegen mußten ethische Mächte, soweit sie ihren Ursprung in der Natur haben, Erwähnung finden, was bei erfundenen ethischen Gottheiten nicht der Fall ist.

Aus dem Gesagten geht bereits hervor, daß hier nur von reli-

giösen Sagen, und zwar von solchen des Polytheismus (da der Monotheismus nicht auf natürlicher, sondern auf ethischer Grundlage ruht) die Rede sein kann. Es fallen also von sämmtlichen Arten der erzählenden Volksdichtung weg: die christlichen Legenden, soweit sie nicht heidnische Anklänge bewahrt haben, die historischen, d. h. auf Ereignissen, Personen und Oertlichkeiten der wahren Geschichte beruhenden Sagen und die rein fantastischen, willkürlich erdichteten Märchen. Alles Uebrige, d. h. alles das Leben und Weben der Natur in der Religion Betreffende, werde es im gewöhnlichen Sprachgebrauche Sage, Mythe oder Märchen genannt, ist hier, statt unter der ebenfalls passenden fremden Benennung „Mythe", unter dem gemeinsamen deutschen Namen „Sage" aufgenommen, soweit es nämlich dem Eifer des Sammlers zugänglich war und vor Allem, soweit es seinen Zusammenhang mit den Naturreligionen, ihren Gottheiten und ihrem Cultus in sich selbst bewies. Wann und wie die betreffenden Sagen entstanden, konnte nicht berücksichtigt werden, weil es nicht zu erforschen ist; erweist sich ihr Inhalt als ein wirklich mythischer und stammen sie in der That aus dem Volke, so mag auch ihre gegenwärtige Form eine junge sein, sie schließt darum nicht ihre Ableitung aus dem unerschöpflichen Born der volksthümlichen Göttersage aus. Daß ein großer, ja der größte Theil der nicht aus gedruckten Werken geschöpften Sagen schweizerisch ist, hat seinen natürlichen Grund in der Heimat und dem Aufenthalte des Sammlers. Damit erhält die Sammlung jedoch keineswegs einen lokalen Charakter; denn die übrigen Sagen beweisen hinlänglich, daß ganz die nämlichen mythischen Züge, wie in der Schweiz, auch in allen übrigen Ländern, nicht nur soweit die deutsche Zunge klingt, sondern soweit deutsche Einwirkung stattgefunden hat, ja man kann sagen: im gesammten Gebiete des indogermanischen Stammes und theilweise sogar anderer Racen angetroffen werden. Es sind zu diesem Zwecke folgende Sammlungen benutzt worden:

Rochholz, Naturmythen.
" Schweizersagen aus dem Aargau.
Lütolf, Schweizerische Bräuche und Legenden.
Stöber, Die Sagen des Elsasses.
Meier, Ernst, Deutsche Sagen, Sitten u. Gebräuche aus Schwaben.

Vonbun, Sagen Vorarlbergs.
" Volkssagen aus Vorarlberg.
Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol.
Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols.
Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich.
Panzer, Baierische Sagen und Bräuche.
Schönwerth, Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen.
Grimm, Kinder- und Hausmärchen.
" Deutsche Sagen.
Herrlein, Die Sagen des Spessarts.
Bechstein, Deutsches Märchenbuch.
Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen.
" Märkische Sagen und Märchen.
Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche.
Grässe, Der Sagenschatz des Königreichs Sachsen.
Wolf, Hessische Sagen.
Müllenhoff, Schleswig-Holstein'sche Sagen und Märchen ꝛc.
Maurer, Isländische Volkssagen.
Mone, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit.
Wolf und Mannhardt, Zeitschrift für deutsche Mythologie.

In der Parenthese hinter jeder einzelnen Sage ist deren Quelle angegeben; wo hierbei in der ersten Person gesprochen wird, ist der Sammler der Sagen gemeint.

Außer der Sammlung hat der Herausgeber zur Bearbeitung des Textes benutzt:

Apollodor, Diodor, Herodot, Plutarch, Tacitus ꝛc.
Die Bibel.
Die Edda, übersetzt von Simrock, Stuttgart 1871.
Bastian, Adolf, Der Mensch in der Geschichte. 2. Bd. Psychologie und Mythologie. 3. Bd. Politische Psychologie. Leipzig 1860.
Braun, Jul., Naturgeschichte der Sage. München 1864—65.
Caspari, Otto, Die Urgeschichte der Menschheit. 2 Bde. Leipzig 1873.
Creuzer, Symbolik und Mythologie mit Mone's Fortsetzung.
Feuerbach, Theogonie (sämmtl. Werke Bd. IX. Leipzig 1857).

Grimm, J., Deutsche Mythologie. 2. Aufl. Göttingen 1844.
Gubernatis, Angelo de, Die Thiere in der indogerm. Mythologie. Leipzig 1874.
Haupt, M., Zeitschrift für deutsches Alterthum. Leipzig 1841 ff.
Menzel, Wolfgang, Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre. 2 Bde. Leipzig 1870.
Müller, Max, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Straßburg 1874.
Nork, Mythologie der Volkssagen (Scheible's Kloster Bd. IX).
Pfeiffer, Franz, Germania, Vierteljahrsschrift für Alterthumskunde. Wien 1856 ff.
Preller, Griechische Mythologie. 3. Aufl. 2 Bde. Berlin 1872 und 1874.
Roskoff, Gustav, Geschichte des Teufels. 2 Bde. Leipzig 1869.
Schleiden, M. J., Ursprung des deutschen Volksaberglaubens, besonders in Bezug auf Pflanzen (Illustr. deutsche Monatshefte Nr. 201, Juni 1873, S. 280 ff).
Schwartz, F. L. W., Der Ursprung der Mythologie, dargelegt an griechischer und deutscher Sage. Berlin 1860.
Seydel, Rud., Die Religion und die Religionen. Leipzig 1872.
Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen. 3. Aufl. Bonn 1869.
Tylor, Edward, B., Die Anfänge der Cultur. 2 Bde. Leipzig 1873.
Uhland, Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter. I. Die Heldensage (Schriften zur Geschichte und Sage. Bd. I). Stuttgart 1865.
" Sagengeschichte der german. und roman. Völker. (Schr. z. Gesch. und Sage. Bd. VII. Stuttgart 1868).
" Schwäb. Sagenkunde und Abhandlungen (Schr. z. Gesch. und Sage. Bd. VIII. Stuttgart 1873).
Uhlemann, Aegyptische Alterthumskunde. 4 Bde. Leipzig 1857 und 1858.
Wurm, Paul, Geschichte der indischen Religion. Basel 1874.
Wuttke, Adolf, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Berlin 1869.

Es war der leitende Grundsatz, sowol des Sammlers der Sagen,

als des Verfassers dieses Buches, sich nicht in Hypothesen und nebelhafte Hirngespinnste zu verlieren, sondern nur Das zu behaupten, was durch gewichtige Thatsachen unterstützt und für den gesunden Menschenverstand bewiesen ist (von urkundlichen Beweisen kann natürlich auf dem Gebiete der Sage keine Rede sein). Daher wurde in den Sagen nichts gesucht, was nicht für den unbefangensten Beobachter und Beurtheiler schon in ihnen liegt. Freilich bedarf es bei den meisten Sagen und Märchen erst der Vergleichung, nicht nur mit anderen desselben Volkes, sondern auch mit solchen anderer Völker, um ein religiöses Element darin zu finden und sich die Meinung aus dem Kopfe zu schlagen, daß sie blos zur Unterhaltung gedichtet seien. Hat man sich aber einmal in diese Vergleichung verschiedener Sagen hineingefunden, so springt ihre Bedeutung von selbst in die Augen. Wir haben daher niemals künstliche, sondern stets natürliche Wege eingeschlagen, um die religiösen Elemente der Sagen zu deuten, d. h. wir gingen nicht von den oft zufälligen Namen und Attributen der mythischen Wesen aus, um auf diese gegründet sie einander beizugesellen oder zu substituiren, sondern vor Allem von ihrem Gesammtcharakter und von den bedeutendsten Merkmalen ihrer Erscheinung, welche Hauptsachen dann erst von den Namen und Attributen unterstützt werden mußten.

Alle mythischen Wesen der Heidenvölker sind Namen und Hüllen für Gegenstände der Natur, vorab für die beiden großen Urgegensätze, Himmel und Erde, dann für die Gestirne, Sonne, Mond und Sterne und für die sich an diese Wesen anschließenden und sich gleich ihnen paarenden Wirkungen und Analogien derselben: Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leben und Tod, Wärme und Kälte, endlich für alle übrigen, mehr oder weniger selbständigen Naturerscheinungen: Feuer und Wasser, Blitz und Donner, Wind und Wetter, Wolken, Regen, Schnee, Wachsthum, Fruchtbarkeit, Gesundheit, Krankheit rc. Bei fortgesetzter Vergleichung und Zusammenstellung wird es sich denn auch zeigen, daß eine fortlaufende Entwickelungsreihe die mythischen Wesen verbindet, und von den unvollkommensten, menschenunähnlichsten zu den vollkommensten, menschenähnlichsten aufsteigt. Der Mensch beginnt in der Erkenntniß der Dinge nicht bei sich selbst; im Gegentheil, erst nachdem er die Außenwelt durchforscht, kehrt er zu sich selbst zurück und erkennt sich selbst. Die Selbsterkenntniß ist die

höchste Stufe in der Entwicklung der Ideen; wo sie anfängt, da hört die Kindheit der Menschheit, und mit ihr die Religion im gewöhnlichen Verstande und die Mythe auf und beginnt die Spekulation und die Philosophie. Letztere hat mit der Mythe nichts mehr zu schaffen, auch wenn sie sich noch so sehr auf sie zu stützen und sie für ihre Zwecke zu benützen sucht. Wenn die ägyptischen Priester von einem Urgeist, einem Urstoff, einer Urzeit und einem Urraum sprachen, so waren sie längst über die Kinderzeit der Mythe hinaus und in das reife Alter der Spekulation eingetreten, sie waren von einer Stufe der Entwicklung des Geistes zu der ihr entgegengesetzten fortgeschritten. Die Mythe nämlich schafft Bilder für Begriffe, die ihr sonst unverständlich wären, die Spekulation abstrahirt aus den Bildern der Mythe, die ihr zu einfach und kindisch geworden sind, wieder Begriffe, bis sie zuletzt der Bilder nicht weiter bedarf. Das Verfahren der Mythe ist Personifikation, Individualisirung, das der Spekulation ist Abstraktion, Idealisirung.

Die Mythe hat deduktive, die Spekulation induktive Methode, daher eine deduktiv verfahrende Spekulation noch keine wirkliche Philosophie, sondern im Banne der Mythe und der Theologie befangen ist, ja sogar noch selbst Mythen schafft.

Was nun unsere Auffassung der Mythologie betrifft, so stehen wir derjenigen Preller's, des leider zu früh geschiedenen verdienstvollen Bearbeiters der griechischen und römischen Mythologie, ziemlich nahe, doch ohne daß wir mit ihm in Allem einig gingen. Wir sind einverstanden mit Preller in der Erklärung der mythischen Sagen und Vorstellungen aus Naturvorgängen; aber wir finden, daß er dieselben nur nach ihrer letzten künstlerischen Ausbildung, und nicht nach ihrer ursprünglichen volksthümlichen Bedeutung auffasse. Sein Standpunkt ist durchaus berechtigt für die Kunst-, aber nicht für die Religionsgeschichte; denn wie er die Mythe versteht, so verstand sie Hellas, auf der letzten Stufe seiner Bildung, nicht das hellenische Urvolk in seiner Kindheit, als es noch die Natur in naivem Sinne personificirte und individualisirte. In dieser ältern Auffassung aber sind die Mythen in analogen Zügen von Volk zu Volk verbreitet worden; die hohe künstlerische Ausbildung, welche sie in Hellas empfingen, ist eigenste Sache des hellenischen Volkes und hat mit unserer nordisch-germanischen Volkssage nichts zu thun. Die Griechen in ihrer Blüte-

zeit haben den Himmel auf die Erde herabgezogen; die Mythe erhielt daher bei ihnen vorwiegend irdische Bedeutung; an die Stelle der Ursache trat die Wirkung an die Stelle der Gestirne ihr Einfluß auf Witterung, Fruchtbarkeit, Gesundheit, Leben, Wohlstand u. s. w. Da wir uns aber mit der deutschen Volkssage beschäftigen, d. h. mit der Sage einer Nation, welche zur Zeit des Heidenthums keine Blüte der künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung errang wie die Hellenen, so können wir, wo wir des Zusammenhanges wegen auf die griechische Mythe Bezug nehmen, nur die ursprüngliche Bedeutung derselben berücksichtigen, wie sie bei einem noch nicht feingebildeten Volke Platz greifen muß, und wie sie mit einigem Scharfblicke aus der späteren Entwickelung der Mythologie noch herausgelesen werden kann.

So hat z. B. Preller (3. Aufl. Bd. I. S. 91, 2. Aufl. S. 90) die sein System in wenig Worten charakterisirende Stelle, die ältesten griechischen Götter betreffend: „Zeus als der oberste Himmelsgott und der gemeinschaftliche Vater oder Gatte, . . . Hera und Athena als die beiden weiblichen Mächte des Himmels, die eine mit dem vorherrschenden Ausdruck der mütterlichen, die andre mit dem der jungfräulichen Weiblichkeit, Hephästos als der Feuergott himmlischen Ursprungs, Ares der Sturmgott, endlich Hermes als der der meteorologischen Veränderung von Licht und Dunkel." Gut, das war die Auffassung höherer Bildung. Die kindliche Mythendichtung aber wußte wol vom Himmel, und vom Feuer als Gegenständen der Verehrung, nicht aber vom Sturm, von meteorologischen Veränderungen, von weiblichen Mächten des Himmels, die theils nur Wirkungen bekannter Ursachen, theils zu abstrakt sind, um in Zeiten naiven Glaubens begriffen zu werden. Wenn also Zeus allerdings den Himmel und Hephästos das Feuer bedeutet, womit wir einverstanden sind, was waren denn Ares und Hermes, Hera und Athena? Sie waren nichts anderes, als was ihre Geschwister und Verwandten, Apollon und Artemis sind, nämlich Wiederholungen von Helios und Selene, den Kindern des ältesten Titanen Hyperion, nämlich Variationen von Sonne und Mond, dem (nach Himmel und Erde) ältesten Götterpaare. Es erscheint dieser Charakter bei Hera, welche in feingebildeter Zeit als Göttin der Luft galt, noch in dem derben, eine ältere rohere Zeit bezeichnenden Zuge, daß Zeus sie im Zorne am Himmel

aufhängt. Welches weibliche Wesen sonst aber hängt am Himmel, als der Mond? Daher auch ihre Feindschaft gegen Dionysos und Herakles, die Sonnengötter, diese alte Feindschaft (abwechselnd mit Liebe) zwischen Sonne und Mond (wie denn auch ihr Gatte Zeus als Himmels- ein Sonnengott ist;) daher ihr Beinamen *βοῶπις* (die Kuhäugige); denn für den Mond war stets ein Bild die Kuh, wie für die Sonne der Stier. Ursprünglich konnte die Luft kein so individuelles Wesen sein, wol aber der stets als solches betrachtete Mond. So beurkunden auch bei Athena, welche lieblich und mild glänzt und segnet (Preller, S. 152 [147]), ihr runder Schild, mit dem Mondbilde der Medusa (Preller, S. 158 [153]), ihre Jungfräulichkeit, ihre Geburt aus dem Haupte des Himmelsgottes zwischen den Wolken, ihr italischer Name „Minerva“ (*μήν*), ihr Beiname ***Γλαυκῶπις***, „welcher einen eigenthümlich leuchtenden Glanz der Augen ausdrückt, einen ähnlichen Glanz wie den des Mondes“ (Preller), ihre Deutung durch Aristoteles auf das Mondlicht u. s. w., den Charakter einer ursprünglichen Mondgöttin. Dasselbe ist der Fall mit Aphrodite, in Hinsicht auf ihre Geburt aus dem Meere, wo der Mond für Griechenland aufgeht, aber auch auf ihre Erzeugung durch Samen des Himmels (Uranos) und auf ihre nächtlichen Dienste; auch wurde sie ausdrücklich als Mondgöttin verehrt (Preller, S. 278 [267] und ihr Geliebter Adonis war ein Sonnengott. Daher ist aber auch ihr göttlicher Buhle Ares ein Solcher und seine Stärke und Streitlust die der Sonne, deren brennende Fakel er trägt, und Solche sind ebenfalls Hermes und Dionysos; denn die Ursache der durch Jenen dargestellten Licht- und Luftveränderungen,*) und der durch Diesen repräsentirten Fruchtbarkeit des Erdbodens, besonders des Weines, ist ja eben die Sonne. Weitaus am nächsten steht endlich unsere Auffassung derjenigen Simrock's in seiner „deutschen Mythologie“, welche wir zwar erst kennen lernten, als unsere Ansicht bereits fest stand, von welcher wir aber nur in untergeordneten Punkten abweichen müssen, natürlich ganz abgesehen von seiner sonderbaren Predigt gegen den Fortschritt (S. 147), die gar nicht zur Sache gehört. Aehnliches ist zu sagen von dem Standpunkte, den der ver-

*) Schlagend für Hermes als Sonnengott ist die Stelle bei Preller (Plew) Bd. I. S. 318, 319).

diente Mytholog Schwartz (der Ursprung der Mythologie, Berlin 1860) einnimmt. Ursprünglich war es derselbe, den auch wir vertreten. Wir waren überrascht, als wir, erst nach Vollendung des vorliegenden Buches, in dem erwähnten Werke (S. 17 und 18) die mit unserer Auffassung durchaus übereinstimmende Stelle lasen; „Und wie so das am Himmel sichtbar werdende Tagesauge den Glauben an einäugige, gewaltige Riesen dort oben weckte, die man mehr in ihrer Furchtbarkeit auffaßte, weil dem roheren Menschen eben mehr die furchtbaren Erscheinungen sich aufdrängten; so erzeugte das Funkeln so vieler Sterne zur Nacht neben anderen sachlichen Auffassungen, z. B. als Feuerfunken, in menschlicher Deutung, je einen Riesen gegenüber dann die Vorstellung unendlich vieler kleiner „zwerghafter“ Wesen, die, wenn die Wolken sie deckten, ihre Nebelkappen übergezogen u. s. w.“ (Vergl. ebendas. S. 247). Im Verlaufe seiner Forschungen aber deutet Schwartz die gesammte Mythologie (in ihrer ältesten Form nämlich) ausschließlich auf meteorologische Vorgänge, auf Wolken, Sturm, Blitz, Donner, Regen, Regenbogen, und anerkennt die Himmelskörper, (welche uns schon von vornherein die Hauptgestalten der Sagenwelt sind, neben denen wir aber auch jenen ihren Platz einräumen), blos als „sachliche Elemente“ und erst in späterer Entwickelung als Stoff zu „menschenähnlicher Vorstellung.“

Es geht aus dem Gesagten, dessen Begründung der folgende Text mit den eingefügten tausend Sagen liefert, von selbst hervor, daß unser System mit Uebertreibungen der natürlichen Deutung des Mythenwesens, mit minutiösen und sentimentalen Tifteleien nichts zu thun hat. Die Vergöttlichung der Naturerscheinungen und die Mythendichtung nach denselben in ältester Zeit, und zwar bei allen Völkern, die sich über den Fetischdienst erhoben hatten, war stets so einfach als möglich und ging weder subtil und skrupulös ins Einzelne, noch schuf sie ein durchaus logisches System, ja sie schrak keineswegs vor Inkonsequenzen, Verwechseungen und Widersprüchen zurück, die aber aufzudecken und zu berichtigen nach der von uns angenommenen Methode unbefangener und ungezwungener, durch Thatsachen unterstützter Deutung keinen wesentlichen Schwierigkeiten unterliegen dürfte.

Und damit empfehlen wir diesen anspruchlosen Strauß von frischen Blumen aus dem Garten der Volkssage dem Wohlwollen der

Freunde des Volkes und der mythengeschichtlichen Wissenschaft, und fügen die Bitte an jeden Kenner noch nicht veröffentlichter mythischer Volkssagen bei, uns solche zur Erweiterung unserer Forschungen mitzutheilen, wofür wir im Voraus unsern aufrichtigen Dank aussprechen.

Gohlis bei Leipzig, am letzten Tage des Jahres 1873.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung.

Die Volkssage ist entweder mythisch, wenn sie sich auf Dinge bezieht, welche im gewöhnlichen Leben unmöglich sind, einer andern Welt angehören, als der alltäglichen, oder historisch, wenn sie an wirkliche Oertlichkeiten oder wirkliche Personen, welche gelebt haben, oder an beides anknüpft. Freilich giebt es auch Volkssagen, welche von wirklichen Personen und Orten unmögliche, dem Alltäglichen widersprechende Dinge erzählen und daher eine Mischung beider Klassen sind. Dieses Buch beschäftigt sich ausschließlich mit der mythischen Volkssage, in deren Gebiet auch das Märchen gehört, sofern es Volks- und nicht Kunstdichtung ist. Es ist daher unsere Hauptaufgabe, zu untersuchen, woher die unmöglichen und unwirklichen Dinge in der Mythe rühren, was sie bedeuten und wie sie sich ausgebildet und verbreitet haben.

Die Mythe ist ein Kind des Glaubens und der Poesie. Von jenem hat sie den Inhalt, von dieser die Form. Letzteres ist niemals bestritten, ersteres aber größtentheils erst in neuester Zeit erkannt worden. Man hat so durchgreifende und allgemeine Beziehungen zwischen der Mythe oder mythischen Volkssage und der Religion gefunden, daß es nun beinahe allgemein anerkannt ist: die Mythe entstammt der Religion, und ihre Entstehung ist ein Theil der Entwickelung religiösen Bewußtseins. Der Beweis dafür liegt in dem Umstande, daß die Mythen größtentheils von notorisch und faktisch religiös verehrten Dingen und Wesen handeln und die übrigen Mythen den ersteren in allen Beziehungen durchaus gleich gestaltet sind. Die aufgestellte Regel beschränkt sich aber auf eine bestimmte Klasse von Religionen, nämlich auf die Naturreligion, d. h. die Glaubensform, welche den Grund des Bestehens der Dinge, wonach doch jede Religion zu allererst forscht, in ihnen selbst sucht, die Natur als Schöpferin ihrer eigenen Erscheinungen anerkennt. Die speculativen und ethischen

Religionen, welche den Grund der Natur außerhalb ihrer selbst suchen, haben keine Mythen, ausgenommen solche, welche sie aus der Naturreligion herübergenommen und ihrem System angepaßt haben. Jede eingehende Untersuchung der Mythen stößt daher in ungezwungenster Weise auf Spuren der Naturreligion, und alle Mythen lassen sich auf Vorgänge und der Natur deuten. Den Beweis hierfür liefert der Umstand, daß eine große Menge von Mythen der verschiedenen Völker unmittelbar von Naturdingen selbst handeln und von diesen ihre Geschichten erzählen, und daß die übrigen Mythen von mythischen Persönlichkeiten ganz dasselbe aussagen, was erstere von den Naturdingen.

Die Voraussetzungen des Entstehens der Mythen sind daher das Bestehen der Naturreligion und der Poesie. Welche Naturdinge zuerst Gegenstand der Mythenbildung waren, hängt von dem Charakter und der Auffassungsgabe der einzelnen Völker ab. Ohne Irrthum läßt sich indessen sagen, daß es in der Regel die auffallendsten waren, vorab jene, welche den Menschen Furcht und Achtung abnötbigten, wozu wohl allgemein in ersterer Beziehung der Donner und Blitz, in letzterer die Sonne und der Mond gehörten. Um und an sie reihten sich die übrigen Naturwesen, von welchen dasselbe, wenn auch in geringerem Maße, gesagt werden kann: Wind und Regen, Schnee und Eis, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Morgen- und Abendroth, die Dämmerung, der Regenbogen, die Ströme, das Meer, die eingebildete Unterwelt, namentlich aber die Gestirne, der Himmel und die Erde selbst, sowie die auf ihr wachsenden Pflanzen und wandelnden Thiere. Alle diese Wesen und Erscheinungen wurden als lebend gedacht und vorgestellt, und erhielten daher in der Fantasie der Menschen Gestalten, welche wirklich lebenden Wesen entlehnt oder aus verschiedenen solchen zusammengesetzt waren.

In der Wahl der Gestalten für die verehrten und zur Mythenbildung benutzten Naturdinge läßt sich eine mit dem Bildungszustande der Völker im Laufe der Geschichte zusammenhängende Stufenreihe erkennen, welche mit den unvollkommensten Gestalten beginnt und mittelst eines langwierigen Ringens nach der geeignetsten Hülle der verehrten Wesen, das sich in unwirklichen und unmöglichen Gestalten kundgiebt, bei der edelsten solchen, derjenigen des Menschen, ankommt.

Wir unterscheiden demnach drei Stufen der Gestaltung göttlich verehrter und daher auch in den Mythen spielender Wesen:

1) die Thiergestalt,
2) die unmögliche Gestalt, welche ursprünglich stets aus Menschen- und Thiergestalt zusammengesetzt ist, und deren verschiedenartige Modificationen unter der Benennung der Dämonen zusammengefaßt werden können,
3) die Menschengestalt.

Die Thiere sind die ältesten Gestalten, unter welchen in den Mythen die göttlich verehrten Wesen erscheinen, weil sie diejenigen Geschöpfe sind, welche den Menschen am nächsten stehen und theilweise durch ihre Schädlichkeit Schrecken und Entsetzen verbreiten, theilweise durch ihren Nutzen Dankbarkeit hervorrufen, wozu noch kommt, daß die Thiere für den Menschen etwas Räthselhaftes an sich haben, indem der oft menschenähnliche Verstand, den sie an den Tag legen, ihrer vom Menschen so sehr abweichenden Gestalt und ihrer Sprachlosigkeit zu widersprechen scheint. Dieser Umstände wegen, glaubte man höhere Wesen, d. h. gewaltige Naturmächte, die man anstaunte oder fürchtete, in ihnen verborgen und verehrte daher solche unter der Gestalt der Thiere. Um ihrer selbst willen, d. h. wegen ihres Nutzens oder ihrer Furchtbarkeit, wurden die Thiere wohl nur bei in der Civilisation tiefer stehenden Völkern verehrt. Solche Völker dagegen, welche in der Mythenbildung höhere Ansprüche an Einbildungs- und Gestaltungskraft zu befriedigen im Stande sind, lassen in ihren religiös-poetischen Ueberlieferungen klar durchblicken, daß sie in den Thieren etwas Höheres, etwas Dämonisches erblicken, daß ihnen die Thiere als Hüllen für übergeordnete Naturmächte erschienen. Vor Allem ist dies der Fall im Bezug auf die Gestirne. Die ältesten Sternbilder tragen die Namen von Thieren; die zwölf, durch welche die Sonne ihren scheinbaren Lauf nimmt, heißen: der Thierkreis (Zodiakos), und Sonne wie Mond wurden in den ältesten Mythen der hervorragenden Culturvölker, und auch in denjenigen minder begabter, als Thiere vorgestellt. Grimm und Simrock anerkennen, daß der Thiercultus „eigentlich den höheren Wesen galt“, welche die Gestalt der ihnen heiligen Thiere angenommen hatten, wie dies auch beim Pflanzen- (Baum-) Cultus der Fall war, und daß die Thiere ihre Heilighaltung ihrem Bezug zu den Göttern verdankten, d. h. zu den Naturgottheiten: Gestirne, Luft- und Wassererscheinungen u. s. w. Thiere wurden daher häufig genug den Wesen geopfert,

welchen sie heilig waren; daß Thieren selbst geopfert wurde, läßt sich nur an vereinzelten Beispielen erkennen. Wo der Thiercultus die höchste Ausbildung erhielt, wie in Aegypten, da hatten die Götter Thierköpfe; die Thiere waren daher nur ihre Bilder, nicht selbst Götter. Freilich wurde der Thierdienst oft so weit getrieben, daß man seine ursprüngliche Bedeutung vergaß und die Thiere um ihrer selbst willen zu verehren glaubte; damit war aber der naive Glaube an die Mythen vorbei und die mechanische Gewohnheit, am Hergebrachten festzuhalten, eingerissen, auch folgerichtig die Axt an den Baum des Glaubens gelegt und der letztere zum Untergange reif.

Weil in dem Thiere etwas Höheres, Göttliches verborgen geglaubt wurde, schrieb der Volksglaube den Thieren die Gabe zu, welche nur die vollkommensten Wesen besitzen, die der Sprache. Es wurde darunter aber nicht die unvollkommene eigentlich blos hypothetische Sprache verstanden, welche die Thiere wirklich besitzen, mittelst welcher sie sich untereinander verstehen, sondern eine ausgebildete, articulirte, welche von besonders bevorzugten, durch gewisse mystische Vorgänge dazu tüchtig gemachten Menschen verstanden werden könne. Mit dieser Sprache hängt auch das Prophezeihen der Thiere zusammen, welches z. B. in der deutschen Mythologie namentlich Vögeln, wie dem Kukuk, Raben, Hahn u. s. w., ferner der Spinne, zugeschrieben wird. Das in den Thieren liegende Dämonische, d. h. der Widerspruch zwischen leiblicher Erscheinung und geträumter Geisteskraft, ließ sie auch mit dem Tode nicht zu Grunde gehen. Als Abbilder höherer Mächte lebten sie im Volksglauben fort und erschienen als Spukgestalten, als Geister und Gespenster; es war das Unsterbliche in ihnen, das auf sie übertragene Göttliche und Allmächtige, welches diesen Glauben schuf. Weil die Naturmächte, Sonne, Mond und Sterne, Wind und Gewitter, Jahres- und Tageszeiten nicht sterben, sondern nur scheiden und wieder zurückkehren, so mußte dies auch mit den Thieren der Fall sein, welche jene Mächte bedeuteten.

Und dieses Dämonische, dieses Hinausgehen der Macht über die Erscheinung, nahm in den als Hüllen der Gottheiten geltenden Wesen so überhand, daß die Thiergestalt zu seiner Fassung nicht mehr genügte, sondern sich mit der vollkommenern menschlichen verband und endlich ganz in sie überging. In den Gestalten der Dämonen,

welche den Uebergang von den verehrten Thieren zu den eigentlichen Göttern bilden und mehr gescheut und gefürchtet, als angebetet wurden, lebten die Thiere noch fort; aber sie wichen immer mehr und zuletzt völlig der menschlichen Form. Die Dämonen haben vom Thiere bald einzelne Körpertheile, bald nur rohe, ungeschlachte Kraft, bald nur noch gewisse Züge, die dem Thiere als Bild der Gottheit angedichtet wurden. Der Dämonen-Cultus, welcher als solcher nur noch bei wilden barbarischen Völkern vorkommt, ist in seiner Geschichte dunkel nnd unenträthselt. Sein Dasein bei später oder jetzt civilisirten Völkern, geht nur noch aus den Mythen hervor; die Erinnerungen an die Verehrung der Dämonen selbst sind geschwunden. Wir können daher auch in wissenschaftlicher Hinsicht nur insofern von den Dämonen sprechen, als sie Gegenstand der Mythe sind. Das Dämonische war in den Thieren als geheiligten Wesen mit dem Thierischen, d. h. Natürlichen gemischt; in den Dämonen, welche keine wirklich vorkommende Gestalt besitzen, herrscht es allein; die Dämonen haben eine geheimnißvolle Herkunft, Wohnung und Macht; Alles ist unbegreiflich nnd räthselhaft was sie thun und treiben, nichts entspricht bei ihnen den Verhältnissen, Sitten und Gebräuchen lebender Wesen. Sie leben, haben aber nach dem Volksglauben keine Seele und doch höhere Geistesgaben als die Menschen; denn soweit sie nicht mehr geachtet und gefürchtet, sondern verspottet und gefoppt werden, ist der Einfluß des Christenthums und dessen Tendenz, den alten heidnischen Glauben zu discreditiren und lächerlich zu machen, nicht zu verkennen.

Die Dämonen, welche in der uns zunächst beschäftigenden mythischen Volkssage der germanischen Völkerstämme eine Rolle spielen, sind nach den Elementen, in welchen sie leben und weben, und nach ihrer angenommenen äußern Erscheinung in mehrere Klassen zu unterscheiden. Vor Allem zerfallen sie in Wasser- und in Landwesen. Eigentliche Luft- oder Feuerwesen, welche von den Erdwesen zu trennen wären, kennt die deutsche Volkssage nicht. Die Wasserwesen, vom deutschen Volke Nixen genannt, sind ursprünglich aus der Gestalt von Wasserthieren und Menschen zusammengesetzt, wurden aber im Verlaufe der Zeit ganz menschenähnlich und auch in der Größe vom Menschen nicht wesentlich verschieden gedacht. Ganz anders ist es mit den Landdämonen. Solcher giebt es keine, welche an Größe den

Menschen entsprechen, sondern nur solche, welche darin unter — und solche, welche über ihnen stehen — Zwerge und Riesen. Erstere haben in der Volkssage von den Thieren nicht mehr die untere Körperhälfte wie die Nixen, sondern nur noch die Füße, die sie daher niemals zeigen und deren Entdeckung sie aus der Welt der Menschen treibt. Die Riesen dagegen haben keine dem Menschen nicht angehörende Körpertheile, sondern nur thierische Stärke und Kraft und allenfalls Behaarung. Offenbar jüngsten und bereits von ausgebildeter Mythologie oder gar vom Christenthum beeinflußten Ursprungs sind die Dämonen der Volkssage, welche gar nichts der menschlichen Gestalt und Größe Widersprechendes mehr an sich tragen, sondern sich von den Menschen nur noch durch das Dämonische selbst unterscheiden. Es sind dies die in der Sage auftretenden Geistesriesen oder Schicksalsmächte, welche des Menschen Lebensmomente bestimmen und beherrschen, so: die Macht des Lebensuntergangs, der Tod, die Macht des Bösen, der Satan, die Mächte des Zaubers, dem des Menschenleben in allen seinen Lagen unterworfen ist — Feeen, Hexen, Zauberer, Hexenmeister.

In dem Cultus der Dämonen herrschte die Furcht vor, wie zum großen Theile auch in demjenigen der Thiere. Als religiöse Grundlage konnte dieselbe vor einer vorgeschrittenen Civilisation und Bildung nicht Stand halten. Die Ausbildung des Familienlebens unter den Menschen, das auf der Liebe beruhte, machte es diesen zum Bedürfniß, auch die geglaubten höheren Wesen, denen sie Alles verdankten, was sie waren und hatten, zu lieben. Zu diesem Ende schwand in der Vorstellung von denselben alles Thierische und machte einer menschenähnlichen Gestalt Platz; es schwand das Dämonische vor dem Erhabenen. Es war kein Widerspruch mehr da zwischen der Erscheinung und der Macht der Götter; denn wenn auch menschenähnlich, wurden sie doch als von höherm, ätherischem Wesen und von unendlich größerer Kraft, vor Allem aber als unsichtbar, allgegenwärtig, allmächtig und allwissend gedacht. Wenn sie auch oft deutlich der Fantasie als riesenhaft erschienen, hatten sie doch nichts mehr von dem rauhen, ungeschlachten Wesen der Riesen. Ihre riesige Größe war etwas Selbstverständliches, nichts Auffallendes, Außerordentliches wie bei den Riesen. Es war endlich eine Folge der Zunahme des Selbstbewußtseins und der Würde bei den Menschen,

was die Götter, auf der höchsten Stufe der polytheistischen Religionen, vollends alles Uebernatürlichen und Uebermenschlichen entkleidete und sie zu vollen und ganzen Menschen — nicht heruntersetzte, sondern erhob. Denn bisher waren sie keine Personen, sondern blos Ideen und Bilder gewesen; als Heroen wurden sie Menschen, nur außerordentlich begabte. Sie wurden geboren, lebten, liebten, freiten, kämpften, litten und starben wie die Menschen, und wenn sie nach dem Tode fortlebten oder gar wieder auf der Erde erschienen, so thaten sie nur was von den Menschen selbst ebenfalls allgemein geglaubt wurde.

Unter den Naturwesen nun, welche diese Reihe von Gestalten und Wandelungen vom verachtetsten Thiere bis hinauf zum edelsten und außergewöhnlichsten Menschengebilde durch- und mitmachten, stehen unstreitig mit dem allerreichsten Schatze von Mythen die Gestirne voran: Sonne, Mond und Sterne, und wahrlich nicht umsonst. Von ihnen hängt ja in der That das Meiste ab: Tag und Nacht, Helle und Dunkelheit, das Jahr und die Jahreszeiten, das Wetter mit allen seinen Erscheinungen, Blüten und Früchte, das Wachsthum der Thiere und Menschen, Gesundheit und Krankheit, Wohlstand und Armuth, Leben und Tod. War das nicht Allmacht und Allgegenwart? Und mußten nicht die Wesen dem Menschen als die erhabensten, glänzendsten, unerreichbarsten und unbegreiflichsten vorkommen, deren Erscheinung er sich nicht erklären konnte (während diejenige der meisten Dinge auf der Erde sich von selbst erklärt), die weit über der Erde, in unmeßbarer Höhe weilen, stets ihre nämliche Laufbahn ruhig und sicher, in ungestörter, staunenerregender Ordnung, verfolgen, ohne daß Jemand weiß, woher sie kommen und wohin sie gehen?

Dieses unaufhörliche Kommen und Gehen der Gestirne, die fortwährenden Veränderungen in ihrem Gesammtanblicke, die aber so regelmäßig zu bestimmten Zeiten wiederkehrten, dieser durch sie verursachte Wechsel der Tages- und der Jahreszeiten und alle hierdurch herbeigeführten Modificationen im Aussehen des Himmels und der Erde, in den Beleuchtungen beider, in den Witterungsverhältnissen u. s. w., alle diese Vorgänge gaben den Stoff zu Geschichten und Erzählungen, deren Helden die Personificationen der Naturkräfte und Naturorgane, also erst Thiere als ihre Bilder, dann Dämonen als ihre Vertreter und endlich die menschenähnlich gedachten Götter und die ganz mensch-

lich vorgestellten Heroen wurden. So gab es erst Familien-, dann Haus- und Stammes-, dann Landes- und Reichsgeschichten, die sich alle auf die Vorgänge am gestirnten Himmel zurückführen lassen. Sie alle aber gingen zwischen Himmel und Erde vor, und eine vorgeschrittene Beobachtungs- und Combinationsgabe führte daher dazu, in diesen beiden Hälften der Welt nach dem geocentrischen Systeme die Eltern der zwischen ihnen kreisenden und wandelnden Weltkörper oder Weltlichter zu suchen. Naturgemäß wurde das starke männliche Geschlecht der obern, das duldende weibliche der untern Hälfte zugeschrieben. Der Himmel wurde zum Vater, die Erde zur Mutter aller Dinge. Wir finden diesen Dualismus und diese Genealogie bei den Maoris auf Neuseeland und den übrigen Polynesiern, im Reiche der Mitte, in den Vedas der Brahmanen, in der Kosmogonie der Hellenen und in den düstern Bildern der germanischen Edda. Der durch seinen Regen und Thau befruchtende Himmel und die empfangende und fruchttragende Erde sind da überall die Hauptpersonen in einem Drama voll Liebe und Schmerz, Vereinigung und Trennung, Kindesliebe und Kinderabfall. Herrschaft und schmachvollem Sturz. Die thatsächliche Trennung zwischen Himmel und Erde ohne Aufhören ihres gegenseitigen Verkehrs bot hierzu den Stoff. Nehmen wir als Beispiel eine höchst merkwürdige Mythe der Maoris auf Neuseeland. Von Rangi, dem Himmel, und Papa, der Erde, heißt es, entsprangen alle Menschen und Dinge; aber Himmel und Erde hafteten aneinander und Finsterniß lag über ihnen und den Wesen, welche sie gezeugt hatten, bis zuletzt ihre Kinder berathschlagten, ob sie ihre Eltern auseinander reißen oder erschlagen sollten. Da sagte Tane-mahuta, der Vater der Wälder, zu seinen fünf großen Brüdern: „Es ist besser, wir trennen sie, so daß der Himmel weit über uns steht, und die Erde unter unsern Füßen liegt. Laßt den Himmel uns fremd werden; aber die Erde bleibe bei uns, als unsere nährende Mutter.“ Darauf erhob sich Rongo-ma-tane, Gott und Vater der Culturnahrungsmittel des Menschen, und suchte Himmel und Erde von einander zu trennen; er setzte alle Kräfte daran, aber vergebens, und vergebens waren auch die Bemühungen Tangaroas, des Vaters der Fische und Reptilien, und Haumia-tikitikis, des Vaters der wildwachsenden Nahrungsmittel, und Tu-matauengas, des Gottes und Vaters der unerschrockenen Menschen. Da erhebt sich langsam Tane-mahuta, der

Gott und Vater der Wälder, und ringt mit seinen Eltern, indem er sie mit seinen Händen und Armen zu trennen sucht. „Siehe, er macht eine Pause, sein Haupt ist jetzt fest auf seine Mutter, die Erde, gestemmt, seine Füße hebt er hoch empor und hält sie gegen seinen Vater, den Himmel, und er spannt seinen Rücken und seine Gliedmaßen mit mächtiger Anstrengung. Jetzt sind Rangi und Papa von einander geschieden und mit Schreien und Aechzen kreischen sie laut. . . . . Aber Tane-mahuta rastet nicht; weit, weit unter sich drückt er die Erde hinab; weit, weit über sich drängt er den Himmel hinauf." Aber Tawhiri-ma-tea, der Vater der Winde und Stürme, war nie damit einverstanden gewesen, daß seine Mutter von ihrem Gatten getrennt werde, und jetzt erhob sich in seiner Brust der grimmige Plan, gegen seine Brüder in den Krieg zu ziehen. So stand der Sturmgott auf und folgte seinem Vater in das obere Reich und eilte in die geschützten Höhlen des grenzenlosen Himmels, um sich dort zu verbergen und anzuklammern und einzunisten. Darauf kam seine Nachkommenschaft hervor, die mächtigen Winde, die grimmigen Böen, die Wolken, dicht, dunkel, feurig, wild einherjagend, wild platzend; und in deren Mitte stürzte der Vater auf seine Feinde. Tane-mahuta und seine Riesenbäume standen sorglos und ohne eine Ahnung da, als der wüthende Orkan auf sie hereinbrach, der die Bäume knickte und Stämme wie Zweige zerstreut und zertrümmert auf der Erde den Insekten und Würmern zur Beute ließ. Sodann stürzte der Vater der Stürme hernieder, um die Gewässer zu Wogen zu peitschen, deren Gipfel wie Klippen emporstiegen, bis Tangaroa, der Gott des Oceans und alles dessen, was darin wohnt, erschreckt durch seine Meere floh. Seine Kinder, Ika-tere, der Vater der Fische, und Tu-te-wehiwehi, der Vater der Reptilien, suchten einen Zufluchtsort, wo sie sicher sein konnten; der Vater der Fische rief: „Ho, ho, laßt uns Alle nach dem Meere fliehen", aber der Gott der Reptilien rief ihm zur Antwort: „Nein, nein, laßt uns Alle landeinwärts fliehen", und so trennten sich diese Geschöpfe; denn während die Fische ins Meer flohen, suchten die Reptilien Sicherheit in Wäldern und Sträuchern. Aber der Meeresgott Tangaroa, erzürnt, daß seine Kinder, die Reptilien, ihn verlassen hatten, hat seitdem immer gegen seinen Bruder Tane, der ihnen Obdach in seinem Holze verlieh, Krieg geplant. Tane greift ihn wieder an, indem er die Nachkommen

seines Bruders Tu-matauenga, des Vaters der unerschrockenen Menschen, mit Canoes und Speeren und Fischhaken aus seinen Bäumen versieht, und mit Netzen, die aus seinen Faserpflanzen geflochten sind, damit sie überall die Fische tödten können, die Kinder des Meeresgottes; und der Meeresgott geräth in Zorn gegen den Waldgott, überwältigt dessen Canoes mit seiner hoch aufschlagenden See und fegt seine Bäume und Häuser mit Fluten hinaus in den grenzenlosen Ocean. Alsdann beginnt der Gott der Stürme seine Brüder, die Götter und Erzeuger der angebauten und wilden Nahrungsmittel, anzugreifen, aber Papa, die Erde, nahm sie auf und verbarg sie, und so sicher wurden diese ihre Kinder von ihrer Mutter versteckt gehalten, daß der Sturmgott vergebens nach ihnen suchte. So stürzte er sich auf den letzten seiner Brüder, den Vater der unerschrockenen Menschen, aber den konnte er nicht einmal erschüttern, obwohl er alle seine Kräfte daran wandte. Was kümmerte sich Tu-matauenga um den Zorn seines Bruders? Er hatte den Plan zur Vernichtung seiner Eltern angegeben und sich tapfer und unerschrocken im Kriege erwiesen; seine Brüder waren vor dem furchtbaren Andrang des Sturmgottes und seiner Nachkommen gewichen; der Waldgott und seine Nachkommen waren in Stücke zerbrochen und zerrissen; der Meeresgott und seine Kinder waren in die Tiefen des Oceans und in die Spalten der Küste geflohen, die Götter der Nahrung hatten sich sicher verborgen; aber der Mensch stand noch aufrecht und unerschüttert auf dem Schoße seiner Mutter Erde, und zuletzt beruhigten sich auch der Himmel und der Sturm und ihre Leidenschaft ließ nach.

Jetzt aber sann Tu-matauenga, der Vater der unerschrockenen Menschen, nach, wie er sich an seinen Brüdern dafür rächen könne, daß sie ihn im Kampfe gegen den Gott der Stürme ohne Hülfe gelassen hätten. Er bereitete sich Schlingen aus den Blättern des Whanake-Baumes, und die Vögel und wilden Thiere, Kinder Tanes, des Waldgottes, fielen vor ihm; er flocht Netze aus der Flachspflanze und schleppte die Fische ans Land, die Kinder Tangaroas, des Meeresgottes; er fand in ihren Verstecken unter dem Boden die Kinder Rongo-ma-tanes, die Batate und alle Culturnahrungsmittel und die Kinher Haumia-tikitikis, die Farrenwurzel und alle wildwachsenden Nahrungsmittel; er grub sie aus und ließ sie in der Sonne dörren. Doch wiewohl er seine vier Brüder überwältigte und sie seine Nahrung

wurden, über den fünften konnte er doch nicht Herr werden, und Tawhiri-ma-tea, der Sturmgott, greift ihn noch immer mit Ungewittern und Orkanen an, und sucht ihn zu Lande und zu Wasser zu vernichten. Dadurch, daß der Zorn des Sturmgottes gegen seine Brüder losbrach, verschwand das trockne Land unter dem Wasser. Die Wesen aus alten Tagen, welche so das Land überschwemmten, waren Furchtbarer Regen, Langanhaltender Regen und Heftiger Hagelsturm; und ihre Nachkommen waren Nebel und Himmelsthau und Lichtthau, und so blieb nur wenig trocknes Land über dem Meere stehen. Da nahm das helle Licht in der Welt zu, und die Wesen, welche zwischen Rangi und Papa verborgen gewesen waren, ehe diese getrennt wurden, vermehrten sich jetzt auf der Erde. „Bis auf den heutigen Tag ist der Himmel noch immer von seiner Gattin, der Erde, getrennt geblieben. Doch ihre gegenseitige Liebe besteht noch immer; die sanften warmen Seufzer ihres liebenden Busens erheben sich noch immer zu ihm, aufsteigend von den waldigen Bergen und Thälern, und die Menschen nennen sie Nebel; und der weite Himmel, der die langen Nächte über die Trennung von seiner Geliebten trauert, läßt häufig Thränen auf ihren Schoß fallen, und Menschen, welche diese sehen, nennen sie Thautropfen“[1]).

Stellen wir dieser originellen Mythe einmal eine solche der Antipoden ihrer Erfinder entgegen. Von Neuseeland nach Deutschland ist kein kleiner Schritt, es liegt nicht weniger als der gesammte Durchmesser der Erde dazwischen; daher sind auch die Mythen beider Gegenden, obschon sie denselben Gegenstand behandeln, so grundverschieden. Wir meinen das sinnigste und vielleicht bekannteste, auch unstreitig das bei Erwachsenen beliebteste Märchen der Deutschen, Dornröschen, welches uns als Beispiel von der Bedeutung der mythischen Sagen und Märchen dienen mag. Ein König und eine Königin erhalten lange kein Kind. Nehmen wir an, dieses Elternpaar stelle wie ein jedes, mit dem eine Mythologie beginnt, Himmel und Erde vor. Ein Frosch verkündet ihnen eine Tochter; aus diesem Zuge spricht die alte Vorliebe der Mythe für kriechende Thiere, diese

---

[1]) Sir G. Grey, „Polynesian Mythology“, p. 1. ꝛc. aus dem maorischen Originaltext, den er unter dem Titel „Ko nga Mahinga a nga Tapuna Maori, etc.“ London, 1854 veröffentlicht hatte. Vergleiche damit Shortland, „Trads. for N. Z.“ p. 55 ꝛc.; R. Taylor, „New Zealand“, p. 114 ꝛc.

Abbilder der kriechend sich bewegenden Gestirne. Der Frosch ist ein Stern, und ein solcher dient in den verschiedensten Mythen als Verkünder freudiger Ereignisse, als „Unstern" auch des Gegentheils. Es wird ein Mädchen geboren; die Tochter des Himmels und der Erde kann nur die Natur, speziell die Blumenwelt sein; außerdem könnte man sie nur als eine Wiederholung der Mutter, als die verjüngte Erde auffassen. Er werden zwölf weise Frauen zum Geburtsfeste eingeladen, die zwölf Monate. Die dreizehnte vergessene ist ohne Zweifel das Schicksal oder der Tod, was auch ihrem Ausspruche gemäß ist. Die zwölfte Fee, welche den Spruch mildert, aber doch ein trauriges Ereigniß vorhersagt, ist der letzte Monat des Jahres, welcher der Natur vollends ein Grab bereitet; daß das Unheil durch eine Spindel geschehen soll, erinnert an die nordischen Schicksalsgöttinnen, die Nornen, welche gleich den hellenischen Moiren (römischen Parcen) das Schicksal des Menschen spinnen. Die Spinnerin, bei der das Mädchen die verbotene Spindel entdeckt, ist verborgen wie das Schicksal. Im Augenblicke, wo die Natur, von ihrem unabwendbaren Geschick ereilt, im zwölften Monat einschläft, schläft Alles mit ihr; Thiere und Menschen sind ihrer sommerlichen und herbstlichen Beschäftigung entzogen und in ihre Wohnungen gebannt, Alles schläft in gewissem Sinne, schläft hinter einer undurchdringlichen Dornenhecke. Niemand kann zur schlafenden Blumenwelt gelangen, ehe die bestimmte Zeit herum ist, während welcher sie unter der schützenden Schneedecke schlafen muß. Wer es vorher versucht, geht zu Grunde; erst der Rechte kommt zum Ziele; nennen wir ihn den Frühling, den Sonnen- oder den verjüngten Himmelsgott, das thut nichts zur Sache, wenn er nur Der ist, der die Schlafende wecken kann. Merkwürdiger Weise sagt ein deutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, der Schlesier Logau vom Mai:

Dieser Monat ist ein Kuß,
Den der Himmel giebt der Erde.

Sollte er eine Ahnung von der Bedeutung des Märchens gehabt haben? Mit diesem Kusse erwacht Alles zu neuem Leben und lebt wieder fort, als wenn nichts geschehen wäre, bis ein neuer Winter den Kreislauf weiter führt.

Noch weit mannigfaltiger aber wurden diese Geschichten durch die Berücksichtigung dessen, was unter den leuchtenden Himmelskörpern

und durch dieselben geschah. Ihr Aufgang und Untergang, nicht nur jeden Tag und jede Nacht, sondern auch mit Bezug auf die jährlichen (und beim Mond auf die monatlichen Perioden) ihres Umlaufes am Himmel, wurden Lebensgeschichten. Die Sonne (im Deutschen leider weiblich behandelt) mußte dabei naturgemäß zum Haupthelden werden und als allein herrschendes Gestirn am Tage, dessen Glanz alle übrigen überstrahlt und vertreibt, mit dem Himmel zusammenfallen, den ihr Licht erfüllt. Wirklich sind in den verschiedenen Mythologien Himmels- und Sonnengott nicht streng zu trennen. Mit seiner Lichtstärke und der hierdurch hervorgerufenen Wirkung auf alle Wesen, macht der Sonnenball einen durchaus männlichen Eindruck, daher auch sein Geschlecht in den meisten gebildeten Sprachen, daher auch sein unverkennbarer Zusammenhang mit den Haupthelden der Mythe selbst bei solchen Völkern, deren Grammatik ihn weiblich benennt. Das Umgekehrte ist der Fall mit dem ächtweiblichen, sanften, veränderlichen und schwärmerischen Monde, dessen wahrer Charakter auch in der deutschen Heldensage das pedantische Genus überwindet und in der Hauptheldin erkennbar ist. In der Sphäre des Thierdienstes hat die Sonne die Gestalt des Lieblingsthieres, so bei den ältesten Ackerbauvölkern die des Stieres, in welchem Falle dann der Mond als Kuh erscheint, wozu auch seine beiden Hörner führen. Die ägyptische Isis und die griechische Io nahmen ebenso ohne alles Bedenken die Hülle der Kuh an, wie Zeus, da er die Europa entführte, die des entsprechenden männlichen Thieres. Bei Reitervölkern mußte das edle Pferd dieselbe Rolle spielen.

Der Kreislauf von Sonne und Mond, ihr zeitweiliges Zusammentreffen und Fliehen, das Licht, das jener Körper diesem verleiht und wieder entzieht, die Einsamkeit des Einen am Tage, des Andern in der Nacht, alles sind Materialien zu einem kosmischen Liebes- und Heldenroman, der auch in unendlichen Variationen die Mythen aller Völker erfüllt.

Der Aufgang der Sonne wird in der Mythe zur Geburt, der Untergang zum Tode, die Verfinsterung zum Leiden des Helden, sei dieser nun in Thier- oder Menschengestalt gedacht. In merkwürdiger Weise stimmen die amerikanischen Wilden verschiedener Stämme, sowohl im Norden als im Süden, mit der skandinavischen Edda darin überein, daß sie Sonne und Mond durch Hunde (in der Edda Wölfe)

verfolgen lassen, die sie zu verschlingen drohen und in der Verfinsterung auch wirklich verschlingen und wieder von sich geben (man denke an Rothkäppchen, dessen leuchtend rothe Mütze auf eine Gestirn-Personifikation deutet). Daher der Lärm, den die Indianer verursachen, um das verschlingende Ungethüm abzuschrecken, der auch bei den Römern gemacht wurde, ja sich bis in das Christenthum herein zog; im Volksaberglauben ist sogar noch gegenwärtig die Betrachtung der Finsternisse als unglücklicher Ereignisse nicht verschwunden. Die poetisch ausgebildete Fantasie der germanischen Nordländer spann die Finsterniß zur Götter-Dämmerung, dem Ende aller Dinge aus, welchem aber eine Wiedergeburt der Sonne und des Mondes, der Götter und des Menschengeschlechtes folgen sollte. Civilisirtere Völker, wie die Chinesen und die Indier, machen aus den thierischen Ungeheuern Dämonen, von welchen dasselbe ausgesagt wird. Die völlig ausgebildete Mythe erhebt sie zu rachedurstigen Feinden der Helden, mit menschlicher Gestalt und Leidenschaft, in denen dann allerdings die Verfinsterung als astronomisches Ereigniß und diejenige durch das regelmäßige Einbrechen der Nacht nicht mehr auseinanderzuhalten sind, ja letztere Auffassung vielmehr die vorwiegende geworden ist. Der Drache, mit dem der Sonnenheld in der griechischen und germanischen Mythe kämpft, ist offenbar die Nacht, seine vielen Köpfe oder Augen sind die Sterne; ja wir haben noch Volkssagen, in welchen der Stier, dieses uralte Sonnenbild, Drachenbekämpfer ist. Die vom Drachen bewachte Jungfrau aber muß hiernach als der Mond gedeutet werden, und diese Combination ist ins Unendliche verändert worden. Da die Sonne Nachts hingeht, die unwissenschaftlichen Völker wissen nicht wohin, so wird das Ereigniß auch zu einem Hinabsteigen des Sonnengottes in die Unterwelt, wie es die griechische Sage von ihren Heroen, die nordische von Balder und das christliche Credo vom Stifter dieser Religion erzählt. Wo der Sonnengott handelnd auftritt, da verschwindet der Himmel als Person aus der Mythe; wo das Umgekehrte der Fall ist, wird die Sonne zum Auge des Himmels, und dann ist der Mond das andere. Weil beide Lichtkörper nicht zu gleicher Zeit am Himmel leuchten, hat der nordische Himmelsgott Odin nur ein Auge, das andere ist ihm als Pfand abgenommen worden, damit er aus Mimirs Brunnen der Weisheit trinken könne, und schwimmt noch in vielen Volkssagen auf dem Grunde des Wassers;

es kann daher auch das Spiegelbild der Sonne als das verlorene Auge gelten.

Die unabsehbare Menge der Sterne tritt je nach der waltenden Laune der Fantasie in die verschiedensten Beziehungen zu den kosmischen Hauptgottheiten. Immer aber ist ihre Rolle eine untergeordnete, der großen Zahl und geringen Lichtstärke angemessen. Auf der Stufe des Thierdienstes sind sie dem Jägervolke eine Jagd, die, in Verbindung mit den heulenden Stürmen und dahineilenden Wolken zur wilden Jagd des Himmelsgottes wird, dem Hirtenvolke aber eine Herde, deren Obhut dem Mond anvertraut ist. Aber auch unter den Sternbildern selbst fehlt es nicht an Candidaten der Anführerschaft dieses zahllosen glänzenden Heeres, wenn sie auch in der Mythe nicht ausdrücklich in dieser Tendenz hervortreten. Einzelne Sternbilder sind nämlich, ihrer auffallenden Gruppirung zufolge, nicht als Thiere, sondern als riesenhafte Menschengestalten vorgestellt worden. Das älteste derselben ist wohl ohne Zweifel der Jäger Orion. Er ist für Europa hauptsächlich im Winter zu sehen, in der Jahreszeit der Jagd; vor ihm her laufen der große und der kleine Hund, und ihm gegenüber sind die beiden Bären und die beiden Löwen von seiner Keule bedroht. Sein Gegenbild, das emportaucht, während er verschwindet, ist der hauptsächlich Sommers, in der Zeit der Weide, für unsern Erdtheil sichtbare Rinderhirt, Bootes, dessen Mythe mager ist; es ist aber offenbar eine Verirrung, daß er aus dem Hirten der Himmelsherde zum prosaischen Ochsentreiber des „Wagens" wurde. Den Australiern sind unsere Zwillinge Kastor und Pollix zwei Jäger, Yurree und Wanjel und unsere Capella (junge Ziege) das Känguruh, das sie verfolgen, und so modificirte jedes Volk den prachtvollen Anblick der Sternennacht nach seinen Neigungen und Bedürfnissen. Originell ist namentlich die Gestirnmythe der Mintiras auf der Halbinsel Malakka. Nach derselben sind Mond und Sonne Beide Frauen und Beide hatten ehedem viele Kinder. Aus Furcht jedoch, daß dieser Ueberfluß an Licht und Wärme den Menschen schaden könne (auch da die alte anthropocentrische Eitelkeit), beschlossen sie Beide, ihre Kinder aufzufressen. Die Sonne allein that es jedoch, der Mond, welcher sich seiner Kinder erbarmte, versteckte dieselben. Als die Sonne dies merkte, jagte sie wüthend hinter dem Monde und seinen Kindern, den Sternen her und thut dies noch bis auf den

heutigen Tag. Ein Stamm in Ost-Indien (Nagpore), welcher die Geschichte ähnlich erzählt, will wissen, die Sonne habe den Mond wegen seines Betrugs mitten durch gehauen; er wachse jedoch immer wieder und erleide dann seine Strafe von neuem. Dieses Durchhauen kennt auch eine slavische Sage.

Nachdem die Thiermythe den vorgeschritteneren Völkern nicht mehr genügte, und das unbefriedigte Streben, dem Göttlichen die eigene Gestalt zu verleihen, sich in die Schöpfung mißgestalteter Dämonen verirrte, waren auch unter den Letzteren hauptsächlich die Sterne verstanden, was sich leicht nachweisen läßt. Die Sterne schweben durch den Himmelsraum dahin, sie bedürfen keiner Füße, um jene blauen Fluren zu durchmessen; daher wurden schon vor uralter Zeit mit Vorliebe Thiere verehrt, welche der Füße entbehren und daneben in ihrem Wesen etwas Dämonisches haben. Wir brauchen nur an die Schlangen zu erinnern, welche bei den meisten Völkern mehr als andere Thiere verehrt wurden; ja man weiß, daß sie mit Vorliebe als Hülle der Götter galten; selbst der ernste nordische Odin verwandelte sich als Schlange, um zur geliebten Gunnlöd zu gelangen. Der Schlangencultus ist der verbreitetste unter allen Thierdiensten. An die Heiligkeit des Fußmangels erinnert daher vor Allem der Zustand der unvollkommenern Dämonen. Die Nixen haben statt der Füße Schlangen- oder Fischschweife (erstere erschienen bei den hellenischen Titanen und bei der keltischen Melusine, letztere bei den Najaden und Tritonen, seltener bei den deutschen Nixen). Die Zwerge zeigen ihre Füße nicht, und die Entdeckung derselben ist ihr bitterstes Leid. Beide, Nixen und Zwerge, tragen rothe Mützen, welche ein Bild der leuchtenden Sterne sind (auch der Götterbote Hermes und die Dioskuren trugen solche). Die Nixen schwimmen in der blauen Fluth der Gewässer unserer Erde, wie die Sterne in derjenigen des Himmels, sie tauchen aus derselben auf und nieder wie die Sterne am Abend und Morgen. Die Zwerge treiben ihr Wesen Nachts wie die Sterne und verschwinden gleich diesen, wenn das Licht einer neuen Kultur hereinbricht, welche rücksichtslos und kritisch nach ihren geheiligten Füßen forscht. Die riesenhaften Dämonen sahen wir bereits als Jäger und Hirten am Firmament, auch werden wir sehen, wie sie mit den Zwergen so nahe verwandt sind, daß sie nur als eine Vergrößerung derselben erscheinen. Auch der Uebergang von

der dämonischen zur rein menschlichen Gestalt läßt die Erinnerung an die Sterne nicht schwinden. Die nächtlichen Tänze der Feeen und Elfen in anmuthiger und der Hexen in abschreckender Weise, sowie der Todten auf den Gräbern, die nächtlichen Leichenzüge der Verstorbenen und demnächst Sterbenden, die Geisterritte, wie sie die Lenorensage schildert, die Fuhrwerke und Schiffe mit darauf fahrenden „Geistern", die Fahrten des Gesindels, das den wilden Jäger, wie dessen, das die „Nachtfrau", Hulda, Bertha, oder wie sie heißen mag, begleitet, was können sie alle ursprünglich anderes sein, als Personificationen des am Himmel um den Nordpol tanzenden oder von Osten nach Westen wandelnden und jagenden Sternenheeres? Nimmt ja der Volksglaube außerdem die Sterne für Seelen der Verstorbenen! Ja sogar, wo es sich nicht um Todte, sondern um Lebende handelt, besitzen mythische Kriegszüge und Schlachten genug der astronomischen Anknüpfungspunkte, wie der Argonauenzug nach dem goldenen Fließ der Sonne, der Krieg der Sieben (die Zahl der alten Planeten) gegen Theben, der Zug nach Troia, um die Mondgöttin Helena, die Schwester zweier Sterne (Kastor und Pollux) wieder zu holen, und in unserer Sage die Niederlage (Not) der Nibelungen, d. h. der Leute vom Norden, um den die Sterne gruppirt sind, die bis auf den letzten Mann vor einem neu anbrechenden Tage erbleichen müssen.

Die Sterne werden aber in der Mythe nicht nur zu lebenden Gestalten, sondern auch zu leblosen Dingen, freilich zu solchen, welche dem Menschen höher als alles Leben stehen; es ist bisher unsres Wissens nicht eingesehen worden, daß die Schätze, welche in den Mythen aller Völker eine so große Rolle spielen, nicht irdische Schätze bedeuten, sondern schlechterdings nichts anderes als die Sterne, welche ja wie Gold und Silber oder vielmehr weit herrlicher als dieses glänzen. Diese Schätze befinden sich stets im Besitze göttlich verehrter oder als Abbild der Gottheit dienender Wesen, und was wollten diese mit irdischem Gold und Silber thun? Die Thiere, welche ihres schleichenden Ganges wegen am ehesten mit den Sternen in Zusammenhang gebracht wurden, sind in der mythischen Volkssage stets Schatzhüter. Schlangen und Drachen hüten Horte, weil die Nacht, welche sie bedeuten, und welche unter ihrem Bilde gefürchtet wurde, die Sterne hütet. So besitzen auch die Nixen und die Zwerge stets

Schätze, weil sie selbst Sterne sind und diese einander gegenseitig hüten. Weil aber die Sterne kein wirkliches Gold und Silber sind und bei Tagesanbruch verschwinden, so werden auch die Goldstücke, welche Nixen und Zwerge den Menschen schenken, am Tage zu Kohlen, Staub, Blättern, Koth und anderen werthlosen Dingen. Wie würden solche Vorgänge auf wirkliches Gold und Silber passen? Dasselbe bedeuten denn auch die Horte der Heldensage. Auch jener der Nibelungen ist kein irdisches Kapital; ein solches wechselt nicht im Besitze zwischen Sonnen- und Nachtgöttern; ein solches bringt seinem Eigenthümer nicht den unvermeidlichen Tod. Aber der Hort der Sterne, welcher der Nacht (dem Drachen) gehört, kann, nach ihrer Ueberwindung, nicht im Besitze des siegreichen Sonnengottes bleiben, sondern muß wieder der Nacht (dem einäugigen Hagen, dem Elfensohn) anheimfallen und der Sonnengott muß darum sterben. Nur ein Hort, der für den Augenschein im Wasser untergeht, kann in den Rhein versenkt werden, der nur ein lokaler Stellvertreter für das Meer ist, in dem die Sterne untergehen.

Weit weniger als die Welt der Gestirne treten in der Mythe die übrigen Organe und Erscheinungen der Natur mit Deutlichkeit hervor, weil keine von ihnen mit solcher Beharrlichkeit ihren Posten einnehmen und nach ihrem Scheiden zur festgesetzten Zeit immer wieder beziehen, wie die Gestirne.

Zunächst sind hier jene Erscheinungen zu berücksichtigen, welche mit dem Laufe der Gestirne zusammen- und von demselben abhängen, so namentlich die beiden Röthen des Morgens und Abends. Beide spielen eine bedeutende Rolle in der ältesten indischen Mythologie der Vedas; die Hellenen kennen die „rosenfingrige Eos", die übrigens mit dem Tage überhaupt oft als gleichbedeutend erscheint; das Abendroth personifizirten sie nicht. Tag und Nacht als Solche sind der nordischen Mythologie bekannt, aber nur in untergeordneter Weise. Erstere stellen die Vedas durch die beiden Açvin („Pferde"), ihre Dioskuren dar.

Den größten Eindruck unter den nicht regelmäßig wiederkehrenden Naturereignissen bringt der Donner mit dem Blitze hervor. Da sein Ursprung dem Augenschein nicht klar vorliegt, und der der Naturgesetze nicht Kundige über denselben keine Wahrnehmung machen kann, als daß er aus dem Himmel komme, so ist bei den civilisirten Völkern

stets der Himmelsgott zugleich auch Donnergott. Es trifft dies bei dem indischen Indra wie bei dem griechischen Zeus ein, und es liegen Spuren genug dafür vor, daß der nordische Donnerer Thor ein älterer Gott war als Odin, zu dessen Gunsten ihn eine spätere Mythologie herabsetzte und zu dem Sohne des jüngeren Emporkömmlings stempelte.

Die ungebildeteren Völker, welche es nicht zu der Abstraction eines Himmelsgottes gebracht, deren Mythe nur von den individuell auftretenden Erscheinungen erzählt, schreiben dagegen den Donner meist Thieren zu, viele wilde Stämme Amerikas z. B. einem Vogel, dem Klatschen seiner Flügel und dem Funkeln seiner Augen. Verwandt mit dieser Auffassung ist die Vorstellung von der Entstehung der Erdbeben bei den verschiedenen Völkern. Die in poetischer Hinsicht Ungebildetsten schreiben sie abermals, und zwar ganz roh prosaisch, einem Thiere zu, das sich unterhalb der Erde bewege, so die Japanesen einem Walfisch, der unter derselben hindurch kriecht, die Mongolen einem Frosche, die nordamerikanischen Indianer einer Schildkröte, die Kamtschadalen den Schlittenhunden ihres Erdbebengottes, die Hindus endlich dem Elefanten, der die Erde trägt. In Tonga verursacht es der polynesische Universal-Gott und Held Maui, dem sein Enkel das Feuer weggenommen wie Prometheus, und den er dann besiegte, worauf er einschlief; wenn er sich im Schlafe dreht, so bebt die Erde. Ganz ähnlich dachten die Nordländer in Bezug auf den zur Strafe für seine Unthaten von den Asen gefesselten Loki.

Höher stehen unstreitig die Mythen von den Winden und Stürmen. Wir finden sie beinahe überall durch menschenähnliche Wesen personifizirt. In Neuseeland sperrt Maui die Winde gerade so in Höhlen, wie der hellenische Aiolos. Auch die nordamerikanischen Indianer stellen die Winde als Brüder dar, ja sogar als die Ahnherren des Menschengeschlechts. Die Griechen kannten außer ihren acht Winden auch weibliche Luftgeister, welche die sanfteren Bewegungen der Atmosphäre vertraten. In der deutschen Volkssage erscheint der Wind als Riese und hat, dem sentimentalen Zuge der Nation gemäß, auch eine Windsbraut. Von „Wind“ ist wahrscheinlich „Winter“ abgeleitet; diese rauhe Jahreszeit erkennt man deutlich in den Schnee- und Eis-, Reif- und Thauriesen (Hrymthursen) der germanischen Urzeit. Die von den Winden getriebenen Wolken wurden von den

fantasiereichen Hellenen ebenfalls personifizirt im Geschlechte der Nephele und von Aristophanes auf die Bühne gebracht. Bei uns, wo sie gar zu gemein und häufig sind, treten sie zurück und werden zur Tarnhaut oder Nebelkappe, durch welche sich der Sonnenheros unsichtbar macht, oder ihre fantastischen Formen vermehren die wilde Jagd der Gestirne und Winde um abenteuerliche Genossen.

Neben diesen außerordentlichen oder wenigstens unregelmäßigen Naturerscheinungen spielen in der Mythe auch die beständig anwesenden Elemente, d. h. was das Volk dafür hält. Die Erde haben wir bereits als Gefährtin des Himmels getroffen, die Luft durch die Winde vertreten gefunden. Bei den späteren Griechen und den Römern galt Hera, die Himmelskönigin, als die Göttin der ruhigen Luft; ursprünglich war sie, da eine Personifikation der leeren Luft nicht mehr der naiven Mythendichtung, sondern bereits der Reflexion angehört, ohne Zweifel eine Mondgöttin. Klarer ist in dieser Beziehung das Wasser vertreten, nirgends aber in reicherer Ausstattung als bei den Griechen, deren Land allerdings vom Meere umflossen und außerordentlich reich an Flüssen und Quellen ist. Das Meer und alle Flüsse, selbst die Quellen waren für sie lebende Wesen: Okeanos im ältesten, Pontos im zweiten, Poseidon im dritten Göttergeschlechte, als Meeresgott, dann die Flußgötter, die Quellnymphen, die Nereiden, die Tritonen, die Telchinen, die Sirenen u. s. w., ein zahlloses Geschlecht. In der germanischen Mythologie kennen wir außer dem einen Meergotte Oegir, der zudem nur eine untergeordnete Stellung einnimmt, blos das unheimliche und doch verführerische Geschlecht der Nixen.

Kein s. g. Element aber ist in allen Religionen und Mythologien mit solcher Schärfe und zugleich in so weittragender, folgewichtiger Bedeutung hervorgetreten wie das Feuer. Das personifizirte Feuer bildet den Uebergang von der Natur- zur ethischen Religion; es mußte dies; denn kein Naturorgan und keine physische Erscheinung hat in so deutlicher Weise und in so scharfer Unterscheidbarkeit gute oder wohlthätige und schlechte oder schädliche Wirkungen wie das Feuer. Zudem ist kein anderes Element, keine andere Naturerscheinung durch den Menschen erfunden und hervorgebracht worden, wie das Feuer, kein anderes Moment der Naturreligion konnte daher für die Kultur der Menschen so weitgreifende Folgen haben.

Während die übrigen s. g. Elemente und Naturerscheinungen ihre

naheliegende Ursache haben, entsteht das Feuer gleichsam aus Nichts; während jene weite und schwer zu individualisirende Massen bilden, besteht das Feuer in einer Art von Individualitäten, den Flammen, welche zu leben scheinen, ja sogar nach dem Gegenstande, der sich ihnen darbietet, gierig lecken. Daher wurde das Feuer als menschenähnlich gedacht, daher von menschenähnlichen Gespenstern unter der Form von Flammen gefabelt. Geht ja bei kalter Luft Rauch aus des Menschen Munde, als ob ein Feuer in ihm brennte! —

Wie nach unserer Ueberzeugung nichts anderes als die Gestirne, namentlich die Sonne, mit ihrer allgewaltigen, blendenden und brennenden Kraft, die Menschen auf die Idee einer Gottheit, — wie nichts anderes als die Wiederkehr des Tages nach der Nacht, des Frühlings nach dem Winter und etwa auch die Verwandlung der Insekten, sie auf die Annahme einer persönlichen Wiedergeburt oder Unsterblichkeit führte, — so hat, wie wir annehmen zu sollen glauben, nichts anderes, als des Feuers wohlthätige und verderbliche Seite unsere Ahnen auf die Begriffe von Gut und Böse gebracht, — das Feuer hat die Ethik geschaffen. Werden ja in unbewußter Erinnerung an diese Thatsache noch gegenwärtig alle Tugenden sowohl, als alle Laster mit erwärmendem oder verzehrendem Feuer verglichen. Das Feuer der Liebe, der Hingebung, der Tapferkeit, der Frömmigkeit, der Beredsamkeit sind der Sprache ebenso geläufig, wie das Feuer des Ehrgeizes, der Wollust, der Habsucht u. s. w. Die heilige Flamme der Vaterlandsliebe wird ebenso „entzündet“ und „unterhalten“, wie die wilde Fackel der bösen Leidenschaften „angefacht“ wird und die an ihr Leidenden „verzehrt“.

Es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, daß das Feuer in keiner anderen Weise zur Anwendung durch die Menschen gelangt ist, als durch Reibung von Holz oder Steinen bei der Arbeit; die Aehnlichkeit aber zwischen dem aufgefundenen Element und der Sonne, einer Hauptgottheit der meisten Völker, verbunden mit der Dankbarkeit für seinen Nutzen und der Furcht vor seiner Schädlichkeit, hat es seit den ältesten Zeiten zu einem Kulturmittel, zu einem den Göttern ganz besonders geheiligten Gegenstande erhoben, ja sogar bei vielen Nationen zu einem Gotte personifizirt, welcher bald in manchen Beziehungen mit dem Sonnengotte zusammenfiel, bald aber die Grundlage zur

Gottheit des Verderbens und der Ränke und damit zu dem die Religion bis auf die neueste Zeit durchziehenden Dualismus wurde.

Dieser Dualismus guter und böser Gottheiten zieht sich durch die Mythologien aller Völker, selbst der uncivilisirtesten. Der gute Gott war der schaffende und erhaltende, der böse der zerstörende; thatsächlich stand jener vorzugsweise mit der Sonne, dieser mit dem Feuer im Zusammenhange. So wurden sich himmlisches und irdisches Feuer entgegengesetzt und damit die im positiven Christenthum am schärfsten hervortretende Ansicht verbreitet, daß das irdische Leben überhaupt ein Abfall vom Himmel und letzterer die wahre Bestimmung des Menschen sei. Der böse Gott der Naturvölker ist entweder einfach ein zerstörender, ohne nähere Bezeichnung seiner Mittel hierzu, oder es werden ihm vorzugsweise Feueropfer gebracht, oder er lebt nach der Meinung der Gläubigen im Feuer. Negerstämme glaubten bei der ersten Bekanntschaft mit dem Feuergewehr, den bösen Geist darin versteckt. Der Schreckensdämon der Sandwich-Insulaner wohnt im Lavastrom ihres gefürchtetsten Vulkans auf Hawaii.

Weit deulicher aber tritt der Zusammenhang des Feuers oder ihm ähnlicher Naturerscheinungen mit dem Dualismus in den Religionen der Kulturvölker hervor. In Aegypten, welches die unbezweifelt älteste derselben hervorgebracht, kannte die ältere Lehre nur eine Hauptgottheit, Ptah, welche Sonne und Feuer zugleich bedeutete. In der späteren aber wird unter dem bösen Princip Set (griechisch Typhon) der verzehrende Glutwind der Wüste verstanden, wie unter dem guten, Hesiri (Osiris) der Nil, die Wohlthat des Landes. Bei den Phönikern erscheint noch weit klarer der dem Menschen und der Natur feindliche Moloch als Herr des Feuers, der Sommerdürre und des Krieges, gegenüber Baal, dem Gotte des Lebens, des Lichtes und der Fruchtbarkeit. Der Stammgott der Hebräer, Jahveh erscheint als verzehrendes Feuer (im Dornbusch, auf dem Sinai u. s. w.) so oft er zürnt und straft, und ihm wird nur mit Feuer geopfert.

In der ältesten indischen Religionsform, welche die Arier im Induslande übten, ist Agni (ignis), der Feuergott, der Zerstörer, schon als Kind der Verzehrer seiner Eltern, der Vertreter der irdischen Mächte und zwar auch im guten Sinne, während Indra, der Luft- und Himmelsgott, als Erhalter auftritt. Entschiedener ist der Dualismus in der späteren Religionsform der indischen Arier, im Ganges-

lande, wo Vischun und Çiva auftraten, jener als das wohlthätige, dieser als das verderbliche Element, das zwar in gewisser Beziehung auch schöpferisch wirkt, aber nur durch das Mittel der Zerstörung. Den konsequentesten Dualismus in der Religionsgeschichte schufen aber die Arier im Hochlande von Iran. Hier erscheint unter den Naturdingen vorzugsweise das wohlthätige Feuer, besonders der Sonne, als Schöpfung des guten Gottes, Ahuramasda, das verderbliche aber, namentlich die verdorrende Hitze, als solche seines Widerpartes, Angramainju's. Bezeichnend für den dualistischen Charakter des Feuers ist auch, daß es sowohl bei wilden Stämmen, wie bei den ältesten Ariern als Schutzmittel gegen böse Geister erscheint; beinahe in allen Mythologien scheuen die bösen Elemente nichts mehr als ihren eigenen Anblick, den sie nicht ertragen können.

Das gestürzte böse Prinzip der Hellenen, Kronos, verzehrt seine eigenen Kinder und thut daher, was das Feuer thut. Aus der ägyptischen Mythe ist Typhoeus (Typhon), der Feind der Götter, und die Personifikation der Vulkane entnommen; den Namen der letztern trägt bei den Römern der eigentliche griechische Feuergott Hephästos (der ägyptische Ptah), welcher bezeichnender Weise vom Himmel geworfen ist und hinkt, weil das Feuer als der Sonne entstammend (wenn auch entartet) angesehen wurde und ein Mangel an den Füßen das Attribut der die fußlosen Gestirne vertretenden Götter war. Weil aber das Feuer auch wohlthätig wirkt und schafft, ist Hephästos der gewandte Künstler und Bildner, den auch die nordische Mythe in ihrem ebenfalls dämonischen und der Fußsehnen beraubten trefflichen Schmiede Wölund besitzt. Die Kultur der Hellenen war nicht, wie die der Asiaten, kontrastirend, sondern harmonisch, daher bei ihnen die ethischen Gegensätze in denselben Individuen verschmolzen erschienen, und z. B. die Antithese des häßlichen Hephästos, der schöne Apollo, der Gott des Sonnenfeuers, zugleich mit seinen Pfeilen die verderblichen Seuchen aussandte und die Beleidiger seiner Majestät grausam strafte.

Die ausdrücklichste Verbindung zwischen dem verderblichen Feuer und dem moralischen bösen Princip finden wir endlich bei den Germanen in ihrem Gotte der Lohe, Logi oder Loki, dem Vertreter der gestürzten Joten, Riesen, unter den herrschenden Asen, deren Verräther er ist, und das Gegentheil in seinem entschiedensten Feinde,

dem Gotte des himmlischen Feuers oder Blitzes, Thor, zwischen welchen, schwankend, als vermittelndes Prinzip die aus Gut und Böse gemischte Gestalt des Himmels- und Sonnengottes Odin steht. Gleich Prometheus, welcher das Feuer im Himmel geraubt und den Menschen gebracht, wird Loki, der die Götter geschmäht, auf Felsen angefesselt. Aus ihm, dem aus Iran zu den Hebräern gewanderten Ahriman (hier Satan) und dem hellenischen Fürsten der Unterwelt, Pluton, wurde endlich der christliche Teufel zusammengesetzt, in welchem Feuer und Uebel völlig Eines geworden sind, so daß die wohlthätige Seite dieses s. g. Elementes nur noch im Heidenthum zu finden ist.

Mit der Personifikation des Feuers wird demnach überall die Symbolisirung der Natur in der Religion erschöpft und erhält letztere einen ethischen Charakter; denn das Feuer macht die Menschen erst zu Kulturwesen und ist der Tod der Thierheit, aber auch der Unschuld, — der Anfang geregelter Sitten, aber auch der bewußten Leidenschaften; denn das Kochen begründet das Haus, festigt die Familie, befördert das Zusammenleben und hierdurch reiben sich die egoistischen Interessen an einander und führen zu Schädigungen, in denen die Menschen mit Entsetzen das Abbild des verzehrenden Feuers erkennen und ihre von Egoismus niemals freien Codices über die Begriffe von Gut und Böse aufstellen. Ein Kaffer erklärte einem Missionär: böse sei, wenn Andere ihm seine Frauen rauben, gut aber, wenn er die Frauen Anderer raube. Sind wir, offen gestanden, die Verhältnisse unserer vorgeschrittenen Kultur in Betracht genommen, im Grunde etwa über diese egoistisch-ethische Theorie hinausgekommen? Wo sind die Menschen, welche Theorien und Principien über ihre persönlichen Interessen setzen? Wo hat daher die Hypothese von angeborener Erkenntniß des Guten und des Bösen ihre Begründung? Diese Unterscheidung ist lediglich ein Produkt der Erziehung, und das wichtigste Erziehungsmittel der Menschheit war das Feuer; denn es führte sie zusammen und lehrte sie denken, begründete also auf der einen Seite den Staat, auf der andern die Wissenschaft, diese beiden höchsten Triumphe der Menschengeschichte. Mit diesen Errungenschaften verliert aber die Mythe ihre Eigenschaft als für wahr gehaltene Geschichte, welche ihr die erzählenden und deutenden Priester einst gegeben, und wird zur kritisch gewürdigten Reliquie und zum wissenschaftlichen Zeugniß des Gesichtskreises der Naturreligionen.

Erstes Buch.

Die Thiersage.

Erster Abschnitt.

Die kriechenden Thiere.

Die Spinne.

Das sagendichtende Volk kennt kein zoologisches System, sondern wählt die in seinen Sagen spielenden Thiere nach dem Eindrucke aus, den sie hervorrufen. Dieser richtet sich nach der äußeren Erscheinung, nach der Art und Weise der Bewegung, und so kommt es, daß die Sagen von Thieren, die unter sich keinen naturhistorischen Zusammenhang und sogar oft keine Aehnlichkeit haben, aber doch unter sich auffallend aneinander erinnern. Dies ist z. B. der Fall mit den kriechenden und Abscheu erregenden Thieren, welche in der Sage die schlichteste und daher ohne Zweifel älteste Rolle spielen. Dieselben erinnerten nämlich, da sie sich auf eigenthümliche Weise fortbewegen, die kindlichen Beobachter alter, an Gegenständen zur Vergleichung noch armer Zeiten, an die ohne Fuß, noch andere Bewegungsmittel durch die herrliche Himmelsflur dahinziehenden Sterne. Unter ihnen lassen wir dasjenige Thier vorangehen, welches unter den wirbellosen Thieren das einzige in der Sage einheimische ist, obschon der Krebs und der Skorpion sogar unter den Sternbildern glänzen. Wir meinen die **Spinne**, vor welcher viele Menschen Furcht und Ekel empfinden, während sie durch ihren Vertilgungskampf gegen lästige Insekten, wie Mücken, Fliegen und Wespen, durch ihre Kunst des Spinnens und Webens, und besonders durch ihre für untrüglich gehaltene Vorausanzeige des Wetters nicht nur Achtung erwirbt, sondern auch noch zahlreiche Spuren ehemaliger Verehrung aufzuweisen hat und in vielen Gegenden noch heute als ein heiliges Thier gilt. Schon das griechische Alterthum zeigt uns die Wahrheit dieses letztern Umstandes.

(1.) Arachne, die Tochter eines Purpurfärbers in Kolophon, hatte von Athene (Minerva) die Kunst des Webens gelernt und wurde so eitel, daß sie der Göttin

selbst einen Wettstreit in derselben anbot. Umsonst warnte diese sie in Gestalt einer alten Frau, und der Wettstreit begann. Arachne verfertigte ein kunstreiches Gewebe, welches die Liebesabenteuer der olympischen Götter darstellte. Athene zerriß es erzürnt, worauf Arachne sich erhängte; dann gab ihr die Göttin das Leben zwar wieder, aber nur unter der Gestalt der Spinne (ἀράχνη).

Für die Verehrung der Spinnen in alter Zeit sprechen auch die Sagen von riesenhaften Spinnen.

(2.) In der Klamm (Kluft) im Otternloch in Tirol soll eine solche gesessen haben, welche einst auf einmal siebenzehn Ziegen umspann und ihnen das Blut aussog. Ein solches Ungethüm war auch die Todtenkopfspinne, welche das Lorggenloch am Sonnenberge oberhalb Naturns am linken Etsch-Ufer bewohnte, so groß wie der Kopf eines neugebornen Kindes und täuschend ähnlich einem weißbraunen Menschenschädel, durch deren Anblick man den Verstand verlor oder gar den Geist aufgab (Alpenburg).

Noch jetzt lebt unter dem deutschen Volke und in dessen Nachbarschaft der Glaube an außergewöhnliche (übernatürliche) Eigenschaften der Spinne fort. In der schweizerischen Landschaft Toggenburg sagt man, ein Spinnlein auf dem Gewande deute auf das baldige Eintreffen einer frohen Botschaft für die betreffende Person. In Kanton Bern: an Wem ein Spinnchen herumkrieche, der bekomme Geld oder habe sonst Glück. In der französischen Schweiz lautet das Sprichwort in Bezug auf das Erscheinen der Spinne:

Matin, chagrin,
Midi, souci,
le Soir, espoir.
(Am Morgen: Sorgen,
am Tage: Plage,
am Abend: mit Hoffnung labend).

In der ehemaligen Grafschaft Werdenberg am Oberhein und in Luzern hält man die Anwesenheit der wunderschön gezeichneten Kreuzspinne in einem Hause für glückverheißend. Beleidigt man sie oder tödtet sie gar, so bringt es Unheil. Im Appenzellerlande heißt es, mit Bezug auf die dort blühende Industrie: „D' Spinnmocka (Spinnmücken, d. h. Spinnen) webid viel, es werd si mittem Gwerb bessera", oder „wenn d' Spinnmocka Fäda machid, so isch es ä böses Zächa (Zeichen), 's Garn schlod uf (schlägt auf)".

Unter den der Spinne zunächst verwandten Thieren, den Insekten, sind zwar manche von tiefer mythologischer Bedeutung, was sich in Sprüchen und abergläubischen Gebräuchen des Volkes kund-

giebt, wie z. B. der Floh, die Fliege, das Heimchen, die Heuschrecke, die Ameise, die Biene, die Wespe, die Schmetterlinge, der Marien-, Johannes-, Gold-, Mai- und Hirschkäfer; aber es sind uns von ihnen keine eigentlichen Sagen bekannt; beiläufig spielen sie indessen in manchen Märchen eine Rolle.

Die Kröte.

Eine noch häufigere Rolle, als die Spinne, spielt in der Volkssage die nützliche, weil schädliche Insekten vertilgende, aber trotz ihrer schönen Augen durch ihren langsamen Gang, ihre schmutzige Farbe und Feuchtigkeit noch widerlichere **Kröte**.

(3.) Unter der Kirche von Sargans ruht nach der Sage, ob einem grundlosen Wasser, eine riesig große Kröte; wenn dieselbe sich umdreht, so stürzt die Kirche zusammen.

Nach weit verbreitetem Volksaberglauben sind die Kröten nicht blos Dienerinnen der Hexen, sondern Letztere halten sich solche in Herden am Hexensabbath und erscheinen selbst nicht selten in Krötengestalt.

(4.) Letzteres thut zuweilen auch der Teufel, in welchem Falle das Thier, hie und da unter Haselstauden gefunden, heimgenommen und von Zeit zu Zeit in Milch gebadet, dem Besitzer, wenn er ihm Geld unterlegt, jedesmal ebensoviel heckt. Die Kröten heißen dann Alrunen, weichen nie von dem, der sie besitzt, und kehren, auch wenn man sie wegwirft, jedesmal wieder. Nach einigen Angaben kann man sie, um billigern Preis als sie gekostet, verkaufen; aber der dritte Besitzer ist unrettbar dem Bösen verfallen. Es wird auch erzählt, Kröten müssen ihren Herrinnen, den Hexen, oft Butter schwitzen und Eier legen.

(5.) Nach anderen Sagen (so z. B. bei Rorschach am Bodensee) treiben Unholdinnen, welche Tags als Kröten in einem Teiche sitzen, Nachts ihr Unwesen unter Donner und Blitz, Sturm und Regen und richten Verheerungen an. Gegen sie hilft nur, wenn die heilige Patronin des Ortes sie selbst zurücktreibt und so die Flur ihrer Kirche schützt.

(6.) Im Aargau erzählt man, daß sich bisweilen Kohlen langsam auf dem Boden erheben, bis sie zu einem Haufen von der Größe eines Korbes anwachsen, auf welchem zu oberst eine ungeheure sich

aufblähende Kröte sitzt und den Beschauer mit feurigen Augen anglotzt. Thut dieser nichts, so verschwindet Alles wieder, greift er hingegen zu, so verwandeln sich die Kohlen in seinen Händen in Gold.

(7.) Auch an anderen Orten sind die Kröten Schatzhüterinnen, namentlich in Tirol; aber das Heben der von ihnen bewachten Schätze ist mit Gefahren, Verlockungen und Blendwerk verbunden, welchen Hindernissen Keiner Stand hält; auch verbreitet der bewachte Schatz oft helles Licht (Zingerle und Vonbun).

(8.) Im Kanton Zürich zeigt man einen Baum, unter welchem ebenfalls ein Schatz liege. Einst wollte ein Mann diesen Mitternachts heben. Bald erschien ihm nun ein schönes Weib und ermunterte ihn zu seinem Vorhaben; er müsse jedoch dreimal Nachts kommen und sie jedesmal küssen. Fröhlich that er dies die erste Nacht; die folgende aber erblickte er eine große scheußliche Kröte unter dem Baume und floh. In der dritten Nacht war sie noch scheußlicher und der Mann fiel in unheilbaren Wahnsinn. Einem Andern, der dort grub, sagte ein erscheinendes Weib, es werde ihm gelingen, falls er einen gewissen Baum im Walde fälle, aus denselben eine Wiege zimmere und warte, bis ein Kind in derselben das erstemal weine — ein Zug, der in vielen Sagen wiederkehrt. Es heißt nun, der Mann habe erst den bezeichneten Baum lange nicht gefunden, dann sei das Holz entsetzlich hart gewesen, und er sei gestorben, ehe ein Kind in die Wiege gekommen.

Diese Sagen von Schätzen der Kröten bekräftigen die Herkunft der Thierverehrung von ihrer Versetzung an den Himmel, dessen Gestirne in den Mythologien aller arischen Völker als Gold, goldene Aepfel u. s. w. gefeiert werden. Weil die verehrten Thiere von den Sternen stammen, verfügen sie über Gold. Ja sie theilen von solchem bisweilen (wie die Sterne von ihren Glanz) den Menschen mit.

(9.) Im Aargau und in Tirol (Rochholz und Vonbun) läßt die Sage Landmädchen durch Kröten zu Gevatter bitten und dieselben werden zur bestimmten Zeit durch Erdmännchen abgeholt, um ihr Versprechen zu erfüllen. Nach geleistetem Dienste und empfangener Bewirthung erhalten sie — hier Kohlen, dort Stroh — zur Belohnung, was sie in einiger Entfernung nach und nach wegwerfen. Der kleinste bis zu Hause behaltene Theil verwandelt sich plötzlich in reinstes Gold; wie sie aber den Rest suchen wollen, ist nichts mehr zu finden. In Schwaben nehmen Nixen (Seeweiblein) die Stelle der Erdmännchen ein (Meier).

(10.) Ein Waisenkind, das an der Stadtmauer saß, sah aus einer Oeffnung in derselben eine Unke kommen. Geschwind breitete es sein blauseidenes Halstuch

neben sich, was die Unken sehr lieben und worauf sie sich allein begeben. Als die Unke dies sah, kam sie her, legte ein goldenes Krönlein auf das Tuch und ging wieder fort. Das Mädchen nahm das Krönlein weg, und als das Thierchen es nicht mehr fand, schlug es den Kopf so lange gegen die Mauer, bis es todt war.

Aehnliches, wie von der Kröte (und Unke) wird von ihrem Verwandte dem Frosche erzählt. Bekannt ist Grimms hessisches Märchen vom Froschkönig und eisernen Heinrich mit seinen Variationen im Paderborn'schen und in Schottland, (Märchen III. S. 3.) Merkwürdig aber ist, daß Aehnliches in der Sage vom Molch erzählt wird, der keine äußere Aehnlichkeit mit Frosch und Kröte hat, aber von der Wissenschaft als zu ihnen gehörig erkannt ist.

(11.) In Einsiedeln glauben Manche, wenn man den großen, schwarz und gelb gefleckten Molch auf feuchter Erde in einem Geschirr aufbehalte und ihm ganz fein gefeiltes Kupfer in etwas Milch zu fressen gebe, so werden seine Excremente zu reinem Golde. „Ein solches Mastthier, erzählte Einer, sah ich lange in seinem Käfig; aber das Gold bekam ich nie zu sehen.“

(12.) Hierher gehört auch, daß man vielfach glaubte, die Kröte trage einen zauberkräftigen Stein im Kopfe, welcher unter Anderm des Besitzers Leben verlängere. Auch Shakespeare kannte diese Sage:

Sweet are the uses of adversity,
which, like the toad, ugly and venomous,
wears yet a precious jewel in his head.

As you like it, Act II, Sc. 1.

Die Kröten sind auch, was wieder ihre ehemalige Verehrung zeigt, als spukende Gespenster thätig.

(13.) Auf dem Platze eines zerstörten Raubschlosses im Kanton Bern will man von Zeit zu Zeit, meist bei Wetterveränderung, unterirdisches Poltern vernommen haben. Der Burgherr, sagte man, sitze dort in einer Kammer auf großen Schätzen als Kröte.

(14.) Im Aargau spukt das sog. Dorfthier, welches unter der Gestalt einer Kröte einen ehemaligen Edeln von Hallwil birgt. Bei Begegnungen schwillt es zur Größe einer Wanne auf, hat Augen wie Zinnteller und wandert so weit hin, bis zum „Heidengraben“ und zur „Heidenkirche“ (Rochholz).

(15.) In Schweden erscheinen als Kröten die unterirdischer „alten, klugen Wesen“ (Undebyggjare), die dem schaden, der sich in ihr Gebiet wagt, und sich durch Klopfen zu erkennen geben. Sie

tauschen oft schöne Kinder gegen Wechselbälge aus. — Nach dem Volksglauben vieler Orte sind die Kröten lauter wegen begangener Sünden büßende oder aus Bosheit verwünschte Menschen, die mit der Hülfe Anderer „erlöst" d. h. entweder wieder der frühern Gestalt oder, noch häufiger, der Seligkeit theilhaftig werden. Namentlich ist dies in Tirol der Fall (wo die Kröten „Hötschen", „Höppinen" heißen), auch in der innern Schweiz. Man erblickt sie mit geheimem Grauen, hütet sich aber auch, ihnen ein Leid zu thun und warnt die Kinder in diesem Sinne. Sie sollen an Quatembertagen bei Kapellen, besonders an Wallfahrtsorten, sich einfinden.

(16.) Einem Wagen, der von Innsbruck nach Seefeld fuhr, watschelte eine große Kröte nach, hüpfte endlich in die Pritsche unten, und als der Fuhrmann sie hinaus warf, ein zweites Mal, und so bis er nachgab. Am Seitenwege zur Seefelder Kirche stand aber das Thier plötzlich als schöne, weißgekleidete Jungfrau, die somit durch diese „Wallfahrt" „erlöst" war, vor dem Fuhrmann, dem sie herzlich dankte. Eine andere verwünschte Kröte braucht zu einer solchen Wallfahrt sieben Jahre (Zingerle). — Zahlreiche ähnliche Tirolersagen lassen die erlösten Kröten an den Schwellen der Kirchen in weiße Tauben, oder schöne Männer verwandelt werden.

(17.) Auf einer Alp in Tirol hielt sich eine spukhafte Kröte unter dem Heerde auf und war nicht zu vertreiben. Als ein Alpmeister sie mit glühender Schaufel ergriff und in den Bach warf, sah er sie, zurückkehrend, wieder am alten Platze, bekam vor Schrecken eine „Krötenhaut" und starb unter furchtbaren Schmerzen (Alpenburg).

(18.) In der baierischen Oberpfalz spukte die verstorbene Mutter einer Bauernfamilie als Katze, während sie in der Zwischenzeit als Kröte unter dem Krautfasse saß und jedesmal Schmerzen fühlte, wenn man den Stein zum Beschweren auf das Faß warf (Schönwerth).

An Grimms Märchen vom Froschkönig schließen sich ferner viele Sagen, in welchen verwünschte Kröten nach der Erlösung zu schönen Jungfrauen oder Jünglingen werden, und zwar nicht zu „seligen", sondern zu lebenden.

(19.) Ein Tirolerbursche führte auf diese Weise die Braut erst heim, nachdem er sich mit ihr in Krötengestalt hatte trauen lassen; diejenige eines Zweiten verwandelte sich in der Sakristei noch vor der Ceremonie. Der begünstigte Erlöser ist immer der vorher wegen angeblicher Dummheit Verachtete von drei Brüdern. Hierher gehört auch Grimms Märchen von der „Itsche" („Jungfer grün und klein, Hutzelbein" ꝛc.) und Buschings Märchen von der Padde. Wenn auch

ohne Kröte, wiederholen sich dieselben Züge in mehreren Märchen von „Tausend und eine Nacht“, z. B. in dem wunderschönen vom Prinzen Achmed und der Fee Banu.

(20.) In der Tirolersage vom faulen Katl (bei Zingerle) ist das Verhältniß verändert; eine verachtete dritte Schwester erhält einen schönen Ritter zum Gemahl, dessen als Kröte verwandelte Mutter sie durch ihre Trägheit erlöst hatte.

Nachdem der Glaube an das Göttliche oder Königliche in den Kröten aufgehört, blieb ihnen, in prosaisch nüchterner Weise, nur noch eine gewisse Heilkraft übrig, die man, ohne Achtung für ihr Leben, ausbeutete. An vielen Orten herrscht noch die Unsitte, in den sog. Dreißigen, d. h. von Maria Himmelfahrt (15. Aug.) bis zu Maria Geburt (8. Sept.) Kröten einzufangen, zu tödten, oft durch Anbinden an Stangen, wo man sie dann verschmachten läßt, als Mittel gegen Seuchen oder Zauber. In Vorarlberg fängt, tödtet und dörrt man Kröten und heftet sie, als Mittel gegen die „Schwinig“ (Schwinden, Abnehmen der Glieder) an die Stallthüren oder trägt sie, eingebunden, als Amulette. Auch in Tirol spießt man die „Dreißigkröten“ an einen Stock und stellt sie auf das Dach zum Dörren; Pulver von einer „Frauendreißigerhöppin“ soll dort gegen „Wildniß“ (Rothlauf), ja gegen alle Krankheiten helfen (Zingerle). In Sargans geschieht jenes Spießen der Kröten ohne alle Rücksicht auf bestimmte Zeiten, und man glaubt fest, diese Thiere ziehen den in der Luft befindlichen Seuchestoff in sich ein. — In der Wallfahrtskirche zu Einsiedeln befinden sich unter den aufgehängten Votivgegenständen sehr viele Kröten aus Wachs; denn man hält dort dies Thier für ein Heilmittel gegen Frauenkrankheiten.

(21.) Eine alte Weibsperson, welche am Brustkrebse litt, verstand sich nach langem Sträuben dazu, eine lebende Kröte auf die leidende Stelle zu binden und soll gesund geworden sein.

Die den Batrachiern oder Lurchen zunächst verwandten Fische sind, wenn schon ein Sternbild, wie im Leben, so auch in der Sage stumm; auch im Aberglauben spielen sie keine bedeutende Rolle.

Die Schlange.

Während Spuren von einstiger Verehrung der Spinnen und Kröten und ihrer Verwandten nur noch in der Sage fortleben, ist

es dagegen eine unbestrittene Thatsache, daß bei den verschiedensten Völkern die **Schlange** göttlich verehrt worden ist. Ihr Wesen ist viel dämonischer, als das der bisher erwähnten Thiere, wozu namentlich ihr dem Unkundigen räthselhaftes Sichfortbewegen ohne Füße Anlaß bietet, indem dasselbe in besonders auffallender Weise an das geheimnißvolle Fortschreiten der Gestirne erinnert. Einen Beweis des Zusammenhanges zwischen letzteren und den Schlangen enthält die dreifache Versetzung dieser Thiergattung an den Himmel, als Schlange (des Schlangenträgers), Wasserschlange (Hydra) und Drache.

In Aegypten waren gehörnte Schlangen dem Ammon geweiht und wurden in Theben begraben (Herod. II, 74). Eine besondere Art, Thermuthis, wurde allgemein verehrt und mit Kälberfett gefüttert (Ael. Thiergeschichten X, 31). Die Schlange war dort ein Sinnbild verschiedener Götter, die alle als Modifikationen des Sonnengottes betrachtet werden müssen. Die Hebräer entlehnten den ägyptischen Schlangendienst und verehrten nach der Sage schon in der Wüste, vor ihrer Ankunft in Kanaan, eine eherne Schlange als Heilmittel gegen den Biß giftiger Schlangen (2 Mos. 21, 8. 9), welches Götzenbild später im Tempel zu Jerusalem unter dem Namen Nehusthan beweihräuchert wurde, bis es der König Hiskia zerstören ließ (2 Kön. 18, 4). Auch bei den Hellenen war die Schlange heilig und fand sowohl im öffentlichen Gottesdienst, als in dem der Mysterien vielfache Anwendung. Namentlich war sie dem Asklepios als Sinnbild der Heilkraft geweiht. Die Titanen wurden mit Schlangen statt der Füße, die Gorgonen und Erinnyen mit Schlangenhaaren abgebildet. Ja noch in christlicher Zeit verehrten Sekten der Gnostiker die Schlange: die Ophiten oder Naassener die Paradiesesschlange, weil sie die Menschen zur Erkenntniß des Guten und Bösen gebracht, die Peraten Christus oder den Logos als Schlange, wie sie auch heilige Schlangen in ihren Tempeln aufzogen und ihnen Opfer brachten.

(22.) In Poitiers, wo ein Drache von einem Ritter überwunden sein sollte, verehrt das Volk erstern mehr als den Letztern und nennt ihn „la bonne sainte vermine.“

Die Schlange galt den Menschen ihres geheimnißvollen Wesens halber stets für klug, daher die Hebräer ihr auch die erwähnte Rolle im Paradiese zuschrieben, ohne sie noch für eine Hülle des Teufels

zu halten. Darum der Rath Jesu: Seid klug wie die Schlangen.

Die Schlange wird daher auch mit der Weltschöpfung in Verbindung gebracht, so in Indien durch die Weltschlange, auf welcher der Schöpfer vor Beginn seines Werkes ruht, und im Norden durch den Midgardswurm, welcher sich rings um die Erde schlingt bis sie zu Grunde geht.*) Griechen und Römer hielten sie für besonders begabt.

(23.) Zu Mantinea galt eine Schlange (nach Pausanias) als Führerin bei Gründung der Stadt. In Rom glaubte man, nach Plutarch, an Schlangen als Schutzgenien der Häuser, deren jedes zwei habe, ein Männchen und ein Weibchen.

(24.) In Schweden wagt Niemand leicht, eine Schlange zu tödten, weil sonst weder Korn noch Vieh gedeiht. Man nennt sie „Husbon", Haus-Schutzgeist. Fängt man den großen, weißen Lindwurm (huita orm), kocht ihn und ißt das Fleisch, so versteht man die Vögelsprache, (wie der mythische Grieche Melampus und Siegfried, der Drachentödter; in der Schweiz und in Tirol noch mehr: die Thier- und Pflanzensprache, sowie auch durchs Gestein zu blicken, was Theophrastus Paracelsus verstand; man vergleiche auch Seeburger See [131] in Grimm's Sagen und „die weiße Schlange" in Grimms Märchen). Die Schlangen haben ihren Ormkungen (Wurmkönig), und wer den Kopf eines solchen bei sich trägt, hat Glück.

(25.) Auch in der Schweiz und ihrer Nachbarschaft glaubt das Volk an Schlangenkönige, welche goldene Kronen tragen, womit sie ihre Göttlichkeit beweisen, wie ja auch die fabelhaften Könige von den Göttern stammen; man erzählt, daß sie, wenn sie erzürnt werden, einen Menschen, wie ein Pfeil oder ein Speer, mitten durchbohren.

(26.) An der Eisak in Tirol erzählt man von einem weißen Wurm (Haselwurm genannt), vor dem sich Alles fürchtete, und von einer Menge „Beißwürmer", welche grimmig hausten, bis ein „fahrender Schüler" sie alle durch Zaubermittel und Beschwörungen in ein zu diesem Zwecke angezündetes Feuer lockte, worin sie umkamen, bis auf den erwähnten Wurmkönig, welcher auf den Zauberer losstürzte und

*) Simrock deutet sie auf das die Erde nach dem Glauben der Alten umschlingende Meer; könnte sie nicht eher die den Tag umgebende Nacht oder den das Jahr einschließenden Winter vorstellen?

ihn mitten durchbohrte, daß er todt und verbrannt hinfiel, was ganz ähnlich auch in der Schweiz erzählt wird (Berner Oberland).

(27.) Eine andere Tirolersage läßt den Zauberer pfeifen, worauf die Schlangen alle ins Feuer kriechen, bis der Wurmkönig, mit Krone auf dem Kopfe, das Pfeifen nachahmt und den Beschwörer, der sich auf diesen Pfiff für verloren hält, umschlingt und mit ihm ins Feuer rollt. Eine dritte Sage macht aus dem Schlangenkönig eine Schlangenkönigin, die ebenfalls weiß und gekrönt ist.

(28.) Ein Beschwörer im Aargau aber ließ die Schlangenkönigin durch Andere erstechen und machte sich mit der kostbaren Krone davon. Auch in Vorarlberg und Salzburg wird dasselbe erzählt, der Zauberer aber zu einem Bergmännchen gemacht. In Steiermark giebt man dem Wurmkönig („Bergstutz“ genannt) einen Katzenkopf, (welcher auch an mehreren Orten der Schweiz spukt) in Oberbaiern aber mehrere Füße, und nennt ihn Tatzelwurm. Und so haben noch unzählige Lokalitäten ihre eigenthümlichen Schlangen oder „Würmer“. An einigen Orten thun sie jedoch den Menschen nichts, sondern begnügen sich, den Kühen die Milch auszusaugen. Ja, manche sind so dankbar gegen Menschen, die ihnen zu fressen oder zu saufen geben, daß sie ihnen Geschenke machen.

(29.) Einem Berner Hirtenmädchen brachte die von ihm gelabte Schlange zum Lohne ihr Krönchen, ebenso einer Tirolerin bei deren Hochzeit.

(30.) Aehnlich wurde ein Feldarbeiter bei Freiburg (Schweiz) belohnt, welcher vom Eingange der Höhle einer Schlange eine von dieser gefürchtete Spinne vertrieb.

(31.) Einem Tiroler aber, welcher kinderlos war, schenkten zwei Schlangen ihre Kronen, und von da an gebar seine Frau — jedes Jahr Zwillinge.

Andere Schlangen der Sage, namentlich in Tirol, tragen goldene Schlüssel oder gar Schlüsselbunde im Maul, welche durch goldene Thüren der Felsen in glänzende Säle führen, die voll von Gold, Silber, Edelsteinen und Perlen sind. Manche Schlangen sind auch, wie die Kröten, verwünscht, können aber erlöst werden, wenn man ihnen die Krone abnimmt, was man jedoch selbst errathen muß.

(32.) Als dies einst in einem verlassenen Schlosse durch einen ar-

men Reisenden geschah, der dort übernachtete, verwandelte sich die Schlange in eine schöne Jungfrau, welche dreihundert Jahre verzaubert gewesen und ihn nun reich mit Gold beschenkte. Wer eine solche Krone erhält und sie zu seinem Gelde legt, dem wird letzteres niemals alle. Manchmal erscheinen auch die Schlangen selbst als goldene.

(33.) Im tirolerischen Alpbachthale ließ sich zuweilen, namentlich in den Nächten vor den heiligen Zeiten, ein goldener Wurm sehen, der über und über leuchtete wie ein Johanniswurm. Näherten sich ihm mehrere Leute, so verschwand er.

(34.) Stahl man den Schlangen die Krone, welche sie beim Baden ablegten, so starben sie, wenn sie selbe nicht mehr fanden, vor Verdruß; (so nach einer andern Sage auch, wenn das Gift, das sie vor dem Baden auf einen Stein legten, von Menschen entwendet wurde!) im andern Falle aber tödteten sie den Dieb, wenn sie ihn erwischten. In Schwaben aber konnte sich einst ein Solcher retten und der verfolgenden Schlange mit der Hausthüre den Kopf zerquetschen. Ganz ähnlich glückte es einer Frau in der Pfalz.

(35.) Ein Vorarlberger sah sich vor, indem er ein Häuschen mit siebenfachen Eisenwänden baute und sich mit der gestohlenen Krone darin verbarg. Als der Wurm es merkte, schoß er in der Wuth sechs Wände durch, zerschellte aber an der siebenten.

(36.) Aehnlich rettete sich zu Bouvry in Unterwallis ein solcher Dieb in ein außen mit Nägeln beschlagenes Faß. Die Schlange, welche den Diamant von ihrem Haupte vermißte, steckte mit ihrem feurigen Schweife das Dorf an und rollte sich um das Faß, was ihr natürlich das Leben kostete.

(37.) Die Schlangenkronen verschwanden in Vorarlberg, als ein kleiner Junge, mit dem eine hungrige „Kröuelnatter“ aus seiner Milchschüssel aß und zu viel Milch trank, ihr mit den Worten „Du kannst auch Brocken nehmen“ mit dem Löffel die Krone abschlug; ebenso an sehr vielen Orten der Schweiz und Schwabens, (in Mähren ist das Verhältniß der Milch und der Brocken umgekehrt); in einem von Grimm's Märchen nimmt eine Unke die Stelle der Schlange ein, wird aber vom Kinde getödtet, das von da an kränklich ist.

(38.) Auch die Schlangen spuken. In einer Burgruine Tirols schläft eine goldene Schlange, in eine Kugel gerollt, den ganzen Herbst und Winter hindurch. Kommt aber der Frühling, so erwacht

sie und wandert in der Sonne (hier offenbar die Sonne selbst!). Sie wird für das Gespenst des Burgherrn gehalten.

Ein anderes Stadium der Schlangenverehrung, als die Krönung dieser Thiere, bezeichnet ihre Verbindung mit der menschlichen Gestalt.

(39.) Schon Herodot wußte, daß die Gallier von Herakles erzählten, er habe in ihrem Lande die Echidna getroffen, welche oben Weib, unten aber Schlange war, und mit ihr drei Söhne erzeugt, von deren einem die Gallier stammten. Dieselbe Sage pflanzt sich fort in dem bekannten Volksbuche von Melusina, deren Geschichte, mit Abänderungen, noch heute in der Landschaft Dauphiné erzählt wird.

(40.) Eine übermüthige Fürstentochter im Elsaß, welche alle Freier abwies, mußte zur Strafe nach ihrem Tode abwechselnd als Schlange, Kröte und Jungfrau spuken. Auf dem Oselberge in Schwaben spukte eine Burgherrentochter mit Schlangenschweife.

(41.) In den Ruinen der Römerstadt Augusta Rauricorum bei Basel fand ein Handwerksgesell ein Schloß mit Gärten und darin eine oben wunderschöne, aber unten in Schlangenform endende Jungfrau, welche ihm einen Schatz zeigte und denselben dem versprach, der sie dreimal küsse und dadurch erlösen würde. Er wagte es jedoch nur zweimal, floh vor Schrecken, aber fand den Eingang nicht wieder. Aehnliches wird in Baiern, Tirol und Ungarn erzählt.

(42.) Bei Feldkirch verlangt die Verwünschte, welche nicht selbst schlangenartig ist, daß der Erlöser eine Schlange küsse und klagte auf seine Weigerung, sie müsse nun noch so lange spuken, bis ein kleines Tännchen eine Tanne werde, diese zersägt und daraus eine Wiege gefertigt und ein erstgeborenes Knäblein, das darin zu liegen komme, heranwachse, Priester werde und die erste Messe lese. Im Elsaß und am Spessart dauert die Frist der etwas veränderten Sage hundert Jahre (s. oben No. 8).

(43.) In Tirol wird eine Schlange, welche sich im Walde auf die zurückgelassene Joppe eines Holzhauers gelegt, zum Bräutigam der jüngsten Tochter desselben, weil diese allein, die zwei ältern aber nicht, den Muth gehabt hatte, dem Thiere gegen die Joppe ihre Liebe zu versprechen. Das Schloß, in welches er sie führte, war aber lauter Spuk und verschwand mit ihm Schlag zwölf Uhr (Zingerle). Aehnlich ging es einem Burschen mit einer verzauberten Schlangenjungfrau, und so noch Anderen in vielen Variationen. Glücklicher aber

war das Paar Heinrich und Serpentina, von welchem eine von Panzer's Sagen handelt.

Uebermenschlichen Charakter verleihen den Schlangen auch jene Sagen, welche sie als Zeugen in Rechts- und Ehrenhändeln auftreten lassen.

(44.) In Sicilien und in Rhätien ist eine Schlange Zeuge der Verführung eines armen Mädchens durch einen Prinzen und wird von Ersterm angerufen. Sie schlingt sich (in Sicilien) um des Prinzen Hals und läßt ihn nicht frei, bis er, der schon eine Königstochter freien wollte, ihre Ehre rettet; in Rhätien kommt sie bei der Hochzeit des Treulosen in die Kirche und führt ihn zur Pflicht zurück.

(45.) Bei Karl dem Großen suchte, als er in Zürich Recht sprach, eine Schlange solches nach, indem sie die dazu bestimmte Glocke zog; denn eine Kröte hatte ihr Nest eingenommen. Für die Beseitigung des Eindringlings dankte die Schlange durch einen Edelstein, den sie an der Tafel in des Kaisers Pokal legte.

(46.) In einem Märchen bei Grimm erscheinen die Schlangen auch als heilkundig, indem eine solche dem mit der Gattin begrabenen Königseidam Blätter liefert, mit denen er die Geliebte wieder zum Leben ruft und sich die Freiheit verschafft. Auffallend ähnlich ist dieser Sage die griechische von Glaukos, Sohn des Minos und dem Seher Polyeidos (bei Apollodor Myth. III, 3, 1). Ueber ähnliche Hochhaltung der Schlangen im Orient giebt das Märchen der 1001 Nacht „Haseb und die Schlangenkönigin" Aufschluß.

(47.) Noch im Tode wirken die Schlangen zauberkräftig. In der Schweiz geht die Sage, daß, wer einen Schlangenkopf während der Messe, und zwar der Wandlung (Transsubstantiation) mit drei, fünf oder sieben Nadelstichen in ein Läppchen nähe und dies stets bei sich trage, stets Geld habe und im Spiel immer gewinne. Ein Soldat, welcher dies erprobt, bekam Gewissensbisse und gelangte, auf Anrathen seines Beichtvaters, erst nach mehreren vergeblichen Versuchen dazu, den Talisman zu verbrennen.

Von den den Schlangen nahestehenden Eidechsen und Schildkröten schweigt die Sage.

Der Drache.

Beinahe ausschließlich die nämliche Stellung wie die Schlange nimmt in der Sage der **Drache** ein.

Die wirklichen Drachen oder Lindwürmer (Dinosauria oder

Pachypoda), kolossale Reptilien, welche mehr als fünfzig Fuß lang wurden, waren die größten Landbewohner, welche die Erde jemals trug, lebten aber ausschließlich in der Sekundärzeit, als noch keine der höheren Säugethiere (Placentalthiere), also auch noch keine Menschen vorhanden waren. Die Mehrzahl waren furchtbare Raubthiere (Megalosaurus von 20 bis 30, Pelorosaurus von 40 bis 60 Fuß Länge), während andere, wie das Iguanodon, von Pflanzen lebten. (Haeckel, natürliche Schöpfungsgeschichte).

Die sagenhaften Drachen unterscheiden sich von den Schlangen nur durch Füße und meist auch durch Flügel. Das Volk nennt sie Lindwürmer, (ein Wort, dessen Herkunft und Bedeutung unklar ist*), in der Schweiz oft auch Stollen-, in Baiern Tatzelwürmer. Das älteste Vorkommen des Drachen ist in Griechenland; sein Ursprung kann nur in fantasiereicher Vergleichung der Gestirne mit geflügelten Schlangen gesucht werden. Die Drachen haben daher, gleich dem Sternhimmel, viele Augen und bewachen Gold und andere Schätze, was wieder die Sterne bedeutet. So war der Python beschaffen, welchen Apollon tödtete, weil der Sonnengott durch sein Erscheinen die Gestirne der Nacht verschwinden macht. Jeder Drachentödter ist daher ein Sonnengott, von Herakles und Perseus bis Siegfried, und hätte er auch mit der Zeit den Namen eines Menschen, selbst eines Christen (wie St. Georg und Struthan Winkelried) erhalten. Nicht selten stirbt der Drachentödter selbst am Gifte des verendenden Thiers, wie in der nordischen Mythe vom Weltende Thor am Gifte der von ihm erlegten Midgardsschlange, so z. B. Winkelried; denn der Sonnengott siegt nur, um wieder unterzugehen.

Zahllos sind die Sagen von Drachen; beinahe jeder Ort hat den seinigen.

(48.) Bei Schlanders in Tirol sandte St. Georg seinen Drachen, um eine dortige Stadt, welche seiner Wallfahrtskirche keine Ehre anthat, zu züchtigen. Die Städter nähten ungelöschten Kalk in eine Kalbshaut und warfen sie dem Drachen vor, der sie verschlang und dann im See badete, aber vom kochenden Kalk so gepeinigt wurde, daß er den Damm durchbrach, wodurch die „gottlose" Stadt ihren

---

*) Simrock leitet es von lind, altnordisch Quelle, ab und erklärt es als Sumpfwurm. Allerdings leben die Drachen der Sage meist in Sümpfen oder Gewässern; ein bekannter Fluß der Schweiz heißt Linth und eine Insel des Bodensees Lindau (Wasserau?).

Untergang fand. Der Drache aber zersplitterte noch im Todeskampfe mit seinem Schweif sieben Eichbäume.

(49.) Bei Azmos nahe dem Oberrhein hauste ein Drache, von dem man sagte, wenn er einst seinen Schweif bewege, so werde das Dorf vom Berge verschüttet.

(50.) Auf der Alp von Buchs ebendaselbst spie ein Drache Feuer und Rauch und lockte das Vieh auf eine Felsplatte, von welcher es herabglitt und seine Beute wurde. Zeigte er sich, so brach der Bach los. Jetzt, heißt es, sei er todt und liege unter der Platte.

(51.) Einem Drachen im Felspasse „Hirschensprung" (nämliche Gegend) warfen die Bewohner des Ortes ein glühendes Pflugeisen vor, welches er verschlang und davon er starb.

(52.) An der Thur weiß man von plötzlich aus der Erde hervorbrechenden Drachen, durch welches Ereigniß Bäume und Sträucher umgewendet wurden und eine Vertiefung der Erde entstand.

(53.) Im Berneroberland sagt man von einem Drachen in den Simmenthaler-Alpen, daß er sich unter der Erde durchfresse, bis er bei Zweisimmen herauskomme.

(54.) Vionnaz in der französischen Schweiz besitzt in seiner Sage einen Herakles, welcher sowohl einen Wärwolf, der das Land verheerte, als einen Lindwurm, der Vieh und Heerden auffraß, erlegte.

(55.) Die rohen Bewohner der Bergdörfer Germaseno und Garzano am Comersee erzählen von riesigen Eidechsen, sieben Fuß lang, welche den Kühen die Milch aussogen, daher tetta-vacch (Kuhsauger) heißen und ihre Eier in den Sand des Ufers legten.

(56.) Im Thale Engadin sind alle Alpseen und Schluchten von Drachen bewohnt, welche sich gerne an der Sonne wärmen. Ein solcher, dem man das Wasser mit Blättern und Zweigen bedeckte, um ihn zu vertreiben, schwamm den Inn hinab bis Innsbruck, wo er getödtet wurde.

(57.) Der Chronist Diebold Schilling von Luzern erzählt, am 26. Mai 1499 sei ein ungeheurer „Drack und Wurm" die Reuß hinab geschwommen. Ausführlicher beschreibt ihn Petermann Etterlin, nach welchem er 16 Klafter lang und sein Kopf dem eines Kalbes ähnlich gewesen sein soll.

(58.) Ein Nachhall dieser Sage ist es wahrscheinlich, daß im Juli 1566 zu Bremgarten, und demselben Flusse, eine Schlange, groß wie die Deichsel eines Heuwagens, aus den Wasser gestiegen sei und die am Ufer weidenden Rinder verschlungen habe. Ein Bürger, der nach den Ungethüm schlug, soll von da an mit Fieber geplagt worden sein.

(59.) Drachen bei Rüti im Rheinthale erschienen zuweilen auch in Menschengestalt und warnten die Leute bezüglich ihres Verhaltens bei Ueberschwemmungen.

(60.) Einen Drachen ganz außergewöhnlichen Aussehens kennt Serrai im Waatlande. Derselbe war weiß gefiedert, ruderte mit seinen breiten und langen

Flügeln auf dem Wasser eines kleinen Sees, verschlang Gänse und Enten, begrüßte aber kleine Mädchen, durch — Singen, aß aus ihrer Hand Käse und producirte sich in Schwimmkünsten.

(61.) Meistens hausen die Drachen in Höhlen. In einer solchen Savoien's, bei Cluse, siebenhundert Fuß hoch über der Arve, liegt ein unermeßlicher Schatz und über ihm ein schwarzes Ungethüm, das, wie die Sage naiv meint, weder durch Reliquien, noch durch geweihte Kerzen eingeschläfert werden kann.

(62.) Bei Lermos in Tirol, hinter der „Sonnenspitze" liegt der Drachensee, wo ein Ungeheuer wohnt, das bisweilen aus dem See kam, sich sonnte und wieder hineinwälzte. Auf einem nahen Felsen sah man Mitternachts ein blaues Feuer auf- und niederwallen; man sagte dann: „Der Schatz blüht."

(63.) Eine Variation des Drachen ist in der Volkssage der Basilisk (von βασιλεύς, d. h. Schlangenkönig), welcher aus dem Ei eines siebenjährigen Hahns entsteht, eine Goldkrone trägt (Zeichen göttlicher Verehrung), Gold in Menge besitzt, und gerne badet, wobei er die Krone ablegt. Sein bloßer Anblick tödtet, noch ehe man ihn selbst sieht; hält man ihm aber einen Spiegel vor, so daß er sich selbst sieht, so muß er sterben.

(64.) Ein besonders benannter feuriger Drache, der Alber, versengte in einem Alpenthale zwischen Graubünden und Tirol durch sein Niedersitzen das Gras, während alles ringsumher grün blieb; erst nach sieben Jahren wuchs es wieder, aber dann dichter und grüner als das übrige. Der Alber, der von Einigen für den Teufel gehalten wird, ruht in ungeheuern Klüften, wo er von Erz lebt, das in seiner Gluth zu reinem Golde schmilzt; auch sein Lager ist Gold. Er fliegt nur Nachts aus und die Berge werden roth von seinem Glanze. Wo er im Winter lebt, weiß Niemand; denn im Herbst geht er und kommt im Frühling wieder.

(65.) Zu Seelisberg in Uri, in der Nähe des Rütli, heißt er Elbst; er schwimmt oft auf dem (dortigen kleinen, nicht dem Vierwaldstätter-See als Baumstamm, und wenn sich Badende darauf setzen, so zieht er sie in den Abgrund hinunter, auch als Insel, die den Landenden dasselbe thut. Im Mondschein aber liegt er als farbig schimmernde Schlange rings um das Seelein, mit goldener Krone, schlummerlos, und bringt die Alpheerden um. Nach andern Sagen erscheint er als schwarze Sau, als goldene Kugel, als Feuerrad. Es ist wohl damit in Zusammenhange, wenn nächtliche Schiffer Drachen mit

lang hinleuchtendem Schweife und feuerspeiend vom Pilatus nach dem Rigi hinüber fliegen sahen. Ein solcher ließ neben einem pflügenden Bauer einen heilkräftigen Drachenstein fallen.

Die Drachen sind bekanntlich auch Hüter verwünschter Frauen in zerstörten Schlössern.

(66.) Ein Tiroler, der eine solche erlösen wollte, mußte sich vom Drachen umschlingen lassen. Als er aber vor Schrecken schrie, jammerte es laut in den Ruinen, und es tönte, als ob zahllose Thaler in die Tiefe rollten, und Alles verschwand; er hatte von da an keine frohe Stunde mehr und starb nach einem Jahre.

(67.) Auch werden Jungfrauen selbst in Drachen verwandelt und können nur durch einen Kuß erlöst werden, den aber Niemand wagt; ein Gemsjäger fiel, als er es thun wollte, vor Entsetzen in einen Abgrund und wurde zerschmettert.

Aus allen diesen Zügen geht deutlich hervor, daß, so oft auch der Vergleich hinken mag, der Drache stets die Nacht oder den Sternhimmel bedeutet und darum das Gold der Sterne oder den als Jungfrau gedachten Mond bewacht. Vielleicht gaben auch bisweilen die Meteore und Kometen Anlaß zu den Sagen über ihn.

Zweiter Abschnitt.

Die Vögel und Jagdthiere.

Die Vögel.

Das ganze Geschlecht der **Vögel** hat schon durch das Fliegen einen überirdischen Charakter und bietet hierdurch zu Vergleichungen mit den Gestirnen Anlaß. Die Vögel spielen daher auch in jeder Mythologie eine Hauptrolle, und mit Vorliebe sind sowohl die Götter und Genien der Heiden, als die Engel und Teufel der Juden, Christen und Islamiten geflügelt.

Unter den Schwimmvögeln ist vor Allem der Schwan mythologisch bedeutsam, woran denn auch seine nordische Folie, die Gans und ihre kleinere watschelnde Schwester die Ente, Antheil nimmt. Die Gans ist beliebte Hexenhülle und wird zum Wahrsagen verwendet.

(68.) Im Elsaß giebt es eine kleine Brücke, genannt das „Gänsbrückel", weil man dort eine große weiße Gans, wie eine Schneegans, sieht, welche den Leuten Nachts nachgeht und sie irre führt, daß sie im Kreise herum wandern (Stöber).

Der Schwan ist Sternbild, Zeus Verkleidung bei Leda und in der deutschen Sage Lohengrin's Kahnführer. Das fabelhafte „Schwanenlied" oder der Schwanengesang ist eine deutliche Spur seiner Vergötterung und vielleicht eine Allegorie des wundersamen Abendrothes, dieser sichtbaren Musik des Sonnengottes. Die Verbindung Leda's mit dem Schwan wird im Norden zur Frau Berchta mit dem Schwan- oder Gansfuß ernüchtert, welche des Namens wegen noch in der Sage von der spinnenden (den Fuß breit tretenden) Königin Berta von Burgund (Berthe au grand pied) fortlebt und vertriebene oder verkannte Prinzessen sind sehr oft Gänsemägde. Zahlreiche Schwäne figuriren in der nordischen Göttersage, und die Schwanenhemden der Walküren gehören auch hierher. Man vergleiche die Märchen „die goldene Gans" bei Grimm und „Schwan kleb' an" bei Bechstein, humoristische Nachklänge einstiger Verehrung dieser amphibischen Vögel.

Unter den Sumpfvögeln verehrte Alt-Aegypten den Ibis, den Verkünder der Nilüberschwemmung, der Norden aber bis heute seinen heiligsten Vogel, den Storch. Wie derselbe durch seine Ankunft im Frühling die warme Jahreszeit, den jungen Sonnengott bringt, so bringt er auch in die Häuser deren Segen, die Kinder. Sein Nest schützt nach dem Volksglauben vieler Gegenden das Haus vor Blitz und Brand. Wenn Störche auf ein Haus nicht mehr kommen oder von selbem wegziehen, erfolgt ein Brand. Wer Storchnester zerstört, dem geben die Kühe rothe Milch oder brennt das Haus ab. All' dies wird auch von den Nestern der beiden anderen beliebten freien Hausvögel gesagt, der Schwalben und der Rothkehlchen.

(69.) Wegen ihrer Verehrung gelten die Störche auch vielfach als verwandelte Menschen und ihre Versammlungen bisweilen als solche von Freimaurern oder Hexen. Dabei wird jedesmal einer todtgebissen, wozu Anlaß giebt, daß sie in der That schwächliche Individuen tödten sollen.

Unter den gezähmten Hausvögeln sind die wichtigsten die

Hühner. Man nennt das Feuer „den rothen Hahn", ein Bezug auf Feuer- und Sonnendienst, bei dem wahrscheinlich Hähne geopfert wurden. Den Sonnen- und Feueranbetern Irans war der Hahn der König der Vögel. Die Griechen opferten dem Asklepios einen Hahn, wenn sie genasen; dieser Gott war eben der Sohn des Sonnengottes, den der Hahn am Morgen verkündet.

(70.) Im Norden hieß es, ehe das Weltende herabbreche, krähe der röthlich glänzende Hahn Fialar, dann wecke der bei Odin befindliche Gullinkambi (Goldkamm) die Asen, und der die Hel bewohnende Sotraudr (Rußfarbige) antworte (Völu Spa). — Daher gilt der Hahn auch als Verkünder des Wetters und prangt auf den Thürmen, und wieder, in der franzöſ. Revolution, als Sinnbild der Freiheit. Shakespeare läßt Horatio sagen:

I have heard,
The cock, that is the trumpet to the morn,
Doth with his lofty and shril — sounding throat
Awake the god of day; and at, his warning,
Whether in sea or fire, in earth or air,
Th' extravagant and erring spirit hies
To his confine . . . .

(Hamlet Act I, Sc. 1).

Wenn der Hahnenschrei erschallt, werden die davon überraschten Hexen oder Riesen verscheucht oder zu Stein. Ein auf den Bergen gehaltener schwarzer Hahn ist ein Mittel gegen das (später zu erwähnende) Alprücken des Viehs. Ein Hahn, als Thier des Tages, legt auch das Ei, daraus der Basilisk, ein Nachtthier, kommt. Ein schwarzer Hahn, weil mit seinem Charakter ein Widerspruch, ist dem Teufel geweiht, der auch eine schwarze Hahnenfeder trägt.

(71.) Die „Hahnkrähe" an der Martersäule vor dem Nikolausthore in Breslau erinnert an den Hahn, welcher den in Sklaverei befindlichen Ritter Henzko über Nacht nach Breslau brachte, um die Wiedervermählung seiner ihn todt glaubenden Gattin zu verhindern. — Die Volkssage kennt häufig Hühner, welche goldene Eier legen, was wie alles mythische Gold und Silber mit den Gestirnen zusammenhängt. (Vergl. Nork, Myth. der Volkssage, S. 379 ff.)

Die Taube, der zahme Vogel des Hausdaches, war den Alten Sinnbild der Liebe und daher der Aphrodite heilig. Eine vorausfliegende Taube zeigte den Kolonisten aus Chalkidike den Weg nach

Kumä in Italien. Tauben verkündeten dem chaldäischen König Xisuthros wie dem hebräischen Patriarchen Noah das Ende der Fluth. Im Mittelalter wiesen sie zur Gründung mehrerer Klöster (Pfävers in der Schweiz, St. Georgenberg in Tirol) den Platz an. Sie sind unverletzlich gleich den Störchen, Schwalben u. s. w.; Lach- und Turteltauben im Zimmer schützen gegen verschiedene Krankheiten, zeigen Schätze (Grimm's Sagen 123) und halten Feinde ab (ebd. 124). In zahlreichen Märchen spielen sie eine bedeutende Rolle, meist als Gegenbilder der schwarzen Raben.

Der letztgenannte Vogel ist eines der älteren Sternbilder und seit uralten Zeiten ein Wahrsager, wozu seine Klugheit, sein langes Leben und seine unheimliche Stimme Anlaß boten. Er war der Vogel Apollo's, wie Odins; auf des Letztern Schultern saßen zwei Raben, Huginn und Muninn und flüsterten ihm in's Ohr, was sie, da er sie täglich aussandte, die Welt zu erforschen, ausgekundschaftet hatten.

(72.) Nach einer Sage in Werdenberg sind die Raben verwandelte Menschen, die wegen ihres Uebermuthes auf diese Weise gestraft werden seien. Wegen seiner Schwärze wird der Vogel auch vielfach für eine Hülle des Teufels gehalten und wie die Taube das Licht und das Leben, so vertritt der Rabe die Finsterniß und den Tod; er ist ein Leichenvogel.

(73.) Der König Artus, erzählt Cervantes im Don Quijote, lebt noch, in die Gestalt eines Raben verzaubert, weßhalb kein Engländer diesen Vogel zu tödten wage. Die Appenzeller sagen: „Rappa (Raben) sönd öber's Hus döra gflogen ond hend Schrä gloh (Schreie gelassen, d. h. ausgestoßen), es ged an Ohglöck (Unglück)“ und „wenn an Rapp Schrä lod (Schreie läßt, schreit), so geds (giebts) an Chog (Aas, Leichnam)“.

Man vergleiche Grimm's reizendes Märchen „die sieben Raben“ und ebendaselbst „der Rabe“.

(74.) Im Vatnsdalr, im Nordlande Islands, stand ein Hof, dessen Leute, Bauer wie Dienstboten roh lebten und namentlich sich einen Spaß daraus machten, Sonn- und Feiertage durch grobe Arbeiten zu entheiligen. Nur ein junges Mädchen im Hause machte sich von so was los so viel es konnte und war mild gegen Menschen und Thiere. Es fütterte einen Raben täglich, der beim Hofe nistete, und der wurde so zahm, daß er ihm immer zuflog und aus der Hand fraß. Eines Tages, als die Hofleute abermals, trotz eines Kirchenfestes, arbeiteten, wollte der

Vogel das ihm dargebotene Futter nicht nehmen, sondern flog, immer wiederkehrend, ein paar Schritte vom Mädchen weg und wenn es sich ihm näherte, wieder etliche Schritte bis sich eine Masse vom Berge ablöste und den Hof mit allen Bewohnern verschüttete. Manche fügen bei, man habe einen weißgekleideten Engel erblickt, welcher durch Schlagen an den Berg den Sturz veranlaßte. (Maurer, Isländ. Volkssagen).

An die Stelle des Raben tritt oft seine nahe Verwandte, die Krähe.

(75.) Reri, der Sohn Sigis, des Sohnes Othins, und seine Gattin waren kinderlos, was sie sehr betrübte. Sie baten zu den Göttern um Nachkommenschaft und Othin hörte sie. Er nahm seine Traute, des Riesen Hrimni Tochter und gab ihr einen Apfel, den sie dem Könige bringen sollte. Sie nahm den Apfel, zog die Gestalt einer Krähe an und flog dahin, wo Reri auf einem Hügel saß. Sie ließ den Apfel in dessen Schooß fallen, er verstand was das zu bedeuten hatte, ging heim, aß vom Apfel und begab sich zur Königin, die bald Mutter wurde des besungenen Walse oder Wolse, des Stammvaters der Wolsungen und Sigfrids. (Wolsungasaga 3. 4. Kap.).

Die Elster (Agerst) gilt in der östlichen Schweiz als verwandelte Hexe.

(76.) Ein Jäger wurde eines Morgens von einer solchen, die auf einem Baume saß, wegen fortwährender Fehlschüsse ausgespottet, so daß er zornig die Flinte anlegte und sie mit Schrot ins Bein traf, worauf die Verwundete einer nahen Hütte zuflog. Als er nach der Jagd in derselben einkehrte, fand er die Hausflur voll Blut und die Hauswirthin mit verbundenen Füßen am Ofen sitzen. — In der Landschaft Toggenburg sagt man: wenn man eine Elster schieße, so zerspringe die Flinte. Der Elster Schreien bedeutet Zank, und wenn in der Schweiz eine solche dem Fischer nachfliegt, so fängt er wenig.

(77.) Der Specht, im alten Italien der Lieblingsvogel des Mars, hackt zum Nisten ein Loch in einen Baumstamm. Hat er Junge, so kann man in das Loch einen Zapfen treiben, worauf der Vogel gleich mit der sogenannten Springwurzel erscheint, und durch Berührung des Zapfens mit derselben sein Nest wieder frei macht, die Wurzel aber fallen läßt, welche dem, der sie findet, alle Thüren und Schlösser öffnet.

Der Kukuk ist ebenfalls ein Wahrsager, daher die Redensart „das weiß der Kukuk;“ im Alterthum überraschte Zeus in seiner Gestalt die Hera, weil er als Bote des Frühlings zum Sonnencultus gehört. Bekannt ist das Zählen des Geldes in der Tasche und der Lebensjahre oder auch derjenigen bis zur Hochzeit, oder gar der zu erwartenden Kinder, nach seinem Rufe. Letzteres zeigt ihn als Früh-

lingboten in Anwendung auf das ganze Leben. Weil er aber seine Eier betrügerisch in anderer Vögel Nester legt, hat sein Name auch einen übeln Ruf, so daß bei den Römern der untreue Gatte Cuculus hieß (bei Plautus). Umgekehrt hat im Englischen (cuckold) und Französischen (cocu) der von der Gattin Betrogene diesen Spottnamen (vergl. Shakespeare, Love's labour's lost V und Midsummernights dream III). In Deutschland wurde „Gauch" (Kukuk) ein Schimpfwort, und daher gilt des Vogels Name auch als Synonym des Bösen, z. B. „des Kukuks werden", „geh' zum Kukuk" (statt „Teufel").

Der König der Vögel, der Adler, ist Sternbild und als des Zeus Begleiter Bild der Sonne, aber auch Träger der Blitz- und Donnerkeile. Auch in Persien war er das Bild des Ormuzd, wie der Drache das des Ahriman. Daher wurde er auch Symbol der Kaiser- und Königswürde. Im Norden trug Odins Gegner, der Riese Thiassi, Adlerflügel, und in Asgard saß ein Adler auf dem Welt-Eschenbaume, dem „Vieles bekannt war" (Edda) und ein Drache nagte an der Wurzel.

Das Gegenbild des edelsten Tagraubvogels bildet die unheimliche Eule, die als Nachtthier natürlich auch ein Hexen- und Zauberthier ist. Im Hellas war sie wegen ihrer Wachsamkeit ein Sinnbild der Weisheit und der Athene heilig, und wegen ihrer Verborgenheit Verwandlung der vom wollüstigen Vater verfolgten Nyktimene. In der Schweiz bedeutet der Eule Ruf in der Nähe eines Hauses den baldigen Tod eines Bewohners, an einigen Orten aber auch ein fruchtbares Jahr.

(78.) In Iberg (Kanton Schwiz) heißt eine Höhe Hirschfluh, und eine Guggerenfluh, weil dort ein mythischer Vogel, der Guggehuh sich aufhält und seit mehreren Jahrhunderten immer derselbe ist. Man wollte ihn schießen, aber es mißlang stets. Er läßt sich nur Nachts sehen und „gruchset" (ächzt) dann wie ein kranker Mensch zwischen jenen Flühen. (Lütolf und Mittheilung durch P. Gall Morell). Die Guggerenfluh sei ohnehin ein Ort, wohin seit Uraltem alle Geister gebannt werden.

Bekannter als fabelhafter Vogel ist der Greif (Löwe mit Adlerkopf und Adlerflügeln), einst gleich dem Adler ein Bild der Sonne. In Asien vermuthete das Alterthum ein Gold hütendes Volk der Greife. Vielleicht sind mit den Greifen die biblischen Cherubin verwandt.

(79.) In alter Zeit hausten räuberische Männer auf der berüchtigten Burg Greifenstein in Tirol. Sie hatten einen Vogel Greif mit Flügeln, die ausgebreitet einen ganzen Acker überschatteten, und Krallen schärfer als Stahl und Eisen. Er zerknickte mit dem Schnabel Eisenstangen wie Strohhalme, war abgerichtet, Raub zu holen, und kam ein Fuhrmann mit Roß und Wagen daher, so schoß der Vogel nieder, packte Roß und Wagen mit seinen Fängen, flog damit auf und stellte die Beute im Burghofe nieder (Zingerle).

Ein solcher Greif raubt in der Sage vom Kaiser Octavianus den Löwen sammt dem von diesem entführten Knaben. Die folgende Geschichte vom „Vogel Greif" enthalten Grimm's Märchen in einem fehlerhaften Schweizerdialekt, welcher hier in seiner Aechtheit wieder hergestellt ist.

(80.) Es isch einisch e Chünig gsi — woner gregiert het und wiener gheißa het, weißi nümma. De het kei Sohn gha, numen en einzigi Tochter, die isch immer chrank gsi, und kei Dokter het si chönna heila. Do isch em Chünig profizeit worda, sie Tochter ward si an Oepfle gsund essa. Do lot er dur sis ganz Land bikannt macha, wer siner Tochter Oepfel bringi, daß si si gsund dra chönn essa, de müeß si zur Frau ha und Chünig werda. Das hat au e Pur vernoh, de dri Söhn gha het. Der seit zum eltesta: gang ufs Gaden usa, nimm a Chratta voll vo dena schönen Oepfla mit rota Bagga und träg se a Hof; villicht cha si d' Chünigstochter gsund dra essa und de darfschi hürota und wirsch Chünig. Dä Kerli hats eso gmacht und der Weg under d' Füeß gnoh. Woner e Zitlang gangen isch, bigegnet em es chlis isigs (eisernes) Mandli, das frogt na, was er do i dem Chratta häig. Do seit der Uoli, denn so het er gheißa: Fröschabei. Das Mandli seit druf nüt as: nu es sölla Fröschabei si und bliba, und isch witer ganga; ändli chunt der Uoli fürs Schloß und loht si amelda, er heb Oepfel, die d'Tochter gsund macha, wenn si dervo essä thüei. Das het der Chünig grüseli gfreut und er loht der Uoli vor si cho. Aber o heia; woner uf deckt, so het er anstatt Oepfel Fröschabei im Chratta, die no zaplet händ. Drob isch der Chünig grüseli bös worda und loht na zum Hof us jaga.

Woner hei cho isch, verzelt er dem Aetti, wies em ganga isch. Do schickt der Aetti der noheltst Sohn, de Sämi gheißa het; aber dem isch es ganz glich ganga wie im Uoli. Es isch em halt au das chli isig Mandli bigegnet und das het ne gfrogt, was er do i dem Chratta heig. Der Sämi seit: „Säuborst", und das isig Mandli seit: nu es sölla Säuborst si und bliba. Woner do vor ds Chünigs Schloß cho isch und seit, er heb Oepfel, a dena si d Chünigstochter gsund chönn essa, so hend si na nid wellen ina loh und hend gseit, es sig scho eina do gsi und heb si füra Nara gha. Der Sämi het aber aghalte, er heb gwüß dera Oepfel, si sölle na numa ina loh. Aendli hends em glaubt, und füera na vor der Chünig. Aber woner si Chratta ufdeckt, so het er halt Säuborst. Das het der Chünig gar schröckeli erzürnt, so daß er der Sämi uß em Hus het loh peutscha. Woner hei cho isch, so seit er wies em ganga isch. Do chunt der jüngst Buob, dem hend si numa der dumm Hans gseit, und frogt der Aetti,

ob er au mit Oepfle goh dörf. Jo, seit do der Aetti, du wärst der rächt Kerli derzua; wenn di gschida nüt usrichta, wie wetts denn dir grota? Du muast warta bis gschider wirsch, und chert em der Rugga. Der Hans het aber ni⁺ no gloh und zupft na hinden am Chittel: e woll, Aetti, i will au goh. — Nu minetwega, so gang, de wirsch woll wider uma cho, git der Aetti zur Antwort ima nidiga Ton. Der Buab het si aber grüseli gfreut und isch uf gumpet. Jo, thua jetz wiena Nar, du wirsch vo eim Tag zum andera no dümmer, seit der Aetti wider. Das het aber em Hans nüt gmacht und het si i siner Freud nid lo störa. Z Nacht im Bett het er nid chönna schlofa und wenn er au na chli igschlummeret isch, so hets em traumt vo schöna Jungfera, vo Schlößera, Gold und Silber. Am Morga früe macht er si uf der Weg und gli dußa bchunt em das chli mutzig Mandli im isiga Chleidli und frogt na, wos er do im Chratta haig. Eh, Oepfel, git em der Hans zur Antwort, a dena si d Chünigstochter gsund essa sött. Nu, seit das Mandli, sinds Oepfel, se sölle si söttigi si und bliba.

Aber am Hof hendsi der Hans durchus nid wella ina loh, denn es siga scho zwee do gsi und heba gseit, si bringa Oepfel und heb der ei Fröschabei und der ander Säuborst gha. Der Hans het aber grüseli aghalte, er heb gwüß weder Fröschabei no Säuborst, oder vo da schönsta Oepfla, die im ganza Chünigrich wachsa. Woner do so redeli gredt het, so denka d Thürhüeter, de chönn nid lüga und lönda ina. Und si hend au recht gha, denn wo der Hans si Chratta vor em Chünig abdeckt, so sind goldgäli rotbaggeti Oepfel füra cho. De Chünig het si gfreut und loht gli der Tochter dervo bringa und wartet jez bang, was si für Würkig tho heba. Aber nid lang Zit vergoht, so bringt em öpper Bricht, aber was meinad er, wer? d' Tochter selber isch es gsi. Sobald si vo dena Oepfla ggessa gha het, isch si gsund uß em Bett gsprunge.

Wie der Chünig e Freud gha het, cha ma nit bschriba. Aber jetz het er d' Tochter im Hans nid wella zur Frau ge und seit, er müeß em zerst no na Waidlig macha, de uffem drochna Land waidliger (schneller) göu as im Wasser. Der Hans nimmt das a und goht hei und verzelts, wies em ganga seig. Do schickt der Aetti der Uoli is Holz, söttiga Waidlig z macha. Er het fliißig gwärchet und derzua pfiffa. Z Mittag, wo d Sunna am höchsta gstanda isch, chunt das chli isig Mandli und frogt was er do mach. Der Uoli git em zur Antwort: Chella. Das Mandli seit: he nu si sölles si und bliba. Z' Oba meint der Uoli, er heb jez der Waidlig fertig; aber woner het wella isitza, so sind alles Chella gsi.

Der ander Tag goht der Sämi i Wald, aber es isch em ganz glich ganga wie im Uoli.

Am dritta Tag goht der dumm Hans. Er schaffat recht fliißig, daß es im ganza Wald tönt von sina chräftiga Schläga; derzua singt und pfiift er recht lustig, do chunt wider das chli Mandli z Mittag, wo's am heißesta gsi isch, und frogt was er do mach. Der Hans seit ems ordeli. Nu, seit das Mandli, es söll eso eina ge und bliba. Z' Oba, wo d Sunna aber z' Gold (d. h. nieder) ganga isch, isch der Hans au fertig gsi mit sim Waidlig. Er sitzt i und ruaderet der Residenz zua. Der Weidlig isch aber so gschwind ganga wie der Wind. Der Chünig hets vo witem gseh, will aber im Hans si Tochter nonig ge und seit, er müeß zerst

no hundert Hasa hüeta vom Morge früeh bis z' Oba spot, und wenn em eina furt chömm, se chömm er d Tochter nid über. Der Hans isch das au zfrida gsi und gli am andera Tag goht er mit seiner Heerd uf d Weid und passet verwändt (ungemein) uf, daß em keina dervo lauf. Nid mängi Stund isch verganga, so chunt a Magt vom Schloß und seit, er söllere gschwind a Has ge, si hebe Wisiten überch. Der Hans het aber woll gmerkt wo das usa well und seit, er geb ekeina, der Chünig chönn denn morn siner Wisita mit Hasapfeffer ufwarta. D' Magt het aber nid no gloh und soht am End a räsiniera. Do seit der Hans, wenn d Chünigstochter selber chämm, so well er ira ne Has ge. Das het d' Magt im Schloß gseit und d' Tochter isch selber gganga. Unterdessa isch aber zum Hans das chli Mandli wider cho und frogt der Hans, was er do thuei. Der Hans verzellt ems ordeli. Guat, seit das Mandli, do hesch es Pfifli, und wenn der eine furt chunt, so pfif numa, denn chunt er wider uma. Wo do d' Tochter cho isch, so git era der Hans a Has i's Fürtüechli. Aber wo si öppa hundert Schritt wit gsi isch, so pfift der Hans und de Has springt era ußem Schäubeli (Schürzchen) usa und was gisch was hesch, wider zu der Heerd.

Wo's Oba worda isch, so pfift de Hasahirt no emol und luagt, ob all do siga und tribt si zum Schloß. Der Chünig het si verwunderet, wie der Hans im Stand gsi seig, 100 Hasa z'hüete, daß em keina dervo gloffa isch; er will aber d'Tochter eina weg nonig ge, und seit, er müeß em no na Fädera us d's Vogel Grifa Stiel (Schwanz) bringa. Der Hans macht si grad uf de Weg und marschiert recht handli vorwärts. Z' Oba chunt er zua neme Schloß, do frogt er umenes Nachtlager, denn selbes mol hat ma no keini Wirtshüter gha. Das seit em der Herr vom Schloß mit Freuda zua und frogt na woner hi well. Der Hans seit: zum Vogel Grif. So, seit der Herr, zum Vogel Grif? Ma seit ame (gewöhnlich) der wüß alles, und ih ha na Schlüssel zu nera isiga Geltchista verlora. Du chöntist so guet si und na froga, woner seig. Jo frili, seit der Hans, das willi scho thua.

Am Morga früe isch er do witer gganga und chunt unterwegs zua mena andera Schloß, i dem er wider übernacht blibt. Wo d' Lüt drus vernoh hend, daß er zum Vogel Grif well, so säge si, die Tochter im Hus sig chrank und si heba scho alli Mittel bbruucht und keis well aschloh; er söll doch so guat si und der Vogel Grif froga, was die Tochter wieder chönn gsund macha. Der Hans seit, dos well er gern thue und goht witer. Do chunt er zua neme Wasser und anstatt eme Feer isch a groſsa groſsa Ma do gsi, de all Lüt het müeßa übera träga. De Ma, wie er erfahra het, der Hans well zum Vogel Grif, seit: nu wenn er zua nem chömet, so froget na, worum i all Lüt mueß über das Wasser träga. Der Hans seit: jo min Gott jo, dos willi scho thue. De Ma het na do uf d Achsla gnoh und übere treit.

Aendli chunt der Hans zum Hus vom Vogel Grif; aber de isch nit deheima gsi, numa d' Frau, die frogt was er well. Der Hans verzellt er alles. Do seit die Frau: luaget, mi guata Fründ, 's cha kei Christ mit em Vogel Grif reda, er frißt si all; wenn er aber wend, so chönned er under sis Bett undera ligga, und z' Nacht, wenn er recht fest schloft, so chöneder usa länga und em a Fädera ussem

Stiel riißa, und wega dena Sacha, die ner wüssa söttet, will i na selber froga. Der Hans ist das alles zfrida gsi und lit unders Bett undera. Z' Oba chunt der Vogel Grif hei und wie ner i der Stuba isch, seit er: Frau, i schmöcka na Christ. — Jo, seit d' Frau, s isch hüt aina do gsi, aber er isch wider furt. Und mit dem het der Vogel Grif nüt me gseit. Z' mitzt i der Nacht, wo der Vogel Grif recht gschnarchlet het, lengt der Hans ufa und riißt em a Fädera ussem Stiel. Do isch der Vogel Grif plözli ufgjuckt und seit: Frau, i schmöcka na Christ und es isch mer es heb mi öpper am Stiel zehrt. D'Frau redet ems wider us und seit: er isch wider furt und het mer allerhand Sacha verzellt. Si hebe ime Schloß der Schlüssel zur Geltchista verlora und chönnena numma finda. — O die Nara, seit der Vogel Grif, de Schlüssel lit im Holzhus hinder der Thür undera Holzbig. — Und denn het er au gseit: imene Schloß seig e Tochter chrank und si wüssa keis Mittel für si gsund z' macha. — O die Nara! seit der Vogel Grif, under der Chellerstäge het e Chrott es Näscht gmacht uß ire Hoora, und wenn si die Hoor wieder hett, so wär si gsund. — Und denn het er au no gseit, s' sig amene Ort es Wasser (und vom Ma, wo all Lüt müeß drüber träga). — O de Nar, seit de Vogel Grif, thät er numa emol eina z' mitzt dri stella, er müeßt denn keina meh übera träga.

Am Morga früe isch der Vogel Grif ufgstanda und isch furt gganga. Do chunt der Hans underem Bett füra und het a schöni Fädera gha und au ghört was der Vogel Grif gseit het wäga dem Schlüssel und der Tochter und dem Ma. D' Frau vom Vogel Grif het em alles no nemol verzellt, daß er nüt vergässi und denn isch er wieder hei zua. Zerscht chunt er zum Ma bim Wasser, de na gli frogt was de Vogel Grif gseit heb. Do seit der Hans er söll na zerscht übera träga, er well ems denn dänna säga. Do treit na de Ma übera. Woner dänna gsi isch seit ems der Hans. Do het si de Ma grüseli gfreut und seit zum Hans, er well na zum Dank none mol uma und äna träge. Der Hans seit aber: nei, er well em die Müeh erspara, er seig sust mit em zfrida, und isch witer gganga. Do chunt er zum Schloß, wo die Tochter chrank isch gsi und lahm, und treit si d' Chellerstäga ab und nimmt 's Chrottanäscht under dem understa Tritt füra und gits der Tochter i d Händ, und die springt em ab der Achsla aba und vor im d Stäga uf, und jez händ Vater und Mueter a grüslichi Freud gha und im Hans Gschänk gmacht vo Gold und Silber und was er numa het wella.

Wo der Hans is ander Schloß cho isch, goht er gli is Holzhus und het hinder der Thür under der Holzbiga de Schlüssel richtig gfunda. Der Herr het si au nid wenig gfreut und im Hans vil vo dem Gold i der Chista gge und Chüe und Schof und Geißa.

Wo der Hans zum Chünig cho isch mit dena Sacha alla und der Fädera, frogt er na, woner au das alles übercho heb. Do seit der Hans, der Vogel Grif geb eim so vil ma well. Do dänkt der gitig Chünig, er chönnt das au brucha und macht si au uf de Weg zum Vogel Grif, ober woner zum Wasser cho isch, so isch er halt der erscht gsi sid em Hans, und de Ma stellt na z' mitzt ab und goht furt und der Chünig isch vertrunka.

Der Hans het do d'Tochter ghürotet und isch Chünig worda.

Der Phönix (das Wort bedeutet feuerroth, purpurroth) galt bei den Alten als adlerartiger roth und goldener Vogel, der im Osten am Ocean wohne und die Sonne von ihrem Auf- bis zum Untergehen begleite. Aus der Asche des sich selbst Verbrennenden entstand jedesmal sein Sohn, was alles andeutet, daß der Vogel, wie der Adler bei den Griechen, die Sonne selbst ist. Zur Feier dessen zündeten die Phöniker im Sommersolstitium ein Feuer an. (Creuz. Symb. I. 438 ff.) Die Zeit bis zum Wiedererscheinen, die Phönixperiode, betrug 1461 Jahre, das große Sonnenjahr. Die Volkssage kennt den Vogel Fenis noch mehrfach. In derjenigen, von den drei Brüdern und dem Fuchs findet ihn der Jüngste am Ende der Erde und heilt damit den kranken Vater. Bekannt ist Grimm's Märchen vom Phönix.

Die Jagdsäugethiere.

Das kleinste Jagdsäugethier, das **Eichhörnchen**, durch seine Schnelligkeit und Zierlichkeit ausgezeichnet, nimmt schon in der nordischen Mythologie eine Stellung ein. Schon im Allgemeinen war es, wol um seiner rothen Farbe willen, dem Thor heilig, aber auch in individueller Gestalt erscheint es. An dem in Mitte des Göttersitzes Asgard stehenden Eschenbaum Ygdrasill, mit goldenen Blättern, läuft es, Ratatöskr genannt, auf und ab und sucht zwischen dem oben sitzenden Adler und dem unter der Wurzel liegenden Drachen Streit zu stiften. Bei Bichelsee im Thurgau lief auf der über den dortigen See gespannten Kette ein Eichhörnchen und brachte in Kriegszeiten Nachrichten von einer Burg zur andern hinüber. — Im Kanton Bern galt ein über den Weg laufendes Eichhörnchen den Begegnenden als glückverheißend.

Der **Hase** galt bei dem Volke von jeher als ein nicht ganz geheures Thier, das mit offenen Augen schlafe und häufiger Junge bringe als andere Thiere. Wegen dieser Fruchtbarkeit legt er im Kinderglauben die Ostereier. In den Märchen afrikanischer und polynesischer Wilder tritt er als Bote des Mondes auf.

(81.) Weit oben auf einer Alp bei Rüti im Rheinthale hielt sich nach der Sage ein dreibeiniger Hase in einer Vertiefung auf; wer in dieselbe gerieth, kam nicht mehr heraus, bis man ihn rief. Das Vieh war Nachts nicht in jene Gegend zu bringen.

„Der Hase braut“ oder „backt,“ sagt das deutsche Sprichwort, wenn Morgens Gewölk an den Waldbergen hangen bleibt. Im Bernischen deutete ein quer über den Weg laufender gut Gelingen an. Andernorts hingegen glaubte man, ein begegnender Hase nehme einem Heere (wegen seiner Feigheit) den Sieg, und wem er auf Marktwegen begegne, verderbe er den Handel. Man müsse sich schnell umwenden, um ohne Schaden davon zu kommen. Komme der Hase links her, so dürfe man nicht nachblicken und müsse rechterhand fort, sonst bekomme man ein geschwollenes Gesicht. Doch eroberten die Langobarden Rom, als sie unter König Ariulf einen aufgescheuchten Hasen verfolgten.

Ein gespenstischer Hase erscheint, wenn in der Nähe sich Jemand erhängen wird.

(82.) Ein Hirt, der muthwillig einer Kuh ein Auge ausgeworfen, mußte in Tirol so lange im Walde geisten, bis ein Jäger neun Mal auf ihn geschossen.

Weil der Hase alle vier Wochen Junge werfen soll, galt er als das Thier des Mondes, in welchem Manche das Hasenbild erblicken wollten. Deshalb war er auch ein Lieblingsthier jener griechischen Göttin, die aus dem Schooße des Meeres aufsteigend, ursprünglich die Mondgöttin war, aber wegen ihrer Schönheit später als die der Liebe verehrt wurde, Aphrodite, und sein Fleisch brauchte man als Zauber, Liebe zu erwecken. Bei unseren deutschen Voreltern hieß diese Göttin „Frau Holda, Hulda, Huldra“, die als Mond sich bei ihrer nächtlichen Wanderung von Hasen Lichter voraustragen ließ.

(83.) Unter einem andern Namen, Frau Herka oder Harke, sind dieser Göttin Herde lauter Hasen (die Sterne). In Sargans nennt man den Hasen, der die Kinder verschlinge, wenn sie nach dem Abendläuten noch auf der Straße sind, den Froshasen, d. h. den Hasen der Nachtfrau.

Die Hasen sind auch, gleich gewissen Vögeln (oben S. 47) Hüllen von Hexen.

(84.) Ein Lord in Irland traf auf der Jagd einen Hasen, folgte seiner Blutspur und fand in der benachbarten Hütte eine alte Frau, d. h. eine Hexe, mit blutigem Schenkel. — Das Gleiche begegnete einem Jäger im Aargau.

(85.) Eine Hexe zu Tschengels in Tirol lief, als man sie gefangen vor Gericht führen wollte, als Hase davon.

(86.) Zu Bremgarten erzählt man noch von der Hasenfrau, welche zu Zeiten, als Hase verwandelt, wunderbar schnell von einem Orte zum andern gelangte und so die Leute in Erstaunen setzte.

(87.) Eine Heerde Kaninchen pflegte der Hasenfrau ihre Stube zu fegen, ihre Schuhe zu putzen, Kräuter zu suchen und zu kochen. Sie habe oft Knaben geholt und sie in Kaninchen verwandelt.

(88.) Als man im aargauischen Frauenkloster Fahr dem besuchenden Abte von Einsiedeln, unter dessen Inspection das Kloster stand, von einem Hasen erzählte, der allen Jägern in den Schuß laufe, und doch nie könne getroffen werden, lud der geistliche Herr die Flinte mit Gesegnetem, zielte auf den neckenden Hasen, und traf ihn tödtlich. Im gleichen Nu sank im ersten Hause beim Kloster ein Weib todt zusammen, die man dort „die Hasenfrau" hieß.

Eine Hasenpfote, war das den Hexen, wie man vor 200 Jahren glaubte, vom Teufel in die Haut eingedrückte Malzeichen.

Salben mit Hasenfette machte, daß man sich in einen Hasen verwandeln konnte, und der Ketzerrichter Boguet rühmte sich, er habe 600 Jurassier erdrosseln und verbrennen lassen, weil sie im Kerker kein Hasenfett zum Verwandeln bei Handen gehabt.

Man vergleiche in Bechstein's Märchenbuch den „Hasenhüter."

Unter den übrigen Nagethieren, außer Eichhorn und Hase, ist die Maus das der Sage bekannteste und wird anläßlich auch in diesem Buche erscheinen.

(Vergl. Grimm's Sagen 241, 45, 46, 47, 332 und Nork Myth. der Volkssage S. 388 ff).

Sie ist ein Thier des Todes und der Verwesung und hütet Gold, das vielfach mit ihrem Koth in Verbindung gebracht wird. (S. I Sam. 6, 1 ff.) Die ihr nahestehenden Insektenfresser, der Maulwurf und die Fledermaus, sind dem Aberglauben wohlbekannt, aber für die Sage unbedeutend.

Ganz ähnlich den Sagen vom Hasen sind diejenigen vom **Fuchse**. Namentlich ist der Fuchs ebenfalls dem Thor heilig und erscheint als Hülle von Hexen.

Das griechische Alterthum kennt folgende Mythe:

(89.) Ein wilder Fuchs verheerte in alter Zeit das Kadmeïsche Land. Der König Kreon bat Amphitryon, der Alkmene Gemahl, um Hilfe. Das Thier war so schnellfüßig, daß Niemand im Stande war, es einzuholen und die Thebäer mußten ihm alle Monate einen Knaben vorwerfen. Amphitryon verschaffte sich nun des Kephalos in Athen Hund, der alles einholte was er verfolgte. Zeus aber machte der Jagd dadurch ein Ende, daß er beide Thiere in Stein verwandelte (Apollod. II. 4, 6, 7).

(90.) Nach der Sage zu Froburg im Jura läuft ein dreibeiniger Fuchs bellend hinter dem reitenden Türst (wilden Jäger) her. Er ist kugelfest und kein Jäger kann ihn treffen (Rochholz).

(91.) Ein Mann aus Vill (Vild) bei Sargans kam spät Abends von Mels über Feld gegen Sargans. Unweit des steinernen Kreuzes fing er einen zahm scheinenden Fuchs und schob ihn in den leeren Sack, den er auf der Schulter trug. Wie er zum „Stadtgraben" (der Marke des Stadtgebietes) kam, rief eine Weiberstimme von der waldigen bereits dunkeln Basathienwand: „Schwester, worum chunst nit?" — Wie erstaunte der Mann, als eine ähnliche Stimme aus seinem Sacke antwortete: „I cha nit, i bi in ds Peter Geelen Sack". — Entsetzt ließ er die Unholdin fahren, die mit gesenktem Schweife den Bergen zurannte. (Peter war der Vater von Andreas Geel, den viele in des Sammlers Jugend Lebende noch gekannt hatten).

(92.) Ein Mann, der im Walde Holz fällen wollte, sah an einer Buche eine junge Füchsin angebunden, und wollte sie schon erschlagen, als ihn das Thier so flehend anblickte, daß er mitleidig den Strick entzwei hieb und das niedliche Geschöpf laufen ließ. Nach einigen Jahren, als er aus Italien, wo er mit Vieh zu Markte gewesen war, heimkehrend, in einem Wirthshause übernachtete, sah ihn die hübsche Wirthin aufmerksam an, tischte ihm Abends und zum Frühstücke fürstlich auf und gab sich, als er furchtsam nach der Zeche fragte, als jene Füchsinn zu erkennen, die er befreit und erlöst hatte. (Erzählte des Sammlers Mutter).

In einer Anzahl anderer Sagen aus den verschiedensten Gegenden Europas spielt der Fuchs eine Rolle, deren Uebereinstimmen auch ein Beleg ist für die frühere Bedeutsamkeit dieses mythischen Thieres. Ueberall hilft er durch lügenhafte Vorgaben, sein Begünstigter sei ein vornehmer Mann und alles auf dem Wege Begegnende: Heerde, Pferde u. A. gehöre ihm, diesem zu Reichthum und Ehre. (Laura Gonzenbach's sicilian. Märchen, Nr. 65, Reinhold Köhler's Anmerkungen dazu im II. Th. S. 242 aus Finn- und Rußland.) In anderen Märchen ist es eine Katze (der „gestiefelte Kater"). In mehreren stellt sich am Ende das wohlthätige Thier, um den Begünstigten zu prüfen, todt und findet ihn undankbar.

Der **Wolf** hat weitverbreitete mythische Bedeutung. Den ägyptischen Osiris begleiteten auf seinem Zuge durch die Welt zwei Söhne, Anubis im Fell eines Hundes und Makedon in dem eines Wolfes (Diod. I, 18), Bilder der Sommer- und der Wintersonne. Ja, Osiris selbst kam in Wolfsgestalt aus der Unterwelt seiner Isis und dem Sohne Horos gegen seinen Mörder Typhon zu Hülfe. (Diod. I, 88). In Griechenland war der Wolf Bild der Nacht und des Winters, daher der Sonnengott Apollon Lykogenes, der vom Wolf Erzeugte, und die Mondgöttin Artemis Lykaina, die Wölfin hieß. Der Sonnengott Dionysos überwindet einen König Lykurgos,

ein König des bergigen Arkadien heißt Lykaon, und die nordischen Hyperboreer waren bald selbst Wölfe, bald hatten sie die Gabe, sich in Wölfe zu verwandeln (Lykanthropie). — Und wirklich erzählt die in der wilden reckenhaften Zeit des Nordens spielende Wolsunga-Saga, wie sich Sigmund und sein Sohn Sinfiotli in Wölfe verwandelten und in dieser Gestalt Menschen zerrissen. Im Gebiete des Aberglaubens ist die Sage von den Werwölfen, d. h. Menschen, die sich zu gewisser Zeit in Wölfe verwandeln oder vielmehr mit ihrer wahren Gestalt in Wolfsfelle gebannt sind, noch weit verbreitet (Wuttke, Volksaberglaube S. 259; Perty myst. Erschein. I S. 391 ff.; Grimm's Sagen 213—215). In Abyssinien treten Hyänen an die Stelle der Wölfe.

In Rom, dessen Gründer Wolfssäuglinge waren, ging am 15. Februar das Wolfsfest, die Lupercalien, dem Frühlingsanfang voran. Im Norden war der Wolf Fenrir Verfolger der Sonne und des Mondes unter verschiedenen Namen (Sköll, Hati, Managarmr) bis er beim Weltende als Fenrir beide verschlingen sollte. — und erhielt sich in der Volkssage durch den Wolf, welcher Rothkäppchen (dessen leuchtende Mütze den Mond bedeutet) nebst der Großmutter verschlang, aber durch den Jäger, d. h. die Sonne, erlegt wurde, wodurch der Mond wieder seine Befreiung erhielt. In all diesem sind wol Sonnen- und Mondfinsternisse verbildlicht. Im Norden hieß auch der erste Wintermonat, vom 23. Novbr. bis 22. Decbr., der Wolfsmonat (da die Sonne verschlungen wurde). In Tirol nannte man noch in christlicher Zeit die Verlesung des Evangeliums in der Christnacht den Wolfssegen.

In der Tiroler Sage stehlen Hexen in Wolfsgestalt Schafe und erhalten mittelst Durchwatens eines Baches wieder Menschengestalt. Dieselbe Gestalt nehmen in Salzburg Wildschützen an; ein verfolgter Solcher verwandelt sich in einen Baumstrunk.

(93.) Ein Hexenmeister im Kanton Bern, Niklaus Lyb, der einst, als zwei Gemeinden ihren Grenzstreit durch ein Wettkugelschieben entscheiden wollten, die Kraft der einen Partei, die schon im Siegen begriffen war, zu Gunsten der andern lähmte, machte sich einst zum Wolfe, und als man ihn in das Wolfsgarn lockte, flog er als Krähe fort.

(94.) In der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ (I. Jahrg. 1859,

S. 172) erscheint der Volksglaube an den sogenannten Wolfsführer. Es gebe alte Holzhauer oder Waldhüter, welche das Geheimniß besitzen, auf einen Pfiff in den Wald hinein ganze Rudel Wölfe zu locken (weniger nie als 30), daß diese ihnen folgen wohin sie wollen. Es geschieht Nachts und Viele wollen dem unheimlichen Zuge begegnet sein. Wie könnte dies was andres sein, als daß der Wolf selbst auf den Mumiendecken als der Führer der abgeschiedenen Seelen auftrit? (Creuz. II. 468).

(Vergl. Nork, Myth. der Volkssage, S. 369 ff.)

Als nordisches (und alpines) Raubthier wird neben dem Wolfe stets der **Bär** genannt. Zweimal an den Himmel, und zwar in die Umgebung des Nordpols versetzt, als Verwandlung der Kallisto (Tochter des Wolfsmannes, Lykaon) und ihres Sohnes Arkas, war er in Aegypten dem mörderischen Typhon geweiht, also wieder ein Bild des Winters, der Vernichtung, des Todes. Der nordische Thor heißt auch Björn, weil sowol der Donner als der Bär im Winter schläft; die nordischen Sagenhelden Dietrich und Artus erscheinen als Bären, und die heilige Ursula („kleine Bärin") ist die Anführerin eines Heeres von Jungfrauen (d. h. der Gestirne). So haben auch die Alpenheiligen Lucius in Graubünden, Gallus in St. Gallen und Romedius in Tirol Bären zu Dienern. In der Schweiz erscheint der Bär, wie viele andere Thiere, als neckendes Nachtgespenst und als Verwandlung von Zwergen, in Tirol als das einen geisterhaften See bewohnende Ungethüm.

In Grimm's allerliebstem Märchen „Schneeweißchen und Rosenroth" erscheint der Bär als Hülle eines glänzenden Königsohnes, d. h. aus dem Dunkel der Nacht geht die leuchtende Sonne hervor. (Vergl. Nork, M. d. V. S. 378). Dietrichs Held, Wildebär, hüllt sich in ein Bärenfell.

Das edelste Jagdthier, der **Hirsch**, war schon im Alterthum ein Bild der Sonne, daher Artemis, die Mondgöttin, den sie unbefugt belauschenden Aktäon (Sonnengott) in einen Hirsch verwandelte, der von seinen Hunden (den Sternen) zerrissen wurde. Dem entsprechend vertrat die Hirschkuh den Mond, daher Begleiterin (also früher, wie alle Begleiter der Götter, Vorgängerin) der Artemis, Ernährerin des Telephos, Sohnes des Herakles (Sonnengott) und der Auge (Glanz, Strahl), und im Norden des Drachentödters (d. h.

Sonnengottes) Sigfrid. Dianens Hirschkuh, deren Geweih golden war, mußte daher auch von Herakles eingefangen werden, und die Jägerin Argo, („die Schnelle“) wurde in eine Hirschkuh verwandelt. Auch der Himmel der Edda hat eine Hirschkuh, welche ob Odins Saal das Laub des Himmelsbaumes frißt und aus deren Horn der Rhein und andere Flüsse entspringen. In der Sage verlocken Hirsche die Helden und Jäger, so daß sie sich verlieren, oder man muß sie zur Strafe in Ewigkeit jagen, ohne sie erreichen zu können. Es ist die Sonne, welche untergehend zur Verfolgung lockt und doch nie erreicht werden kann. In die christliche Mythologie übertragen, sind Hirsch und Hirschkuh die Begleiter, Führer oder Ernährer unzähliger Heiligen, und ihre Geweihe (die Sonnenstralen und daher göttlicher Natur) umfassen oft das Kruzifix oder die Hostie. Zuletzt aber hat der Hirsch nur noch dämonischen Charakter.

(95.) In einer waldigen Gegend hatten die Jäger schon drei Mal einen Hirsch angeschossen, ohne ihn erlegen zu können. Das vierte Mal traf man ihn, als er in einem Quell badete und fand an seinem Leibe die drei früheren Schußwunden durch dies Baden geheilt. Es ist der „Hirschbrunnen“, das heilkräftige Pragserbad in Tirol.

(96.) Ein Jäger aus Beromünster (Luzern) jagte die ganze Gegend durch bis herab nach dem Muniholze, wo er mit einer Freikugel einen großen Hirsch erlegte. Er habe alle Thiere bannen können und aus Uebermuth gegen die Sonne geschossen, worauf ihm Blutstropfen auf die Hand gefallen seien. Jetzt muß er als Hirschbock in den Wäldern umgehen.

(97.) Zu Martell in Tirol ging ein leidenschaftlicher Jäger Sonntags früh, um den Gottesdienst unbekümmert, auf die Jagd und birschte, bis es im Dorfe zur „Wandlung“ läutete. Da sah er plötzlich einen weißen Hirsch, den er nun durch Feld und Wald hitzig verfolgte, bis das Thier an einer Wand hinaufsprang und dem Schützen, der eben losdrücken wollte, entschwand. Dieser jedoch fand sich nun zwischen so unzugänglichen Felsschluchten, daß er keinen Rückweg mehr entdecken konnte und den Hungertod sterben mußte.

(98.) Eine baierische Gräfin von Falkenstein schoß an der Mangfall nach einem Hirsche; aber die Kugel prallte vom Thiere auf sie zurück und tödtete sie sogleich.

(99.) Ein schneeweißer Hirsch, der keine Fährte hinterläßt, begleitet eine Nonne aus Kloster Michaelstein (Pröhle, Unterharzsagen).

(100.) Im Züricher Großmünster ist der Hirsch gemalt, welcher Nachts mit leuchtendem Geweihe vor der Burg Baldern erscheint und die Königstöchter Bertha und Hildegard aus dem Schlosse durch die Wälder ins Thal führt, wo sie mit ihrem Vater das Münster bauen.

(101.) Im Münster von Schaffhausen liegt Adelheid von Randenberg. Sie führte vom Gebirge herab jede Nacht ein Hirsch mit leuchtendem Geweihe drei Stunden weit nach Schaffhausen. Dann führte er sie vor Tagesanbruch wieder heim. Die Hemmenthaler Bauern zeigen noch den Weg und Steg, wo sie ging. (Schalch, Schaffh. Gesch.).

So ist auch ein anderer Jagdwiederkäuer, die zierliche Gemse, bei den Alpenjägern zum Thiere des Teufels geworden, weil sie sich nicht geduldig niederschießen läßt, sondern sich oft listig zu retten weiß. Wir werden sie später mehr treffen.

Dritter Abschnitt.

Die Haussäugethiere.

Der Hund.

An Fuchs und Wolf schließt sich zunächst ihr Verwandter und an die Jagdthiere überhaupt ihr Verfolger, der **Hund** an. Gleich dem Bären und dem (für unseren Norden wenig bedeutsamen) Löwen erscheint auch er zweimal, als großer und kleiner Hund, am Himmel. Die Parcen achteten ihn als den König der Thiere. Gleich dem Wolf ist der wachsame Hund ein Nachtthier und bellt den Mond an, dessen Dreigestalt, wie in der dreileibigen Hekate, so in dem unterirdischen „Höllenhunde“ Kerberos versinnbildlicht ist, den auch der skandinavische Norden als Garmr kennt, wie die jüngere Edda einen „Höllenhund“ nennt, der aber wahrscheinlich (Simrock d. M. S. 122) nur eine Variation des Wolfes Fenrir ist. Einen ungenannten Hund bei Hel führt in der älteren Edda Wegtamsquidha auf. In Aegypten, wo der Hund allgemein, besonders aber in Kynopolis verehrt und mumisirt wurde, erscheint des unterirdischen Osiris und der verschleierten Nephthys Sohn Anubis mit einem Hundskopfe und ist Genius des Hundssternes Sirius oder Sothis. Auch die römischen Hausgötter (Lares) hatten Hundsköpfe. Des Odysseus Hund Argos („der Schnelle“) stirbt, sobald sein Herr heimkehrt, (d. h. der Mond erlischt, sobald der Sonnengott erscheint).

Der Hund hat daher etwas Dämonisches. Wie er nach dem Volksglauben Geister sieht, welche der Mensch nicht bemerkt, so er-

scheint er, selbst noch heute, häufig als Nachtgespenst und als Hüter unterirdischer Schätze und verzauberter Jungfrauen. Die Edda gibt den Nornen Hunde als Begleiter. Der Hund ist somit auch ein Bild des Todes, daher die Bezeichnung des Schiebkarrens der Bergleute, auf dem sie in die Unterwelt fahren, als „Hund" und die Redensart „auf den Hund kommen."

Unzählige Orte, namentlich der Schweiz und Tirols, haben ihre Sagen von Nachts einsamen Wanderern begegnenden schwarzen Hunden mit feurigen Augen, oft nur mit einem einzigen solchen (das natürlich der Mond ist, wie das der Kyklopen. Das Thier ist immer sehr groß, meist von der Größe eines Kalbes, versperrt den Leuten den Weg, ist manchmal an eine klirrende Kette gebunden, legt sich vor die Thüren der Häuser und Sennhütten, geht, als Gespenst eines Markenverrückers, an der gefälschten Grenze auf und ab, oder, als dasjenige eines Verräthers im Kriege, an den durch seine Hülfe genommenen Schanzen (bei Bregenz am Bodensee). Wer ihm begegnet, verliert oft den Weg und muß die Nacht hindurch herumirren, — oder er bannt begegnende Fuhrwerke, die nur durch den Ruf: in des Teufels Namen vorwärts, wieder weiter zu bringen sind. Selbst wenn auf seiner Laufbahn, welche oft bestimmt vorgezeichnet ist und vorzugsweise Kreuzwege trifft, ein Haus gebaut wird, dringt er durch dasselbe. Man hört seine Tritte aus dem Keller herauf, hört die Thüren öffnen und zuschlagen und Gegenstände umwerfen. Manchmal begleiten die Gespensterhunde auch die Wanderer oder lassen sich gar von ihnen tragen, oder wer ihnen nicht ausweicht, wird in den Bach geworfen. Oft ist ihr Erscheinen durch fürchterliche Knalle begleitet.

(102.) In früherer Zeit waren die Bauern von Vilters und Wangs im Sarganserlande über eine Weide im Valeistobel im Streite. Die Sache kam vor Gericht, wo ein schlauer Wangser (ein Zug, der überall sich ganz gleich wiederholt) Erde von seinem eigenen Boden in die Schuhe und seinen Haarkamm (dort „Richter" genannt) und den Schöpflöffel in den Hut genommen und dann meineid geschworen habe: So wahr stehe ich auf eigenem Boden als mein Richter und Schöpfer über mir ist. Wangs erhielt dadurch die sogenannte „Kalberweid", die in Vilters noch „der gestohlene Boden" heißt. Dafür jedoch geistet der Meineidige, indem er als „Valeishund", nur ein Auge mitten auf der Stirne, Mitternachts bis Mels (der Landgerichtplatz) wandern muß.

(103.) Im St. Gallischen Bezirke Gaster soll vom „langen Trog" unweit

Schennis, auf der Gasterstraße bis zur ehemaligen „Leze“ (Landwehrmauer) unterhalb Maseltrangen in gewissen Nächten der „Bootenhund“, ein großer, langer Hund mit Augen wie Fensterscheiben und Geisfüßen gelaufen sein. Ja nach Einigen ging sein Wandern vom Glarner Sernftthale aus bis an jene Leze. Das Thier habe die Gabe der Sprache gehabt, mit der Eigenheit, den Athem dessen, der sich mit ihm in ein Gespräch einließ, an sich zu ziehen, so daß derselbe, je länger der Diskurs dauerte, um so mehr abnahm. Kilt- oder, wie man hier sagt, „Licht-“ oder „Stubetengänger“ redete der Hund selten an.

Im Kanton Luzern weiß man von einem Nachtgespenst, das halb Mensch und halb Hund ist.

(104.) In den Ruinen des Raubschlosses bei Aarwangen spukt ein Hündchen, welches, so oft schlechtes Wetter einfallen will, ein starkes Bellen hören läßt.

(105.) Ein gespenstiger Hund zu Freiburg, groß und schwarz, mit feuersprühenden Augen und feuriger Zunge, der „Gassentätscher“ genannt, begegnete besonders Betrunkenen, stellte sich ihnen in den Weg, wurde immer größer, bis er war wie eine Scheune, sprang ihnen wohl auch auf die Schulter und ließ sich tragen, bis sie zu einem Kreuze kamen, wo er verschwand.

(106). Wie in norddeutschen Sagen es sich wiederholt, daß Hunde des Nachtjägers durch offene Hausthüren eindringen und ein ganzes Jahr lang ruhig unterm Heerde liegen (Simrock), erschien einst bei Glatz spät Abends ein schwarzer Pudel in der Gesindestube eine Zeitlang, legte sich ruhig auf die Bank am warmen Ofen und schlief die ganze Nacht. Alle im Hause gewöhnten sich an ihn und belästigten ihn nicht, bis einst ein betrunkener Knecht ihn von der Bank herabstieß und schlug. Da fletschte das Thier die Zähne gegen ihn und schnappte so unheimlich nach ihm, daß er erschrocken in den Stall hinter die Pferde flüchtete. Der Hund lief hinter ihm her und rief: Wärschte ne zwischen Stöl (der Pferdestand) on Aisa, wöll ich der wuas andersch bwaisa. Die Hufeisen, ein bekanntes Mittel gegen Hexerei, hinderten ihn, weiter zu kommen (Drescher).

Ebenso oft, als der Hund nächtlicher Weile wandernd spukt, hütet er auch Schätze.

(107.) In Graubünden erzählt man, ein Reicher, der nichts auf Erden liebte als sein Gold, habe dies vor dem Sterben mit der letzen Kraft vergraben und müße dafür es als schwarzer Hund hüten, bis Jemand den Schatz heben wird. (Flugi).

(108.) In Flums weiß man ebenfalls von einem Hunde, der am Berg „auf dem großen Sechser“ auf einem Geldtroge sitzt. Wer den Muth hätte, ihm den Kopf abzuhaeun, der erhielte den Schatz.

(109.) In Bern, als noch die sogenannte Silberstrecke unweit der alten Münze an der Aaren existirte, kannte man einen unterirdischen langen Gang, vor dessen Oeffnung links ein Holunderbaum stand. In diesem Gange, das wurde vor 60 Jahren fest geglaubt, hat mancher arme Bürger in seiner Noth Hilfe gefunden.

Man durfte 4 Mal zu heiliger Zeit hingehen und kam bis zu einer eisernen von innen geschlossenen Thüre. Wer hilfsbedürftig war, rief zweimal:

Schultheiß N. hör meinen Ruf!
Bald wird enden sich dein Fluch.
Gott sei deiner Seelen gnädig!
Er mache dich von Sünden ledig!

Dann vernahm er schwere Tritte, die Thüre ging auf und der gerufene Schultheiß erschien, in kohlschwarzen Sammt gekleidet, eine goldene Kette am Halse, neben ihm ein großer schwarzer Hund. Er deutete traurig auf seinen durch Veruntreuung entstandenen Schatz und der Rufende durfte zugreifen. War einst die Kiste leer, so sollte der Büßende erlöst sein; im Jahre 1802 sei sie schon halb leer gewesen. (Dem Sammler im August 1867 erzählt von einer 71jährigen Bernerinn, die das als siebenjähriges Mädchen vielfach gehört).

(110). Wenn das silberne, hellklingende Glöckchen zu Rapoltsweiler im Elsaß angezogen wurde, fingen sämmtliche Hunde auf den 3 Schlössern an zu bellen und zu heulen. Später, als die Schlösser längst in Trümmern lagen, hörte man, so wie das Glöckchen tönte, die Hunde unter der Erde noch bellen und heulen. (Stöber, die Sagen des Elsasses.) Es ist das Bellen des nordischen Unterwelthundes Garmr, wie das des Nachthundes, wenn die Sonne aufgeht.

(111.) Endlich erscheint der Hund auch als Teufel. Des Sammlers Mutter erzählte: Ein Geistlicher habe ein Hündchen so gerne gehabt, daß ein Amtsbruder bei einem Besuche, dies bemerkend, ihn alles Ernstes tadelte, sein Herz an so was zu hängen und ihm den Rath gab, sich je eher je lieber davon los zu machen. Der Geistliche ging in sich und warf auf einem Spaziergange den Liebling vom Steg herab in den Bach. Wie er ihn jedoch untersinken sah, konnte er sich nicht enthalten auszurufen: „Ach, wie dauerst du mich!" Der Hund antwortete sogleich, indem er (der Teufel) ihn sonderbar anblickte: „Du mich auch!" und versank.

(Vergl. Nork, Myth. der Volkssage, S. 360 ff. dann Zingerle, Lütolf, Stöber).

Die Katze.

Noch charakteristischeres Nachtthier als der Hund ist die **Katze**, deren Augen im Dunkeln sehen und leuchten, wie diese Thiere überhaupt in der Nacht ihr Wesen treiben, sich versammeln und durch ihre unmelodische Musik die Ruhe der Menschen stören. In Aegypten war die Katze das Bild der Mondgöttin Bubastis (Pascht)[1], wurde allgemein verehrt, mumisirt und ihr Tod aufs Tiefste betrauert. So wurde auch Artemis in eine Katze verwandelt, und den Wagen der nordischen Freya zogen zwei Katzen. Unter dem deutschen Volk ist die Katze eine Wetterverkünderin, und ihr Lecken bedeutet Besuch (am Vorderleibe einen Mann, am Hinterleibe eine Weibsperson). Eine

über den Weg laufende schwarze Katze bedeutet Glück und darf nicht beleidigt werden. Vereinzelt (Werdenberg) kommt auch der Glaube vor, daß die Alrunen, welche Geld erzeugen, Katzen seien. — In Ober-Krain darf man die Katzen nur „rückwärts" schlagen; thut man es vorwärts, so thürmen sie sich zu ungeheurer Größe auf und vertreten dem Schlagenden den Weg. Die Lappländer betrachten die schwarze Katze als Hausgeist (Verwandlung eines verstorbenen Ahnen) und Orakel, ohne dessen Rath sie nichts unternehmen. In Oberpfälzer Volkssagen (Schönwerth) werden die Katzen „Wana", „Teufelswana" genannt, was wahrscheinlich mit den Halbgöttern des Nordens, den Wanen zusammenhängt. Die Katzen sind daher vorzugsweise auch Verwandlungen von Hexen, und wenn sie verwundet werden, so sieht man bei Tage den erlittenen Schaden an den als Hexen geltenden Weibern, worüber es eine Masse von Sagen gibt. Ebenso sind die Katzen auch Sinnbilder von Lug und Trug (daher die Bezeichnung „Katzensilber")

(112.) In Tirol hörte man aus einen Stall, wo sich nach der Sage die Hexen versammeln, Musik und sah ihn hell erleuchtet. Als man aber hineinsah, erblickte man lauter Katzen, die auf den Hinterfüßen tanzten, während andere dazu aufspielten. Der Lauscher erkannte unter ihnen seine eigene Hauskatze.

(113.) In Uri ging ein junger Bursche zu zwei Mädchen zur „Stubeten" (Besuch). Als er dies auch, wider Abnahmen, an einem Freitage (Tag der Freia, der die Katzen geweiht waren) that, belauschte er sie, wie sie mit einer Salbe aus einem Tiegel ein Brettchen bestrichen und mit dem Rufe „zum Kamin hinaus und nirgends an" verschwanden. Er machte es nach, rief aber „überall an", worauf er an allen Ecken anstieß, aber endlich in einen Palast gelangte, wo man tanzte und unter Anderen seine eigene Katze (die darum immer Tags schlief) aufspielte.

(114.) Ein Müller hatte eine Hexe zum Weibe, konnte sie aber dessen nie überführen. Eines Abends als er noch mit dem „Mühlehau" beschäftigt war, kam ein großes Rudel Katzen auf den Mühlstein gesprungen und hinderte ihn unabtreibbar bei der Arbeit. Er lauerte der zunächst Springenden auf und hieb ihr endlich mit dem Breithammer eine Pfote ab. Am Morgen sah er sein Weib mit verbundenem Stummel im Bette. (Rochholz). Auch bei Zingerle, (Tirol. Märchen) verliert die Müllersfrau als Katze ihre Hand und noch andernorts häufig.

(115.) Eine Hausfrau in Schwiz wollte vor 12 Uhr nie vom Spinnen weg zu Bette und klagte ihrem Manne, sie werde von einer schwarzen Katze gedrückt, als ob ein Berg auf ihr liege und könne somit früher nicht schlafen. Der Mann hieß sie hinter den Ofen sitzen, nahm ihre große Schnellkappe, hing eine scharfe Hechel über die Schultern und spann nun selbst drauf los. Mit dem Schlage 12 hing

ihm plötzlich die Nachbarin schreiend und blutend auf dem Rücken in der Hechel. Sie flehte, ihr nichts weiter zu thun und sei später nie mehr erschienen. (Rochholz).

(Vergl. Schönwerth III. 185. 187. Vonbun 29. 30. Lütolf 212. 215. 517. Rochholz II. 52. Zingerle I. 253).

Das Schwein.

Das Geschlecht des Ebers gehört zwar, unter der Benennung „Wildschwein“ zu den Jagdthieren, muß aber, weil es auch Hausthier ist, des Zusammenhanges wegen mit den kleineren Wiederkäuern des Hauses zusammen behandelt werden. Es erscheint in den Mythologien aller Völker als ein dem Menschen feindseliges und unreines Thier. In Aegypten wusch sich, wer ein Schwein blos mit dem Kleide berührt hatte, und daher waren auch die Schweinehirten die verachtetste Kaste und vom Verkehre mit allen übrigen ausgeschlossen. (Herod. II. 47). Doch wurde es der Sonne und dem Monde geopfert und dabei auch gegessen. Letzteres hingegen verpönen streng die semitischen Völker, Hebräer, und Araber, bis auf den heutigen Tag. In Griechenland tödtet ein Eber den Adonis, verwundet einer den Odysseus, verwüstet einer die Fluren des Oineus und veranlaßt die kalydonische Jagd, bei welcher Meleager umkommt. Verderbliche und riesige Eber befinden sich unter den bedeutensten Kampfobjekten des Herakles und Theseus. Die Asen des Nordens verzehren täglich den Eber Saehrimnir, der über Nacht wieder zusammenwächst. Ein goldener Eber Gullinbursti (der goldborstige) wird von Freyr und von Freya geritten und erleuchtet die Nacht taghell (das Nordlicht?). Ein Eber tödtet den wilden Jäger (Odin) unter dem Namen Hackelbärend. Das Schwein ist mithin namentlich der Sonne, also dem Tag feindlich, und daher ein Nachtthier, wozu auch seine nach unten gerichteten und oft von den Ohren verdeckten Augen passen. In der That erscheint es auch in der Volkssage durchweg als Nachtgespenst und als Hexenthier. Es ist, wo es „umgeht“ oder „spukt“, roth und mürrisch, grunzt und lärmt, wird größer, bis es haushoch ist, verwandelt sich auch in einen Mann; mit Vorliebe ist es die Hülle einer „Pfaffenkellnerin.“ Es hat graue oder feurige Augen oder ist selbst feurig oder flammend. Wüthend rennt es Nachts durch Städte und Dörfer oder über Alpen oder fliegt gar durch die Luft. Wenn

man es hört, so werden die wirklichen Schweine wild, schießen auf und schnauben oder rennen davon. In Grindelwald heißt das Ungethüm die Rochelmore, d. h. Lärm- oder Grunz-Sau.

(116.) Zu Oberuzwil in Toggenburg hatte ein Mann ein Mutterschwein, dessen Junge stets, so oft sie einige Monate alt waren, draufgingen. Er berieth, obschon Protestant, die Kapuziner zu Wil, welche ihm den Rath gaben, sobald die Ferkel wieder krank würden, ein lebendes Schwein unter der Dachtraufe zu begraben. Er wollte es thun; aber das Thier schrie fürchterlich, und sofort erschien ein Weib, welches ihn inständig um Erbarmen bat. Als er aber nicht nachgab, entfernte sich die Hexe und starb sogleich.

(117.) Nach dem Volksglauben in Dänemark wurde unter Kirchen, die man neu baute, zuweilen ein lebendiges Schwein begraben. Sein Nachts erscheinendes Gespenst hieß das Grabschwein (H. C. Andersen's Märchen).

(Vergl. Zingerle 119. 216. 219.)

Die Ziege.

Dieses milchreiche Thier war bei den Griechen die Amme des Zeus, dessen Gattin auf alten Bildern als Juno sospita eine Ziegenhaut trägt. In der dortigen Mythologie war die Chimära ein Ungeheuer mit drei Köpfen, zusammengesetzt aus Löwe, Ziege und Drache und der Ziegenkopf spie Feuer. Eine Tochter des Typhon und der Schlangen-Jungfrau Echidna, verwüstete sie Lykien in Kleinasien, bis der Sonnenheld Bellerophon auf dem Pegasos sie erlegte. In Asgard, bei den nordischen Göttern, weidet die Ziege Heidhrun das Laub des Baumes Läradhr, wovon aus ihrem Euter der den Einheriar (gefallenen Helden) nöthige Meth fließt. Daher frißt die Ziege im Rübezahl-Märchen goldenes Laub, wovon sie einen goldenen Bart bekommt.

Der Ziegenbock war im Alterthum der Feind des fruchtbringenden Sonnengottes Dionysos, dem er die Weintrauben abfrißt, ja dessen Tod er herbeiführt. Daher erhielt der Monat, welcher im Süden aller Fruchtbarkeit und Sonnenwärme ein Ende macht, das Zeichen des Steinbockes. Es ist aber auch die Zeit des Wiederwachsens der Tage, der wiedererwachenden Zeugungskraft der Natur, daher der Bock als aufsteigender abgebildet wurde. Ja er wurde in dieser symbolischen Bedeutung zum Gotte. In Aegypten hieß jer Mendes gleich der Stadt, wo er verehrt wurde und wo man ihm Schafe schlachtete und opferte, und gehörte zu den acht höchsten Göttern

als Gott der Erde. Von seinem lebenden, dort gehaltenen Abbilde, dem heiligen mendesischen Bocke sagt Herodot (II, 46) γυναικὶ τράγος ἐμίσγετο ἀναφανδόν! In solcher Ungeheuerlichkeit gipfelte der Thierdienst! In Griechenland hieß er Pan, dessen obere Hälfte jedoch mit Ausnahme der von Ziegen entlehnten Hörner und Ohren, menschlich gebildet wurde, wie auch die seiner Begleiter, der Pane, die in Italien Faune hießen. Eine Modification derselben, die Satyrn, hatten vom Ziegengeschlecht blos kurze Hörner, Ohren und Schweif; sonst sahen sie wie Menschen aus.

Im Norden zogen Böcke den Wagen des Thor, wenn er auszog mit seinem Hammer die Winterriesen zu bekämpfen.

Im Christenthum erhielt der Teufel die Uniform der Pane; es wurde daher demselben stets, wenn er überlistet werden sollte, Ziegen statt der Menschen preisgegeben (wie früher dem Ziegengotte geopfert).

In Norwegen ist jetzt noch ein Schimpfwort: Julebock, was sich auf das heidnische Julfest zur Zeit der Wintersonnenwende (des Steinbocks) bezieht.

Sowol Böcke als Ziegen, vorzugsweise schwarze, sind nun ebenfalls gleich vielen schon genannten Thieren, Nachtgespenster. In Unterwalden erzählt man vom Reizibiel-Bock, der an der Stirn ein tellergroßes feuriges Auge habe (den Mond!)

(118.) Ein solcher Bock in Tirol geht erst freundlich mit den Leuten; dann aber, wenn sie sich nichts versehen, fährt er ihnen zwischen die Beine und trägt sie in Sturmeseile über Stock und Stein, bis er sie weit von der Heimath abwirft.

(119.) Im Kanton Schwiz, namentlich bei Einsiedeln und weiter herum, ist das Halten von Ziegenböcken in Pferdeställen seit alter Zeit, als heilsam, noch immer üblich. In 3 luzernischen Sagen sind Schätze dadurch gehoben worden, daß einer auf einem kohlschwarzen Ziegenbocke, in Variationen auf einem schneeweißen, über die Stelle ritt; in der einen heißt es „auf einem dreibeinigen“, in der anderen „rückwärts“. Wenn die Pferde im Stalle des Morgens schwitzen, so hat ein Teufel sie Nachts zum Höllenritte gebraucht. Dann hat man blos einen schwarzen Ziegenbock in den Stall zu thun. Der Satan zieht einen solchen dem besten Pferde vor.

(120.) Unter der Poya zu Salvan (Freiburg) ist des Römerkaisers Maximian goldenes Kalb begraben, aber ein schwarzer Bock hütet es.

(121.) Im Rotthale an der Jungfrau sind die „Thalherren“, die früher dort lebten und Frevel übten, namentlich gegen Hirtinnen, zum Theil durch einen ungeheuren Bock vertilgt, zum Theil in Felsen- und Eisschründe gebannt und das Thal zerstört und mit Eis angefüllt. (Vernaleken).

(122.) Zu Mykleby in Schweden ging Swen eines Sonntagsmorgens auf die Jagd und gewahrte bald einen großen Bock mit einem Ring um den Hals. In demselben Augenblicke rief eine Stimme aus dem Berge (das war ein Troll, ein Steinzwerg) „Sieh, der Mann schießt unseren Ringbock". „Nein, rief ein anderer, das läßt er wohl bleiben, es ist Sonntag". Wie der Schwede das hörte, schoß er den Bock. Jetzt entstand heftiges Lärmen und Schreien im Berge, und Einer rief: „Den will ich schon bezahlen". Ihm antwortete ein anderer: „Das wirst du wohl bleiben lassen, der weiße Bock (d. h. Gott, slavisch Bel-Bog) steht ihm bei". Darauf erscholl ein mächtiges Geräusch und eine Menge von Trollen erfüllte den Wald ringsum. Swen warf sich zur Erde, kroch unter einen Wurzelhaufen und that ein Gelübde. Als er unbeschädiget heimgekommen, erfüllte er dieses; der Bocksring, aus einem unbekannten Metalle, bildete bis ins letzte Jahrhundert den Griff an der Myklebyer Kirchthüre, das Horn verwahrte man in der Torpkirche, das Fell in der zu Langeland.

(123.) In den Gewölben des ehemaligen Schlosses Aigremont im hohen Ormond-Thale liegen ungeheure Schätze in großen Käsekesseln. Der Herr von Pontverre, in voller Rüstung, sitzt mit hohlen Augen, die aus dem Helmgitter hervorblitzen, auf einem Lehnstuhle und zählt ohne Unterlaß die glänzenden Goldstücke, und ein schwarzer Bock, lang gehörnt, steht am Eingange Wache, bereit, jeden Tollkühnen zu durchbohren, der sich in die wohlverwahrte Felsenkammer einzudrängen versuchen sollte. Jeden Quatemberabend hört man um Mitternacht ein fürchterliches Kettengerassel, Toben, Heulen und Stöhnen, wie wenn alle Berggeister und Drachen dort versammelt wären. Der erschrockene Wanderer erblickt auf den Zinnen schwarzgekleidete Frauengestalten, weiß verschleiert, die im Kreise herumschweben und Geistertöne der Wehmuth hören lassen. (Kuenlin).

(124.) Zwischen Gansingen und Büren im Aargaue geht ein Fußweg längs dem dortigen Bache hin. Diesen wandelte oft ein zottelhaariger, großer schwarzer Ziegenbock, der die Thalbewohner unter vielen Gestalten, bald auch als Pferd, Esel, als Eber mit Feueraugen, als Schwein, welches einen kleinen Wagen mit sich führte, schreckte. Auch als riesiger Mann erschien er. Man kannte den Weg, den er machte, die Plätze, wo er sich gern aufhielt, bei eintretendem Ungewitter, die 5 Häuser der „Vorhölle" zwischen Ober- und Nieder-Büren u. a. wo er sein Unwesen zu Belästigung der Bewohner trieb. Sommers weidete er dort auf einigen Matten, wo niemand Gras oder Heu zu sammeln wagte, weil er als Bock oder als Riese sie vertrieb, wie er Wanderer in den Bach warf oder sonst in Furcht jagte. Er stahl Säcke Hafermehl von den Wagen und Winters in den Scheunen Futter, Heu, Stroh (Birrcher, das Frikthal).

(125.) An der Straße zwischen Herzogen-Buchsee und Langenthal, bei „Trubers Brunnen", hütete ein Geißhirt. Zu seinem Schrecken bemerkte er einst, daß er eine der Geißen verloren habe. Nach vielem Suchen fand er sie im nahen Walde, wie sie den Boden aufscharrte. Er nahm sie mit sich, aber so wie er sie frei ließ, war sie wieder in den Wald entwischt, wo sie aufs neue scharrte. Als

dies mehrere Mal geschehen, fiel es ihm doch auf, er dachte an einen Schatz, fing an aufzugraben und kam auf eine schöne, große Glocke. Schnell eilte er ins Dorf, holte Leute und sie hoben die Glocke aus ihrer Gruft. Jetzt hängt sie im Kirchthurme zu Herzogenbuchsee (Zuberbühlers Sammlung).

Das Schaf.

Der Widder, das männliche Schaf, bezieht mit dem wiederkehrenden Frühling zuerst die Weide und ist daher das Himmelszeichen, in welches die Sonne mit der Frühlingsnachtgleiche eintritt. In Aegypten war dieses Thier dem Amun, dem dortigen Jupiter, dem „Fürsten der Götter und Schöpfer der Welt", welcher auch widderköpfig abgebildet wurde, heilig, und ward ihm geopfert. — Ein Widder hebt Abrahams Sohnesopfer auf, weil der Frühling, dessen Zeichen er ist, dem Menschen willkommen erscheint. — Durch dasselbe Thier wird auch der hellenische Phrixos gerettet, welchen sein Vater Athamas auf Anstiften der Stiefmutter Ino opfern wollte, und die wahre Mutter Nephele ließ ihre Kinder Phrixos und Helle auf diesem Thiere fliehen, dessen goldenes Fell (wieder ein Sonnenbild) zum Zuge der Argonauten Anlaß bot. Der Widder war von Poseidon und Theophane unter der Gestalt eines Widders und eines Schafes erzeugt worden. Es gibt aber auch Widder als Nachtgespenster.

(126.) Zu Martell in Tirol spukt Nachts der graue „Hurla-Widder", welcher die Begegnenden mit den Hörnern bedroht, ihnen Steine nachwirft und halb menschliche, halb Schaf-Laute erschallen läßt.

(Vergl. Vernaleken, Mythen und Bräuche, 150, wo ein Jüngling in die Gestalt eines Schafes verwünscht ist).

Das Rind.

Im Zodiakos folgt dem Widder der Stier als Bild der gekräftigten und nun Wachsthum befördernden Sonne. Dieses Thier war vermöge seiner starken Zeugungskraft bei allen orientalischen Völkern Bild der Sonne und dem Sonnengotte heilig, in Persien als eines der erstgeschaffenen Wesen dem Ormuzd, während in Indien das ganze Rindergeschlecht hohe Verehrung genießt und der ächte Gläubige sich mit dem Urin und den Excrementen des Stiers und der Kuh reinigt (was auch in Iran geschah), und nur mit einem Kuhschwanz in der Hand stirbt. In den vedischen Hymnen wurde oft der Mond, dann aber, weil er sonst meist männlich war, auch die

Morgenröthe, die Gewitterwolke, ja das ganze Himmelsgewölbe, kurz Alles, was Feuchtigkeit und damit Fruchtbarkeit spendete, als „die wohlthätige Kuh der Fülle“ dargestellt, die Sonne aber, welche diese Himmelskuh fruchtbar und milchreich macht, als Stier. Der Kuh des Himmels entsprangen, nach derselben Quelle die Winde (Maruts) die deshalb „Kinder der Kuh“ hießen; ihrer waren 21, d. h. drei mal sieben, das Produkt zweier heiliger Zahlen, und sie wurden selbst wieder passend als brüllende Stiere gedacht. Indra, der Gott des Himmels, hieß daher „der Stier der Stiere“, und die Donnerkeile waren seine Hörner, mit denen er das Schlangenungeheuer der Finsterniß bekämpfte. Auch in den Märchen und Sagen der turanischen wie auch der slavischen Völker spielen Stier und Kuh eine wichtige, auf kosmische Vorgänge zurückzuführende Rolle, über welche Gubernatis in seinen „Thieren in der indogerman. Mythologie“ ausführlicheres bringt. Der russische Sonnenheld Iwan Tzarewitsch ist der Sohn einer Kuh und hat Stiers Stärke. (Afanassieff's Märchen). Namentlich aber in Aegypten wurden Rinder allgemein verehrt, in Hermonthis aufgezogen und zu Atarbechis im Delta begraben. Die Kuh wurde in Aphroditopolis und im hermopolitischen Nomos verehrt und in Theben mumisirt; ihre Hörner waren Schmuck der Isis. Vor Allem aber genoß Verehrung der Stier als Apis, von einem Mondstrahl erzeugt, in Memphis und als Mnevis in Heliopolis. Von den Aegyptern ging die Rindverehrung auch auf die Hebräer über. Sie veerehrten ein Thier dieser Gattung (ob den Apis, ist ungewiß) als „goldenes Kalb“ in der Wüste, und als sich Israel von Juda trennte, errichtete Jerobeam zu Bethel und Dan zwei solche Bilder, um sich vom Tempel zu Jerusalem zu emanzipiren, wo daher offenbar Jehova ebenfalls unter der Gestalt eines Stiers (des stierförmigen Opferaltars) verehrt wurde. So oft auch fremder Götzendienst wieder abgeschafft wurde, die beiden Stierbilder blieben immer stehen, bis König Josia das eine, ihm erreichbare wegschaffen ließ.

Auch bei den Griechen war der Stier heilig, namentlich dem fruchtbringenden Sonnengott Dionysos, und sein Opfer eine besonders heilige Handlung. Es war Arbeit des Herakles und Theseus, einen allgemein gefürchteten Stier einzufangen. Der aus Persien eingeführte Sonnengott Mithras tödtet den Opferstier in einer Grotte, und Theseus in einer solchen (dem Labyrinth auf Kreta) den

stierköpfigen Minotauros. Zeus selbst verwandelt sich in einen Stier, um Europa zu entführen (weil er eben selbst früher als Stier verehrt wurde) und seine Hera hieß die „Kuhäugige", wie seine Geliebte Io in eine Kuh verwandelt wird.

Man kann ferner, wenn man weiß, was der Stier bedeutet, die Liebe der Pasiphaë zu ihm (dem Sonnengotte) nicht mehr so anstößig finden. Die griechische Mythologie ist reich an ähnlichen Beispielen, welche diesen Cultus, der dem der menschenähnlichen Götter voranging, bezeugen.

Im germanischen Norden finden wir die Kuh Audhumbla, die neben dem Riesen Ymir das älteste Wesen war. Aus ihrem Euter rannen vier Milchströme von denen sich Ymir ernährte. Sie beleckte die Eisblöcke, welche salzig waren; da kamen am ersten Tage Menschenhaare, am zweiten ein Menschenhaupt, am dritten Tag ein ganzer Mann hervor; es war Bur, der Großvater Odins, dem wir später begegnen werden. Die Kuh ist hier jedenfalls die Erde, die ernährende, fruchttragende, aus welcher Riesen, Götter und Menschen hervorgingen (Simrock findet Verwandtschaft im griech. *Γαῖα* und in Kuh, deutsche Myth. S, 16, und ist geneigt, unter Audhumbla auch die Wärme oder das Feuer zu verstehen). Durch die ganze deutsche Heldensage geht die Verehrung der Kuh, welche auch das Zugthier der Nerthus, der Erdgöttin (Tac. Germ. 40) war. Ein Ochsenkopf war Thors Angel-Lockspeise für den Midgardswurm, da nur die Sonne, welcher dies Thier heilig, den Drachen der Nacht aus seiner Ruhe bringt. Wie die deutschen Sprichwörter und Sagen, so haben auch die slavischen und keltischen zahllose Bezüge auf einstige Verehrung des Stieres und der Kuh; die Deutung aller Züge bis in's Einzelne kann aber zu weit getrieben werden und es ist Vieles in diesem Sagenkreise der Freiheit menschlicher Fantasie zuzuschreiben.

In einem siebenbürgischen Märchen wird ein alter Mann im grauen Mantel (Odin) Pathe eines Kindes und schenkt ihm einen am gleichen Tage geborenen Stier, den er auf der Himmelswiese weiden läßt, so daß er zu ungeheurer Größe heranwächst und dem Pathenkinde zu großen Ehren verhilft. — Wenn Simrock (d. M. 209 f.) in Verlegenheit darüber ist, warum in Aachen ein Meteorstein das Badekalb genannt wird und nur den Zusammenhang zwischen Sonne und Bad, nicht aber den zwischen Sonne und Kalb versteht, so löst

sich das leicht. Der Stier war stets der Sonne, die Kuh dem Monde heilig, ihr Kind, das Kalb, also beiden, wie man ja den Namen „Sonnenkalb“ und einen Schimpfnamen „Mondkalb“ hat. Daher wurde ein vom „Himmel“ gefallener Stein nach dem Sonne und Mond heiligen Thiere und nach den der Sonne gewidmeten Bädern des Ortes benannt. Simrock (D. M. S. 479) gibt auch Beispiele von Verehrung der Kühe, welche nichts Auffallendes haben, wenn man sich an den Gedanken gewöhnt, daß der Thierdienst in älteren Zeiten überall herrschte.

Noch jetzt spricht der Stiercultus aus Volkssagen.

(127.) Vor mehr als 120 Jahren erzählte der verdiente züricher Naturforscher Scheuchzer aus dem Munde des Volkes der Urkantone: In den Surenenalpen, damals Uri und Engelberg gemeinsam gehörend, verliebte sich ein Aelpler so unsinnig in ein Schaf (nach Anderen ein Ziegenbock oder ein Kalb), daß er das Thier endlich frevelhaft nach christlichem Gebrauche taufte. Was geschah? Gott verwandelte das Lieblingsthier in ein grausames Unthier (die Sage nennt es „der Greis“), welches Tag und Nacht dem Vieh beider Antheilhaber so zusetzte, daß die Weiden eine öde Wildniß wurden und Engelberg seinen oberen Theil um geringen Preis an Uri abtrat. Ein sogenannter „fahrender Schüler“ habe drauf den Urnern einen guten Rath ertheilt. Sie ernährten ein silberweißes Stierkalb 7 oder 9 Jahre lang mit Milch, das erste Jahr von einer Kuh, das andere von zweien, das dritte von dreien und so fort. Nach verflossener Zeit ließen sie den Stier durch eine reine Jungfrau auf die Surenenalp führen. Die Sennen zeigen auf „Waldnacht“ den „Stierengaden“, wo der Stier genährt worden, dann die Spuren seiner Klauen, die er während er mit dem „Greis“ rang, in den harten Stein drückte, und endlich den „Stierenbach“, die Quelle der Engelberger Aa, wo der erhitzte Stier nach dem erkämpften Siege begierig trank, worauf er aus Erschöpfung plötzlich todt hinsank. Nach Einigen jedoch lebt und schadet das Unthier heute noch.

(128.) In Sargans erzählte dem Sammler der Nachbarssohn Jakob Pfiffner von Mels, von einem Lindwurme, den er sich jedoch (wegen des Wortes lind, d. h. weich) wie einen großen dicken Regenwurm vorstellte, und von einem ganz ähnlichen Kampfe desselben mit dem Stier, der jedoch von des Wurmes Gift getödtet worden.

(129.) Auch auf der Alp Naus bei Grabs hauste solch ein Lindwurm, lang und dick wie ein Baumstamm und blutroth von Farbe. Als sein Gegner, der Stier, zu brüllen begann, stieg das ihn führende Mädchen auf eine Tanne und schaute zu, wie der Wurm herankroch, der Stier seine mit Eisen bewaffneten Hörner in des Feindes Bauch begrub, der soviel Blut verlor, daß es als Bach in das Thal rann, der Sieger aber von Drachenblut vergiftet, wüthend sich an einem Felsen stieß, bis er todt war.

(130.) Ein ebensolcher Drache zu Norborf im Aargau verzehrte so lange Vieh und Menschen, bis man einen weißen Stier, der sieben Jahre nie aus dem Stalle gekommen, auferzogen hatte. Er rannte aufs Feld, wo der Wurm eben am Mittagsfraße lag, und der Kampf begann, so daß das Blut wie Bäche von beiden lief. Das Volk schaut aus der Ferne zu, bis beide Kämpfer ausgeathmet hatten

All dies ist nichts Anderes, als der Kampf der Sonne (welcher ja der Stier überall heilig) mit der Nacht (welche ja der Drache mit seinen vielen Augen bedeutet).

Bezeichnet der Stier die Sonne, so entspricht natürlich die Kuh dem Monde, dessen Viertelsgestalt ja gleich ihr zwei Hörner hat.

Wie Sonne und Mond Wegweiser der Menschen, so sind es daher in der Sage auch Stier und Kuh.

(131.) Wohl jedem Fremden muß es auffallen, wenn er die romantischen Triften und Alpengelände von Reichenbach durchwandelt, die Kirche in einer so merklichen Tiefe, statt auf einer der zahlreich herumliegenden Anhöhen zu finden. Eine Sage, die jedem dort wohnenden Landsmann wohl bekannt ist, möchte das Räthsel lösen:

Nachdem Reichenbach von Aeschi getrennt wurde und nun eine eigene Gemeinde bilden sollte, so mußte auch eine Kirche erbaut werden, mit deren Plan man aufs eifrigste sich beschäftigte. Es wurde beschlossen, dieselbe auf einer nahen Anhöhe, der Schärüte genannt, zu bauen. Bald war alles in Thätigkeit und lustig wimmelte es oben von emsigen Arbeitern. Aber als schon der Grund gelegt war und einige Mauern den Umriß der Kirche zeigten, erstaunte man, als in einer Nacht die angefangene Arbeit ganz zerstört und dem Boden eben da lag. Niemand wußte sich dieses erst zu erklären, allein man kam bald auf den Gedanken, daß da ein böser Geist spuke. Indessen ließ man sich darüber nicht abschrecken und der mühsame Kirchbau wurde von Neuem angefangen. Wie erstaunte man noch mehr, als auch diesmal das angefangene Werk an einem Morgen zerstört da gefunden wurde, und noch mehr, da man zur Sicherheit drei Mann als Wacht ausgestellt hatte, die aber weder etwas gesehen noch gehört haben wollten. Auf gleiche Weise soll es noch einmal geschehen sein. Man sah nun ein, daß nicht der rechte Ort gewählt worden sei, und um nun diesen zu erfahren, sollen zwei Stiere aneinander gebunden worden sein, und diese habe man dann in einer Nacht frei gehen lassen. Wo nun die Stiere am Morgen gefunden wurden, da sollte die Kirche gebaut werden. Zum Erstaunen Aller sollen sie mitten in einem Erlengebüsch neben dem vorbeirauschenden Reichenbach liegend gefunden worden sein, wo dann die Kirche wirklich gebaut wurde und noch heute da steht. Ochsen weisen auch an anderen Orten Plätze zu Kirchenbauten (Lütolf S. 331).

(132.) Eine Kuh ging dem Kadmos voran zum Platze, wo er die Stadt Theben bauen sollte; eine „buntscheckigte" dem Könige Ilos, als er in Vorderasien das berühmte Ilion oder Troia zu gründen ausging.

(133.) Eine weiße Kuh mit brennenden Wachskerzen auf den Hörnern (wie der leuchtende Hirsch Nr. 101) wanderte vor St. Waldger her und zeigte ihm in Westfalen den Ort, wo er das Kloster Hervord baute.

(134.) Zwei zusammen gebundene Stiere, die man Nachts los läßt, weisen, wie im Bernerschen Reichenbach, (oben Nr. 131), so auch noch an vielen anderen Orten den Weg zum Platze einer neuen Kirche. Ochsen (oder Pferde), vor einen Wagen mit der Leiche oder den Gebeinen irgend eines Heiligen gespannt und frei ziehen gelassen, worauf sie die Stelle weisen, wo eine Kapelle oder ein Wallfahrtsort errichtet werden sollte (Lütolf giebt mehrere Beispiele dieser Art von Ochsen), sind nichts anders als die Thiere, welche den Sonnen- und Mondwagen mit dem gestorbenen Gotte oder der Göttin ziehen.

(135.) So legte man nach der Tirolersage die Leiche der heiligen Magd Notburga auf einen Ochsenwagen, ließ sie ziehen, sah sie über den tiefen Fluß gehen, ohne daß sie naß wurden, dann ausruhen und endlich am Kirchlein des heiligen Ruprecht stillehalten, wo unsichtbare Hände den heiligen Leib abluden.

(136.) So zogen zwei junge, noch unabgerichtete Stiere den Wagen mit der Leiche des Bruders Ulrich von Mussau durch den Bach und bis dahin, wo heute die Kapelle steht.

(137.) Ein Stier stieß in Tirol beim Bergwerke Falkenstein, an der Grube „zum Stier", mit den Hörnern einen Rasen auf, welcher schönes Glaserz entblößte. An einer andern Stelle deckten Kühe einen Erzgang auf (wie Schweine vergrabene Glocken verriethen).

Es giebt ebenfalls Sagen von gespenstischen ungeheuerlichen Kühen, die sämmtlich hierher gehören, weil sie die Bedeutung der Kuh als Nachtgestirn (Mond) nachweisen:

(138). Im bernischen Dorfe Melchnau befand sich in alter Zeit eine riesige Kuh, so riesig zwar, daß, wenn man sie molk, die vorderen Beine im „Guger" und die hinteren im „Bottmet" gestanden haben sollen, welche zwei Ortschaften etwa ½ Viertelstunde voneinander liegen. Bei der Mühle lag ein Weiher, den die Kuh jeden Morgen und Abend mit Milch frisch füllte (wie die Ziege im nordischen Göttersitze Ströme ausgoß). Es fiel einst Einer hinein und ertrank, und man will ihn noch zuweilen um Hülfe schreien hören. Die Milch habe dem Dorfe den Namen gegeben.

(139.) Bei Schlitters im tirolischen Zillerthale war einst ein See. Damals hörte man Nachts öfters eine Kuh muhen. Lief man nach dem Orte, so „plärrete" es ganz anderswo, auf dem Berge, im See ꝛc. Das Volk hieß es „die Seekuh". Der See ist später ausgetrocknet worden und jetzt Moor; aber das „Plärren" hört man noch immer.

(140.) In der Freiburgeralp am Gibloux komme, so oft es stürme, eine gehörnte Kuh dahergefahren, welche auf ihrem Wege alles nieder und in die Schluchten des Gibloux schleudere.

(141.) Unweit Buchsweiler im Elsaß grase am Mühlbache noch spät Abends eine schwarze Kuh mit silberner Halsglocke. Die Weidbuben gehen ihr aus dem Wege, obwohl sie wissen, daß sie Niemanden was thue, sondern verirrten Wanderern, die von ihrem Geläute angezogen werden, sich nähere, ihnen die Hände lecke und dann sie auf den rechten Weg weise. Schlage oder werfe man sie aber, so nehme sie den Schuldigen wüthend auf die Hörner und werfe ihn in den Bach.

(142.) Zu Mölten, unweit Glaz in Schlesien, als eines Winterabends das Gesinde beisammen um den warmen Ofen saß und fleißig spann, ging plötzlich ein Fenster auf und schaute ein Ochs eine Zeitlang in die Stube herein. Da er einem im Stalle befindlichen sehr ähnlich sah, ging eine Magd hinaus, die diesen losgekommen währte, und wollte ihn anbinden, fand ihn jedoch ruhig an seinem Platze. Kaum war sie wieder in der Stube, als ein Windstoß das Fenster abermals aufriß und dasselbe gespenstische Wesen den Kopf wieder hereinsteckte. (Drescher).

(143.) Im Trub liegt südwestlich vom Napf eine Alp, Schinen genannt. Auf dieser war es schon lange Zeit nicht geheuer. Eine große schwarz gefleckte Kuh weidete dort mit den anderen, ging Abends mit ihnen bis zum Stalle, dann aber selbst auf das Dach, wo sie sich niederlegte, bis die anderen wieder ausgelassen wurden, wo sie wieder mitzog. Einmal sei es den Knechten gelungen, sie auch mit in den Stall zu bringen, wo das Thier aber zwischen den anderen durch und zu der Oeffnung hinaus lief, wo das Stallwasser abrann. Diese Kuh soll sie Abends und Morgens am Melken gehindert haben. (Zuberbühler's handschriftl. Sagensammlung, Münchenbuchsee 1850 und 51).

(144.) In des Amerikaners Washington Irving Schilderung vom Wohnsitze des großen Dichters Walter Scott, Abbotsford, heißt es: „Der anziehendste Umstand jedoch, welcher, nach Scott's Behauptung, sich an diesen See knüpfte, war, daß er von einem Kobold in Gestalt eines Wasserstieres bewohnt war, der in den tiefen Theilen lebte und dann und wann auf das trockene Land hervor kam. Diese Geschichte war seit undenklicher Zeit in der ganzen Umgegend gäng und gebe". (Washington Irving, Abbotsford).

(145.) Vor dem Entscheidungskampfe, welchen die jütische Halbinsel erwartet, soll eine rothe Kuh über die Brücke (welche?) gehen. (Müllenhof, Schlesw.-Holst. Sagen).

Vergl. Grimm's Sagen 142 (der Stierenbach).

Das Pferd.

Das edelste Thier, das **Pferd**, das den Menschen in verschiedenen Lebenslagen und Berufsarten, als Zug-, Last- und Reitthier die wichtigsten Dienste leistet, verdiente vor allen anderen Thieren an den Himmel versetzt zu werden. Es wurde dies auch, und zwar nicht nur in seiner wirklichen Gestalt, als „kleines Pferd", sondern auch, zum

Beweise seiner Göttlichkeit und Sternähnlichkeit, als geflügeltes Pferd, Pegasos; ja noch mehr, bei den Griechen ist auch die Sonne ein von Pferden gezogener Wagen. Bei denselben ist aber das Pferd auch das Thier des Poseidon, des Meergottes. Diese Verbindung zwischen Pferd und Meer wäre räthselhaft, wenn nicht mannigfache Verwandschaft zwischen Himmel und Meer aus der ganzen Mythologie herausblickte. Was am Himmel war, das wurde sehr oft auch in das Meer versetzt, und umgekehrt, wie die Sternbilder des Walfisches, des Delphins, der Fische, des südlichen Fisches, des Schwans, der Wasserschlange und der Argo zeigen. Einen weiteren Zug der Hochhaltung des Pferdes verräth auch seine Verbindung mit dem Menschen zu einem Wesen, dem Kentauren, welcher ebenfalls unter die Sterne versetzt wurde.

Noch bedeutender aber spricht dafür die Sage von den sprechenden Rossen des Achilleus, und nicht weniger von dem hölzernen Pferde zu Troja, offenbar die Reminiscenz an ein Götterbild solcher Gestalt.

Im Norden hat Sleipnir, das edle Roß Odins, acht Füße. Andere Rosse der Asen haben alle den Beinamen Faxi, (mähnig), so z. B. das Roß des Tages, Skinfaxi (das glanzmähnige) und das Roß der Nacht, Hrimfaxi (das thaumähnige).

Die Glanzmähne aber, durch welche sich der Tag von der Nacht unterscheidet, ist die Sonne, und auch im Norden war das Pferd der Sonne geweiht, wo nicht gar ein Bild der Sonne selbst.

Wie die indischen Arier, wo ebenfalls Rosse Indra's Sonnenwagen ziehen, und wie die Perser, deren Rosse der Sonne entgegenwiehernd, Schicksalsmächte waren (bei Dareios), so veranstalteten auch die germanischen der Gottheit zu Ehren Pferdeopfer und steckten die Köpfe der geschlachteten Pferde auf die Dächer ihrer Häuser, wie in Grimms Märchen von der verbannten Königstochter das Haupt des getödteten Pferdes Falada an das Thor geheftet wird und seiner Besiegerin wahrsagt. Odins Roß Sleipnir hatte Runen auf den Zähnen, das Roß Arwakr auf dem Ohre; dem Gott Freyr waren weissagende Rosse geweiht.

Die alten Deutschen unterhielten nach Tacitus (Germ. 10) in ihren heiligen Hainen Pferde, die keinen irdischen Reiter duldeten und aus deren Wiehern und übrigem Benehmen man vor jedem Kriege oder Zuge die Zukunft zu erfahren glaubte. — Im Kanton Bern

sah man es als Glückszeichen an, wenn Einem auf der Reise bald ein Schimmel begegnete, erwartete aber einen baldigen Todesfall, wenn das eine Leiche ziehende Pferd rückwärts sah, oder wenn es vor einem Hause stille hielt.

Die Pferdeköpfe auf den Häusern bestehen in Norddeutschland noch heutzutage, wirklich oder in Holz geschnitzt, wenn auch nur noch zu abergläubischen Zwecken.

Das Pferde-Opfer erhielt sich sogar noch unter der Herrschaft des Christenthums. Als Kaiser Karl IV beerdigt wurde (1378), opferte man 26 Pferde und auf dem letzten derselben will ein wohl gewappneter Ritter unter „goldenem" Traghimmel und (wie, erfahren wir nicht) „opferte sich mit dem Roß." Bei der Leichenfeier Maximilians II. 1577, fünf Monate nach seinem Tode, wurden an seinem Grabe zu Prag die Pferde zwar nicht mehr getödtet, aber „als Oblate der Domkirche behalten." (Nork, Sitten und Gebräuche der Deutschen). Nach der Sage ist Bayard, das riesige Pferd der vier Heimonskinder, trotzdem es Karl der Große ertränken ließ, nicht todt, sondern im Ardennenwald, wo man es jährlich am Johannestage wiehern hört (Grimm, deutsche Mythologie).

Von den geweihten Rossen der alten Deutschen sagt Grimm: „Ihre Mähnen wurden sorgsam genährt, gepflegt und geschmückt; vermuthlich wand oder flocht man Gold, Silber und Bänder in die Locken." Die Namen der Pferde wurden sogar von Fürsten und Helden angenommen (Hengist und Horsa).

Auch die Verknüpfung der Pferde mit dem Meere oder wenigstens mit dem Wasser, erscheint im Norden wieder.

(146.) Es soll zuweilen am Meeresstrande ein schönes apfelgraues Pferd erscheinen, das man daran erkenne, daß es die Hufe verkehrt trage. In Schweden heißt es nennir oder nikar (Neck). Besteige es Jemand, so stürze es mit ihm in die Fluth. Doch könne man es auch fangen und auf gewisse Zeit zur Arbeit abrichten. Zu Morland warf einem ein Mann einen künstlichen Zaum über, daß es nicht entwischen konnte, und pflügte nun alle seine Aecker mit ihm. Als zufällig einmal der Zaum aufging, sprang der Neck wie rasend in die See zurück und zog die Egge mit hinunter.

(147.) Wie in Mähren sich böse Wassermänner aufhalten, welche den Pferden auf der Hutweide nachstellen, erscheint der Wassermann selbst (wie der Meergott Poseidon gethan) als Pferd. In einer Nacht zwischen 11 und 12 Uhr ging ein Pferdehüt am Flusse auf und ab und sah plötzlich einen schönen Fuchs, vom Hufe bis ans Knie weiß. Er fing ihn auf, entdeckte aber sogleich mit Schrecken — ein

hölzernes Maul, warf dem Thiere eine geweihte Halfter um und ritt es nun bis früh 3 Uhr. Als er es frei ließ, verwandelte es sich plötzlich in einen Menschen und rief in einem sonderbaren Nasentone: „Das hat dir der Teufel in die Nase gesteckt", und sprang ins Wasser. Andere brauchten solche Pferde schon zum Ackern und gaben ihnen Steine statt Hafers.

Aber nicht nur Sonnen- und Tagesthier ist das Pferd, sondern auch, namentlich als schwarzes, ein solches der Nacht und des Mondes. Der Nacht- und Feuergott Loki verwandelt sich in eine Stute und gebiert Sleipnir, das Roß des Sonnen- und Himmelsgottes. Die ursprüngliche Mondgöttin Brunehild hatte nach der Sage an ihrem Wohnsitze zu Segard eine Herde von Rossen, aus welcher die Helden der Mythe, Dietrich, Heine u. A. ihre streitbaren Hengste erhielten. Diese Nachtrosse scheinen sich denn in unzähligen Exemplaren, als gespenstige Teufels- und Hexen-Thiere, gleich den oben erwähnten Schweinen, Ziegen u. s. w., über das ganze sagendichtende Gebiet des deutschen Volkes vertheilt zu haben, und wachsen oft, was nur auf überirdische Wesen paßt, zu riesenhafter Größe empor. Der Luzerner Cysat schreibt im sechszehnten Jahrhundert von „teuflischen Rossen", welche Nachts an Pilatus haufenweise in vollem Laufe dahin galoppiren, wo niemals ein Pferd hin gelangen konnte, so daß das Gebirge davon erzitterte.

(148.) In Dänemark herrscht ein Volksaberglaube, es müsse unter jeder Kirche, die man baut, ein lebendes Pferd eingegraben werden. Dessen Gespenst ist das Todtenpferd, das jede Nacht auf 3 Beinen nach dem Hause hinkt, in welchem Jemand sterben soll (H. C. Andersens „Sämmtliche Märchen").

Ein nordisches Gegenstück hierzu bietet das feurige Roß von Königsberg (vergl. Nork, Mythol. der Volkssagen S. 564).

(149.) Ein Mann aus Witerswil im Kanton Solothurn kaufte von einem Fremden ein Roß, das ihm sehr gefiel und ungewöhnliche Kraft und Schnelligkeit bewies. Später bethörte ihn der Geiz, es zu verkaufen. Er wollte es nach Basel führen, gelangte aber kaum an das Benkener Moor, als ihn das rasend ausreißende Thier in den Sumpf warf, worauf der Mann, der es ihm früher verkauft, auf dasselbe sprang und mit ihm verschwand.

(150.) Ein Solothurner Bauerbursche, der mit Anderen Sonntags in St. Wolfgang beim „Kilten" gewesen war, traf im Heimgehen nach Balsthal in stockfinsterer Nacht auf einer Wiese unter dort weidenden Pferden auch das, wie er am frohen Wiehern zu erkennen glaubte, des Dorfwirthes, lockte und bestieg es, um schneller heimzukommen als seine Kameraden. Erst gings in sanftem Trabe, aber bald mit leiserem und immer leiserem Hufschlage, bis es sich erhob und Roß

und Reiter über den Bäumen hinschwebten. Entsetzt sah er unten das „ewige Licht“ aus den Fenstern eines Kirchleins blicken und endlich hundert Klafter hoch sich am Schlosse Falkenstein vorbeigleiten, in dessen Stube er den Schreiber des Landvogtes beim Lichte sitzen sah. Des Burschen Blut und Athem stockten, er war keines Lautes mächtig bis seiner Kehle der Augstruf: Jesus Maria entfuhr. Plötzlich verschwand der Gaul unter ihm und er fiel unweit Oensingen nieder. (Lehrer Bernh. Wyß in Solothurn).

(151.) Zwischen Charmey im Greierzerlande und le Pont-du-Vani (Felsbrücke) liegen mehrere Moos- oder Sumpfmatten, genannt les Bourliandé, wo man jedes Spätjahr viele Pferde weidet. Vor etwa 100 Jahren gesellte sich jeden Abend ein Thier zu diesen, welches ihnen ähnlich sah und das man im Thale „das wilde Pferd“ Zavudschavu hieß. Ging Jemand Nachts dort vorüber, so war das dem Anscheine nach zahme Thier stets bereit sich reiten zu lassen; allein kaum saß man darauf, so sprang es wie wüthend in den daneben fließenden Jaun und schwamm blitzschnell mit dem Reiter stromaufwärts, bis es ihn halb erstarrt ans Ufer warf. (Kuenlin).

(152.) In Mels im Sarganserlande kannte man und kennt noch das „Nachtfüllen“, das von Plons hinauf bis zum Schützenhause wandert, aber nicht aufsitzen läßt, sondern Wandernden aufsitzt und sie müde reitet. Hingegen das im Ried gegen den Rhein hinaus ließ reiten, fuhr aber mit Einigen, die dies versucht, wie der Blitz in die Nacht hinaus, wo sie sich, als es „lüterlete“ (morgendämmerte) überm Rhein im Lichtensteinischen auf einer Scheiterbeige fanden und beinahe als Nachtschwärmer eingesteckt worden wären. Noch andre Melser, die von der „Stubeti“ heimkehrten, fanden sich plötzlich unter lauter Nachtrossen, wurden aber bald tüchtig abgeworfen, worauf die muthwilligen Thiere auf und davon stoben.

(153.) Hinter Wasen in der bernischen Pfarrei Sumiswald befindet sich auf einem Hügel das Bauernwesen Bärhegten. Einst war darauf ein Ritterschloß, dessen Eigenthümer die Umgegend lieblos mißhandelte. Als nun ein Paar, im Thale hoch geachtet, sich ehelich verbinden wollte, ging der Vater der Braut zum Junker, um jenes in alten Sagen berüchtigt gewordene Herrenrecht loszukaufen, welches der Zucht einer unschuldigen Braut wie der Menschennatur gleich bitter Hohn sprach. Aber das Mädchen war von so gepriesener Schönheit, daß der Feudalherr den Alten trocken abwies. Kummervoll begab er sich aus der Burg und begegnete unweit davon einem Männchen, welches ihn fragte, was ihn drücke. „Du kannst mir doch nicht helfen“, entgegnete der Vater unwillig. Aber der Kleine ließ nicht nach mit Anhalten, bis er alles erzählte. Nun hieß ihn das Männchen gleich nach dem Schlosse zurückkehren und den Herrn um den höchsten Loskaufspreis fragen. Dieser, um ihn für immer los zu werden, erklärte: nur wenn du mir eines Morgens die größte Buche aus dem Hornbachgraben herbringst und mit ihren Aesten hier im Hofe aufstellst. Niedergeschlagener als das erstemal verließ der Vater den gefürchteten Ort und berichtete dem seiner harrenden Männchen trostlos den Hergang. Dies aber hieß ihn lachend gutes Muthes sein

und sprach: Höre, diesen Abend noch wollen wir die größte Buche des Thales aussuchen, die fällst du morgen früh, und für Zug will ich schon sorgen.

Richtig, als der Landmann am folgenden Morgen die Buche mühevoll aus dem Boden hatte, erschien der Kleine mit 3 mageren Gäulen, spannte an und fuhr straks den Hügel hinan und der Burg zu. Als sie dort schnaubend anlangten, entsetzte sich der Junker, kam aber schnell und bewundernd zum Zuge herunter, und fragte den Kleinen, wo er die Wunderthiere herhabe. Herr, entgegnete der spöttisch, de i de Stange isch din Urgroßvater, de i de Bäuma din Großvater, de vorus din Vater, und wenns nit wär gangen, so hätti dich no derzuo i'gspannt. Bei diesen Worten geschah ein Knall und die Burg sammt dem Junker und dem räthselhaften Zuge war ins Innere des Hügels versunken (Zuberbühler's handschr. Sagensammlung von Münchenbuchsee).

(154.) Zu Buchsweiler im Elsaß erzählt man: Einst wurde ein Mann durch ungewöhnliches Lärmen aus dem Stalle geweckt. Er eilte hin und sah zwischen seinen 2 Pferden, die unruhig umherfuhren, ein drittes kohlschwarzes, mit struppiger Mähne, welches er nicht wegbrachte, so schlug es aus. Am Morgen war es verschwunden. Etwas Zeit darauf fiel das Gleiche vor. Wie er bemerkte, daß es keine Hufeisen habe, rief er den Nachbar Schmied und ließ es beschlagen. Am Morgen vernahm man lautes Geschrei aus einem Nachbarhause, die Nachbarin lag zu Bette und war an Händen und Füßen beschlagen (Stöber d. S. d. s.).

Mehrere Sagen und Märchen deuten aber ganz klar und ohne Umschweife und Verhüllungen auf die mythologisch-astronomische Bedeutung des edeln Thieres hin, um das es sich handelt. In den russischen Märchen erscheinen Pferde, deren Augen Flammen sprühen und deren Nüstern Dampf schnauben, und ein Rappe der unter der Erde verschwindet, worauf die Nacht hereinbricht. Ein weißer Reiter auf einem Schimmel erscheint mit dem Tage, ein rother auf einem Fuchs mit der Sonne.

Noch schöner aber bekräftigt diese Thatsache folgendes Märchen „das Pferd Tatos" (so heißt das mythische Pferd der Magyaren).

(155.) Es war einmal, erzählt man in Ungarn, ein alter grauer König, der 3 Söhne und 3 Töchter hatte. Der älteste Sohn war schön wie der reife Herbst, der zweite glühend wie der Sommer, der dritte aber blühend wie der Lenz; womöglich noch schöner waren die Töchter: die älteste mit einem Stern an der Stirne, die zweite dem Monde, die dritte der Sonne. Der Ruf von der Weisheit des Vaters und der Schönheit der Kinder ward über 7 Reiche und 7 Meere kund. Tag und Nacht abwechselnd pflegten die Kinder des gebrechlichen Greises, was jedoch nicht hinderte, daß er oft mitten in der Freude in Thränen ausbrach. Fragten sie ihn um die Ursache, so seufzte er blos, sie werden das noch rüh genug inne werden.

Nachdem dies so Jahre lang gedauert und die Kinder immer größer, der König aber immer grauer wurde, bemerkten jene eines Morgens beim Erwachen, daß der König noch bitterer weinte als sonst und die Stadt mit schwarzem Tuch ausgeschlagen war. Jetzt eröffnete ihnen der Greis: ein zwölfköpfiger Drache wüthe seit Langem im Lande; man habe ihm jeden dritten Tag eine Jungfrau geben müssen; seit 6 Tagen habe er keine mehr bekommen, weil sie alle vertilgt seien, und nun habe er alle Gewässer ausgetrunken und das Land verdurste. Jetzt komme die Reihe an seine Töchter. Das ganze Land war ein Klagen und Weinen. Die erste, dann die zweite Tochter wurde ausgeliefert und am neunten Tage auch die Jüngste. Zum Unglücke kam, daß nun keine Sterne, kein Mond Nachts und Tags keine Sonne mehr leuchteten. — Nun ermannten sich die Königssöhne, gegen den Wurm auszuziehen und der Vater weinte nun noch mehr, da bereits die besten Helden des Reiches sich an ihm versucht hatten und umgekommen waren. Der Jüngste hatte aber ein Tatospferd, das er selbst fütterte und mit dessen Füllen er spielte. So heißt in der Ungarnsage ein aus einem Ei ausgebrütetes Zauberpferd, erst mager und häßlich, sobald es aber von dem um dieselbe Zeit zur Welt gekommenen Taltos (Weiser, Zauberer) erkannt und von ihm gewaschen und gestriegelt ist, bald weiß, bald goldfarbig, goldmähnig, oft neunfüßig, dreiköpfig, mit Menschenstimme redend, über Wasser und Wolken fahrend mit dem Zauberspruche: „Nebel vor mir, Wolken hinter mir, mich soll niemand erblicken", worauf es unsichtbar wird und hingelangt wo es wünscht. Es speit Feuer aus Nase und Mund und saugt Feuer auf, sich abzukühlen, klug und der Zukunft kundig. In der Noth des Tages hatte der Königssohn des Tatos vergessen und dieser wieherte ihm beim Eintritt in den Stall entgegen, wo er so lange geblieben und warum es draußen am Tage nachtfinster sei? Da sah der Prinz im Stalle mehr als Tag, ja ächte Feuerhelle und klagte nun was vorgefallen. Der Tatos tadelte, daß der alte König nicht bedacht, daß sein Tatos die Sonne an der Stirne trage und das Füllen den Mond. Der Prinz meldete das dem Könige schnell, welcher den Tatos satteln ließ. Der Sohn bestieg ihn und nahm das Füllen für die Nacht mit und ritt so durch das ganze Reich. Gleich hatte man wieder Sonnenschein, wie er in die Mitte des Landes kam, Mittag und an das Ende, Abend; hier setzte er sich auf das Füllen und ritt zurück und brachte Mondschein. Aber kalt war es und nichts wollte auf dem Felde reifen. Jetzt waren die Söhne nicht mehr zurückzuhalten. Der Aelteste ging hinaus gegen den Wurm, kehrte aber nicht mehr zurück; dann der Zweite, trotz des Vaters Wehren.

Jetzt blieb noch der Jüngste allein; der Vater wollte nichts mehr hören, aber der hatte es bereits mit dem Tatos verabredet und zog geheim und Nachts aus, indem er das Füllen leuchten ließ, bis die Menschen schliefen. Hierauf beschied er es zu sich und bestieg den Tatos, welcher ihm rieth, den Drachen ja nicht zu fürchten, sondern ihm „wolfsaugig" in die Augen zu schauen. Wie der Drache sie von Weitem erblickte, spie er Feuer und Flammen; aber der Tatos lief so schnell, daß das gespiene Feuer immer neben das Ziel und ins Meer fiel, so daß das Unthier verblüfft dastand, als es den Prinzen ganz und heil vor sich sah.

Nun versuchte es diesen zu packen, aber der Tatos erhob sich jedesmal in die Luft, wo es sie nicht erreichen konnte, während der Prinz im Fluge ihm einen Kopf nach dem andern, und so alle 12 abhieb. Jetzt dachte er an Befreiung seiner Geschwister und wollte sich gleich in das Drachenloch hinablassen; aber der Tatos warnte ihn vor des Drachen noch gewaltigerem und listigerem Weibe, der Hexe Eisennase. Sobald er ihn wiehern höre, solle er schnell wieder herauf, damit es nicht zu spät werde. Der Prinz nahm Abschied von dem treuen Thiere, küßte das Füllen und war mit einem Sprunge mit dem Füllen im Drachenloche. Hier sah er sich klug um und streckte sich bald mit dem Thierchen, um auszuruhen. Plötzlich hörte er den Tatos wiehern, denn die Hexe kam durch die Luft geflogen, setzte sich auf den Tatos und einmal Zaum und Halfter in der Hand und den Zauber ausgesprochen: „Hip, hep, dort soll ich sein wo ich will!" war sie in der Luft, und der Prinz herausspringend, sah weder Tatos noch Füllen mehr.

Jetzt war alles dahin und der Greis saß mit dem Volke trauernd in der schauderhaften kalten Nacht. Der Jüngling aber beschloß, den Tatos und das Füllen aufzusuchen und ginge es ans Ende der Erde. Da er in dem Dunkel die Drachenhöhle nimmer fand, ging er über Berg und Thal in die weite Welt, bis seine Schuhe in Fetzen waren, und vergebens. Endlich langte er in einem Walde an, der aus Kupfer war und da war in der Mitte eine Hütte und in der Hütte eine uralte Frau. Die grüßte er schön und fragte nach dem „sonnigen" Tatos und der Hexe Eisennase. Nein, erwiederte sie, obschon sie über 1000 Jahre hier wohne, habe sie von den zweien nie gehört; vielleicht aber ihre Mutter, die noch 1000 Meilen weiter im „silbernen Haine" hause und 1000 Jahre älter sei. Er ging unermüdet bis dahin; aber auch diese wies ihn an die 3000jährige Großmutter im „goldenen Haine". Auch hier langte er an, richtete von Tochter und Enkelinn Grüße aus und legte sein Gesuch vor. Lange besann sie sich und sagte ihm dann wer er sei und reichte ihm einen Ring, den er mitnehmen solle. Sehe er, daß der Stein darin licht werde, so sei das ein Zeichen, daß er der Hexenwohnung nahe sei; leuchte er ganz, so stehe er vor ihrem Palaste, wo er aber Acht zu geben habe. Erblicke sie ihn, so sei er dahin; dann solle er den Ring schnell umdrehen, was ihn unsichtbar machen werde.

Alles geschah so und er stand vor einem herrlichen Palaste und sah aus dessen Fenstern Sonne, Mond und Sterne glänzen; sogleich erkannte er seine gefangenen Geschwister. Schnell machte er sich unsichtbar, schlich unter die Fenster und hörte wie die Hexe drinnen herum waltete und unter fürchterlichen Schlägen die drei armen Schwestern von Fenster zu Fenster jagte, ruhelos von einer Seite zur andern. Er vernahm ihr todmüdes Aechzen und war kaum mehr vor Wuth zurückzuhalten. Aber ihm fiel ein, sein kluger Tatos müsse da sein; er suchte an allen Thüren, bis er es aus einem Schlüsselloche hervorstrahlen sah. Der Tatos fühlte des Prinzen Nähe und wieherte. Das vernahm die Eisennase, roch, daß was Fremdes da sei, schlug die Königstöchter um so heftiger, damit sie heller leuchten und schaute vergebens zu allen Fenstern heraus. Der Tatos rieth ihm aber, bis Mitternacht zu warten, wo die Hexe beim Tageswechsel einen Augenblick einnicken und was weiter zu thun sei. Er thats, zeigte sich den Schwestern,

damit sie den Schlüssel aus dem Gürtel der Hexe hinabwerfen, mit welchem sie selbst hinabsprangen. Augenblicklich war der Tatos befreit und erhob sich mit dem Prinzen und den Schwestern in die Luft. Der vor den Augen der Hexe aufblitzende Lichtstrahl weckte diese. Sie merkte gleich was vorgefallen sei, sattelte das Füllen und eilte den Flüchtlingen nach. Bald holte sie sie ein und der Tatos rief hinter sich; „Mein liebes Füllen, habe ich dich denn geboren, damit du die Hexe Eisennase trägst? Wirf sie ab!" Gesagt, gethan. Die Hexe fiel schwer wund zur Erde. Sie aber kehrten zurück, befreiten die Brüder und eilten zum trauernden Vater. Wie sie nahten, kam mit ihnen der Tag, der Sommer und die Wärme, und als der Greis vor Freude starb, theilten sie das Reich und heiratheten sich (Arnold Ipolyi in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 262—288).

(Vergl. Rochholz II 21. Herrlein, Sagen des Spessart 232. Vernaleken 38. Zingerle 115. Lütolf 43).

Der Esel.

Dem um seiner unverschuldeten Häßlichkeit willen verkannten und verstoßenen Stiefbruder des Pferdes, dem **Esel**, that das Alterthum, wohl wissend, daß das gute, nützliche Thier nicht dumm, sondern blos hartnäckig ist, entweder die Ehre an, ihn zu hassen und zu verfolgen, oder es verehrte den Meister Langohr sogar göttlich. Dieses sonderbare Auseinandergehen der Ansichten rührt daher, daß der Esel dem Nomaden von äußerster Wichtigkeit war, der ihn daher verehrte, von dem Ackerbauer aber, der ihn nicht brauchte und den Stier über Alles hoch hielt, angefeindet wurde. Daher sank der Esel stufenweise mit dem Ueberhandnehmen des Ackerbaues und dem Zurücktreten des Nomadenthums, von seiner früheren Verehrung zu einem verachteten Thiere herab, und nicht ohne Recht glaubt wol Gubernatis (die Thiere S. 281 ff., wo interessante Esel-Sagen aus Indien und andern Ländern erzählt sind), dieses Thier habe früher auch äußerlich höher gestanden und sei durch Vernachlässigung seiner Zucht heruntergekommen. Das ackerbauende Aegypten hielt daher den Esel für ebenso unrein wie das Schwein und weihte ihn dem schädlichen Prinzip seiner Mythologie, dem „rothen" Typhon, dem personificirten Wüstensand, dem Feinde seines Nils und seiner Sonne, des Osiris. Aus Haß gegen die nomadischen Hebräer, die einst in Aegypten eingefallen und wieder daraus vertrieben waren, dichteten daher die Aegypter die Sage: Typhon sei auf einem Esel aus der Schlacht mit den Göttern geflohen und habe den Hierosolymos und den Judäos erzeugt (Plut., Isis et Osiris, 31), und ferner: Moses sei der Spur einer Herde wilder Esel gefolgt und habe reiche Quellen

entdeckt (Tac. hist. V, 3). Diodor sagt: Antiochos von Syrien habe, nachdem er Jerusalem erobert, im Allerheiligsten des Tempels das steinerne Bild eines auf einem Esel reitenden Mannes mit langem Barte gefunden, welches er für dasjenige des Moses gehalten (34, fragm.) Diese Sagen könnten als bloßer Ausfluß des ägyptischen Judenhasses gelten, wenn nicht die heiligen Schriften Israels selbst ganz auffallende Spuren der Hochhaltung des Esels verriethen. Die Moses zugeschriebene Gesetzgebung achtet, was höchst merkwürdig ist, die Lösung der Erstgeburt (d. h. die Befreiung des Erstgebornen vom Opfer) des Esels, als eine ebenso wichtige Angelegenheit, wie die Lösung der Erstgeburt des Menschen; beide sind immer neben einander genannt (2. Mose 13, 12; 34, 19). Ebenso merkwürdig ist, daß nach der jüdischen Ueberlieferung der Messias auf einem Esel reitend erscheinen werde. Nach dem rabbinischen Buche Jalkut Chadasch bedeutet der Stier den ersten Messias aus dem Volke Israel, den Sohn Josefs, der für die Sünden der Hebräer den Tod erleiden mußte, der Esel aber den eigentlichen, wahren Messias, den Sohn Davids und Gründer des jüdischen Zukunftsreiches (daher die Abbildung von Ochse und Esel an der Krippe, in welcher Jesus geboren). Hierher gehört auch das Sprechen der Eselin Bileams und die Gewalt, welche dem Eselskinnbacken Simsons (d. h. wahrscheinlich einem den Esel darstellenden Panier seiner Truppen) zugeschrieben wird, wie in der früheren Zeit der Richter dem Ochsenstecken Samgar's (d. h. wol einem Panier mit dem geheiligten Stierbilde). Sogar in das Christenthum hinüber spielte der Eselscultus, in Anknüpfung an Jesu Reiten auf einem Esel, in den berüchtigten Eselsfesten des Mittelalters.

Auch in Griechenland erscheint der Esel, und zwar im Cultus des Dionysos, als Reitthier des Seilenos, als Wegweiser des Dionysos nach Dodona zum Orakel, ebenso im Cultus der Göttermutter Kybele (deren Sohn Midas daher Eselsohren trug), in dem der Vesta zu Rom, wo er in Processionen erschien, u. s. w.

Im deutschen Norden erscheint der dort nicht häufige Esel, der gleich dem Pferde Opferthier war, auch in der Sage als wegweisendes Thier (Simrock d. M. S. 336). Man sehe auch bei Grimm: Tischchen, Esel und Prügel (wo auch eine gespenstige Ziege erscheint), welches ganz ähnlich in Sicilien erzählt wird (Laura Gonzenbach, sicil. Märchen Nr. 52). Wir fügen noch zwei kleinere bei.

(156 a.) Als die Herzogin Uta von Schauenburg, Gemahlin Welfs II. von Spoleto, das Kloster Allerheiligen stiften wollte und über den Ort verlegen war, wo sie es erbauen sollte, ließ sie einen Esel, mit Geld beladen, ausziehen. Wo dieser, müde und durstig, den Boden stampfte, erquoll der Eselsbrunnen, und wo er vom Felsen den Geldsack in die Tiefe warf, baute die Herzogin im Jahre 1196 das Kloster (Ed. Brauer „Sagen und Geschichten der Stadt Baden").

(156 b.) Ein aus seinem Lande vertriebener schöner Prinz irrte in der Fremde herum und schlief in Wäldern und Höhlen. Einst sah er in einer solchen, als er erwachte, einen garstigen Zwerg neben sich liegen und dessen Esel draußen stehen. Der Zwerg bot dem Prinzen sein Thier zum Reiten an und so gingen sie zusammen und kehrten in seiner Hütte ein. Eine Räuberschaar brach herein und wollte beide tödten, als der Esel in allerlei Stimmen so seltsam und laut schrie, daß sie entsetzt flohen und ihr Geld zurückließen. Der Zwerg lud dieses dem Esel auf und sie kamen in eine Stadt, wo große Trauer herrschte, weil die schöne Königstochter erblindet war. Wer ihr das Augenlicht wieder gab, sollte sie zur Frau erhalten. Da ließ der Zwerg den Prinzen köstlich kleiden und hieß ihn mit Koth vom Esel an den Hof gehen und die Blinde heilen. Es geschah, er wurde der Prinzessin Gemahl, fand aber den Zwerg, als er nach ihm umschaute, nirgends mehr (Schönwerth).

Vierter Abschnitt.

Die Thierversammlungen.

Die wilde Jagd.

Wir haben gesehen, daß die meisten der Thiere, welche wir bisher in der Sage auftreten sahen, als Gespenster der Nacht erscheinen, und dies hätte keinen Sinn, wenn es nicht deshalb der Fall wäre, weil sie eben unter die Gestirne versetzt sind, welche Nachts am Himmel dahin ziehen. Der Anblick des Sternheeres ist aber ein so überwältigender, daß die Sage sich nicht auf ein Wandeln, Irren und Spuken einzelner Thiere beschränken konnte, sondern dieselben auch collectiv zu ihrem Gegenstande nahm. Dies konnte indessen erst geschehen, als der Mensch mit den Thieren wirklich in collectiver Weise zu thun bekam. Die erste Beschäftigung dieser Art und die nothwendige Bedingung alles weitern Verkehrs mit den Thieren ist aber die Jagd. Ohne diese konnte der Mensch weder das Fleisch der Thiere genießen, noch dieselben, die ja ursprünglich alle wild

waren, zähmen und zu seinem Nutzen verwenden. Der Jägerberuf ist daher der erste in der Culturgeschichte, er ist die nothwendige Voraussetzung des Hirtenlebens sowol, als des Ackerbaues, welche beide Berufe zahme Thiere nothwendig haben. Die Völker im ältesten Stadium der Cultur, als Jägervölker, versetzten daher auch ihren sie ganz erfüllenden Beruf an den Himmel, daher das Vorherrschen der Jagdthiere, des Löwen, Bären, Wolfes, Fuchses, (wilden) Stiers und des zuerst gezähmten und zur Verfolgung der übrigen abgerichteten Hundes, sowie des den Jäger tragenden Pferdes, unter den Sternbildern. Dazu kam der Jäger selbst. Schon im grauesten Alterthum prangte der riesige Jagdheld Orion als glänzendstes Sternbild, von den beiden Hunden umgeben, am Himmel, und es ist bezeichnend, daß es gerade der Winter, die Jagdzeit ist, während welcher in Europa Orion die Nacht hindurch leuchtet. (Grimm, deutsche Myth., Ende von Kap. 24).

Der Winter ist aber zugleich die Zeit der Stürme, und weil diese unsichtbar sind, so verschmolz in der Fantasie des Volkes, und zwar vorzugsweise des deutschen, das sichtbare, aber geräuschlose Heer der Jagdthiere am Himmel mit dem unsichtbaren aber geräuschvollen Wesen der Stürme zu einer Sage, nämlich zur Sage von dem sichtbaren und lärmenden, durch die Lüfte dahin brausenden Heere der Nacht, — es entstand die altdeutsche Sage von der wilden Jagd oder dem wüthenden Heer (auch Wodan's Heer; von der Verknüpfung dieses Namens mit dem „wilden Jäger“ und von dessen Metarmophosen überhaupt später! Von ähnlichen Erscheinungen in der Einbildungskraft anderer Völker müssen wir hier absehen). Blitz, Donner und Wolken mögen auch das ihrige zur schrecklichen Ausmalung der wilden Jagd beigetragen haben; aber ohne Zuziehung der Sternbilder läßt sich die individuelle Gestaltung der einzelnen Theilnehmer an diesem gespenstigen Treiben nicht erklären (Wuttke, Volksaberglaube, S. 17, 18; Nork, Myth. der Volkssagen S. 23 ff). Komisch ist Justinus Kerners Vermengung dieser Mythe mit seinem Geisterwesen. Simrock (deutsche Myth. S. 187) glaubt das „wüthende Heer“ und die „wilde Jagd“ als Bilder von Krieg und Jagd auseinander halten zu müssen; ersteres komme mehr in Süd-, letztere in Norddeutschland vor, jenes zu unbestimmten, diese zu bestimmten Zeiten. Er ist hierbei entschieden im Irrthum. Keine das „wüthende

Heer" nennende Sage, von welcher wir bisher gehört, verbindet mit demselben die Vorstellung eines Kriegsheeres, sondern dasselbe, heiße es wüthendes, Wode's, Guotis-, Wüetis-, Multis-Heer, oder wie immer, besteht überall vorzugsweise aus Thieren, ist oft genug deutlich als Jagd bezeichnet und heißt nichts anderes als „Wodans Heer", d. h. eben die wilde Jagd (in Schonen nennt man ein in Winternächten von Seevögeln verursachtes Geräusch „Oden's Jagd"). Beide Ausdrücke kommen in Süd- und Norddeutschland, beide mit Bezug auf bestimmte und unbestimmte Zeiten vor, wie folgende Beispiele klar zeigen:

(157.) Auf der Nordseite des berner Dorfes Ichertswil hat einst ein Zwingherrenschloß gestanden, dessen Besitzer die Landleute drückte, bis sie ihn vertrieben und das Haus zu einem Schutthaufen machten. Nach und nach wuchs Gesträuche drauf und endlich ein Buchenwald. Das Volk der Umgegend scheute letztern, weil er der Aufenthalt war von zwölf kleinen Jagdhunden, die Nachts Feld und Wald, Berg und Thal durchtobten und bellten, und oft bis nahe zu den Wohnungen kamen (Zuberbühlers handschriftl. Sagensammlung).

(158.) In Werdenberg kennt man, wie überall, örtliche Gespenster. Ein solches ist das Wüetiheh, Wüetihöh oder sarganfisch Gräägg i (der Schreier, von „grääggen" crier), ein Thierchen von der Größe eines Kürbis, welches aber bald fliegt, bald blos hüpft, läuft, kollert und in allerlei Stimmen verwunderlich und unheimlich schreit. Es ist in Berg und Thal. Einer aus der Burgerau sammelte in der Rhein-Au Mist und wollte eben einen Haufen Pferdekoth aufnehmen, als derselbe davon lief und jämmerlich heulte. Es war ein Wüetiheh.

Aber zwischen Altendorf und Rävis hört man auf den Wiesen, wo es heißt „auf Sax", oft ein unheimlich kläglich Schreien in der Luft, und nennt dieses ebenfalls „das Wüetihöh".

Noch mehr entstellt haben alte Leute in Ebnat den Namen in „Wuothäne" behalten. (Lehrer Joh. Inhelder in Kappel, handschriftl. Beschreibung der Gemeinde Ebnat, Nikl. Senn).

(159.) Im Wäggithale gilt „das Muotiseel" als ein wilder Sturmgeist, der auf einem Drachen den plötzlich losbrechenden Waldwassern vom Gebirge herab voran reitet. Hören die Thalleute dies Tosen aus der Höhe, so erwarten sie Schutt oder Wasserausbrüche (Rochholz II. S. 13).

Im Uznachischen sagt man unruhigen Kindern: „Du thuest wie-n-es Muotiseel" (erzählte mir der greise Pfarrer Schubiger in Gallenkappel). Im Luzernischen (Großdietwil) „Mueteseil" (Lütolf S. 454.) In Glaris heißen die nächtlichen Hexentänze Muotisen und ein Gespenst Muotisee.

(160.) Am Oberriederberge in Freienbach heißt die wilde Jagd „das Multahee" (auch Multahee). Du thust wie's Multahee, sagt man zu einem Wildfange. Von der nach Rehag hinabziehenden Anhöhe „Nord" oder dem Norder

Knörra (Felsen) zieht das Muoltahee mit graunvollem Lärmen Nachts aus. Wer in seinen Bereich geräth, fühlt sich plötzlich hinten an den Zug angefesselt, muß mitziehen und oft Jahre lang mit machen, nämlich bis er der Vorderste an der Reihe wird, wo er dann erlöst ist und wieder heim kann. (Erzählte des Sammlers gewesener Schüler, Regierungsrath und Oberstlieutenant Zäch von Freienbach).

(161.) In J. K. Toblers von Wolfhalden „die Wege des Herrn" 1861, S. 43 erzählt ein launiger Hausirer: Fern (letztes Jahr) am heiligen Weihnachtsabend, als ich um Mitternacht beim Bächlein am Lindenberg ankam, wurde ich plötzlich von einem entsetzlichen Höllengeschrei, das vorüberfahrende Gespenster und höllische Koboldsgestalten ausstießen, dermaßen erschreckt, daß ich vor Schrecken bis am hellen Morgen stehen bleiben mußte. Man hat mir schon viel von diesem Wuthheer erzählt, aber ich habe es nicht geglaubt. „Jetzt glaube ich es."

In Balgach kommt das „Wuotihe" vom Berge das Dorfbächlein herunter und thut als wenn viele Kinder schrien. (Nikl. Senn).

(162.) Bei Büchel am Rhein, unweit Rüti, gewahrt man zuweilen ein thierartiges Wesen, welches zur Nachtzeit, ein furchtbar widriges Geschrei ausstoßend, neben dem Wandernden auffliegt. Es heißt „das Wüetihö." (Nikl. Senn).

(163.) In der Eifel nennt man die „wilde Jagd" das „Wudesheer." Vor dem Ausbruche der französischen Revolution vernahmen die Einwohner von Hinter-Emler, als sie Abends zwischen Tag und Nacht aus der Kirche kamen, von Dockweiler her ein Getümmel in der Luft immer näher und deutlicher, Wagengepolter, Lachen von Männern, Musik, Tanz, Jauchzen von Weibern, Katzenschreien, Hundebellen, Roßewiehern, kurz ein unbeschreibliches Durcheinander der verschiedensten Stimmen und Töne. Die Leute suchten so schnell als möglich ihre Häuser zu erreichen; nur ein Mann, der seine Zuflucht in eine alte Scheune genommen hatte, lugte mit dem Kopfe aus einer Oeffnung hervor und rief dem anscheinend weiblichen Wesen, welches lärmend den Nachtrab bildete: „lappzol hannen noh!" Die Antwort war: „krank sieben Jahr!" Von da an hatte er sieben Jahre lang eine sehr unangenehme Krankheit. Andere bemerkten beim Wudesheere, wie ein furchtbarer Sturm die Bäume zu entgipfeln schien und eine Menge Katzen schrieen, oder erzählten vom Gekrache, als wenn viele hundert Männer Holz fällten, von Wagenrasseln, Peitschenknallen und Stimmen (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I Bd. S. 315.)

(164.) Der Name Wodan im „Wüetihe, Muotise", der bei den Alamannen noch heute lebt, ist im echt Rhätischen unbekannt (außer daß im Grafenschlosse Sargans und dort herum „der Mann mit dem breiten Hute" wandert, es ist der auch in Wildhaus oben Spukende „mit dem Lamphute", bei dessen Anblicke man einen geschwollenen Kopf davon trägt). Im Sarganserlande vertritt seine Stelle in Mels u. a. „das Bachgeschrei", vor allem aber „das Grääggi", d. h. der Schreier*), welcher Nachts bald als Baumstamm, als Hund, als Schwein, als

*) Im Adligenschwil (Luzern) heißt die Nachtfrau Sträggelen-Gräggelen. Lütolf S. 467.

Kalb im Wege liegt, oder von einem Baume anschreit, bald als Laubsack sich heranwälzt, mit den verschiedensten Stimmen schreit und mit einem Lärm, wie an anderen Orten die wilde Jagd, über Weinberge und Wälder hinbraust', daß man glauben möchte, kein Rebenstickel und kein Baum bleibe unzerbrochen, obschon am Morgen keine Spur von Allem wahrzunehmen ist.

Von einer meist aus Fronfastenkindern bestehenden Familie (die schottischen „Sehenden") wußte man, daß sie in freundschaftlichem Verkehre mit dem Grääggi stand, welches den Söhnen Nachts, während sie schliefen, die Rosse hütete, und wenn diese einen Kreis abgeweidet, den Pfahl („Stumpen") weiter schlug. Es ließ alle möglichen Stimmen hören (Sargans).

(165.) Zu Moosburg in Ober-Baiern erzählt man: Ein Mann stand am Kreuzwege als „das wilde Gjaig" vorüberzog. Plötzlich fuhr ihm ein Messer in die Achsel, welches niemand herauszuziehen vermochte. Da stellte er sich, auf erhaltenen Rath, abermals an denselben Weg, als das Heer wieder kam. Hier hörte er Einen sprechen: Gestern hab' ich mein Messer in diesen Holzblock gesteckt, nun nehm' ich es wieder mit. Wirklich war der Mann befreit (Panzer).

Ein anderes Beispiel bei Panzer und ebenso bei Vernaleken, weiß von einem in den Rücken getriebenen Beil und ein solches bei Vonbun (Vorarlberg) von einen in das Knie gestoßenen Messer mit demselben Ausgange.

(166). Der Freiburger Peter Roth kam einst um die Mitternachtsstunde von einem „Abende" nach Hause und hörte auf der Brünisrieder Almende Jagdgeschrei und Hundegebell des „Nachtjägers." Bald näherte sich dessen Zug, allerlei „kleine Thiere", Hasen, Kaninchen, Murmelthiere u. dgl. und Jagdhunde, die sich um ihn her sammelten. Er fand besonderes Wohlgefallen an einem kleinen gefleckten Hündchen, nahm es liebkosend zu sich und steckte es in die Rocktasche, um es daheim aufzuziehen. Dort aber fand sich an dem ihm zum Lager bereiteten Orte nichts als — Pferdekoth, und kein Thierchen mehr (Kuenlin).

Oft verschwimmt auch, wie wir bereits oben gesehen, die wilde Jagd in vielen Sagen zu ganz nebelhaften Vorstellungen von einem „Ungeheuer" oder zersplittert sich zu lokalen Ungethümen, die bald in bestimmterer Form an die schon erwähnten gespenstigen Hunde, Katzen, Ziege, Pferde u. s. w. erinnern, bald ihre Gestalt manigfach wechseln, immer aber in dem Lärm, den sie verursachen, ihren Ursprung aus den Stürmen, in Verbindung mit der Thiergestalt der Gestirne verrathen.

(167.) Wo um das Jahr 1269 die Leute der zwei Adeligen, des von Wädenswil und des von Wildenburg im Winzweiler-(Winzeler) Holz und am rothen Bächli blutig stritten und Freund und Feinde in großer Zahl im grundlosen Egel-Seeli versanken, zu dessen Andenken ein Kapellchen hingebaut wurde, „ghört man bei Nachts und heiligen Zeiten vil Ungeheurs alda wandlen

und begegnet Geister in Menschengestalt und Kuogestalt und Roß und Veh und andere Formb, das es den Menschen die Straß von Menzingen nach Brätigen verhaltet." (Zuger Chronik).

(168.) Was an anderen Orten Wüetiheh, Muotise oder Grääggi heißt, nennt der Toggenburger das Thurthier. Es wälzt sich in Gestalt eines weißen dreieckigen Laubsackes daher, fährt Wanderern in die Beine und grunzt sie an wie ein Schwein (Lehrer Inhelder in Ebnat). Aus Wildhaus höre ich: das Tubthier (ganz wie das Grääggi) habe neunerlei verschiedene Stimmen und erscheine zuweilen als ein „chrosender" (rauschender) Laubsack; es seien neun wegen Freveln verwünschte Buben (Lehrer Hardegger).

(169.) Wenn in Toggenburg Nachts ein gewisses Gespenst im Walde rumort, jauchzt und jubelt, folgt morgen ein furchtbar Unwetter und besorgt man' Ueberschwemmungen (Lehrer Inhelder in Ebnat).

(170.) Südlich von Tannheim, fast in Mitte des Bogner Berges im Elsaß hauste ein Ungeheuer, welches sich immer beim Anzuge eines Hochgewitters durch ein dumpfes, wehmüthiges Geheul auf ziemlich weite Entfernung vernehmen ließ. Außerdem warf es neckend am Bergesfuße vorbeifahrende Fuhrwerke über den Haufen oder schob sie seitwärts aus dem Wege (Stöber).

(171.) In Pfävers heißt ein gespenstisch Nachtwesen „das Bachgeschrei", weil es oft, einem Wasservogel gleich, den Wasserfall dem Kloster gegenüber, mit dem Wasser hinabstürzt.

(172.) In Bern (und Langenthal) läuft alle Monate einmal Nachts von der Schal, d. h. Metzge aus, ein abscheulich verstümmeltes Kalb, das Schalthier, rings um die Stadt, so auch mitten durch dieselbe, wobei es auf eine schauderhafte Art, mit keinerlei Thierstimme vergleichbar, brüllt. Es sei beim Leben ein Metzger gewesen, der den erkauften Kälbern seelenlos muthwillig beide Augen ausstach, damit sie nicht vom Wege ablaufen und beim Schlachten ihnen bei lebendigem Leibe die Haut über den Kopf abzog, die er an abergläubische Leute verkaufen konnte (Rochholz Naturmythen und allgemein bekannte Stadtsage). —

(173.) Beim Schlachthause in Basel spukt das „Spalenthier", das „so furchtbar als immer ein Rübenzagel herrschet" (Spreng, Basels Ursprung). In Kolmar spukt das Nachtkalb, in Ingweiler das Stadtkalb, in Wangen der Dorfhammel, in Wolfartsweiler drei Kälber (Rochholz).

(174.) Beim Käfichthurme in Bern hörte man früher zuweilen in finsteren Nächten eine schwere Masse vom Dache auf das Pflaster herunterfallen. Sah man nach, so gewahrte man, wie sich dieselbe als ungeheuerliches Kalb aufrichtete, wiederholt zwischen dem Thurm und dem Seilerbrunnen hin und her rannte und Wasser schöpfte und dabei ein Mark und Bein durchdringendes Geheul ausstieß. Das ist das Käfithier, ein ehemaliger Gefangenwart, der die Verhafteten auf jede Weise mißhandelte und ihrem Durst nur schmutziges Wasser reichte (Pabst, über Gespenster in Sage und Dichtung, Bern 1867, S. 58).

(Vergl. Lütolf 454. 462. Rochholz I. 91 ff. II. 36 ff. Vernaleken 23. 41. Alpenburg 54 ff. 420. Panzer I. 17. 71. Vonbun 36.).

Der lockende Spielmann.

Mit der Sage von der wilden Jagd stehen ohne Zweifel jene Sagen im Zusammenhange oder sind eine Variation davon, in welchen dem Thierzuge nicht ein Jäger folgt, sondern ein **Spielmann** oder **Pfeifer** vorangeht, dessen Musik die Thiere nach sich zieht. Diese **Musik** ist eine ruhigere und sanftere Stellvertretung des scheußlichen Lärms, welchen die Jagd Wodans verursacht. Im Alterthum haben wir Vorboten zu dieser Mythe in Orpheus, der durch seinen Gesang und sein Spiel Steine und Bäume in Bewegung setzte, und (als Sonnengott) seine todte Gattin (den Mond) aus der Unterwelt holen wollte, die aber (natürlich) bei seinem Anblicke wieder in dies Reich der Schatten zurückkehrte, — und in Amphion, dessen Leierklänge die Steine zur Mauer Thebens aufeinander thürmten.

(175.) Der Sänger Horant in der Gudrun fesselt nicht nur alle Menschen, Gesunde wie Kranke, sondern

„diu Tier in dem Walde ir Weide liezen steen,
die Würme die da solten in dem Grase geen,
die Fische die da solten in dem Wage vliezen,
die liezent ir Geverte." (Gudr. 388. Str.)

Des Hiarrandahliod gedenkt auch die Saga Herrauds ok Bosa (Fornald. Sög. 3, 223) neben dem entzückenden Gygjar slagr (Riesin-Harfenschlag). (Grimm).

(176.) Im Dorfe Drancy-les-Nouis in der Nähe von Paris fand sich im Jahre 1240 eine solche Menge Ratten und Mäuse ein, daß weder Feld noch Vieh noch Menschen sicher vor ihnen waren, und kein Mittel half. Da verschrieb man einen berühmten Magier, den Kapuziner Angionini, mit dem man um bestimmten Lohn übereinkam. Sogleich nahm er aus seinem Mantelsack einen kleinen Dämon und ein Büchlein, machte damit allerlei und im Nu versammelten sich zahllose Ratten und Mäuse. Er führte sie an den Fluß, warf sein Kleid ab und sprang hinein, was ihm das ganze Rudel nachmachte und ertrank. Als man ihm aber das Versprechen nicht hielt, holte er ein kleines Horn hervor, und blies. Alsobald versammelten sich alle Kühe, Schweine, Hämmel, Pferde, Ziegen, Gänse, Enten, folgten dem Magier, und der führte sie aus dem Lande, niemand weiß wohin (Hagens Jahrb. IV. S. 56, 57).

(177.) Zu Hameln, in Niedersachsen an der Weser, war einst ein solcher Ueberfluß an Mäusen, daß sie alle Baum- und Feldfrüchte zernagten. Kein Mittel wider sie verfing bis ein Mann von wunderbarem Aeußern erschien und sich anheischig machte, die Stadt um bestimmten Lohn von dem Gethiere zu befreien. Dann blies er auf einer Pfeife und die Thiere rannten aus allen Winkeln und Löchern herbei und folgten ihm in den Fluß, wo sie ertranken. Als man ihm

jedoch den Lohn weigerte, erschien er folgenden Tages in Jägertracht, schrecklich blickend, einen fremdartigen rothen Hut tragend, pfiff wieder, und diesmal folgten dem Zaubertone alle Knaben der Stadt vom vierten bis zwölften Jahre, außer die Stadt und in eine Berghöhle, worin sie für immer verschwanden. (Wilh. v. Humboldt hörte ein diesem ganz ähnliches Märchen unter den Basken erzählen. Ueber die Kawisprache I. Bd. 1836 S. CCLVIII).

(178). In Irland, und zwar zu Belfast in Ulster erzählt man sich: ein zauberischer Pfeifer, nur halb und scheel blickend, habe einst seinen Dudelsack auf neue Weise ertönen lassen. Das junge Volk habe angefangen sich im Tanze zu drehen und ihm zu folgen, bis er sie in einen nahen Berg, der sich plötzlich aufthat, einschloß, wo Gläubige noch immer die Zaubertöne des Tanzes vernehmen (Hagens Jahrbuch IV S. 55. 56).

(Vergl. Lütolf 243, von einem fahrenden Schüler, welcher auf der Göschener Alp in Uri, mittelst eines Pfeifchens, Kröten und Schlangen anlockte und die Häuser von ihnen befreite, in die sie eingedrungen waren).

Die Sage vom **Rattenfänger** ist eine tief bedeutsame. Die Ratte, oder vielmehr ihre Verwandte, die Maus (oben S. 55) erscheint in vielen Volkssagen als Bild der menschlichen Seele und schlüpft als solches Schlafenden durch den Mund ein und aus, wodurch Träume von fern liegenden Orten erklärt werden. Die Hexen werden mit besonderem Nachdrucke des Mäusemachens beschuldigt, und es wurde früher geglaubt, daß die Mäuse im Gewitter geboren würden (Grohmann, Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse, Prag 1862, S. 7 und Simrock d. M. S. 444). In Mäuse verwandeln sich auch die Zwerge und Elben und halten zur Julzeit in dieser Gestalt ihren Umzug, wo man dann die Mäuse nicht bei ihrem Namen, sondern „Bodenläufer" nennen soll. Ueberhandnehmen der Mäuse bedeutet Krieg, weil solcher die „Seelen" vermehrt. Weil die Mäuse Seelen sind, bestrafen sie auch den grausamen Bischof Hatto, der seine Unterthanen verbrennen ließ, indem sie aus dem Feuer hervorlaufen und ihn auffressen (im Mäusethurm bei Bingen). Daher treten denn auch die Kinder (die man u. A. Mäuschen nennt) als Seelen an die Stelle der Mäuse und werden vom Rattenfänger, dem Hermes Psychopompos der deutschen Sage, in die Unterwelt geführt; damit hängen denn auch die vielen Sagen von Verwandlungen der Menschen in Thiere zusammen. Sie alle beruhen auf dem eingewurzelten dualistischen Glauben an die Seele als ein vom Körper unabhängiges, in demselben ein und aus ihm heraus wanderndes

Wesen. Eine Abschwächung dieser Art Sagen ist, wie Maurer (nach Simrock d. M. S. 447) mit Recht vermuthet, die nordische Berserkerwuth, wo an der Stelle der Verwandlung in wilde Thiere noch dies wilde Gebaren übrig geblieben ist.*)

Die Viehherde und das Alprücken.

Nachdem der Mensch diejenigen Thiere, deren Nutzen ihm einleuchtet, eingefangen und gezähmt und an ein regelmäßiges Leben gewöhnt hat, wird er aus dem Jäger ein Hirte und sein Eigenthum an Vieh zu seiner Herde. Seine Gewohnheiten und Anschauungen werden geregelter und gesitteter, und damit halten auch seine Götter und seine Sagen Schritt. Seine Vorstellungen von den verehrten Gestirnen gestalten sich, seinem neuen Berufe gemäß, um; statt einer Jagd sieht er darin nun eine Herde. Statt des düstern Winterjägers steht an ihrer Spitze der heitere Sommerhirte. Und wirklich sehen wir als auffallendstes Sommersternbild für Europa den statt des versinkenden Orion heraufsteigenden Rinderhirten, Bootes; denn die Zeit des Viehnutzens ist der Sommer; im Winter verschwindet die Herde im Stalle. Die Vorstellungen von mythischen Viehherden sind daher so alt wie das Hirtenleben, und daß dieselben nicht irdische, sondern himmlische sind, zeigt uns der Umstand, daß sie Sonnengöttern und Mondgöttinnen gehören. Homer erzählt uns von der auf Trinakia weidenden Herde des Helios (Odyss. XI, 106 ff. und 260 ff; XII, 127 ff.) und Apollodor von der goldwolligen Schafherde des Hesperos und Atlas in Hesperien. Bekannt ist der Rinderdiebstahl des Götterboten Hermes an der Herde, welche Phöbos Apollon dem Admetos hütete, und die Entführung der Herde des Geryon durch den Sonnengott Herakles, welche ihm Kakos wieder zu stehlen versucht. Daß diese Herde von Iberien nach Hellas kommt, ohne daß die beiden zwischenliegenden Meere sie stören, zeigt eben, daß eine Herde gemeint ist, welche einen wasserlosen Ocean, den Himmel, durchwandert. Dieselbe Herde ist es auch, durch deren Stall der Sonnengott Herakles den Strom (die Milchstraße) leitet, um ihn zu säubern. Dahin gehört auch die schon erwähnte Roßherde der Mondgöttin Brunhild.

*) Hierher gehört die Sage von den Werwölfen (oben S. 57), von den Vampyren (davon unten) und von den Hexenverwandlungen (an verschiedenen Stellen dieses Buches).

Und diese Herdensagen ziehen sich denn auch durch den Glauben unserer nordischen Völkerschaften hin:

(179.) Im Berneroberland wird erzählt: die Walliser haben einst die Lenker-Alpen überfallen und eine Menge geraubten Viehes fortgeführt, die bernischen Weiber und Greise seien ihnen nachgeeilt, haben die Räuber zechend getroffen, die Alten darauf stille den Thieren die Glocken von den Hälsen gelöst und damit fortgeläutet, während die Weiber die Heerde rückwärts über die Grenze trieben (Kasthofer).

(180). Nach einer Sage in der Oberpfalz weiden jene bösen Geister, die noch erlösbar sind, in Gestalt schwarzer Wildschweine, Stiere und Pudel auf einer Wiese und der Höllenbube hütet sie — aber nur an Feiertagen, wo sie vor den alten Teufeln Ruhe haben (Schönwerth).

(181). Im Birkwalde bei Leobschütz in Schlesien treibt ein Nachthirte von riesiger Größe sein Wesen. Seine Herde besteht aus dreibeinigen Schafen (Vernaleken).

Die Herdensagen beschränken sich aber nicht auf Herden gezähmter Thiere; die Fantasie des Volkes schweift weiter und sieht in den wild über die Alpenhöhen dahin jagenden Truppen der zierlichen und verführerischen Gemsen-Herden im Besitze übermenschlicher Wesen, welchen letzteren wir später mehr begegnen werden.

(182). In den Urkantonen oder im Glarnerlande lebte ein leidenschaftlicher Gemsenjäger. Einst, als er gerade losdrücken wollte, trat aus der Felsenspalte ein furchtbarer alter Bergzwerg und redete ihn zornig an: die Gemsen seien der Zwerge Herde und er habe den Tod verdient. Als der Jäger beweglich um Gnade wegen seiner Unwissenheit bat, schonte der Alte seiner und verhieß ihm, wenn er nicht mehr jage, jeden siebenten Morgen eine getödtete Gemse an die Hütte zu hängen. Dies geschah. Im Lauterbrunnerthale gab der Zwerg dem Weidmanne ein sogenanntes Gemskäslein, das, so viel man davon schnitt, nie abnahm. Als er jedoch, oder ein unvorsichtiger Gast, es ganz aufaß, oder nach der Glarner Sage, das Jagdgelüste nicht zu bezähmen vermochte und wieder in's Gebirge zog, stürzte ihn der wieder erscheinende Fürst der Berge in den Abgrund (Wyß, Id. v. Volksſ. a. d. Schw., vergl. Lütolf S. 484).

(183). Ein Jäger der den ganzen Tag gejagt, kam Abends spät in eine leere Sennhütte, wo er zu übernachten beschloß, nachdem er eine geschossene fette Gemse auf dem Dache abgelegt hatte. Als er bei einem angemachten Feuer sich wärmte und die Abendkost rüstete, hörte er plötzlich vor dem Hause jammern und sagen: „Da liegt unsere schöne Kuh, sie ist todt, ja todt.“ Gleich darauf kam ein wunderschönes Weib, eine Fanga, in die Hütte, schalt, er habe ihre Kuh getödtet und drohte, ihn zu Stücken zu zerreißen, er aber, sie zu erschießen. Da fürchtete sie sich und lud ihn ein, in ihren Stall zu kommen. Der Schütze folgte ihr in eine unterirdische Höhle, wo ringsum Krippen standen, an jeder eine Gemse, nur eine war leer. Diese, sagte die Fanga, seien ihre Kühe, und die fehlende

von ihm erschossen. Dann bedrohte sie ihn, falls er wieder eine tödte. Seith schoß er keine Gemskuh mehr (Tiroler Sage in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 463. Zingerle).

(Vergl. Lütolf 484 und Zingerle 66).

Dieselbe Sage lebt auch im Norden, der keine Gemsen kennt; wir erinnern an Walter Scott's „schwarzen Zwerg."

Höchst merkwürdig ist folgende, von Grimm (Sagen 300) aus Oberwallis gebrachte Erzählung, welche an Deutlichkeit ihres Bezuges auf die Herde am Nachthimmel wahrlich nichts zu wünschen übrig läßt.

(184.) Oben auf den hohen und unersteiglichen Felsen und Schneerücken des Mattenbergs (Matterhorns) soll ein gewisser Bezirk liegen, worin die schönsten Gemsen und Steinböcke, außerdem aber noch andere wunderbare und seltsame Thiere wie im Paradies zusammen hausen und weiden. Nur alle zwanzig Jahre kann es einem Menschen gelingen, in diesen Ort zu kommen und wieder unter zwanzig Gemsenjägern nur einem einzigen. Sie dürfen aber kein Thier mit herunterbringen. Die Jäger wissen Manches von der Herrlichkeit dieses Ortes zu erzählen, auch daß daselbst in den Bäumen die Namen vieler Menschen eingeschnitten standen, die nach und nach dort gewesen wären. Einer soll auch einmal eine prächtige Steinbockhaut mit heruntergebracht haben. — (Die Leute dürfen nicht hinauf, weil sie nicht können, und die Namen Bevorzugter sind im Himmel angeschrieben. Die Steinbockhaut erinnert an das gleichbedeutende goldene Vließ). In einer Tiroler Sage bei Zingerle (S. 414) wird das Vieh „die Wände hinauf" getrieben, wo keine Geis stehen kann.

Die Erinnerung an die wilde Jagd ist indessen auch bei dem Herdenbesitzer nicht geschwunden und wird daher mit der Herdensage oft verschmolzen. Namentlich ist dies der Fall, wo wie auf den Alpen, die Stürme besonders stark toben und die ohnehin kurze Zeit, während welcher den Herden der Aufenthalt auf den saftig grünen Bergwiesen vergönnt ist, durch die Unbilden des Wetters vielfach gestört und beschnitten wird. Dieses unsichere und gefahrvolle Leben findet seine den Sagen von der wilden Jagd auffallend ähnliche Verbildlichung in der Mythe vom **Alprücken**, d. h. von der nächtlichen geheimnißvollen Entrückung der Viehherden von ihren Weideplätzen durch unbekannte, überirdische Mächte, was indessen ursprünglich nichts anderes bedeutet, als das nächtliche Hinziehen der aus Thieren gebildeten Constellationen an der hohen Alp des Himmels.

(185.) In der Alp Laasa ob Valens (St. Gallen) hörten die Sennen früher Abends oft von oben zwischen Vasana und den Laufsböden herab den lauten Kühe-Zuruf „Hoi, hoi!" und wie wenn ein ganzes Senntum durch die Luft getrieben würde. (Erzählte dem Sammler 1866 M. Anna Rupp aus Vasön aus dem Munde ihres Sohnes, der in Laasa Zusenn war).

(186.) Auf der Seveleralp Altjäß ist eine dem Vieh gefährliche Stelle, die darum heißt „im Fall". Sie muß umzäunt werden. Dorthin führte einst ein böswilliger Senn häufig das Vieh, um Unglück zu stiften. Dafür fand er nach dem Tode keine Ruhe, sondern erscheint noch jetzt auf der Alp, treibt Nachts das Vieh umher, pfeift, jauchzt, jobelt und ruft: „Hoi, hoi" ꝛc. wie ein Aelpler, so daß Alles in Unruhe geräth. Darum heißt er der „Fallmann". Erscheint er, so giebt es Regen oder sonst „schlimm Wetter" (Nikl. Senn).

(187.) In Alpen des Sarganserlandes z. B. im Kohlschlag kennen sie dieselbe Sage, daß, meist Abends beim Melken, das Vieh vor dem „Stafel", von etwas Unheimlichem ergriffen, wie nach etwas Geheimnißvollem umschauend, die Hälse gedreht, sammt dem Melkenden, weiter gerückt wird und sich an einer andern Stelle befindet (Erzählte des Sammlers Mutter und viele Andere).

(188.) Auch auf der Seveleralp Farnboden sahen die Sennen, wenn das Vieh auf dem „Stofel" war und Alle am Melken, oft urplötzlich unter den ruhigen Thieren eine Bewegung entstehen. Ehe man daran denken konnte, waren alle Kühe über den Stofel hinaus, ohne daß man den geisterhaften Treiber gewahr werden konnte. Das heißen sie „das Stofelrucken" (Rücken) und den Treibenden „den Stofelrucker". So was geschah nur, wenn gerade kein Wort gesprochen wurde; redeten die Melkenden, so fand nichts statt. Jedesmal fiel „wüstes" Wetter ein daraufhin (Nikl. Senn). Aehnlich wird dies in Wildhaus erzählt (Lehrer Hardegger).

(189.) Im Kanton Zürich wird gesagt, das Alprücken erfolge auf den Ruf einer unbekannten Stimme und unter Anführung der Meisterkuh. Auch dort heißt es, in drei Tagen komme das Vieh zurück und mit vollen Eutern.

(190.) In der Alp Sevinen in Lauterbrunnen geschah es oft, daß alle Kühe plötzlich mäuschenstill standen, wie von einem Zauber gebannt, den Kopf zur Erde hängten und alle Glocken stille wurden. Es war als wenn die Thiere einen Anschlag im Schilde führten und plötzlich „rückten" sie und kamen weg, Niemand wußte wohin. Merkten das die Sennen später frühe genug, so riefen sie blos: „Standit in Gottes Nama still!" Dann war der Zauberer gelöst und sie fingen wieder an zu grasen. Waren die Thiere aber, von unsichtbaren Mächten getrieben, bereits in Bewegung, so konnten die Knechte nur mit Rufen und Pfeifen ihnen nachrennen und alle Kühe, über welche sie den Melkstuhl zu schleudern vermochten, blieben stehen; die anderen „rückten". Auch hier blieb den Sennen nichts übrig, als fortzusennen, bis nach drei Tagen die Thiere unter fröhlichem Glockenspiele und Muhen wieder heimkehrten. Einer der Bauern, die auf Sevinen Sömmerungsrecht besaßen, hieß einst die Knechte, wenn das „Rücken" beginne, nur gehen lassen, „sie werden nicht zum Teufel fahren". Die Sennen befolgten das und riefen: „In Gottes Namen standit still, nur Hansen Peters chennen gan". Wirklich blieb sämmtliches Sennthum stehen, nur Peters zwölf Stücke verschwanden. Aber nächsten Frühling, wie die Hirten auf Sevinen anlangten, fand man die Abhandengekommenen unter der Obhut eines Zwerges wartend und weidend. Zum Zeichen, wie trefflich sie besorgt worden waren, trug jede Kuh am Horn eine schöne Fluhblume, am andern eine schwere Kornähre, und zwischen beiden in einem Säcklein als Zins fünf Neuthaler (Wälti).

(191.) Auf Itramen im Grindelwaldthale wohnte ein hablicher Mann, der sieben herrliche Kühe hatte. Als er eines Abends (er wollte morgenden Tages heimfahren von der Alp), ohne zu beten, müde einschlief, kam im Vollmondscheine ein graubärtig Männchen aus der Fluh, im langen Hirtenhemde, ein Lecktäschlein an und eine mannslange Ruthe in der Hand. Geschickt jodelte dieses den versammelten Kühen zu, trieb sie sachte nach einem Felsenbord und verschwand mit ihnen in die Lüfte hinauf. Der Schläfer erwachte an dem schmerzlichen Gemuhe und gerieth in Angst, denn das Vieh blieb verschwunden. Er wartete und wartete. Um sich die Zeit zu vertreiben, that er alles was er bisher täglich gethan, stand früh auf, mähte, heuete, hütete, mistete und sang und pfiff dazu. Dabei blieb er fromm, da diese Art Leutchen alles Rohe beleidigt, ein einzigmal fluchte er. So den ganzen Winter durch. Als der Lenz erschien, öffnete er den Stall und that als treibe er aus. Aber wie staunte er, als er vom Abhange her seine sieben Kühe auf sich zu hüpfen sah, alle fett und glatt und neben jeder ein schönes Kalb. In ihrer Mitte schritt der Zwerg in seinem „Grust", schon von weitem auf ihn blickend. Als er bei ihm stand, wies er auf das Euter der Vorkuh und der erschrockene Senn sah, daß ihr ein Strich fehle, weil er geflucht. (Wyß Bd. II. S. 329, 414).

Auf einigen Sarganseralpen herrscht noch die alte Sitte, daß, wenn das Vieh auf dem „Obersäß" ist, der Senn nach beendigter Tagesarbeit und dem gemeinsamen Abendgebete, den Hut und den Hirtenstock in der Hand, vor die Hütte auf eine Anhöhe hinaus geht und den alten „Alpruf" in die Nacht hinaus thut, so laut, daß man es auf benachbarten Alpen hört. Dafür bezieht er im Herbst den „Ruoschees" (Rufkäse). Unterließe man's, so würde, glaubt man, Unglück erfolgen. Eine Variation lautet dort, wie sie zum Theil Joh. Ant. Natsch in Mels aus eines Sennen Mund aufgezeichnet hat, folgendermaßen:

„Ave Maria!
Bhüet Gott und unser lieba Herr Jesus Christ
Lib, Hab und Guot und alles was do ummen ist!
Bhüets Gott und der lieb heilig sant Jöri (Georg),
Der hie woll uswachi und höri.
Bhüets Gott und üsera lieb heilig sant Marti,
Der do woll uswachi und warti!
Bhüets Gott und der lieb heilig sant Gall
Mit sina lieba Gottesheiligen all!
Bhüets Gott und der lieb heilig St. Peter!
Sant Peter, nümm di Schlüssel woll in di rechti Hand,
Bschlüß woll uf dem Bära si Gang,
Dem Wolf si Zah, dem Lux si Chräuel,
Dem Rapp si Schnabel, dem Wurm si Schweif,

Dem Stei der Sprung!
Bhüetis Gott vor solcher böser Stund!
Daß solche Thierli mügend weder chratzen noch bißen,
So wenig als di falschen Juden unsern lieben Herr Gott bschißen (betrügen).
Bhüets Gott Alles do in üserm Ring
Und die lieb Muoter Gottes mit irem Chind.
Bhüets Gott alls in Berg und Thal
Allhier und überal!
Bhüets Gott
Und es walti Gott
Und das thüe der lieb Gott!"

(Das „Ave Maria!" und die Rufe an die Heiligen werden dreimal gesprochen, die Verse sind uralt, denn „Hand und Gang, Sprung und Stund, Ring und Kind" ꝛc. reimen wohl im Bernischen, aber in der Ostschweiz Jahrhunderte lang nicht mehr).

Auf mehreren Alpen am Pilatus zwischen Luzern und Unterwalden tönt der, oft durch einen Milchtrichter gesprochene Abendruf:

Ho-ho-ho-oe-hoh!
Ho-oe-ho-ho!
Ho Lobe, ho Loben Amen!
Nehmid alli Tritt in Gottes Namen,
In unserer lieben Frauen Namen!
Lobi Jesus, Jesus, Jesus Christ!
Ave Maria, Ave Maria, Ave Maria!
Ach lieber Herr Jesus Christ,
Behüt Gott aller Lib, Seel, Ehr und Guot,
Was in die Alp gehören thuot!
Es walt' Gott und unsere herzliebe Frau,
Es walt' Gott und der heilig sant Wendel au!
Es walt' Gott und der heilig sant Antoni!
Es walt' Gott und der heilig sant Loy!
Ho Lobe, Lobe, Lobe!
Ho-ho-hoe-ho!

(Vergl. Cappeler Pil. m. II. p. 11. Ein weitläufiger, dem Jesuiten Dillier († 1745) zugeschriebener Alpruf bei Lütolf S. 248 klingt wie eine Ueberarbeitung dieses ächt alten. — „Lobe" ist der schweizerische Kindername für Kuh).

(192.) Ein Senne, sagen die Flumser, war zu faul, den üblichen Alpruf zu thun. Da sah man Abends etwas gegen die Hütte kommen und hörte es endlich klopfen. Als der Senn öffnete, hieß es ihn drohend den Ruf thun. „Sonst werde er nie mehr rufen". Er that es; hätte er ein Wort darin gefehlt, so wäre er umgebracht worden. (Rud. Stucki, Kantonsschüler).

(193.) Auf einer andern Alp, Melserseits, traf der Alpruf, wofür man einen eigenen Käse, den „Rufkäse" bezog, einst einen jungen Hirten, und da ihm den Tag hindurch, wie schon oft, ein Schimmel beim Weiden vielen Aerger gemacht,

rief er unbesonnen: „Bhüet Gott alls as (als) der alt Schimmel nit!" Am Morgen sahen die Sennen mit Entsetzen das arme Thier geschunden, kohlschwarz auf dem Hüttendache liegen. (Erzählen Viele und hörte der Sammler schon als Kind). Fast wörtlich gleich auf einer Alp bei Escholzmatt (Entlebuch, Lütolf).

Das Nachtvolk.

Noch weit deutlicher aber spricht der Zusammenhang des Herdenlebens mit der wilden Jagd aus den Sagen, in welchen nicht das wirkliche Vieh sich fortbewegt, sondern geisterhafte Hirten oder Herden (das „Nachtvolk") über die Alpen sowol, als durch Thal und Ebene ziehen und wirthschaften, gerade wie das wütende Heer.

(194.) Josef Offner vom Kloster hinter Plaffeien, Kantons Freiburg, als er in Mitte des letzten Jahrhunderts Gustihirt (Rinderhüter) in der Sommerweide Bircherra oder Muschera war, hörte einst um Mitternacht herum einen „Zügel" (Zug) Vieh mit „Trihelen" (Glocken aus geschlagenem Stahl und Eisen) von oben her gegen den Stafel ziehen. Ueber das Ungewohnte, da hier nie ein Weg zum Durchfahren gewesen, verließ er sein Lager und trat im Hirtenhemde zur Thüre hinaus bis unter die Dachrinne und schaute. Da zogen sechszig Kühe und drei Männer, alle rabenschwarz mit dem üblichen Lärmen vorbei, welchen er noch bis zur Spital-Ganterisch-Sense (Singine) zu hören glaubte. Aber am Morgen war der Schenkel, der außer der Dachrinne (im Geisterbereiche) gestanden hatte, schwarz und sehr schmerzhaft angeschwollen, während am andern sich nicht das Mindeste zeigte (Kuenlin).

(195.) Ein Freiherr von Weißenburg im Simmenthale hatte in seinem Testamente 100 weiße Kühe und eine Almende für 1400 Kühe den Armen vermacht. Die Reichen im Thale brachten es jedoch dahin, daß der größte Theil vom Erbe ihnen, den Armen aber sehr wenig zufiel. Seit der Zeit geht jedoch der Freiherr als Geist bei Nacht und oft auch bei Tage auf jener Almende herum und giebt dem Vieh aus seiner Lecktasche Salz. Leckt das Vieh der Reichen, so magert es ab und stirbt, das von Armen jedoch wird fett und ihm bleibt jede Sucht fern (Alpenrosen 1815).

(196.) Im Sarganser Oberlande herrschte, wie fast überall bei uns, der Volksglaube, nach dem Abzuge aus den Alpen nehmen Geister von den verlassenen Hütten Besitz und treiben ihr Sennenwesen. Auf einer Weißtanner Alp ging Einer noch Abends spät in eine solche hinauf, um etwas Vergessenes zu holen. Kaum hatte er sich auf der Tril oben schlafen gelegt und sein Abendgebet verrichtet, als er die Thüre öffnen, kommen und unten reden hörte. Dann sah er, hervorschauend, deutlich Feuer-anmachen, das „Kessi" einhängen, Milch „überthun", kochen, käsen und hörte Lachen und Schwatzen. Als Alles fertig war, rief es hinauf zur Tril: Christen Chüng, chumm mitis ge Schotten essa! — Er aber zog sein Gesicht zurück, schwitzte vor Angst bis er in Schlaf fiel, fand aber am Morgen keine Spur mehr von den nächtlichen Sennen. (Meine Mutter aus dem Munde der Katharina Aggeler von Weißtannen, welche den Küng noch wohl gekannt hatte).

(197.) Einen Andern auf der Ragazer Alp Bardiel luden die Nachtsennen ebenfalls zur Schotte ein, indem sie ihn wählen hießen zwischen rother, weißer und grüner. Als er letztere nannte, erwiderte einer: das kommt dir gut, denn sonst wärest du „verrupft worda wie ds Gstüpp (Stuppe, Abwerch) in der Sunna". Dann ließen sie ihn sich eine Gabe ausbitten, und er bat, ihn so singen zu lehren wie er Einen aus ihnen vor dem Käsen singen gehört. Es geschah und das war der erste Kuhreigen (erzählte mir Küfer Rosenkranz aus Ragaz).

(198.) Im Berner Emmenthale kennt man unterm Namen „Nachtvolk" jenen mit einem Rauschen wie Adlerflug Nachts durch die Luft fahrenden Zug düstergrauer Schatten, die im Herbste, wenn die Aelpler ins Thal gezogen sind, die verlassenen Sennhütten beziehen und dort ein lautes lustiges Sennenleben führen.

Nach der Abfahrt von der Alp Rämisgummen, als man schon mehrere Stunden weit war, bemerkte der Senn, daß ihm eine Kuh fehle. Da man derselben wenige Tage vorher das Kalb weggenommen, nahm er an, sie sei vom Zuge zurück, um oben ihr Junges zu suchen und sandte einen Knecht zurück, das Thier zu holen. Richtig fand er es, mußte aber, da es schon spät Abends war, in der Alp übernachten, trieb die Kuh in den Stall und begab sich in das gewöhnliche Hirtenbett, die „Gastern" (castrum).

Bald hörte er aber das Nachtvolk mit wildem Lärm in die Hütte brausen und sah alle Anordnungen zu einem Mahle treffen, seine Kuh herführen, schlachten und kochen, während Halloh die Hütte füllte. Der Knecht, obwohl er vor Angst die Bettdecke über das ganze Gesicht zog, mußte dem Tumulte zuhören und war nur froh in dem Gedanken, daß die Nachtgäste von ihm nichts wissen. Als aber das Volk nun am Essen und im Besten dran war, rief Einer: Man muß dem da oben im „Karrbette" (das des Karrers in einem Pferdestalle, was auf fremdes Herkommen der Geister deutet) auch was geben. Der erschrockene Knecht kroch noch tiefer in sein Bett und wäre fast lieber unter Wilden gewesen. Wie aber Jemand die Leiter hinan stieg und ihm ganz friedlich ein duftendes Stück Fleisch bot, bekam er Muth und dachte: Muß die Kuh mit Stumpf und Stiel aufgegessen sein, so will ich doch auch mit helfen. Er nahm und das Stück war so trefflich zubereitet, wie er sein Leben lang nichts gegessen hatte.

Als der Morgen nahte, erstillete es und der Spuk verschwand. Der Knecht dachte bang an des Meisters Vorwürfe, wenn er die Kuh nicht heimbringe, wurde aber freudig überrascht, als er sie im Stalle deutlich muhen hörte. Da stand sie denn auch und ihr fehlte nichts, als daß sie hinten lahm ging, da ihr an einen Schenkel jenes Stück Fleisch fehlte, welches er verzehrt (1850 von Lehrer Wälti mitgetheilt).

(199.) Genau wie es Odysseus erfährt, als den erhaltenen Warnungen zum Trotze, seine Schiffsleute die Herde des Sonnengottes angreifen und davon schlachten, wo aber das Geschlachtete an den Spießen zu ihrem Schrecken zu zappeln, zu blöken anfängt und fortlebt, so kommt dasselbe in unserem Norden vor.

Thor fuhr einst mit seinen Böcken aus, mit ihm Loki. Abends kamen sie zu einem Manne und fanden Nachtlager. Hier nahm Thor seine Böcke, schlachtete sie, ließ sie abziehen und in den Kessel stecken. Als gekocht war, hieß Thor den

Mann und seine Kinder, Thialfi und Röska, mitessen, legte die Felle am Heerde beiseits und befahl, die Knochen sorgfältig darauf zu werfen. Das geschah, nur hatte Thialfi ein Schenkelbein zerschlagen, um das Mark zu essen. Am Morgen stand Thor auf, ergriff seinen Hammer, hob ihn in die Luft und bezauberte damit die Felle. Die Böcke erhoben sich, aber der Eine war am Hinterfuße lahm. Da runzelte Thor die Stirne und faßte den Hammerstiel so, daß die Knöchel seiner Finger weiß wurden. Der Mann und seine Leute thaten alles Mögliche und boten Ersatz. Wie Thor ihre Furcht sah, verschwand sein Zorn. Er nahm als Sühne Thialfi und Röska zu Dienern und reiste ab. (Edda, Gylfaginning 44).

(200.) In Tirol weiß man von einem Jäger zu erzählen, er habe Nachts in einer Alphütte Feuer brennen und darin großmächtige Männer sitzen, aus einem Rinde Fleisch und Fett herausschneiden und kochen sehen, worauf sie das Gerippe wieder laufen ließen. Er schaute jedoch nicht weiter, als aus dem Innern zwei Augen, groß wie Glasscheiben, ihn anglotzten, und floh entsetzt, als ein Riese ihn mit lauter Drohung verfolgte.

(201.) In der gleichen Gegend mußte einst ein Geiger auf dem Berge von der Nacht überfallen, in einer leeren Alphütte übernachten. Eben war er im Einschlafen, als es plötzlich laut daher fuhr, Männer und Weiber in die Hütte traten und eine Kuh vor sich hertrieben. Jetzt sah er anfeuern, unter allerlei Sprüchen dem Thiere lebend die Haut aufschlitzen, Stücke Fleisches herausschneiden und dann sieden und braten. Der Geiger wurde auch zum Schmause geladen, und ließ sich den duftenden Braten trefflich schmecken, wobei er aber gemahnt wurde, ja kein Beinlein zu verrücken. Als Alles satt war, nähten sie der Kuh, nach Einsetzung der Knochen, die Haut wieder zu und fuhren lärmend fort, wie sie gekommen waren. Als der Mann früh Morgens heim kam, klagte sein Nachbar über das Befinden seiner Kuh und es fand sich, daß sie das sogenannte Schwinden habe, d. h., daß ihr Fleisch sichtbar abnahm. Der Geiger erkannte das Thier als dasjenige, von welchem er essen geholfen hatte.

(202.) Das „Nachtvolk“ kam einst im kleinen Walserthale (Vorarlberg) Feiertags unter der Messe in ein Haus, zog die Mastkuh aus dem Stalle, schlachtete und verzehrte sie unter lautem Toben. Die erschrockenen Kinder beruhigte man durch ein Stück vom Braten, wobei man anbefahl: „daß sch' jo ches Bai verlieren oder vernagen.“ Beim Weggehen wollte das Volk die Knochen zusammen lesen, fand aber ein „Chnöchli“ nicht mehr, da die Kinder es verlegt. Man wickelte die gefundenen in die Haut, sagend: „mer chönd net hälfe, d' Chueh muß halt chrom goh.“ Und so wars. Wie die Familie aus der Kirche kam, stand die Kuh „ordeli“ im Stalle, „tschigget aber am e Fueß as bizle.“ (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 71. Vonbun).

(203.) St. Garmon (Germanus, Bischof von Auxerre, Bekämpfer der Pelagianer in Britannien), Sohn des Rhedyw (Ridicus, Rusticus) eines armorischen Fürsten, wollte den König Belinus bekehren, der ihn aber nicht in die Stadt ließ. Hierauf ließ Germanus ein Kalb schlachten, befahl aber seinen Gefährten, daß sie ja keinen der Knochen zerbrechen. Am folgenden Morgen, wie es

Tag war, fand man das Kalb ganz und gesund. Auf dieses Wunder verbrannte himmlisches Feuer die Königsburg (Nennius. Mone in der Creuzerschen Symbolik VI. Thl., S. 458, 459).

(204.) Bollandus erzählt in den Heiligenlegenden am 1. Jan. (I. p. 45 f.) die Leben zweier Heiligen, beide beim irischen Volke sehr beliebt, Namens Mochua, der eine beigenannt Cuanus, der andere Cronanus, beide Aebte und ursprünglich vielleicht eine Person. Als der heilige Kienan in Hibernia die erste steinerne Kirche bauen will, aber durch Regenwetter gehindert wird, sendet er an Mochua Cuanus und dieser kommt, fängt auf dem Weg auf dem Berge Mairg zwölf Hirsche, die er mit Holz beladen mitbringt und dann schlachten heißt, jedoch die Knochen sorgsam aufbewahren. Nachdem alles und die Armen satt worden, läßt er am andern Morgen die Knochen sammeln, belebt sie, reist heim und läßt sie auf dem Mairg wieder frei, wo sie, sagt die Legende, „wie Viele melden, noch zu verschiedenen Zeiten gesehen worden sind." Als einst auf einer Reise dem Pferde, das Mochuas Wagen zog, ein Fuß gebrochen war, hatte er einen Hirsch vom nahen Berge gerufen, den er anspannte und sich weiter ziehen ließ bis heim. (Wolf Ztschr. f. d. Myth. I. 205 f.)

(205). Es ist beinahe, als wenn damit zusammen hienge und deutet jedenfalls auf einen alten Mythus, wenn dasselbe Werk vom heil. Kentigern erzählt, die Mutter habe ihn ohne Vater empfangen, der Vater aber, darüber ergrimmt, als er nicht herausbrachte wer des Kindes Vater sei, sie von einem Felsen herabgestürzt und als sie wunderbar sanft niedersank, in einem ledernen Schiffchen ohne Ruder noch Segel aufs Meer getrieben, worauf der Kahn in einem Hafen landete und sie einen Knaben gebar. Damals hörte der heilige Servan Engelgesang in der Luft, ging hin und fand Mutter und Knaben, welch' letztern er mit dem Rufe: mochohe, mochohe! (mein Lieber!) begrüßte, dann die Mutter Sanea den Knaben Kientier taufte, später aber Mungha (liebster Freund) nannte und erzog. (Boll. 13. Jan. I. 815. Wolf Zeitschr. f. d. Myth. I. 216).

(206.) In der Haupthütte einer Melseralp war beim Heimfahren ein Melkstuhl vergessen worden. Einer, das Schwierige kennend, eine verlassene Alphütte, den Berggeistern anheim gefallen, zu betreten, aber muthig, wettete eine Zeitgeiß (die im zweiten Jahre noch nicht gekitzet), er werde ihn holen. Er nahm mit sich ein Feuerzeug, einen Hund mit Sporen, ein Messer mit eingegrabenen Kreuzzeichen und Agathabrot. Wie er den Melkstuhl berührte, rief eine sonderbare Stimme: „Hettist du nit Fürli heiß, und Hundili beiß, und Messerli spiz, i wett der helfen d' Zitgais gwünnen." — (Erzählte des Sammlers Großmutter).

(207.) Auf der Seveleralp „Altsäß" kam den Sennen ein Melkstuhl, so oft man ihn im Untersäß (Unterweide) einstellte, niemand wußte wie, jedesmal wieder aufs Obersäß. Da hieß einst der Senn den Buben den Stuhl vom Obersäß herabholen und versprach ihm seine schöne Glockengeiß, wenns ihm gelinge. Der Bube lief, schlich, wie er oben ankam, zur Hütte, schaute durch eine Spalte hinein und sah auf dem Stuhle einen riesigen Mann am Kessel sitzen und

feuern. Furchtlos, wie der Bube war, rannte er in die Hütte, riß den Melkstuhl unter dem Großen weg, welcher rücklings niederstürzte und lief mit seiner Beute dem Untersäße zu.

Statt ihm aber Wort zu halten, lachte ihn der Senn aus. Da kam in der Nacht der Riesige aufs Hüttendach und rief mit schrecklicher Stimme durch die Schindeln herunter:

Dem Buoben gehört die Glockengeiß,
Wären aber nit gewesen,
Die Hitz und der Witz
Und die Beiß, die Glockengeiß,
Wär' din geblieben.

(208.) Auf einer Alp des Emmenthales mußte der Senn bei jeder Abfahrt eine Kuh zurücklassen, wenn es gut gehen sollte. Im Lenze fand man von ihr nur noch das stehende Gerippe. Ein frischer Knecht, der sich hierüber höchlichst verwunderte, bat den Meister, die Kuh herabholen zu dürfen, sie reute ihn. Der Senn mahnte ihn erst davon ab, als der Knecht jedoch darauf bestand und nur um Erlaubniß bat, den großen Hund mitzunehmen, zuckte er bedenklich die Achseln und ließ ihn endlich gehen.

Abends bei der Sennhütte angekommen, machte der beherzte Bursche ein Feuer um etwas zu kochen und behielt den Hund stets bei sich. Auf einmal verlöschte das Feuer und begann im Kamin ein mächtiger Lärm. Vergebens versuchte er das Feuer anzufachen und begab sich endlich, allerlei gewärtig, zur Schlafstelle, wo er sich aufs Stroh legte. Bald hörte er deutlich Jemanden käsen, und konnte jedes kleine Tempo des bekannten Geschäftes unterscheiden. Unerschrocken ging er zum Herde und fragte, wer da sei. Keine Antwort erfolgte, und auch vom Käsen war weder Geräthe noch irgend was zu sehen. Der Knecht begab sich wieder auf sein Lager, den weiteren Verfolg abzuwarten. Als er wieder „abgelegen" war, vernahm er das Sennen wieder bis der Käse unter der Presse war. Jetzt trat eine schwarze Gestalt vor ihn und fragte ob er nichts essen möge. Gott Lob und Dank, erwiderte unser Bursche, ich habe weder Hunger noch Durst. Bald wurde ihm in einer Gelte Milch zum Trinken angeboten, was er mit den gleichen Worten abwies; endlich ließ er sich bereden, etwas anzunehmen. Eine Weile nachher bot ihm der Schwarze Fleisch an; der Knecht nahm endlich ein Stücklein in Form und Größe eines Feuersteines, was er wieder mit der Aeußerung aß: Gott Lob und Dank, jez hani gnueg.

Da ward es ruhig. Früh Morgens zündete der Knecht eine „Fachel" (Fackel) an, ging in den Stall und fand seine Kuh noch lebend und unversehrt, außer daß ihr am Hintertheile just das Stücklein Fleisch fehlte, welches er verzehrt hatte. Jetzt erst war er froh, daß er nicht mehr genommen. Er nahm sie ohne weiters an der Halfter und führte sie weg, ohne das entsetzliche Gepolter zu achten, welches in der Sennhütte herumfuhr, wo alle Furien der Hölle los schienen. Furchtlos, aber stets mit der brennenden Fackel und dem Hunde, welcher sich wie wüthend geberdete, verließ er den Stall und ging durch die Weide. Als er zum Thürlein gelangte, welches aus der Alp führte, „verführte" es erst recht ein Gerassel, Ge-

polter, Heulen, Surren, Schnurren und Schneuzen, daß ihm fast Hören und Sehen verging. Alle Kobolde der finsteren Mächte schienen ihr Wesen zu treiben und auch die gestrige schwarze Gestalt erschien und rief ihm mit grimmigen Geberden zu: „Wenn du nit Bissigs und Brönnigs bider hättisch, thäti di i tusig Stückelni zerrißen."

Noch eine Weile von dem höllischen Spektakel verfolgt, ging der Knecht ruhig seinen Weg, bis das Wüthen aufhörte, und langte wohlbehalten beim Meister an. Seitdem war die Alp aus der Gewalt der bösen Mächte befreit (J. Dennler, Seminarist in Münchenbuchsee, in Zuberbühlers Sammlung).

(209.) Ein Hirte auf dem Moléson erzählte im Jahre 1832: Ich bestieg eines Tages im Spätherbste den Berg, um Gemsen aufzulauern. Die Nacht rückte heran, ohne daß ich was geschossen hatte, und ich mußte in einem Stafel auf der Seite von Villars-sous-Mont übernachten, welchen ich seit mehreren Wochen unbewohnt wußte. Desto eher war ich erstaunt, als ich näher trat, drinnen die bekannten Laute der Kuhglocken und Menschenstimmen zu vernehmen. Ich öffnete die Stafelthüre und erblickte mit Verwunderung in der Küche Wesen um das Feuer, wie ich sie nie gesehen: der eine lahm, der andere halbblind, der dritte vorn und hinten bucklich, der vierte wie aussätzig. Ihre Gesichtsfarbe war dunkelgelb und runzlicht wie altes Schreibeleder, und jedem fehlte der Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand. Ihre mir völlig unverständliche Sprache glich dem Lärmen von Elstern. Sie sahen mich schief an, gaben mir aber ein Zeichen, mich auf einen Klotz neben dem Heerde zu setzen. Ich that es, hielt jedoch meinen geladenen Stutzer zwischen den Füßen. Ohne meiner weiter zu achten, setzten sie ihre Sennenarbeit fort, kochten erst Käse, dann Nahscheid, wovon schon mehrere Laibe im Boden sich auf einem Brete befanden. Der Buckliche reichte mir harten, dünnen Zwieback und ein Stück Rindfleisch, das ich aber, so hungerig ich war, so zäh und unschmackhaft fand, daß ich halblaut sagte: da ist das Salz vergessen. Bei diesen Worten knirschten die Männer und schleuderten Blicke auf mich, als wollten sie mich mit Haut und Haaren verzehren. Ich machte in Angst das Kreuzzeichen und sah plötzlich Alles verschwunden und mich in tiefem Dunkel allein. Am Morgen erwachte ich matt vor Hunger auf gelöschten Kohlen, der Käse war ein Stein, der Nahscheid getrockneter Mörtel, der Zwieback ein Stück Schindel. Daheim angekommen, vernahm ich, die Nacht sei unserer schönen Spiegelkuh ein Stück Fleisch aus dem Leibe geschnitten worden, ohne daß Fremde im Stalle geschlafen hätten. (Kuenlin).

(210.) In einem Berichte aus Gräz in der Steiermark wird die Sage von der wilden Jagd, der „wilden Fahre" aus dem Lesachthal erzählt. Sie lasse sich in gar vielen Nächten vernehmen; namentlich aber höre man „in den Zwölften" um Mitternacht am Berge oben jauchzen (was man beileibe nicht nachmachen darf) und bald darauf erhebe sich ein furchtbarer, immer näher kommender Lärm, Hundegebell, Kettengerassel und Pferdegetrabe am deutlichsten. Wie sie an einem Berge herabgefahren ist, fährt sie am andern hinauf und es wird still. Wer sie hört, muß ganz ruhig sein, kein Kind darf weinen; sonst kommt die Fahre und nimmt es mit fort. Wen sie am Wege überrascht, der muß sich auf den

Bauch legen und sie über sich hinweg fahren lassen; trägt er dennoch was davon, so soll er über Jahr und Tag sich an die nämliche Stelle legen.

Ein Hirt aus dem Dorfe St. Laurenzen vernahm in einer mondhellen Nacht jenes Jauchzen und den auf das Dorf zu kommenden Lärm. Dann sah er voran drei große Männer reiten, Jeder eine Stange empor haltend, auf welcher eine Leiche angebunden war. Auf sie folgte eine Menge wild aussehender Leute. Man lagerte sich auf dem Dorfplatze, machte ein Feuer, führte aus dem nächsten Stall einen Ochsen, schlachtete, briet und verzehrte ihn. Dann wurden die Knochen in die Haut zusammengelegt, diese mit Ruthen gepeitscht und der Ochse wieder belebt und in den Stall zurückgeführt, worauf sie mit gräßlichem Lärmen weiter zogen. Nächsten Tag aber verdorrte der Ochse (Wolfs Zeitschrift f. d. Myth. III. Bd. S. 33. 34).

(211.) Ein Geist des Berges Ecojalat, südwestlich von Albeuve, am linken Ufer der Saane schützte die dort weidenden Kühe, daß sie nicht den jähen Abhang hinabstürzten. Abends und Morgens trieb er sie zur Melkzeit in den Stafel, und geleitete sie nachher wieder auf höhere Weideplätze. Der einzige Lohn des treuen Hüters war frischer Rahm, in einem hölzernen Gefäße jedesmal auf das Dach der Sennhütte hingestellt, sowie die Sonne niedergegangen war, und der Obersenn hatte den Alpknechten ernst auf die Seele gebunden, dies Geschäft ja nie zu vergessen.

Aber einer davon, weniger gewissenhaft, hatte die Unbesonnenheit, eines Abends das Gefäß, statt mit Sahne, mit Unrath zu füllen. Um Mitternacht, während die Sennen sorglos schlummerten, weckte sie eine furchtbare Stimme, welche rief: Droles écorchez! droles écorchez! (Bursche, schindet!). Entsetzt sprang man auf und fand mit Schrecken elf der schönsten Kühe leblos und geschunden auf dem Boden ausgestreckt. Davon heißt der Boden, welcher den jähen Abhang des Ecojalat durchschneidet, romanisch le plian-dei-s-écorchiaou (le plan des écorcheurs, Schinderboden. Kuenlin).

(Vergl. auch zahlreiche Sagen bei Lütolf, Zingerle und Vonbun).

Die in den Sagen vom Nachtvolk spielende sonderbare Anatomie und Physiologie, welche aus Haut und Knochen einen lebenden Körper construirt, ist einerseits eine Uebertragung der Sternsage von der Viehherde auf die einzelnen Theile eines Thieres. Die Knochen bedeuten die Sterne, welche in der Haut, dem Nachthimmel, versammelt sind, von denen keiner verloren gehen darf, und die dann auch, obschon nach Ablauf der Nacht sämmtlich verschwunden, in der folgenden alle wieder da und von Neuem belebt sind. Die nähere Ausschmückung ist Sage der Fantasie, welche an die Bedeutung nicht mehr denkt. Anderseits aber ist dieses Wiederaufleben todter Thiere ein neues Zeugniß für die Thierverehrung unserer Vorfahren, welche

diese Wesen für unsterblich hielten und daher dem erfahrungsmäßigen Sterben derselben eine Wiederbelebung folgen ließen. Wie sie dann in ihrem Drange nach Unsterblichkeit auf Wesen verfielen, welche überhaupt nicht sterben, gleich den Gestirnen, von denen sie abgeleitet sind, wird unser zweites Buch zeigen.

Zweites Buch.

Die Sage der Dämonenwelt.

Erster Abschnitt.

Die Nixen.

Der Nixen Stammbaum.

Der Himmel gleicht einem unendlich großen, uferlosen, unergründlichen Ocean, in welchem nach der Vorstellung der Alten die Erde als eine Insel schwimmt. Manigfach* sind daher die Beziehungen zwischen Himmel und Meer oder Wasser überhaupt. In jedem klaren Wasser spiegelt sich ohnehin der Himmel mit seinen Gestirnen und seinen Wolken; was am Himmel, das sieht man daher auch im Wasser; tauchen ja Sonne, Mond und Sterne sichtbar aus dem Meere auf und in dasselbe unter! Aehnliche Vorstellungen, wie an die Gestirne, die den Himmel schmücken, müssen sich nothwendig auch an diese Wesen knüpfen, wie sie aus dem Wasser wiederscheinen, nur erhalten sie im letztern natürlich die Eigenthümlichkeit der Wasserwesen, nämlich die Fähigkeit zu schwimmen, zu tauchen und im Wasser zu leben. Solcher Wesen giebt es wenige außer den Fischen, und auch diese wenigen (Amphibien) sind gleich den letztern dumm und stumm und beinahe ohne irgend einen Punkt der Anknüpfung poetischer Vorstellungen. Um letztere zu bilden, mußte die menschliche Gestalt zu Hülfe genommen werden. Wir haben gesehen, daß sie bereits zu der Zeit der Ausbildung des Jäger- und Hirtenberufes als Orion und Bootes an den Himmel versetzt war. Da nun das Wasser das meiste Interesse für Fischer und Schiffer hat, so bildeten sich offenbar zur Zeit der Entstehung dieser Berufsarten Vorstellungen von Wasserwesen, die zugleich von den Fischen und von den Menschen etwas an sich hatten, und doch weder das eine noch das andere waren. Man dachte sie sich als Halbgötter, d. h. als Wesen, welche weder die Macht der Götter, was immer noch die

Gestirne waren, noch die Schwäche der Menschen hatten. Diese Vorstellung kann erst nach dem Ende der Thierverehrung aufgekommen sein; denn die Wassermenschen, wie sie collectiv genannt werden können, erscheinen von einer Schönheit und Feinheit der Organisation, die weit über den Thieren steht. Schon die alten Inder kennen Wesen, die halb Mensch und halb Fisch sind; klarer aber und plastischer erscheinen sie in der Fantasie der kunstsinnigen Hellenen, und zwar in manigfaltigen Formen. Da waren vorerst die Flußgötter, deren jeder bedeutende Fluß einen hatte. Man bildete sie aus weißem Marmor (nur den Nil aus schwarzem) und zwar als alte, bärtige Männer, auf eine Urne gestützt, aus welcher der Strom hervorbricht. Dann die Nymphen, von deren vielen Klassen (Baum-, Wald-, Berg- und andere Nymphen) nur die Wassernymphen, Najaden, Naïden, hierher gehören, unheimliche, den Menschen feindliche Wesen, denen man nachsagte, daß sie die Menschen in ihr Reich hinabzögen und daß ihr Anblick wahnsinnig mache, und von deren Alter Hesiodos sang:

> Neun Geschlechter durchlebt die geschwätzige Krähe von Männern
> Frischausdauernder Kraft, und der Hirsch drei Alter der Krähe;
> Drei Hirschleben hindurch wird der Rab' alt; aber der Phönix
> Dauert neun Rabengeschlecht, und wir zehn Alter des Phönix,
> Wir schönlockige Nymphen, des Aegiserschütterers Töchter.

Was die Najaden in den Flüssen, das waren die Nereïden, Töchter des Nereus, auf dem Meere. Nereus war Sohn des Poseidon und seine Gattin Doris Tochter des Okeanos; der Nereïden waren vierzig an der Zahl, unter ihnen Kalypso, Thetis u. s. w.; sie hatten die Gabe, sich in verschiedene Gestalten zu verwandeln, gleich Proteus, dem Meerherdenhüter des Nereus, und verschiedenen Flußgöttern. Thetis, was sehr wichtig ist in Bezug auf ihre Nachfolgerinnen, die deutschen Nixen, vermählte sich mit dem Menschen Peleus, Sohn des Aiakos, verließ ihn aber, als er sie belauschte, wie sie ihren Sohn Achilleus, um ihn unsterblich zu machen, in's Feuer legte, über welchen Anblick der Vater erschrak. — Die männlichen Begleiter der Nereïden waren die Tritonen, fischschweifig, auf Meermuscheln blasend und der Zukunft kundig, oft auf Seepferden mit Fischschweifen und Schwimmfüßen reitend.

Auf einer Insel der Thalatta aber hausten die Sirenen, Töchter des Stromgottes Acheloos und der Muse Melpomene, ge-

flügelt und in verführerischer Musik gewandt, die sie aber nur mißbrauchten, die Menschen anzulocken und zu verschlingen, daher im Vorbeifahren mit den Argonauten Orpheus ihren Gesang durch den seinigen übertäubte, Odysseus aber seiner Genossen Ohren verstopfte und sich selbst an den Mast binden ließ. Eine solche verlockende und wild-leidenschaftliche Sirene ist die keltische Melusina, deren Unterleib nach Einigen Fisch-, nach Anderen Drachengestalt hatte.

Anders die keuschen Nixen. Ihre Männer sind zwar ernst und streng und halten unerbittlich die Ehre ihres Volkes aufrecht, doch nicht unempfindlich gegen der menschlichen Frauen Schönheit, die Weiber aber anmuthig und zu schönen Menschenjünglingen hingezogen, doch stets voll sehnsüchtigen Heimwehs nach der kühlen blauen Flut, in die sie die Geliebten eher hinein ziehen, als daß sie ihnen aus derselben auf das trockene Land folgen. Ihre Zeit, zu der sie den Menschen erscheinen, ist Mittags oder Mitternachts, bei Sonnen- oder Mondlicht, ein Beweis, daß sie von den sich im Wasser spiegelnden Gestirnen stammen, daher auch ihr Alter, wie das angegebene der Nymphen, unberechenbar hoch ist.

(212.) Nach dem Volksglauben in Moldautein (Böhmen) schleuderte Gott, als er die empörten Engel besiegt, einen Theil in die Hölle, die Teufel, einen Theil in die Wälder, die Waldmenschen und Riesen, einen in wüste Gegenden, die wilden Männer und Menschenfresser, in die Gebirge die Berggeister, Zwerge, und ins Wasser die Meer- und Wasser-Männer und Weiber (Vernaleken, Mythen und Bräuche).

Die Nixen sind demnach die nächsten Verwandten der Zwerge oder Elben und damit stimmt auch folgende Sage:

(213.) Einst, ehe noch trockenes Land bestand, waren alle Zwerge im Wasser. Dann schlug der Blitz ins Wasser, dies zischte empor, wodurch ein Theil der Zwerge, Männer und Weiber, hinausgeschleudert wurde auf das Land, und weil sie ihre Hütchen unten gelassen hatten, konnten sie nicht mehr in der Flut wohnen, und sind jetzt Land- und Bergzwerge (Schönwerth).

Zu diesem hohen Alter der Nixen paßt auch ihre Kunst des Wahrsagens. Man denke an die Warnung, welche die Wasserfrauen im Nibelungenliede dem Hagen auf dem Zuge nach Hunnenland zu Theil werden lassen.

Ueber die verschiedenen Namen der Nixen (althochd. Nihhus, Nichus, mittelniederl. Nikker, schwedisch Neken, dänisch Nökenu. s. w., in der deutschen Volkssprache Nikel, Wassermänner, Seefräulein,

Holden u. s. w.), verweisen wir auf Grimm's deutsche Mythologie. Das Volk nennt die Nixen auch oft „Nonnen", wol nach den nordischen Nornen, welche an einem Brunnen ihren Wohnsitz hatten.

Der Nixen Kennzeichen.

Ihre Abkunft von den Sternen verrathen die Nixen, namentlich bei den keltischen Völkern, durch den Mangel der Füße. Bei den humanern und kunstsinnigern Deutschen kommt der häßliche Fischschweif höchst selten vor; es ersetzen ihn höchstens Schwimmfüße, bisweilen nur Schwimmhäute zwischen den Zehen, oft sogar, in höchster ästhetischer Ausbildung, blos nasse Kleider. Oft sind es dagegen die Zähne, welche, durch ihre spitze Gestalt oder grüne Farbe, an das Reich der Gewässer erinnern; bisweilen sind auch die Haare und Kleider, oft die ganze Gestalt grün. Die Abkunft der Nixen von den Sternen verrathen bisweilen rothe Kleider, weit öfter aber rothe Mützen; an deren Stelle treten bisweilen grüne Hüte. Die Nixen erscheinen gerne auf den Märkten; je nachdem sie dort hohe oder niedrige Preise bezahlen, folgt theure oder wohlfeile Zeit. Ihre Gestalt und Gesichtsbildung wird in der Regel als schön geschildert. Auch haben sie meistens die Größe der Menschen. Doch giebt es auch Sagen, in welchen sie (z. B. in Böhmens Fischteichen, nach Vernaleken) zwerghaft erscheinen. Näheres theilen folgende Sagen mit:

(214.) In Neuhammer schildert man den Wassermann groß und hübsch mit wunderschönen Wasseraugen, die Haare blond und lang, nur der Mund groß, die Zähne lang; also hinten schöner als vorn. Mädchen, die er liebt, erscheint er im Hemde, welches ein gläserner Gürtel festhält, die den Rücken hinablaufende Reihe glänzender Fischschuppen zu verbergen. Der Geliebten schenkt er Perlen und edle Steine. Anfangs ist er kalt wie Wasser, bis er am Menschenleib erwärmt. Dem Menschenauge bleibt des Mädchens Zustand, die von ihm in der Hoffnung ist, verborgen. Bei der Entbindung ist er gegenwärtig, nimmt das Kind zu Handen und trägt es mit sich ins Wasser (Schönwerth). — In der Ostschweiz sitzt der Wassermann finster und lauernd in der Tiefe von Sod- (Galt-) brunnen und Bächen, und zieht mit seinem Haken Kinder hinunter. (Am Oberrhein der „Hoggamaa" und ganz so in Obwalden. Lütolf S. 291).

(215.) In der westlichen baierschen Oberpfalz heißen die Zwerge Zwargel und kennt man Wasserzwerge. Aus einem Gehölze bei Neuhaus sieht man oft schwarze Männchen hervorkommen und in die Nab springen, wo sie verschwinden. Bei Neustadt nennt man sie Wassertreter (Globus IV. Bd. 1863 S. 171).

(216.) Geht man von Eisenberg am Erzgebirge auf dem Fußwege nach Kunersdorf, so kommt man auf die Heide, die „Hoberwiese" und den alten Seeberg. Neben dem Eisenberger Walde liegt der kleine, schilfbewachsene Hoberwiesteich. Die Seebergjungfer kam oft herab, in ihm zu baden, wo Hütbuben sie oft, halb Fisch, halb Mensch, erblickten. Einst, als nur ein Junge da war, fragte sie ihn, ob er sie erlösen möchte, wofür sie ihm soviel Geld geben würde, die Hoberwiese zu kaufen. Er that, als sei ers zufrieden. Sie hieß ihn warten, bis sie ihm winken werde, aber beileibe nicht früher kommen. Dann badete sie und winkte ihm dann. Er aber schimpfte auf sie und warf Steine nach ihr. Sie kehrte weinend nach dem Seeberge zurück und in der folgenden Nacht hörte man sie bis hinab nach Barthelsdorf jammern und klagen. Einem Eisenberger Weibe erschien sie am Seeberg oben als altes Weib, einen Fetzen des Kleides nachschleppend (Vernaleken, Mythen und Bräuche).

(217.) Vor alter Zeit stand auf dem Scheibeckerberge im berner Oberlande ein Raubschloß, von welchem aus Leute und Reisende arge Mißhandlungen zu dulden hatten.

Das Volk zerstörte es endlich. Wenn nun schlecht' Wetter einfallen will, läßt das „Scheibeckerhündchen" ein starkes Bellen hören. Von Zeit zu Zeit erscheinen bei den Ruinen drei schöne Jungfrauen, die gegen den Brunnen gehen, der gutes und gesundes Wasser giebt. Sie kämmen ihre langen, blonden Haare in zierliche Locken. Oft wandern sie auf dem Schloßpfade und verschwinden, sobald sie an der Ruine anlangen.

Auch das Aechzen und Seufzen der ermordeten Reisenden läßt sich hören (Rud. Gerber von Aarwangen, Münchenbuchsee in Zuberbühlers Sammlung).

(218.) Eine Nixe holt bei einem Schlächter Fleisch und legt ihm dafür Fischschuppen hin, die, so lange sie da ist, Münze scheinen. Die Metzgerin ahnt, wer es gethan und unterrichtet den Mann. Als die Nixe wieder erscheint, erkennt er sie am nassen Rocksaume hinten, und wie sie die Schuppen wieder hinwirft und nach dem Fleische greift, haut er ihr drei Finger ab. Sie erhebt ihr Wehgeschrei, welches aus Flur und Wald wieder hallt. Alle Nixen kommen und fragen sie um die Ursache, und als sie es erfahren, leiten sie solch ein Wasser der Metzge zu, daß es sie und das ganze Dorf wegspült (F. Rückert).

(219.) Am 1. Julisonntag, (welcher Monat heidnisch mit der Sonnenwende begann) 1547 versammelte sich nach altem Brauche zu Laibach das Volk der Umgegend auf dem Marktplatze neben der Quelle, welche von einer alten Linde beschattet war. Sie nahmen unter Musik ihr Mahl ein und begannen den Tanz. Nach etwas Zeit erschien ein wohlgestalteter und wohlgekleideter Mann, grüßte die Versammlung höflich und reichte Jedem seine Hand, die sehr weich, aber eiskalt war und bei der Berührung einen seltsamen Schauer erregte. Dann forderte er ein schönes und reichgeschmücktes junges Mädchen zum Tanze auf, ein frisches und leichtfarbiges Ding. Sie wußte sich trefflich in seine Art zu finden und auf seine belustigenden Späße halb und halb einzugehn. Nachdem sie einige Zeit leidenschaftlich getanzt, wirbelten sie vom Tanzkreise weg und immer weiter, erst von der Linde bis Sittichenhof, dann noch weiter bis zur Laibach, wo er mit ihr hinabsprang und Beide vor den Augen vieler Schifferknechte verschwanden. Es

war der in der Laibach hausende Nix oder Wassermann (Heine's sämmtl. Werke, 1861. Bd. 7. S. 42).

(220.) Shellycoat (Muschelmann) heißt ein Wassergeist in Schottland, der manchem Felsen und Stein an der Küste seinen Namen gegeben hat. Erscheint er, so ist er mit Muscheln und andern Seeerzeugnissen bedeckt; das Klappern derselben verkündigt seine Annäherung. Zwei Männer nahten sich in dunkler Nacht dem Strande des Ettrik und hörten aus dem Wasser eine wehmüthige Stimme: „Verloren, verloren!“ Sie folgten dem Tone und so während einer langen stürmischen Nacht fort bis sie am Morgen erstaunt an der Quelle des Flusses standen, und die Stimme jetzt von jenseits des Berges vernahmen. Nun gaben sie getäuscht ihr Vorhaben auf und hörten das laute Gelächter des Shellycoat.

(221.) Ein anderer, weit schlimmerer Geist ist Kelpie, Wasser-Kelpie, der den Untergang von Personen, die in seinem Gebiet umkommen, durch übernatürliches Geräusch und Licht zu erkennen giebt; auch ist er geschäftig, sie herabzuziehen. Zuweilen erscheint er als Mann von furchtbarem Anblicke, bisweilen als Pferd (Rühs Edda S. 25. 26).

Hier erscheint wieder der schon (S. 76) erwähnte merkwürdige Zusammenhang des Pferdes mit dem Wasser. Auch der Isländer Börn erwähnt, nach Grimm, eines Nixen (Nennir oder Nikur), der als schönes apfelgraues Roß am Meeresstrand erscheine, aber seine Hufe verkehrt trage. Wer ihn besteige, mit dem stürze er sich in die Flut.

Solche Wasserpferde kommen in Sagen öfter vor; bisweilen paaren sie sich mit Landpferden. Irlands und Deutschlands Sagen kennen auch Wasserstiere.

Der Nixen Wohnung.

Die Nixen leben im Meere sowol, als in Flüssen und Seen, selbst in den kleinsten Alpenseelein und Weihern und in den unbedeutendsten Bächen, sogar in bloßen Brunnen; ja wir glauben, die Heilkraft, welche vielen der letzteren zugeschrieben wird, beruhe großentheils auf ihrer Verbindung mit höheren, früher göttlich verehrten Wesen, die darin wohnend gedacht wurden. Wo die Fantasie des sagendichtenden Volkes lebhafter ist, besitzen sie auch krystallene Paläste unter dem Wasser, die an Pracht denen auf der Erde nichts nachgeben und in denen die „Wasserkönige“ thronen und ihre reichen Schätze hegen. Im Orient glaubte man an das Dasein großer Reiche von Wassermenschen auf dem Meeresboden.*) Man vergleiche hier-

*) In einer Sage bei Vernaleken (Mythen und Bräuche) hat die Wohnung des Wassermanns sogar einen Garten, in welchem die schönsten Bäume mit köstlichen Früchten stehn. Ein Baum trug lauter gelbe Blätter. Es sind deutlich die im Wasser sich spiegelnden Sterne.

über das orientalische Märchen vom Prinzen Beder von Persien (dem Sohne der Meerfrau Gulnare) und der Prinzessin Giauhare von Samandal (ein Reich auf dem Meeresboden). In diesen Wohnungen befinden sich auch, in der deutschen Sage, die in umgestürzten Gläsern oder Töpfen eingeschlossenen wimmernden Seelen der Ertrunkenen, welche davon fliegen, wenn man ihre Behältnisse umwendet.

(222.) Hylas, des Thiodamas Sohn, ein junger Argonaute und von Herkules geliebt, hatte sich in Mysien aus dem Schiffe wegbegeben, um Wasser zu schöpfen. Wegen seiner Schönheit raubten ihn die Nymphen. Ein Genosse hörte ihn noch schreien, eilte mit Herkules der Stimme nach, aber sie fanden nichts mehr von ihm (Apollod I, 9, 19).

(223.) Unweit Kloten, gegen Bülach zu, liegt ein kleiner Weiher, „das goldene Thor", mit einer Menge angeblich bodenlos tiefer Löcher. Ein Knabe, der Schafe hütend, am Ufer lag, sah einst die Wellen unruhig werden, einen Wall Goldsand heraufbringen, dann die Fluth sich zertheilen und eine schöne Jungfrau vor sich, die ihm lächelnd einen Goldring entgegen hielt. Als er ihn haschen wollte, zog sie die Hand immer weiter zurück, bis der Nachlangende ins Wasser fiel, umschlang ihn dann und fuhr mit ihm zur Tiefe. Auf sein Schreien eilte ein Bauer herbei, konnte jedoch, obwohl der Weiher klar war, nichts mehr gewahren, und wollte schon weg, als der Knabe wieder emporschoß und bewußtlos von ihm aufgefaßt wurde. Als er zu sich kam, erzählte er, er habe sich mit der Jungfrau plötzlich in einer schönen Gegend befunden, wo eine Burg mit goldenem Thor stand. Aus dieser seien andere Jungfrauen getreten, und als die, welche ihn getragen, ihre Arme geöffnet, habe ihn etwas mit Blitzschnelle wieder emporgeschnellt (Reithard).

(224.) In einem der vier Thäler, welche das Solothurner Amt Bucheggberg seiner Länge nach durchziehen, liegt Mühledorf mit einem sehr alten kleinen Kirchlein, Filiale zu Aetigen, der St. Katharina geweiht, jetzt im Verfalle. Es steht auf einer erhabenen Stelle des sehr engen Thälchens. Ihm gegenüber befindet sich im Thalgrunde eine reiche, klare Quelle, welcher man früher große Heilkräfte zuschrieb und sie St. Katharinenbrunnen nannte. Eine Anzahl Gebrechliche sollen zu ihm gewallfahrtet sein und hier ihre Gesundheit gefunden haben (Jak. Schlup von Aetigen in Zuberbühlers handschriftl. Sammlung, Münchenbuchsee 1850, 1851). St. Kathrinenbrunnen sind an mehreren Orten, auch im Dorfe Brunnen, an der Fluh beim Quartier Hundsbühl und auch Heilung bringend (Lütolf).

(225.) Im langen Holze bei der Langrüti zu Hünenberg (Zug) quillt ein klares, kaltes Wasser, der Jungfraubrunnen. Hier sollen vor Altem Jungfrauen von einem Zwingherrn ermordet worden sein (Lütolf).

(226.) Auf der Rigi bei der Kapelle „zum kalten Bad" (geweiht 1573) quillt unter dem Felsen heraus der „Dreischwesternbrunnen", „daher (sagt Cysat), daß dri lypliche ehliche Schwöstern zu Küßnacht erboren da gewonet und disern Brunnen

8*

genossen haben sollen, wölliche Schwöstern das gmein Volk für heilig ußgibt und in dem Wahn ist als sollten si noch unsichtbarlicher Wys in diesem Berg lyplich wonen". Cysat fügt bei, es habe „der österrichische Landtvogt, so domals uff dem Schloß daselbs zu Küßnacht gesessen und selbiges Lands Art geregiert", sein Auge auf die drei Mädchen geworfen und seinen Dienern befohlen, dieselben, als sie „an einem Tanze gewesen", zu rauben und auf sein Schloß zu führen. Sie, verwarnet, seien auf den Berg geflohen, wo sie „unsterplich" fortleben und sich bisweilen, namentlich „ires Geschlechts Nachkommen" sehen lassen und mit ihnen verkehren. Dann erinnert er, daß „vil der Herdlütten, Wibs- und Mannsgeschlechts, von den Alten pymei genannt, in diesem Berg gewonet, ja auch noch bi Menschen Gedächtnuß gesehen worden, die sich den Menschen gar geheim gemacht, inen auch menschliche Dienst vßgericht, zu inen uff Hochziten und sonst in heimsche Gastereien und Liechtstubeten gewandlet, mit inen geessen und getrunker" (Lütolf S. 295—298).

(227.) Nicht weit von den Resten der Burg Bischofsstein, am Fuße der Sisacher-Fluh, ist der St. Margarethenbrunn, der sich in die Ergolz ergießt. Hier sah man im letzten Jahrhunderte noch oft eine Jungfrau, fein und zart von Antlitz und weiß gekleidet im Sonnenscheine lustwandeln. Dann ließ sie sich am Brunnen nieder, löste und kämmte ihr goldglänzendes Haar und wartete bis die Sonne niedergehn wollte, worauf sie ihr Haar wieder zusammenflocht und traurig nach der Burg zurückschritt, woher sie gekommen. Ein Mädchen habe sie dadurch erlöst, daß es ihr die aufgelösten Haare zurecht gebunden (J. G. Lenggenhager, Schlösser und Burgen in Baselland).

(228.) Im Zürcherschen Dorfe Pfunger ist ein lieblicher Quell, beim Volke beliebt und heilsamen Wassers, bei dessen Trinken alte Leute nicht selten sagten: segne mirs Gott und der heil. Pirminius. Dieser Heilige soll hier gelebt und die Gegend von bösem Gewürme und die Fluren von Schwämmen gereinigt haben. Wenn der Brunn aber „Aekelmümmelisbrünneli" heißt, so haben wir an einen jenen Geister zu denken, die männlich „Mümmen" (Buzimummen) und weiblich als Wasserfrauen, „Mümmeli" hießen. In Westfalen „Wettermöme". Unstreitig ist der erste Theil des Namens Eines mit Aegir, dem nordischen Meergott, und mit Nekken. Auch im Nibelungenliede nennt ein Donauweib das andere ihre „Muome".

(229.) Drei junge Männer ritten in uralter Zeit im Oosthale durch den Wald, als aus einem Brunn drei Nixen auftauchten und sie baten, ihnen zu folgen. Es ging auf eine Anhöhe, wo ein lieblicher Grund sie zu Tanz und Scherz einlud. Auf einmal barst der Grund unter ihren Füßen und sie sanken mit den Tänzerinnen in einen See, wo der Wasserkönig auf einen Throne saß, um ihn sein krystallglänzender Saal. Schon wollte er die Sterblichen strafen, als sie ihn erweichten und sogar für die drei Töchter Gnade erlangten. Dann schenkte er ihnen drei Kiesel, woran Zauberkräfte hingen und ein Strudel riß sie ans Tageslicht. Der jüngste warf den unscheinbaren Stein in den See, worauf Wehklagen heraufscholl, ein Gewitter losbrach und ein Schlangenheer hervorschoß, hinter den Flüchtigen die Luft durchsausend, bis sie in der Ebene anlangten.

Der zweite Kiesel, einem der Jünglinge entfallend und an einen Stein prallend, schlug dort die Quelle von Baden ans Tageslicht. Den dritten behielten sie gemeinsam auf (Sage in Baden-Baden).

(230.) Am „großen" Mummel-, d. h. Seefräuleinsee (es giebt deren drei, einen zweiten, aus dem die Schönmünzach in die Murg fließt, Wildsee genannt, und einen dritten gleichnamigen mit dem Ausflusse des Seebaches) sah ein Hirtenknabe ein schneeweißes Röslein im Wasser und suchte es zu erreichen. Da hob sich aus dem Grunde eine weiße Hand, zog das Röslein hinunter und rief ihn ins Wasser, wo sie es ihm versprach. Ihn faßte aber ein Grauen, daß er davon lief, ohne das Röslein je wieder aus dem Sinne zu bringen; er irrte in die Berge und niemand hat wieder von ihm erfahren (Al. Schreiber, Baden S. 227 und Handbuch für Reisende S. 175. Brauers Sagen und Geschichten der Stadt Baden. Karlsruhe S. 86. 173).

(231.) Ein Jäger erblickte im See eines der Mummelchen neben seinem greisen Vater, dem Beherrscher des Mummelsees, in wunderbarer Schönheit. Er konnte sein Auge nicht mehr von diesem Anblicke wenden und nahm, als das Bild verschwand, den am Strande zurückgelassenen Hauptschleier der Schönen mit sich, von da an sehnend und träumend. Vergebens warf ein treuer Alter den Zauberschleier den Jäger zu heilen, in den See zurück. Die Wunde blieb in seinem Herzen, bis er, immer wieder zum See irrend, einst den Schleier wieder auf den Wellen erblickte, sich ihm nähernd hinuntergezogen ward und bei ihr blieb (Friedrich Otto in Brauer's Sagen und Geschichten der Stadt Baden S. 87. 175).

Lieblicher aber kann man diese Wesen und ihren Herrscher nicht schildern als es mein genialer Schüler und Verwandter Aug. Schnetzler in einem Gedichte gethan, in dem die Wasserlilien im Mondschein als Mädchen ihre Reigen schlingen.

Da hebt ein Arm sich aus der Fluth,
die Riesenfaust geballet,
ein triefend Haupt dann schilfbekränzt,
von langem Bart umwallet
und eine Donnerstimme schallt,
daß im Gebirg es wiederhallt:
„Zurück in eure Wogen,
ihr Lilien ungezogen!" —
Da stockt der Tanz — die Mädchen schrein
und werden immer bläßer:
„Der Vater ruft! puh, Morgenluft!
Zurück in das Gewäßer!" —
Die Nebel steigen aus dem Thal,
es dämmert schon der Morgenstrahl,
und Lilien schwanken wieder
im Wasser auf und nieder.

Die weiße und gelbe Wasserlilie heißt wirklich im Volke Nixblume, Mümelchen. Es ist die Nymphaea alba und lutea.

(232.) In Norwegen glaubt man an einen Seegott, Drou oder See-drou.

Er hält sich bei den Booten und Fischerhütten auf und gleicht den Fischern an Tracht und Aussehn. Wenn er sich zeigt oder man im Boot eine Art Schaum, Drouspeichel genannt, bemerkt, ist es ein Zeichen, daß die Leute auf der See umkommen werden. So ist der Nök ein Wesen, das sich in Flüssen aufhält; man glaubt, er ziehe die Menschen ins Wasser und bringe sie um. Auch in Schweden ist er bekannt und sucht man ihn durch etwas Metallisches zu versöhnen, das man in den Strom wirft (Rühs Edda. S. 25. Grimm).

Singen, Spielen und Tanzen der Nixen.

Die größte Leidenschaft haben die Nixen für Gesang, Flötenspiel und Tanz.

(233.) Der Norden hat von dem „Stromkarl“ (Flußmensch) die tief bedeutsame Sage: er hat elf Weisen, von denen man aber nur zehn singen darf, weil die elfte dem Nachtgeiste und seinem Heere gehört und bei ihrem Tönen Tische und Bänke, Kannen und Becher, Greise und Großmütter, selbst die Kinder in der Wiege tanzen würden. (Das Heer des Nachtgeistes ist natürlich das der Sterne, die am Himmel ihren geheimnißvollen Tanz abhalten). Man denke an die verführerische Weise der Lorelei, der Sirene vom Rhein:

„Das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan“

und an das unwiderstehliche Locken der Wasserfrau bei Goethe's Fischer:

„Halb zog's ihn hin, halb sank er hin,
und ward nicht mehr gesehn!“

Die Musik der Nixen ist daher stets wunderbar ergreifend und rührend und führt, wenn man sich von ihr verlocken läßt, unrettbar zum Tode in der kühlen Flut; denn etwas Dämonisches hat der Blick in die bodenlose Tiefe, die den Himmel so schwindelnd abbildet, etwas unbeschreiblich Anmuthendes, und in süße Träume Wiegendes das Gemurmel der Wellen und etwas stürmisch tief in das Gemüth Eindringendes das Branden der Wogen. Daher wird auch oft die ganze Melodie der Nixen in ihrer melancholischen Gemüthsart zu vielsagenden Klagen, das eine verhängnißvolle Bedeutung hat. Denn es ist ein Jammer für die Nixen, keine Menschen zu sein, was das ungebildete Volk so ausdrückt, daß sie „keine Seelen“ hätten; sie haben sie auch, als mythische Wesen, allerdings nicht.

(234.) Zwischen Eschau und dem Kloster Himmelthal im Spessart liegt der Weibersbrunnen. In ihm wohnten Nunnen oder Wasserweibchen. Sie gingen früher mit den Menschen um, gaben Kindern, die an ihren Brunnen

kamen, schöne Blumen, kamen Winters unversehens in die Spinnstuben und sangen mit den Burschen und Mägden, bis es zwölfe schlug. Dann gingen sie eben so schnell wieder fort. Niemand durfte fragen: woher oder wohin? sonst blieben sie längere Zeit aus. Manchmal gaben sie auch einem Sonntagskinde einen Ring; drehte es diesen, so mußte die Nunne erscheinen und nach seinem Begehr fragen. That man dies zwischen Mitternacht und Hahnenschrei, so war die Nunne verloren. Das erfuhr eine Gräfin auf der Agneshöh, die ihren Ring nach 12 Uhr rückte, weil ihr Kind krank worden war. Die Nunne kam, half dem Kinde mit einem Tranke, erklärte aber traurig, jetzt müsse sie sterben, und als sie aus dem Schlosse war, hörte man großes Wehklagen und Wimmern in der Luft und sah des andern Tages auf dem ganzen Wege vom Schlosse zum Brunnen lauter Blutstropfen, einen am andern.

Ein Kinderreim lautete dort:

Heio popeio, die Nunne (Nünnerchen)
die bringe dem Kindche Blume (Blümercher).

Als ein Kind, dem sie Blumen brachten und mit dem sie oft spielten, heirathete, brachte die Nunne eine große schöne Maaßkanne aus Silber mit der Mahnung, sie ja nicht mehr als zwei Mal des Tages aus dem Brunnen zu füllen. Sie enthielt lautern Wein. Als aber ein einkehrender lustiger Musikant sie wider ihren Willen noch einmal füllte, wurde der Wein roth wie Blut und als der letzte Tropfen aus war, vernahm man einen lauten Donnerschlag und lautes Jammern, wurde ihnen unwohl und kamen alle binnen Kurzem gewaltsamen Todes um (Herrlein, die Sagen des Spessart).

(235.) Die Jungfrauen von Tübingen hielten den Maitanz um eine Linde im grünen Thale. Da wandte sich ein fremder Jüngling, stolz gekleidet, zur Schönsten unter ihnen, reichte ihr seine Hände und setzte ihr einen meergrünen Kranz aufs Haar. Ihr fiel sein kalter Arm, seine bleiche Hand auf. Er tanzte mit ihr immer weiter von der Linde weg, so sehr die Mutter rief, und sie um den schlanken Leib fassend, in den Nekar hinein in seinen „kristallnen Saal" (A. J. Kerner).

(236.) Bei einem ähnlichen ländlichen Tanze unter den Linden sah man Zwei tanzen, die Niemand kannte. Sie tanzten aber schlank und edel, in seltsam fremder Weise. Sie lachten sich an, sie schüttelten das Haupt. Das Fräulein flüsterte: „schöner Junker, auf euerm Hute schwankt eine Nekenlilie, die wächst nur tief auf dem Meeresgrunde. Ihr seid der Wassermann und wollt die Schönen verlocken; Ich erkannt euch beim ersten Blick an euern fischgrätigen Zähnen". Er aber flüsterte: „schön Fräulein, sagt warum eure Hand so kalt ist und an euerm weißen Gewand der Saum so naß? Ich erkannt euch gleich beim ersten Blick an euerm spöttischen Knixe. Du bist kein Erdenkind, du bist mein Mühmchen, die Nixe" (H. Heine).

(237.) Es erscheint (Elbsage) ein Flöter unsichtbar im blühendem Apfelbaume, man hört das süße Tönen und sieht Blüthen herunter fallen, nur ihn nie. Dem Getöne folgen die Kinder in frohem Haufen, hören ihn aber immer an anderen Orten. Wo er flötet, muß Alles horchen und ihm folgen. Einst

hatte ihn Einer ins Haus gelockt, wo er ihm süße Milch aufstellte. Als er fort wollte, nachdem er eine Weile gespielt, mußte er durchs Fenster hinaus, daß dies in Scherben klirrte. Zwang leidet er nie, er lebt nur wo der Himmel blau ob ihm ist, in Feld und Au (A. Kopisch).

(238.) In einem Waldthale liegt ein stiller See, in den ein Neken gebannt ist, seit ringsum Kreuze stehn. In schweigender Mondnacht steigt aus der Tiefe ein wunderbar wehmüthiger Klang, wie von eines Kindes Schmerzensrufe. Dann taucht der Neken auf, ein schöner Jüngling, in rothem Mützchen, Haar und Nacken flimmernd wie Gold und Elfenbein. In seiner Linken ruht eine Harfe, sein feuchtes Auge hängt am Himmelszelt, und er spielt nun lauter Schwermuth: von alten Sagen und dem jüngsten Tage, so schön, daß Lüfte und Flur und Wald erklingen, und spricht die Hoffnung aus, auch er werde der Erlösung theilhaft werden. Dann taucht er seufzend wieder nieder in den grünen Saal (A. Bube).

(239.) Häufig kommt der Wassermann vor. Zu Tirschenreut, als es noch ganz von Wasser umgeben war, hörte man oft nach Gebetläuten sein Rufen und Klagen vom jenseitigen Ufer her. Er zieht die feurigen Geister an; sein Erscheinen kündet, daß demnächst ein Mensch im Wasser verunglücken werde. Kinder schreckt man, er werde sie hineinziehen; indem er, wenn sie ins Wasser schauen, sie unverwandt anschaue und winke. Bei Velburg heißt er „da blôudi Mô" der blutige Mann. Im Nordwest der Oberpfalz kennt man auch die Seejungfer, am Böhmerwalde genannt Meerfral. Sie ist halb Weib, halb Fisch oder Schlange, und lockt mit ihrem Gesang in die Fluth. Um Bleistein heißt es: wenn das Meerfräulein singt, kommt starkes Wetter.

Unter den Fischen giebt es eine Gattung dünner, schlanker, schwarzer, von kaum Fingerlänge, die sich nicht fangen lassen. Das sind „verwunschene Leute", oder „arme Seelen". Die Sonne bescheint sie nie (Globus IV. Bd. 1863. S. 171. 172).

Dienende und arbeitende Nixen.

Ein eigenthümlicher Zug der mythischen und verehrten Wesen ist ihre Erniedrigung und Demüthigung. Ewig wahr bleibt das Wort: „wer sich erniedrigt, wird erhöht, und wer sich erhöht, wird erniedrigt werden." So waren die Thiere zugleich niedrige, dienstbare und zugleich höhere, verehrte Wesen, und diese Vereinigung scheinbarer Widersprüche bleibt auch bei den menschenähnlichen, aber theilweise oder ganz unsterblichen Wesen der Sage; denn da sie alle von den zuerst verehrten Gestirnen stammen, müssen sie bald auf- und bald untergehen.

Wie die später zu erwähnenden Zwerge meist, sind die Nixen bisweilen Schmiede, d. h. schaffende Wesen, Gestirngötter; die Korallen sind in der nordischen Sage das von ihnen gefertigte Geschmeide.

(240.) Von den nächtlichen Wäscherinnen. — Bei stehenden Sümpfen auf Haiden und am Rande schattiger Quellen an den Kreuzwegen, wie unter alten Weiden hört man zuweilen Nachts das wilde Klopfen und Schlagen (Brätschen) derselben. An vielen Orten glaubt man, daß sie Regen und Sturm hervorrufen, wenn sie mit ihren Waschbläueln das Wasser bis zu den Wolken emporspritzen; anderorts glaubt man, was wie Linnen aussehe und was sie schlagen, seien Kindesleichen. Man hüte sich, ihnen nahe zu kommen, weil sie Einen gern fassen und zerbläuen. (Ueber Land und Meer 1859 S. 173).

Solche Wäscherinnen sind häufig in den Schweizersagen. Im Heldtobel, unweit Waldkirch, Bernhardszell zu, wo ehemals ein Weg über den Bach führte, wusch und „pflatterte" früher eine junge, schlanke, auf Tod und Leben, wenn Leute vorbei gingen. Man sah sie ganz deutlich in ihrem weißen Gewande (J. A. Eigenmann). Das geschah auch an anderen Flüssen, aber blos nach dem Abend-Betläuten, sagte mir Joh. A. Ruggle aus Bernhardszell, und man heiße Solche „Wäscherinnen."

Auch bei Wildhaus in Lisighaus (Zwingli's Geburtsort), konnte man ein weißes Weibchen, welches an einem Brunnen wusch, sehen (Lehrer U. Hardegger).

(241.) Zur Zeit der Heuernte sah man in einem Teiche im Böhmerwalde unter Erlgesträuch jährlich eine Schaar badender Weiblein erscheinen, welche da plätscherten und lärmten und allerlei Fetzen und Windeln von Leinwand zum Trocknen auf das Gesträuch hingen; sie waren nicht größer als einjährige 2 Fuß hohe Kinder. In einiger Entfernung durfte man ihnen zusehen, ohne daß sie sich daran kehrten; aber wollte man in ihre Nähe kommen, so erhoben sie ein Geschrei, und tumultuarisch ihre Fetzen und Windeln zusammenraffend, rauschten sie unter das Wasser und verschwanden. Ein Bauernbursch, sonst erpichter Vogelfänger, richtete einmal auch eine Falle im Gesträuche auf — und wirklich ging ihm ein solches Waschweiberl ein. Es hatte ein weißes, reinliches Kleidchen von Leinwand an, das bis an die halbe Wade reichte, und die wohlgekämmten blonden Haare fielen aufgelöst bis zu den Schultern hinab. Ohne Sträuben ließ es sich vom Burschen nach Hause tragen und sah sich frisch mit den schwarzen Aeuglein um. Kaum in die Stube gebracht, streifte das Weiberl die Hemdärmelchen zurück, schürzte das Kleidchen und begann zum Verwundern und Ergötzen der Hausbewohner geschäftig aufzuräumen, Geschirr zu waschen, auf die Wandbänke steigend die Fenster zu reinigen, sang, und kurz, war ruhelos von Morgen bis Abend, ohne sich im Geringsten was „schaffen" zu lassen. Während der Abenddämmerung kam das Wassermännlein, klammerte sich draußen an die Wand und sprach zum Fenster hinein; das Waschweiberl klammerte sich von innen an die Wand und sprach hinaus; und da thaten sie vertraulich und er trug ihr auf, nichts von ihren Geheimnissen auszuplaudern. — Als der Winter nahte, dachten die Hausleute daran, das Waschweiberl mit Schuhen zu versehen, aber es reichte das Füßchen nicht dar, um ein Maß nehmen zu lassen; man streute daher Mehl auf den Fußboden der Stube und nahm das Maß nach den Tritten des Weibchens. Gut, die Schuhe waren fertig und man stellte sie dem Weiberl auf die Bank, daß es sich derselben bediene nach Gefallen; aber das

Waschweiberl fing an zu schluchzen und zu weinen, weil man seine Bemühungen belohnen wollte, nahm die Schuhe, streifte die Hemdärmelchen wieder vor, entschürzte das Kleidchen und stürzte laut klagend davon, und wurde nun nie wieder gesehen. (Deutsches Familienbuch; Jos. Rank; Grimm; Vernaleken, Mythen und Bräuche).

(242.) Mone erzählt im Anzeiger (6, 175) vom Seewenweiher bei Ripoldsau im Schwarzwalde, ein Seemännlein sei gerne zu den Leuten des Seewenhofs gekommen, habe den ganzen Tag bei ihnen gearbeitet, sein eigen Frühstück und Mittagessen aufgetischt erhalten und sei dann Abends in den See zurück. Unterblieb bei Austheilen des Arbeitens der Spruch, „nicht zu wenig und nicht zu viel", so zürnte es und warf alles unter einander. Obgleich seine Kleider alt und abgetragen waren, hielt es den Seewenbauer immerdar ab, ihm andere anzuschaffen; als dies indessen einst doch geschah und ihm eines Abends ein neuer Rock gereicht wurde, rief es: „Wenn man ausbezahlt wird, muß man gehen" und ließ, ungeachtet aller Entschuldigungen des Bauers, sich nie mehr blicken.

(243.) Unweit Bramsche, in der Bauerschaft Epe, liegt ein kleiner See, der Darmssee; da stand vor alter Zeit ein Kloster, das aber, weil die Mönche ungeistlich lebten, unterging. Unlange nachher hörten die Bauern der Umgegend allnächtlich Klopfen und Lärmen, als schlüge man auf einen Ambold (Amboß), und erblickten Leute was mitten im See. Als sie drauf zu schifften, fanden sie einen Schmied, der bis halbleib im Wasser stand, den Hammer in der Faust. Damit wies er immer auf den Amboß und bedeutete die Bauern, sie möchten ihm was zu schmieden bringen. Von nun an brachten ihm die Leute aus der Bauerschaft Eisen zum Schmieden, und niemand hatte so gute Pflugeisen wie die Eper. Einst wollte ein Käther aus Epe Schilf („Ret, Ried") aus dem See holen und fand ein kleines Kind am Ufer, das am ganzen Leibe rauh (ruw) war. Der Schmied rief: Nimm mir mein Söhnchen nicht weg! Aber der Mann nahm das Kind und lief damit heim. Seit der Zeit war der Schmied nicht mehr zu sehen noch zu hören. Der Mann fütterte den „Ruwen" auf und der wurde sein bester und fleißigster Knecht. Als er aber 20jährig war, sagte er zu seinem Bauer: Bauer, ich muß von dir; mein Vater hat mich gerufen. Das paßt mir schlecht, sagte der Bauer, gibt es denn gar kein Mittel, daß du bei mir bleiben kannst? Ich will mal sehen, sagte das Wasserkind, geht mal nach Bramsche und holt mir einen neuen Degen („niggen Djangn"); aber ihr müßt dem Kaufmann dafür geben, was er fordert und ja nichts abmarkten. Der Mann ging, kaufte den Degen, handelte aber doch was ab. Daheim sagte der Rauhe: Nun paßt auf, wenn ich in das Wasser schlage und es kommt Blut, dann muß ich weg; kommt aber Milch, dann darf ich bei euch bleiben. Nun schlug er ins Wasser, da kam keine Milch und auch kein Blut. Da sprach der Rauhe ärgerlich: Ihr habt mir was weiß gemacht und habt abgemarktet; deshalb kommt kein Blut und keine Milch. Gehet zurück und kaufet in Bramsche einen anderen Degen. Der Bauer ging und kam wieder, brachte aber erst das dritte Mal einen Degen an dem er nichts abgehandelt hatte. Als der Rauhe damit ins Wasser schlug, da wurde es so roth als Blut, der Rauhe stürzte sich in den Darmssee und nie hat ihn Jemand wieder gesehen. (Seiz aus Osnabrück in

Grimm's d. Myth. I. Aufl. S. 280. Vrgl. Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 103. Hier sagt der Knecht zum Manne, er müsse in den See zurück durch eine Oeffnung, vor welcher Hunde liegen; diene ihm das Schwert gut wider diese, so werde Milch, und komme er um, dann Blut aufquellen. Es geschah aber Letzteres. In einer anderen Erzählung heißt es statt Milch „en witten Skim" (ein weißer Schein). S. 104. In noch einer andern Sage ist des Knaben Mutter einmal erschienen und hat ihm am See die Brust gereicht, später aber, als sie bemerkte, man habe den Rauhen „geschoren", das Haus bis in das dritte und vierte Glied verflucht. S. 104, 105).

(244.) Der Klabautermann, das Klautermännchen, eine kleine schwärzliche Männergestalt, beinahe durchsichtig und kaum 2 Fuß hoch, mit solcher Gelenkigkeit in den Gliedern, daß sie keinen Augenblick still zu stehen vermag, sondern immer hin und her hüpft, ohne irgend ein Geräusch zu machen, die Schiffer mit seinem Stimmchen warnend, auch vor Unrecht thun, sie begleitend, aber das Schiff verlassend, wenn sie Böses sinnen oder wenn dieses untergehen soll, ist in den Elbesagen ein Rest alter Meergottheiten. Die Klabautermännchen halten Tau- und Segelwerk in Ordnung, flicken die Segel, binden zerrissene Stricke zusammen, zimmern Nachts die losgerissenen Bretter wieder aneinander und verstopfen Fugen. Daher Nachts das Knacken, Krachen, Knistern, Poltern, Schnurren auf einem Schiffe. Lärmt das Klabauterchen gar zu stark, oder zeigt es sich etwa Nachts in den Masten und Segeln, auf den Spitzen der Raaen sitzend, so ist das ein schlimmes Zeichen. Vor dem Untergange eines Schiffes erscheint es dem Kapitain, nimmt Abschied von ihm und fliegt vor seinen Augen davon (Kohl, fris. Sagen).

Wolf in den Ndl. Sagen Nr. 478 kennt im Kempnerlande „das Kaboutermanneken" (hier sicher von „Kobold" abgeleitet), welches in einer Mühle Dienste that. Ja Kabouterchen ist ein allgemeiner Name der Zwerge in Wolf d. M. S. Nr. 65.

(245.) In Dänemark kennt man Schiffs-Heinzelmännchen, deren Funktion darin besteht, daß sie nächtlicher Weile — in Schattenrissen, wenn ich so sagen darf — einen Entwurf zu den Arbeiten machen, welche den nächsten Tag vorgenommen werden; die Anker lichten oder werfen, die Segel hissen oder fallen lassen, beschlagen oder einreffen — was also Sturm bedeutet —, ja sie halten sich sogar nicht für zu gut, die Arbeiten eines Schiffsjungen zu vernichten, sondern spülen das Verdeck ganz rein ab. Wohlunterrichtete behaupten, das dieser spiritus navalis seine nahe Verwandtschaft mit dem Haus- oder Landkobold auch in seinen Neckereien zeigt. Manchmal dreht er das Wimpel, löscht das Licht in dem Nachthäuschen aus, stört den Schiffshund auf und wenn ein Passagier am Bord ist, der die See nicht vertragen kann, so will man gesehen haben, wie der Gaudieb mit herzbrechender Miene sich ebenfalls in den Kübel erbricht. Soll das Schiff untergehen, so springt er die Nacht vor der Abreise über das Bord und besteigt ein anderes Schiff oder schwimmt ans Land. Schließlich muß ich bemerken, daß es nur sehr Wenigen gegeben ist, diese lustige Person zu sehen, und deshalb ist seine Warnung nur selten von Nutzen. (Novellen von St. St. Blicher. Aus dem Dänischen übersetzt).

Das Waschen der Nixenfrauen, das so oft in den Sagen erscheint, bezieht sich wol auf das Reine, Fleckenlose, Glänzende der Gestirne, von denen sie abstammen und liegt ohnehin mit Bezug auf das Wasser, in dem sie leben, nahe. Auch ist das Waschen eine dem Spinnen analoge Beschäftigung und bekundet der Nixen Verwandtschaft mit den Nornen, denen wir später begegnen werden.

Das Klabautermännchen und die Schiffsheinzelmännchen haben mit der Zeit ihre Nixennatur verloren und ganz jene der Kobolde angenommen, von denen wir später handeln werden.

Kampf der Nixen und Menschen.

Der Hochmuth und die Selbstüberhebung der Menschen, die so gerne allmächtig und Mittelpunkte des Weltalls wären, gab ihnen, obschon die Nixen Abkömmlinge ihrer Gestirngötter waren, doch die Vorstellung ein, als hätten jene „keine Seelen“, beneideten die Menschen um ihr „Seelenheil“ und befänden sich deshalb in stetem Kriegszustande mit ihnen. Daher wimmelt das Reich der Sage von wilden Auftritten zwischen Nixen und Menschen. Jene suchen diese zu verderben und wenn sie ihnen selbst nichts anhaben können, doch wenigstens ihre Kinder zu verlocken oder mit häßlichen „Wechselbälgen“ zu vertauschen, welchen letzteren wir bei den Zwergen wieder begegnen werden.

Die Nixen müssen die Ertrunkenen in die Tiefe hinab gelockt oder gezogen haben. Der Donaufürst, heißt es, fragt jeden, der ihm begegnet, was er wünsche, und stürzt ihn dann in die Tiefe hinab, wo er alles Gewünschte finden werde. Ja er erwürgt Kinder mit Korallenketten.

(246.) In dem von steilen Ufern eingeschlossenen Mohriner-See liegt ein großer Krebs, der ist mit einer großen Kette an den Grund angeschlossen. Reißt er sich aber einmal los, so muß die ganze Stadt untergehen (s. oben Nr. 3). Oft genug hat man deshalb schon in Angst geschwebt; denn wenn der See heult, sagen die Leute, so tobt unten der Krebs und will sich lösen. Im See muß auch alle Jahre Einer ertrinken, und trifft das in einem Jahre nicht zu, so müssen sicherlich im nächsten Jahre zwei dafür büßen. Man sieht auch oft einen Schimmel (s. Nr. 221) aus dem Wasser hervorkommen, besonders während der Nacht. Er geht ruhig neben dem Wanderer her, der noch spät des Weges kommt und begleitet ihn eine Strecke. Am Marientage aber zeigt sich auch eine weiße Gestalt, die lockt die Leute auf allerlei Weise, herabzukommen und wer sie einmal erblickt hat, der muß hinunter, mag er wollen oder nicht (Kuhn, M. S.)

(247.) Im Weiher zwischen Magdenau und Dottenwil erschien oft ein Mann mit kurzem Röcklein, silbernem Hute und einem Haselstecken in der Hand. So sah man ihn bei Allenschwanden in den Weiden herum und zum Schlosse laufen. Sie nennen ihn den „Silberhütler.“ Einst packte er einen Mann (Namens Krumm) im Guggenloche, trug ihn über Henau, wo er auf dem Kirchthurmknopfe mit ihm ausruhte, wanderte dann mit ihm in die Gegend von Gossau und ließ ihn endlich frei. Später habe man ihn aus dem Weiher verjagt und er wurde auf dem Magdenauer Kirchthurme erblickt (Ober-Uzwil).

(248.) Ueber tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung erschien zuweilen in der Ebene nahe am „Erzberg“ in Obersteier, meist aber schwimmend im dunkeln Tümpel im Münnichthale, wo der Leopoldsteiner Seebach in den Erzbach mündet, ein menschenähnlicher aber ganz fischschuppiger „Wassermann.“ Einst machten sich einige kecke Bewohner der Umgegend daran, auszuführen, was sie längst im Sinne gehabt, den Mann zu fangen, indem sie ihm zu essen und trinken hinsetzten und ein flimmerndes. inwendig mit Harz bestrichenes Kleid daneben legten. Der Unhold ging in die Falle, aß und trank und zog das Gewand an, worauf sie ihn packten und fortschleppten. Auf dem Wege begann er fürchterlich zu heulen und bat die Männer flehend, ihn loszulassen, da er eheliche Untreue an seinem Weibe wittere und heim müsse. Immer ungestümer that er, als sie taub blieben, bis er versprach, ihnen alles zu gewähren, was in seiner Macht stehe. Als sie einwilligten, stand er in seiner wahren Gestalt da als „Geist des Erzberges“ und hieß sie wählen: „einen goldenen Fuß — ein silbernes Herz — einen eisernen Hut.“ Sie wollten letzteres und er wies auf den Erzberg, der sie und ihre Nachkommen reich machen werde. Da führten sie ihn zum Tümpel zurück, wo sie ihn entkleideten und ins Wasser steigen ließen. Kaum berührte er die Fluten, so erschütterte er mit seinen Armen Berg und Thal und rief mit Hohngelächter: „die Thoren haben das Allerbeste vergessen — das Kreuz in der Nüsse und den Karfunkelstein.“ Als später der Kompaß erfunden wurde, glaubte man, der Geist habe diesen, der auch dem Bergmann so wichtig ist, gemeint. (Seidl, Steiermärkische Sagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II S. 25 f.)

(249.) Ein dänisches Volkslied erzählt Herrn Olufs Ritt in Mondenschein, um Gäste zur Hochzeit zu laden. Da sah er's im Walde vor sich tanzen zu „vieren und fünfen“ und hörte Erlkönigs Tochter rufen: „Willkommen Herr Oluf, halt an dein Roß und tanze mit mir im Elfenschloß!“ Er ritt weiter, sich mit seinem Geschäfte entschuldigend. Jetzt versprach sie ihm zwei Widderhautstiefel mit goldenen Sporen, dann ein seiden Hemd, schneeweiß und fein, von ihrer Mutter im Mondenscheine gebleicht, dann eine goldene Schärpe und drohte, als er fortweigerte, in immerwährendem Tanzen ihrer Gefährtinnen, Pest und Krankheit, indem sie ihm einen Schlag mitten aufs Herz gab und höhnend rief: kehr heim zur Braut, kehr heim zum Schloß! Mit einem Schmerz, wie er ihn nie gefühlt, kam er bei seiner Mutter an, die ihn um die Ursache seines Bleichseins fragte. Er erwiderte, „zu Nacht beim Elfenreihn“ gewesen zu sein. Am Morgen erschien die Braut mit der Hochzeitschaar und fragte nach ihrem Bräutigam. Die Mutter wendete vor, er sei mit Roß und Hund in den Wald. „Die Braut hob auf das

Bahrtuch roth, da lag Herr Oluf und war todt. Als wieder vom Himmel das Frühlicht floß, drei Leichen trug man hinaus vom Schloß." Der Endvers jeder Strophe lautet als dritte Zeile, „doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald."

(250.) Bekannt ist Goethe's Ballade vom Erlkönig, die, trotz der poetischen Bearbeitung, alle Züge des Volksmythus bewahrt hat.

Aehnlich ist Joh. Aug. Apel's Gedichtchen „der Alp." Frau Martha geht mit ihrem Kinde am Weidenbusche des Teiches; es sieht die Mutter erbleichen und schneller eilen. Auf seine Frage antwortete sie: der Wind bläst kühl. Da krächzt es dumpf: „Gieb mir zum Spiel das Knäblein auf deinem Arm!" Das Kind glaubt, die Eule krächzen zu hören: „komm mit! komm mit." Die Mutter eilt, da ruft es: „Gieb deinen Sohn mir und willst du nicht, so nehm ich ihn mit Gewalt." Die Mutter schützt das Kind noch mehr, hört dann: „soll ich dein Kind nicht haben, so schau, wie Alp dir sein eignes bringt!" und sieht etwas grau sich aus dem Busche wälzen und fühlt wie es ihr auf den Nacken springt. Sie muß es keuchend heim schleppen und wie sie den Hof erreicht, verscheidet sie.

(251.) Im Hutzenbacher See wohnte einst ein sehr böses Seeweib, das besonders den Buben gefährlich war. Kam einer in die Nähe, so packte sie ihn auf und trug ihn zum See, wo sie ihn lebend fraß. Nun hatte eine Köhlersfrau, nahe am See ein klein Knäbchen in der Wiege, und als sie aus dem Walde, wo sie Heidelbeeren gesucht, heim kam, hörte sie von weitem das Kind entsetzlich schreien und fand in der Wiege einen Wechselbalg statt seiner, mit einem Kopfe wie ein „Sester", Augen wie ein Kalb und am ganzen Leibe mager und fahl. Er wälzte sich in seinem Kothe. Das Weib kam ein Grausen an, (es krächzte wie ein Rabe) und als der Mann heim kam, bat es ihn, den Unhold mit Ruthen zu „hauen." Wie das geschah (das Weib betete indeß vor dem Hause) hörte sie ihr Kind am See weinen. Sie sprang hin und holte es vom Ufer; den Balg trug der Mann an dieselbe Stelle, wo das Seeweib grimmig auf ihn zufuhr, den Kobold zerriß und fraß und verschwand. Der See fing an schrecklich zu brausen und zu toben und seither haben die Buben Ruhe vor ihr. (Mone's Anzeiger, 1834, S. 92 f.)

(252). Der Schloßherr zu Wildon (erzählt eine Steiersche Sage aus dem Grazer Kreise) war reich an Land und Leuten und einer tugendhaften Frau, die ihm aber kein Kind brachte. Das störte den Ehesegen, da er die Gattin oft hart anfuhr und den Unmuth in Wein und Würfeln zu betäuben suchte. Aber der frommen Frau Gebet siegte. Als er einst am Vermählungsjahrtage von der Jagd heimkehrte, überaschte sie ihn mit der Nachricht, sie fühle sich Mutter. Sogleich bestieg der Glückliche sein Roß, die Märe allen Bekannten zu überbringen. Als er Abends, da der Mond eben aufging, der Mur zuritt, wo unter Erlen ein Quell hervorsprudelte, gewahrte er im Halbdunkel eine unheimliche weibliche Gestalt, die am Brünnlein saß und bald Kiesel hineinwarf, bald Blumen zerpflückte, bald mit einer Gerte das klare Wasser zu trüben suchte. Er wollte vorüberreiten, als sich die Gestalt ihm unvermerkt in den Weg stellte und überritten worden wäre, hätte nicht ein plumpes, dickes Büblein herzuspringend das Pferd am Zügel zurückgerissen. Das Weib erhob sich dicht vor des Reiters

Brust und grinste drohend: „Glück auf zum Stammeserben! Gedenket dieser Stunde und reitet in Zukunft vorsichtiger!“ — Der Ritter warf ihr, sein Versehen gut zu machen, ein Silberstück hin, sie aber verschwand mit dem Buben indem sie widrig kreischte, er höhnisch lachte, und das Geld fiel ins Wasser. Fröstelnd ritt er weiter, wurde aber vom störrischen Resse rückwärts gebracht und stürzte unweit der Mur so, daß das Pferd todt blieb und Landleute ihn früh morgens schwer beschädigt unter dem Thiere hervorzogen. Hinkend schleppte er sich heim, sich des zu erwartenden Erben freuend, und hörte, als er am Brünnlein vorüber kam, den höhnischen Ruf: „ist's wohlbekommen Herr Ritter?“ Sinnlos stürmte er dem Schlosse zu, wo er Monde lang krank lag, aber alles vergaß, als er, zu seiner Gemahlin eilend, hörte, es sei ihm ein blonder Sohn geboren. In demselben Augenblicke sah er die Hexe vom Brünnlein über den Gang schreiten, und als er sie zu fangen befahl, verschwinden. Da feierte man auf Wildon ein festlich Banket mit den Nachbarn und Freunden bis in die Nacht und als der Ritter, nachdem er sein Kind noch einmal geküßt, zur Ruhe gegangen, halbträumend dieselbe Alte mit einem Kinde aus der Schlafkammer der Gattin eilen sah und dasselbe Hohnlachen vernahm, stürzte er zu seiner Frau, bog sich wie ahnend über sie und das an ihrem Herzen ruhende Kind, und war wie versteinert als er in letzterm einen braunen rothhaarigen Buben von abschreckender Häßlichkeit entdeckte. Er weckte die Gattin, die entsetzt den Wechselbalg von sich stieß und starrte diesen so grimmig an, daß der jämmerlich aufschrie. Er hätte ihn aus dem Fenster geschleudert, wenn ihn die Wöchnerinn nicht zurückgehalten. Diese besänftigte den schreienden Rothkopf, hatte aber neue bittere Vorwürfe, über die Sorglosigkeit anzuhören, daß sie das Kind habe stehlen lassen.

Umsonst suchte und berieth sich der Ritter seinen Knaben aufzufinden, welchen man durch ein rothes Flecklein, einem Löwenkopfe nicht unähnlich, am Nacken erkennen sollte. Demüthig bat er die Fremde am Brünnlein um Beistand; sie kicherte blos und verschwand. Die Frau daheim betete und pflegte den Balg gewissenhaft.

Eines Abends kam der Herr von Wildon nach langem Suchen müde während eines Gewitters in den Wald von Vordernberg, in eine Köhlerhütte, wo zwei Leutchen ihn freundlich aufnahmen. Und siehe an dem schönen Knaben, den die Köhlerinn wiegte, der still wurde, wie er des Rittes Stimme vernahm, gewahrte er das Löwenmal und hörte, das Kind sei ihnen für ihr geraubtes in die Wiege gekommen. Er tröstete sie mit der Nachricht, ihren Knaben im Schlosse zu haben. Man tauschte die Kinder erfreut und das Schloßkind erhielt ein silbernes Drudenkreuzlein an den Hals, wovor die Hexe mit ihrem Buben aus der Gegend floh. Der junge Wildoner gedieh und nahm später den rothköpfigen Köhlerjungen zum Knappen, der, als sein Milchbruder, ihm mit beispielloser Treue anhing, wie auch er ihn liebte. (Steiersche Sagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Mythologie II. Bd. S. 43—48).

Der Nixen Liebeslust und Leid.

Wie Kinder streitender Familien, so werden auch oft einzelne Glieder der feindseligen Geschlechter des Wassers und des Landes gegen einander von Liebe entbrannt.

„Es ist eine alte Geschichte
und bleibt doch ewig neu —
und wem sie just passiret,
dem bricht das Herz entzwei!“

Und die dem deutschen Volke innewohnende tiefe Empfindsamkeit haucht dann auch den ganzen Jammer eines geknickten Lebensglückes in die schlichten Worte der Sage. Nicht nur werden die Nixen selbst unglücklich durch ihre Neigung zu schönen Menschen beider Geschlechter, sondern sie ziehen auch Letztere in ihr tiefes Leid hinein, das kein Tod, außer ein gewaltsamer von der Hand des strengen Vaters lösen kann. — Die Geschichte von der Wasserfei Melusina, welche an einem Tage der Woche heimlich ihre Halbfischgestalt wieder annahm und ob der Entdeckung dieses Geheimnisses verzweifelnd entfloh, spielt auch ganz entsprechend in der deutschen Volkssage (bei Schönwerth II 194). Merkwürdig ist der weiße Fuß der „Meerfei“ des Staufenbergers, der an die silberfüßige Thetis erinnert. Zu den Nixen gehört auch der Schwanenritter, Lohengrin oder Helias (Helios?), wenn schon sein ursprünglicher Charakter verwischt erscheint. Der Schwan ist ja ein altes Sternbild und zwar in Europa vorzugsweise im Sommer sichtbar. In einer Sage bei Schönwerth erhalten Menschentöchter durch Baden eine schuppige Nixennatur und werden vom Scheiterhaufen, wo sie als Hexen brennen sollten, durch einen aus dem Wasser emportauchenden Kopf gerettet, der sie zu sich nimmt. — Kinder aus den erwähnten unseligen Bündnissen haben beider Eltern Naturen an sich, doch die des Vaters vorwiegend. Von der Nixenseite erben sie Schwimmhäute zwischen den Zehen, oder die Eigenschaft im Wasser nicht naß zu werden. Die Mutter kann jedoch durch das Opfer eines Kindes die Verbindung der übrigen mit dem Wasser aufheben. Auch 1001 Nacht kennt diese verhängnißvollen Liebesbündnisse.

(253.) Chlodio, der Frankenkönig, Faramunds Sohn, war eines Sommers mit seiner Frau am Meere. Sie badete, da stieg ein stierähnliches Un-

geheuer aus der Flut und überwältigte die Königin, die dann nach ihrer Zeit einen seltsamen Knaben gebar, dem Schweinsborsten auf dem Rücken wuchsen, Merowig, Merovaeus geheißen, Stammvater der Merowinger. (Hunibald bei Mone Symbolik Creuzers, VI. Th., S. 123).

Mag auch der Name Mero-winger Anlaß zu der Wendung der Sage gegeben haben, so ist sie viel älter und erscheint schon in der hellenischen Urzeit, wo des Danaos Tochter Amymone ausgeht, Wasser zu schöpfen, auf dem Wege nach einem Hirsche schießt, aber einen schlafenden Satyr trifft, der auffährt und ihr beiwohnen will, wo aber Poseidon aus dem Meere auftaucht, den Satyr verjagt, aber nun die Königstochter selbst überwältiget (Apollod. II., 1, 4).

(254.) Wilkin, König von Wilkinaland (das der Wilzen, Welatabi an der Nordelbe), ein reicher und streitbarer Held, fuhr einst mit einem Heere über die Ostsee. Als er wieder heim wollte in sein Land und noch in Rußland am Strande lag, begab er sich allein aus dem Schiffe in einen nahen Wald und traf hier ein überaus reizendes Weib; es war aber ein Meerweib, welche am Lande in Menschengestalt erscheinen, im Meere aber Ungethüme sind. Der König, von ihrer Schöne ergriffen, schlang seine Hände um ihren Hals, küßte sie und lag bei ihr.

Als sich ein günstiger Wind erhob, segelten die Wilkiner ab. Nachdem sie weit ins Meer hinausgekommen waren, stieg ein Weib über das Hintertheil in des Königs Schiff und hielt das Steuer so fest, daß das Schiff stille stand. Wilkin erkannte in ihr Die aus dem Walde und bat sie, sie fahren zu lassen. Habe sie etwas bei ihm anzubringen, so möge sie zu ihm heim kommen, wo er sie wohl empfangen werde. Da ließ sie das Schiff los und schwang sich wieder in die See; der König kehrte in sein Reich.

Als er ein halb Jahr daheim gewesen, erschien das Weib und sagte, sie trage ein Kind von ihm. Er kannte sie wohl und nahm sie in sein Haus. Hier gebar sie einen Knaben, welcher Wado genannt wurde, worauf sie nicht länger bleiben wollte, sondern hinwegschwand und niemand weiß was seitdem aus ihr geworden ist.

Der Knabe, als er aufwuchs, wurde ein Riese; er artete ganz nach der Mutter und war nicht wie andere Menschenkinder, sondern bösartig in seinem Umgange, so daß Niemand ihn liebte, auch sein Vater nicht. (Vonderhagens Wilkina- und Niflunga-Saga.)

(255.) Die Tochter von Hiddensee und der Meermann. Auf Hiddensee trauerte ein wunderlieblich Mädchen, der alten Eltern Freude, aber einsam und liebelos. Oft schaute sie von den Zinnen aufs Meer und ihre Brust hob ein tiefes Sehnen. Einst als sie den Pfad der Liethe hinunter an den Strand ging, vernahm sie ein sonderbar Singen und sah aus den kräuselnden Wellen den Meermann emporsteigen. Er war so schön und redete so minnig zu ihr, daß sie ihm, angetraut durch das Geschenk zweier Bernsteinschuhe, eines Brillantenbandes und eines Goldringes, ewige Treue verhieß und mit ihm ins Meer stieg. „Er schloß ihr zu die Ohren, das Auge und den Mund; er fuhr mit ihr hinunter tief in des Meeres Schlund. Mund an Mund, so trug er sie hinunter auf den lasurnen Grund." Sie lebte in Glück und Liebe, bis sie einst von oben die

Klosterglocken vernahm und bat, nur ein kurzes Weilchen dort beten zu dürfen. Obwohl mit Schmerz gestattete es der Meermann und trug sie auf gleiche Weise auf die grüne Insel, blos bittend, ja bald wiederzukehren. Sie betrat das Kloster und erfuhr, der Glockenklang sei ihres Vaters Grabgeläute gewesen. Sie stürzte in die Kirche, wo Bilder, Altäre und Alles sich vor ihren Augen umdrehte, riß den Zauberring vom Finger und sank draußen auf das neueste Grab, wo ihr Herz brach. Der Meermann aber wartete und wartete, und als bald die Glocken wieder klangen, ergriff ihn ein unnennbar Weh. So wartet er bis heute und so oft oben die Leichenglocken tönen, dann weint es aus der Tiefe laut (K. Lappe).

(256.) Marsk Stigs Tochter. In dem dänischen Liedercyklus, welcher den Untergang des Königsmörders Marsk Stig und seines Hauses besingt, bittet ein Nix seine Mutter, ihm zu helfen, daß Marsk Stigs Tochter in sein Reich komme. Da bildet sie ihm ein Roß aus Wasser, Zaum und Sattel aus Sand, und er reitet in Rittergestalt zum Marienkirchhof, bindet sein Roß an, umschreitet drei mal die Kirche und tritt hinein. Da wendeten sich alle Heiligenbilder um vor ihm. Der Priester vorm Altare staunte ob dem stattlichen Ritter, Marsk Stigs Tochter aber wünschte unterm Schleier, der Himmel möchte den Ritter ihr geben. Der Meermann schritt eine Bank und zwei vorbei, flüsterte ihr von Liebe und hieß sie ihm in sein Haus folgen. Wie er ihr die Hand reichte, gelobte sie ihm Treue. Aus der Kirche zog eine Hochzeitschaar und der Tanz begann. Sie tanzten bis hin an den Meeresstrand, bis endlich Keiner bei ihnen mehr stand. Er hieß die Schöne, ihm das Pferd halten, bis er ihr ein Schifflein gemacht. „Und als sie kamen hinaus auf den Sund, versank die Maid auf den Meeresgrund (und der jedesmalige Refrain nach zwei Zeilen „Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten"). (Heine's sämmtl. Werke, 1861, VII. Bd. S. 43.)

(257.) Schön Elsa und der Seemann.

Der Seemann der küßte den Rosenmund
Und zog die schön Elsa in den Meeresgrund.
Drei Jahre in der Tiefe verflossen sind,
Die schön' Elsa gab dem Seemann ein einziges Kind.
Schön Elsa erhob sich am weißen Strand,
Sie führte wohl das einzige Kind an der Hand,
Die Haare die trieften, das Kleid war naß,
Die Augen waren trübe und das Antlitz war blaß.
Es reißt sich das Kind von schön Elsa los,
Und stürzt sich schnell hinab in den Meeresschooß.
Da wandelt schön Elsa den schweren, schweren Gang,
Es rührten sich die Lippen, doch ohne Gesang.
Schön Elsa die tritt in die Kirchthür mit Graus,
Und alle hellen Lichter die löschten sich aus,
Ja, ja,
Alle hellen Lichter die löschten sich aus.
Sie blickt nach der Kirchenwand angstvoll und stumm,
Denn alle kleinen Bilder die wandten sich um;

Stumm, stumm,
Denn alle kleinen Bilder die wandten sich um.
Herr Aage erkennt die verschwundene Braut,
Schön Elsa ist gestorben ohne Seufzer und Laut,
Braut, Braut,
Schön Elsa ist gestorben ohne Seufzer und Laut.

(Novellen von Heinrich Steffens II. Bdchen. Breslau 1837, S. 98, 99).

(258.) Eine „Nixe" kämmt Nachts im Mondenscheine ihr schönes langes Haar seit viel Jahrhunderten und trauert, daß sie nie „einen Buhlen gefunden." Da tritt ein junger Landmann durch den Wald her, dessen Gestalt ihr gefällt. Sie fragt ihn, ob er verehelicht sei und er antwortet nein. Da ladet sie ihn zu sich, und so kommt er jede Nacht, bis es seiner Frau auffällt. Er schützt heimliche Jagd vor. Da folgt ihm die Bäuerin und sieht ihn bei der Nixe sitzen und wie diese ihn kost. Da legt sie schweigend der Wasserfrau die langen Locken zurecht; die wendet sich um, erschreckt und macht dem Manne Vorwürfe, daß er sie betrogen, weshalb sie abermal einsam im Wald ihr Haar kämmen müsse. Dem Weibe giebt sie eines ihrer Haare, Seide draus zu spinnen. (F. Rückert).

(259.) In einem wilden Walde sah ein jagender Edelmann eine Jungfrau im Flusse baden, schlich hinzu und nahm ihr die goldene Kette weg. Nun konnte sie nicht mehr fliehen, er heirathete sie und sie gebar ihm auf einmal sieben Kinder, alle Goldringe um die Hälse, und gleich ihrer Mutter mit dem Vermögen, Schwangestalt anzunehmen. „Dor ümme werden sülche Frowen Wünschelwybere genannt," (Altd. Bl. I, 128, Grimm).

Das ist das nordische ôskmegjar, Wunschmeiden, oder des Osk, Odins, dienende Mädchen, Walküren (Grimm S. 390, 391), welche den Einherien und Göttern das Trinkhorn reichen und das Mahl besorgen.

(260.) Der Waleser Wastin wohnte am See Brecknock. Bei mondheller Nacht sah er öfters schöngestaltete Frauen in einem Haferfelde im Reigentanze und dann im See untertauchen. Er eilte ihnen drei mal nach und vernahm dann, wie sie murmelnd zu einander sprachen: „Hätte er das gethan, dann würde er eine von uns gefangen haben." Als er sie das vierte mal ihren Reigen führen sah, und sie eben wieder verschwinden wollten, ergriff er eine und führte sie mit sich heim. Sie vermählte sich mit ihm und gelobte ihm treuen Gehorsam bis zu dem Tage, wo er sie mit der Peitsche schlagen würde. Nachdem sie ihm viele Kinder geboren, schlug er sie wirklich einmal mit der Peitsche, worauf sie mit den Kindern verschwand. Nur einen der Söhne holte Wastin ein, Triunnis Nagelau. Dieser wuchs zu einem rüstigen Streiter des Königs von Henlard, d. h. Nordwales, heran. In einem Kampfe, in welchen dieser mit dem Könige Brechein verwickelt wurde, büßte er sein ganzes Heer ein, der Sieger ließ die Gefangenen entmannen. Triunnis allein soll von seiner Mutter gerettet worden sein und noch mit ihr im See wohnen. (Walter Mapes).

(261.) In der Ortenau lebte ein tapferer, edler Ritter, Petermann von Diemringer, auf Staufenberg, fromm und über alles Irdische die Frauen ehrend, bekannt in christlichen und heidnischen Landen. Als er an einem Pfingsttage mit

seinem Knechte nach Nußbach in die Messe reiten wollte, traf er auf einem Steine sitzend eine wunderschöne Meerfei, leuchtend wie die Sonne und reich gekleidet, besonders geziert mit kostbaren Steinen. Er erklärte ihr seine Liebe, als sie ihm eröffnete, sie habe seiner gewartet, und verhieß auf ihren Wunsch, wenn sie ihn liebe, nie ein ehelich Weib zu nehmen. Sie bedeutete ihm, so wie er sein Wort breche, werde er sterben, sonst aber von ihr jeden Wunsch erlangen. Nun lebte er mit ihr in Glück und Freude, bis als er von einer weiten Fahrt, auf welcher die Frau bei jedem Wunsche zu ihm gekommen, heimgekehrt war, erst seine Brüder, dann in Frankfurt der Kaiser, so in ihn drangen und ihm vor seinem Geheimnisse bange machten, daß er heirathete. Aber mitten am Hochzeitmahle ließ sich durch die Bühne des Saales herab ein Fuß sehen, weiß wie Elfenbein, des Ritters Todeszeichen, welcher auch sogleich starb (aus einer Handschrift in Gilg Tschudis Nachlasse, wahrscheinlich nach dem Gedichte des 15. Jahrhunderts „der Ritter von Staufenberg").

(262.) Nach einem alten Sagenliede lebte in Brabant die schöne Elsa, nach einer andern Beatrix, Tochter des Herzogs von Kleve. Als ein stolzer Großer, Friedrich von Telramont, sie wider ihren Willen freien wollte, erschien einer der Kämpen des heil. Grals, den sie im Schlosse zu Nimwegen trauernd, in einem Nachen, von einem weißen Schwane den Rhein herabgezogen kommen sah. Der Nachen war mit goldener Kette an des Vogels Halse befestigt, mitten drin saß der schöne Held, ein Goldschwert in der Hand, ein Jagdhorn an der Seite, ein kostbarer Ring am Finger. Der Held stritt mit dem stolzen Werber, er schlug ihn und reichte Elsen seine Hand zum Ehebunde, nachdem er ihr auferlegt, ihn nie nach seinem Geschlechte nach Herkommen zu fragen, weil er am gleichen Tage, wo sie das versehe, sie für immer verlassen müßte. Er nannte sich Helias. Er war von hoher, riesiger Gestalt, schützte ihr Land und half dem Kaiser in vielen Kämpfen. Als er aus einem solchen zurückkehrte, hielt sich Elsa nicht länger und fragte Nachts im Bette noch seiner Herkunft. Er weigerte eine Antwort, bis sie zum drittenmal in ihn drang. Sogleich erklärte er, sie verlassen zu müssen, der Schwan erschien wieder und er schied von ihr und seinen 2 Knaben, um nach dem Gral zurückzukehren. Er war des berühmten Parzival Sohn Garin oder Warin, oder Loheran Garin, Lohengrin, als welcher er von der Dichtung dem ostfränkischen Welfenzweige eingeimpft wurde (Gerhart od. Garin, Warin von Lothringen 910). Nach dem jüngern Titurel nahm er im Sagenlande Lyzaborin Belayen zur zweiten Gattin, von deren Verwandten er hinterlistig umgebracht wurde. Seine Kinder von Elsa oder Beatrix hielten die vom Schwanenritter zurückgelassenen Kleinodien Schwert, Horn und Ring, in hohen Ehren und im Schlosse zu Kleve soll der Schwanenthurm, auf der Spitze ein Schwan, noch stehen.

(263.) Zu einem jungen Weidmanne, der sich außen einsam grämte, während drinnen der Hochzeittanz erscholl, trat ein fremdgekleidetes Mädchen, ihr Gewand wie Silber fließend, ihr Haar wie Gold und ohne Band, ihr Schritt leicht wie die Welle und lud ihn zum Tanze. Er nahm sie und walzte überselig. Als es zu Ende war, hatte ihn die Liebe ergriffen zur Maid und er küßte sie im Herausführen. Sie aber machte sich scheu auf Wald und Felsen zu: der strenge

Vater drohe; sie möchte gerne mit ihm leben und sterben, solle aber nie lieben. Ihr Vater sei der Nix im See oben und ihrer warte der Tod, wenn sie nicht vor der Frühröthe bei ihm sei. Hiermit gab sie ihm am See den letzten Kuß, da der Drossel Ton verhallte. Aber schon riß der Alte die bleiche Maid aus des Jünglings Arme und schleuderte sie in die Fluth, die bald darauf sich roth gefärbt zeigte. Der Waidmann aber setzte sich still an den Strand und schaute in den Wogenschein und thut das noch heute (A. Rapp).

(264.) Zu Hasli im Entlebuch gebar ein verführtes Mädchen um Mitternacht. In der Verzweiflung, aus Furcht vor der Schande floh sie mit dem Kinde aus der Hütte. Da sprach der Teufel zu ihr: Wirf den Balg ins Wasser! Sie lief wirklich Nachts bis zur Biberen, und warf das Kind von einem hinaushangenden Steinblocke in den Bach. Aber im gleichen Nu ergriff die Mutter die Reue, als sie das Kind, das Gesicht unverwandt auf sie gerichtet, den Bach ab schwimmen sah. Athemlos rannte sie dem Ufer entlang, ohne es erlangen zu können, bis sie zur Emme kam, wo das Mühlenrad das Kind erfaßte, aufhob, das Gesicht immer auf die Mörderin gerichtet, umdrehte und drüben wie einen weißen Schneeflocken verschwinden ließ. Jetzt stieß die Unselige ein Jammergeheul aus, und es trieb sie zurück zum hangenden Steine, von welchem sie sich ebenfalls ins Wasser stürzte. Auch sie trieb hinab und ins Mühlenrad, auch sie drehte sich mit diesem und verschwand.

Aber allnächtlich sitzt das Biberen-Mummeli auf dem Stein, und wenn das Wetter ändern will, schwimmt es unter Heulen und Wehklagen bachab, dreht sich mit dem Mühlrade, und die Umwohner vernehmen sein Geschrei „Biberen! Biberen!" bis Mitternacht vorüber ist (Jos. Pfyffer, der Kanton Luzern, I. Bd. St. Gallen 1858. S. 244).

(Man vergleiche: die Perlenkönigin bei Bechstein, die Wasserfrau und ihr Sohn, die zwölf Wasserfrauen und ihre Kinder, die Meerfrau und ihre Nachkommen, die Wasserfrau und der Jüngling, alle vier bei Schönwerth. — Grimm's Sagen 49, 51—67, 69, 304—307, 316 und Nork's Myth. d. Volksf. S. 515 ff).

Zweiter Abschnitt.

Die Zwerge.

Der Zwerge Herkommen und Namen.

Als die Menschen durch rauhes Klima und unfruchtbaren Boden zur Arbeit gezwungen wurden, verehrten sie auch in ihren Göttern arbeitende Wesen; denn wie der Mensch, so sein Gott. Die Gestirne

konnten daher nicht mehr blos tanzende, singende und liebende Wesen sein, wie die Nixen, die nichts zu thun hatten, als sich in ihren schönen blauen Fluten zu baden, und erst, wie wir gesehen, mit der Zeit zum Dienen und Arbeiten kamen. Vom Wasser, das nicht überall zu finden ist und noch weniger überall Nutzen bringt, wandte sich der arbeitlustige Mensch zur nützlicheren Erde und versetzte seine Gottheiten, die ja am Himmel untergingen, man wußte nicht wohin, in den dunkeln Schoos der Berge, wie früher in die Tiefe der Wellen. Aus kleinen Anfängen, hatte man beobachtet, entwickelt sich Großes, und die mächtigen Sterne erschienen ja ohnehin klein; daher wurden die Gottheiten der Arbeit als klein gedacht; sie waren Zwerge.

Die älteste Spur von derartigen Wesen finden wir bei den Griechen. Diodor (V, 64) erzählt, die ersten Bewohner von Kreta, auf welcher Insel, wie er sagt, die meisten Götter geboren und alles den Menschen Nützliche erfunden worden, seien die idäischen Daktylen (Finger, also offenbar fingergroße Leutchen, Däumlinge) gewesen. Nach einer Angabe waren es hundert, nach einer andern zehn, nach der Zahl der Finger. Ephoros sagt, sie seien Zauberer gewesen, die sich mit Beschwörungen, Weihen und Mysterien beschäftigten und deren Schüler Orpheus war. Die Daktylen haben den Gebrauch des Feuers, sowie das Kupfer und das Eisen entdeckt und die Kunst erfunden, diese Metalle zu verarbeiten. Weil man sie als große Wohlthäter des Menschengeschlechts anerkannte, wurde ihnen die Ehre der Unsterblichkeit zu theil. Einer von ihnen, Herkules (aber nicht der Sohn der Alkmene), stiftete die olympischen Spiele. Ihre Nachfolger waren die neun Kureten, nach einer Sage Söhne der Gē (Erde), nach einen anderen der Daktylen selbst. Sie erfanden Vieh- und Bienenzucht, Schießkunst und Jagd und das bürgerliche Zusammenleben, sowie die Waffen. (In der Bretagne heißt corred, Zwerg).

Ganz ähnliches erzählt Diodor (V, 55) von den Urbewohnern der Insel Rhodos, den Telchinen, Söhnen der Thalassa (des Mittelmeeres). „Sie wurden auch Erfinder von Künsten und machten andere für das tägliche Leben nützliche Einrichtungen. Sie waren die Ersten, welche Götterbilder machten. Ferner waren sie Zauberer, welche, so oft sie wollten, Gewölke, Regen und Hagel vorüberleiten, ebenso aber auch Schnee herbeiführen konn-

ten. Auch vermochten sie fremde Gestalten anzunehmen.“ In der Folge verließen die Telchinen die Insel und zerstreuten sich. Herodot (III, 37) sagt von dem Bilde des Hephästos (Phtah) in Aegypten, welchem Gotte ja dieselben Künste zugeschrieben werden, wie den Daktylen und Telchinen, daß es das Bild eines Pygmäen (faust- oder halbellengroßen Menschen, d. h. Zwerges) gewesen sei und daß dort selbst die Kabeiren, welche seine Kinder genannt werden, ihm gleich gebildet seien, welche Bilder alle der ruchlose Kambyses zerstörte. Ihre Verwandtschaft mit den Telchinen geht daraus hervor, daß letztere nach Diodor, mit der Kaphira, Tochter des Okeanos, den Poseidon erzogen, der ihnen von der Rhea anvertraut war. Phtah aber war in Aegypten die Hauptgottheit und wurde für den Schöpfer der Welt angesehen, daher das Land nach ihm „Land des Phtah“ (Ai—kah—ptah, Ἄιγυπτος bei den Griechen, auch oft Ἡφαιστία) genannt wurde (Uhlemann, ägyptische Alterthumskunde II, 12). In Griechenland waren die Kabeiren gleich den Daktylen und Telchinen Stifter von Mysterien, und zwar auf der Insel Samothrake. Von denselben sagt Herodot (II, 51), daß der Gebrauch der Φαλλοί von dort her nach Athen gekommen sei, woraus zu schließen, daß die Kabeiren auch Gottheiten der Zeugungskraft waren. Die Eingeweihten dieser Mysterien wurden mit einer purpurfarbigen Binde geschmückt.

Alle die genannten Eigenthümlichkeiten der Daktylen, Kureten, Telchinen und Kabeiren haben nun auch die Zwerge der Volkssage Nord- und Mitteleuropa's. Auch sie werden als Urbewohner des Landes betrachtet und sehen die Menschen als Eindringlinge an (Wuttke, Volksaberglaube S. 41). Das Volk nennt sie uralt oder bergalt und aus Steinen geschaffen. Nach der Edda wurden die Zwerge von den Göttern, die gleich ihnen Erz schmiedeten, also wol ursprünglich mit Ihnen Eines waren, zuerst erschaffen und lebten im Körper Ymirs, eines „Riesen“, der die Welt bedeutet, gleich Maden im Fleische. Sie erhielten aber nach dem Willen der Götter „Menschenwitz und Menschengestalt“ und wohnten in der Erde und im Gestein (Wöluspa und jüngere Edda, Gylfaginning 14). Die Wöluspa nennt nicht weniger als 75, die jüngere Edda (a. a. O.) aber nur 64 Zwerge mit Namen, welche zuerst geschaffen worden. Vier von ihnen, Austri, Westri, Nordri und Sudri, wurden an die vier

Ecken der Welt gesetzt. — In Tirol und in der Schweiz gelten die Zwerge als gefallene Engel, welche nicht ganz verdorben, sondern nur verführt worden und nun bis zum jüngsten Tage auf der Erde bleiben müssen.

(265.) Nach der Sage in Schleswig-Holstein hat sie Christus, als eine Frau ihm nur ihre schönen, nicht aber die häßlichen Kinder vorstellte und letztere im Keller versteckte, mit den Worten verwünscht: „wat onner es, skal onner bliw, wat bawen es, skal bawen bliw.“ —

Alte Leute zu Owen in Schwaben erzählen von einer Zeit, wo Zwerge über die Menschen herrschten und von diesen göttlich verehrt wurden. Dort schrieb man den Zwergen auch das Echo zu. Die Kormakssaga erzählt noch deutlicher, daß der Hügel der Elbe (gleich dem Altar eines Gottes) mit dem Blute eines Stiers geröthet und aus dessen Fleisch den Elben ein Mahl (d. h. ein Opfer) bereitet wurde.

Gleich den antiken Zwergen sind auch die nordischen zauberkundig, indem sie namentlich die Kunst verstehen, sich durch ihre Nebel- oder Tarnkappen (die Wolken) unsichtbar zu machen. Auch sie sind namentlich der Metalle, ihrer Fundorte und ihres Bearbeitens kundig, weil eben die Sterne wie Metall glänzen. Außerdem verstehen sie aber auch alle übrigen Künste und Handwerke. An die Purpurbinden der Kabeirenjünger erinnern die leuchtendrothen Mützen, bisweilen auch Kleider der Zwerge, diese Adelsdiplome ihrer Sternabkunft, wie bei den Nixen, mit denen sie ja so nahe verwandt sind, wie z. B. folgende Sage zeigt.

(266.) In Mähren, unweit Rossiz bildet die Berriz den großen „Jungfrauenteich“, der grundlos sein soll. Nahe daran steht ein Fels, an dessen Spitze das „Blutloch“ sich öffnet und unweit liegt der „Zwergenberg“, auf dessen Spitze der „Zwergstein“ menschlichen Kopf und Hände weist. Im Teiche lebten Wasserjungfern, die oft den Schiffern die Kähne umwarfen oder sie in dichte Nebel hüllten. Ihr Körper war meergrün, wie die Zähne, und zuweilen Schlangenleib. Eine davon begab sich in menschlicher Gestalt, umhüllt von dichtem Nebel, in den Zwergenberg, sich mit den Zwergen zu erlustigen. Jedesmal begleiteten Zwerge sie bis an den Teich zurück. Die Schwestern, hinter deren Rücken sie das that, beschlossen Strafe und von einem Zwerge benachrichtigt, wenn der Besuch stattfinde, lauerten sie ihr hinter einem Felsstücke am Teiche auf, stürzten, wie sie zurückkam, hervor und zogen die zwei Zwerge und sie in die Tiefe. Am Morgen sahen die Schiffer an der Felsenöffnung drei blutrothe große Blasen, die Seelen der Drei, welche immer nach 20 Jahren wieder erscheinen. Der Zwerg, der sie verrathen, steht in Stein verwandelt (Vernaleken, Mythen und Bräuche).

Die Zwerge führen verschiedene Namen; denn es giebt ihrer verschiedene Gattungen, welche jedoch keineswegs streng von einander gesondert und unterschieden sind. Am allgemeinsten (Simrock d. M. S. 406) nennt man sie Wichte oder, da dieser Name auch Menschen und Riesen bezeichnet, Wichtelchen, Wichtelmännchen. Weniger allgemein ist der Name „Elbe“ oder „Alfe“ (ursprünglich, nach Simrock, mit albus verwandt, daher lichte gute Geister bedeutend). Die jüngere Edda (Gylfaginning 17) unterscheidet die Alfen in Lichtalfen (Liôsâlfar), welche in der Höhe und in Dunkel- oder Schwarzalfen (Döckâlfar, Swartâlfar), welche unter der Erde wohnen. Erstere sollen schöner als die Sonne von Angesicht, letztere schwärzer als Pech sein. (In Tirol heißen die Zwerge „Pechmandl“). Sie als gut und böse zu unterscheiden, ist ungerechtfertigt; beide sind mit den Göttern auf gutem Fuße; die Schwarzalfen schmieden auch ihnen alle ihre Geräthschaften. Die ältere Edda kennt diesen Unterschied nicht, und so giebt es auch keinen zwischen „Alfen“ und „Zwergen“ (Dvergar), welchen man hat herausklügeln wollen;*) alle diese Klassifikationen der Zwerge sind späte Produkte. Die deutsche Volkssage kennt nur die auf und unter der Erde wohnenden Zwerge oder Wichte. Luftgeister oder Elfen sind theilweise ein Eigenthum fremder, keltischer Sage, wenn auch nicht als alt bezeugt, theilweise ein solches der Kunstdichtung späterer Zeit. Hingegen unterscheidet die deutsche Volkssage ziemlich scharf zwischen den eigentlichen Zwergen oder Wichten, welche wieder bald unter der Erde oder überhaupt im Verborgenen frei leben, bald als Kobolde den Menschen dienen, und zwischen zwergähnlichen Wesen, welche am ehesten Verwandtschaft mit den „Elfen“ zeigen, in der deutschen Sage aber nicht so, sondern „wilde, Wald-, Holz-, Moosleutchen“ heißen. Andere Abarten von Zwergwesen sind die Korndämonen und die Alpgeister, von welchen wir besonders sprechen werden.

Die eigentlichen Zwerge oder Wichte leben in Klüften und Höhlen des Gebirges oder der Erde überhaupt, bisweilen auch in altem Gemäuer oder in hohlen Bäumen und beschäftigen sich meist mit Berg-

*) Dafür scheint einzig Alvissmal zu sprechen, welches Gedicht aber überhaupt nur eine Spielerei mit Synonymen und dessen Unterscheidung von Alfen und Zwergen so wenig gerechtfertigt ist, als diejenige von „Göttern“, „Asen“ und „höheren Wesen“, welche es ebenfalls auseinanderhält.

bau und mit Verarbeitung von Gesteinen (Edelsteinen, Krystallen) und Metallen. Auch verfertigen sie „Donnerkeile“. Im Freien hüten sie die Gemsen als ihre Herde (s. oben S. 94). Sie sind gleich den Nixen leidenschaftliche Liebhaber von Musik, Gesang und Tanz; aber statt der geschlechtlichen Liebe, die bei den Nixen vorherrscht, sind sie mehr der Kinder- und Elternliebe ergeben und bewahren festen und treuen Familiensinn; namentlich sind bei ihnen die Gatten für das Wohl ihrer Frauen ungemein besorgt. Damit in Widerspruch wird ihnen die Sucht aufgebürdet, ihre häßlichen Kinder gegen schöne menschliche (wieder die menschliche Eitelkeit) als Wechselbälge auszutauschen. Auch sie selbst, wenigstens die Männchen, erscheinen stets als häßlich, ältlich, runzelig, braun, ja oft schwarz (in einzelnen Gegenden auch weiß, grün oder blau) und langbärtig. Ein ähnlicher Widerspruch liegt darin, daß sie bald als den Menschen freundlich, hülfreich und dankbar, bald als falsch, treulos und diebisch geschildert werden. Auch darin ist die Sage nicht einig, daß manchmal die Zwerge, so oft sie auch selbst Geschenke machen, solche der Menschen nicht annehmen, oder aber darüber so betrübt werden, daß sie sich nicht wieder sehen lassen, manchmal aber, doch seltener, sich Geschenke geben lassen.

Da sie von den Sternen entnommen sind, so fehlt ihnen stets etwas an den Füßen, was aus anderen Gründen keinen Sinn hätte; entweder haben sie an jedem Fuß eine Zehe zu wenig, oder sie verbergen die Füße sorgfältig, die dann, wenn man sie entdeckt, Ziegen- oder Gänsefüße sind, worauf sie empört verschwinden. Auch die Dialas im Engadin (die dortigen Feen) haben Ziegenfüße. Dieser Mangel an menschlichen Füßen ist ein uralter mythischer Zug, der bei den verschiedensten Völkern erscheint, aber stets auf die Fußlosigkeit der Gestirne zurückzuführen ist. Ein indisches Räthsel sagt: ich habe einen Hirten gesehen, der niemals seinen Fuß auf den Boden setzte und doch kam und ging auf den Pfaden, u. s. w. Die Lösung ist „die Sonne.“ „Apâd“, fußlos, ist ein Beiwort des Sonnengottes und der Morgenrothgöttin.

Als Urbewohner haben die Zwerge, gleich ihren Vorbildern im Alterthum, den Kureten (Eingebornen von Kreta) auffallend oft die Namen alter Völker, wie z. B. in der Schweiz Fenken (Phöniker oder Veneter, auch „Venediger“), im Böhmerwald Razeln (Rhätier),

in Tirol Norgen, Norken (Noriker), in Waldeck sogar — Hünen. In der Schweiz heißen sie auch allemein „Heiden" und alte Höhlen, die man ihnen zuschreibt, „Heidenlöcher." Ueber weitere Namen verweisen wir auf Grimms deutsche Mythologie.

Weniger allgemein bekannt sind die Namen der einzelnen Zwerge und Zwerginnen, welche in der Sage auftreten und deren es, an verschiedenen Orten, eine Masse gibt. Anlässe, solche zu nennen, erzählen folgende Sagen:

(267.) Im Flecken Waldorf, zwischen Tübingen und Nürtingen, erschienen eines Winters in einem Hause zwei kleine weiße Fräulein bei der „Lichtkarz" und spannen mit den Mädchen in die Wette, setzten sich aber immer in den Winkel auf eine kleine Bank, redeten kein Sterbenswort und verließen die Spinnstube Schlag 10 Uhr. Man nannte sie Erdweible und hielt dafür, sie seien eigentlich aus dem Unterlande, vom Heuchelberge hergekommen. Sie arbeiteten auch Nachts für die Menschen, namentlich Brod backend. Zum Spinnen kamen zuweilen ein Fräulein, zuweilen zwei, und das ging so bis gegen den Frühling hin. Einmal spannen die Zwei, als plötzlich vor der Thüre eine unbekannte Stimme vernommen wurde, rufend: O weh, o weh! der Heuchelberg brennt! Da antwortete das eine Fräulein: O weh, o weh! meine armen Kind! Und wie der Wind waren sie fort und sind seitdem nie wieder gesehen worden (Meier).

(268.) In Bildenau (Niederbaiern) stand bei einem Bauer ein „Bergmännl" mit seinem „Weibl" in Arbeit. Wie einst jenes auf dem Felde, dieses im Hofe mit Waschen beschäftigt war, lief letzteres von der Arbeit zum Männlein auf dem Felde und rief: Jakob, komm geschwind! wir müssen nach dem Untersberg, der König Karl ist gestorben (Panzer).

(269.) Ein Fuhrmann von Schwandorf fuhr gen Amberg. Als er auf die Höhe hinterm „Hoidweiher" kam, stand ein kleines Männchen da und bat ihn, dem „Katzabenz", da wo er einkehre, zu sagen, er möge um Mitternacht hier sein. Der Fuhrmann, wie er einkehrte und die Gäste „am Benz feinbelten oder streichelten", richtete lachend seine Botschaft aus, und der Benz, das hörend, fuhr zum Fenster hinaus und wurde nie mehr gesehn (Schönwerth).

(270.) In einer wilden Waldgegend hatte ein Bauer einen alten, sehr bösen, großen Kater. Da mußte einmal der Knecht aufs Land. Als er in einer einsamen Gegend übernachtend auf der Streu lag, weckte ihn düsteres Katzengeschrei. Er schaut auf und sieht zwölf schwarze Katzen „Ringe Reihe" tanzen. Plötzlich tritt eine davon auf den Hinterbeinen auf ihn zu und sagt: „Wenn du heim kommst, grüße den Kobl und melde ihm, der Wana sei gestorben!" Drauf tanzten sie bis Mitternacht fort. Als der Knecht nach Hause kam, sagte er zu dem auf der Ofenbank schlafenden Kater blos: „Kobl, steh auf, der Wana ist gestorben!" — und der Kater fuhr heulend zum Fenster hinaus und war für immer verschwunden (Schönwerth. Ueber „Wana" s. oben S. 64).

(271.) In der „Gamsleke“ ob Sölden in Tirol, in der „Fräuleinhöhle“ wohnten „wilde Fräulein“, welche den Leuten Witterung und Fruchtbarkeit vorhersagten und einst Einen den Roggen eilig schneiden hießen, worüber die Nachbaren sie verspotteten, aber damit aufhörten, als ihnen ihr Roggen eingeschneit und verdorben wurde. Sie liebten junge Knaben, die sie zu sich lockten, bewirtheten und verzogen. Diese wurden die ärgsten „Ragger“ im Thale, führten namentlich Winters ein tolles Leben und ritten auf den kleinen goldenen Schlitten der Fräulein („über Teufl und Tuifl“ sagen die Söldener) ins Thal herunter. Als die Bewohner ihre Knaben nie mehr hinauf ließen, hörte man, Nachts namentlich, die Fräulein laut klagen. Einer der Knaben ertrug das nicht, lief den Eltern davon und schlich zu seiner kleinen Geliebten. Die Eltern suchten vergebens, bis man am Vorabende des Walburgistages in der Höhle oben Klaggesänge vernahm und die Worte hörte: die Runa und der Tuit sind g'storben; uns triffts morgen. Seit diesem Abende sah man weder mehr was von den Fräulein, noch von dem Knaben (Zingerle).

(272.) Bei einem Bauer in Tirol diente eine Magd so fleißig und treu, daß sein ganzes Hauswesen wunderbar gedieh, besonders das Vieh. Bei Tische saß sie, sie hieß Salome, immer an der Ecke, und einst, als während des Mittagessens eine Stimme rief: Salome komm! und dies dreimal, sprang sie auf, legte den Löffel auf den Tisch, und verschwand, und mit ihr der Segen.

Einige Jahre später ging im Pinzgaue von Salfelden ein Metzger um Mitternacht den Hohlweg herunter; da rief aus der Felswand eine Stimme: Metzger, wenn du an der langen Unkener Wand vorbeigehst, so ruf' in die Spalten hinein: die Salome ist gestorben. Das kann ich thun, sagte lachend der Metzger, und als er vor Tag an die lange Wand kam, rief er das Aufgetragene dreimal hinein und es ertönte aus der Tiefe des Berges ein lautes vielstimmiges Wehklagen Panzer).

Andere Variationen derselben Sage lauten:

Hans Aebli sag dem Appele, d' Appele sei todt (Freiburg in der Schweiz).

Sag der Hübel, daß Habel gestorben (Sachsen).

He du, Jochtrager, Stiertreiber, sag' der schwarzen Rinde, der Muggastutz sei todt (Vorarlberg).

Muggistutz isch g'storben (Berner Oberland).

Stutza Mutza, die rauche Rinte is g'storb'n (Tirol).

Jochträger, sag' der Sture Mure, die Rauh-Rinde sei todt (Böhmen).

Chüetriber (Kuhtreiber), säg dem Churri-Murri, 's Chussi-Mussi sei gstorba (Uri).

Waldmann, sag zum Giragingele, das Hörele sei g'storben (Tirol).

Säg' Jochfahrer, d' Rohrinda söll heem koh (heim kommen), Urhans sei gstorba (Vorarlberg).

Holzhacker, sag zum Stizl, zum Wizl, der Thorizl sei todt (Tirol).

Pizzi und Pazzi sind gestorben (Lichtenstein).

O große Noth, o große Noth, die alte Mutter Pump ist todt (Böhmen).

Hoß, Hoß, auf dem schneeweißen Roß, sag' zu der Hanna, ihr Vater sei g'storben (Tirol).

Pasch, mit deim krummen Roß, sag' meinem Bruder Dschebrawee, der Kabeskopf (Kohlkopf, schweizerisch auch Dummkopf) sei g'storben (Tirol).

Eine andere Gruppe von Zwergnamensagen schließt sich an Grimm's bekanntes Rumpelstilzchen, wie z. B. folgende Originalmittheilung:

(273.) Ein Bergmännchen liebte ein schönes Mädchen im Thale, und kam mehr zu ihr auf Besuch als der Hübschen lieb war. Endlich sagte der Freier, der das merkte, zu ihr, wenn sie beim nächsten Besuche seinen Namen wisse, wolle er nicht mehr kommen; wisse sie ihn aber nicht, so müsse sie seine Frau werden. Die Schlaue band ihrem Verehrer unvermerkt einen langen Faden an ein Bein und folgte ihm, als er fortging, heimlich. Als das Männchen in seiner Höhle anlangte, sang es:

„Ei, Rädeli, spinn!
Ei, Häspeli winn' (winde)!
Ei, Gott sei's gedankt,
Daß mi Schäzli nit weiß.
Daß i Hans-Oeseli-Chächeli heiß."

Jetzt eilte das Mädchen heim. Der Liebende kehrte nach etlichen Tagen wieder. Nun sollte das Mädchen seinen Namen nennen. Es rieth hin und her, als ob es nichts wüßte, und sagte endlich, er heiße wohl Hans-Oeseli-Chächeli. Das Männchen erschrak, fluchte, stampfte und schrie: „Das hat dir der Teufel gesagt!" eilte fort und kam nie wieder ins Thal (Nikl. Senn).

Andere, beinahe wörtliche Variationen derselben Sage haben die Namen: Gänsefuß, Senfkörnlein, Hahnenkikerle, Gragörli, Klein-Waldkügele, Rikdin-Rikdon, Rumpetrumpen, Pumperelle, Perlebitz, Popemannel, Titeliture, Trillevip, Terrytop, Zirkzirk, Kinkach-Martinko, in Irland Trit-à-Trot, in Sicilien Lignu di scupa (Besenstiel) u. s. w.

Man vergleiche über die Zwerge im Allgemeinen Grimms Sagen 30—48, sowie folgende Mittheilungen:

(274.) Die Zwerge des Pilatus. Der Luzerner Renward Cysat (geb. 1545 † 1614) sagt von diesen treuherzig: „Es möchte von Vielen für ein Gedicht-Fabel gehalten werden, wie es denn zwar an ime selbs etwas zwiffelhaft sich sehen laßt, daß man derglichen-Geschöpf oder Lütt finden solle, besonders bi uns, davon die Alten und fürnemlich die heidnischen Historici vil geschriben. Ich ouch selbs glich in miner Jugent solcher Sachen, sowit sich min Gedenken erstreckt, diser Zitt über die 46 Jahr hinuff von alten Lütten gar vil und offt hab hören.

In unseren Bergen umb Luzern, besunders uff der Rigi und dem Pilatiberg sind solche Herdmännlin männlichs und wiblichs Geschlechts gar oft

und vil nit allein gesehen worden, sondern auch sich so vil zu anderen Menschen, sunderlich aber den Vichhirten, Sennen und anderen, so in Bergen wonend, beheimscht und sich so zam erzeigt, daß si etwann mit inen geredt, inen etwa verehrte oder dargelegte Spis abgenommen, ja auch underwilen gar zu den Hüsern und Gesellschaften zu Liechtstubeten gewandlet und dgl. mit den Menschen kurzwilige Gespräch gehalten und etwann mancherlei Künste und Arznyen, auch etwann lang vergangne und künftige Ding geoffenbaret, der wegen auch si in gutem Ansehen und Schirm gehalten worden. Daß aber si ein Zitt har so selten mer gespürt worden, hab ich allzitt und noch jetzt die Alten hören fürwenden, daß solche Herdmännlin sich erklagt haben söllen ab der Bosheit der Welt — item, daß man inen etwann uß Fürwitz vil und mancherlei Fragen ufgeben, ja ouch etwann nach inen gegriffen und solche Ding mit Gewalt uß inen ze bringen underſtanden.

So ist es auch ein gemeiner Hallt von disen Herdmännlinen, daß si die wilden Thier, sunderlich die Gembsen in den Bergen in irer Hut glich als ein heimsch Vich haltend, etwann die Jeger verwarntend und inen Uebels getröwet, wann si inen mit dem Fachen und Schießen diser Thiere ze uberlegen sin wöllen; ja ouch etwan mit inen paktirt und eine gewisse Anzal inen bestimpt und erloupt, und wo si gefolget, inen dieselbigen ouch an gewüssen Orten zum Schutz (Schuß) zeweg gestellt, wann aber si darüber gefaren, si schwärlich geschediget und etwa über die Felsen herabgeworfen, welichs dann ouch etwan den jungen frechen Sennen widerfaren, wann si inen etwas verbotten, si aber irer kleinen Gstalt halb si veracht und solches nüt geschetzt. Ich hab selbs in minen jungen Tagen einen alten Herrn, Heinr. Omlin genampt, so bi Leben Landammann ze Underwaldrn und in sinen jungen Tagen ein vernampter Jeger gewesen, erzälen hören, daß im solches von einem Herdmännlin, da er uff ein Zitt im Gepirg daselbs den Gembsen nachgangen, ouch begegnet, welichs, als es ine dessen gestrafft, er aber ime verechtlich zugesprochen und siner Kleine halb siner nüt geacht, ine, der doch ein starker Mann gewesen, erwüscht und über einen Felsen herabgeworffen, alda er etliche Stund halb tod gelegen. Si sollent auch etwann den jungen Kindern nachgestellt und auch etwan dieselbigen verstolen haben.

1595 d. 20. Tag Juli erzält Balth. Buchelin von Malters, ein frommer, warhaffter Mann, mir und anderen Erenpersonen, daß noch bi unseren Zitten in der Höhe des Pilatus dergliche Herdmännlin gesehen worden, etwan unversehenlich und bald daruf verschwunden. Ir Gestalt sie gewesen wie ein alter wißgrauer Mann mit langem Har und Bart, doch gar kurz und klein angesehen als ein Knablin von 6 oder 7 Jaren. Etwan haben si sich sehen lassen in wißer Kleidung.

Im Jar 1592 hat es sich ergeben, daß Hans Bucher von Malters, ein frommer stiller Mann, der sich mit Jagen nnd Vischen in der Wildi am Pilatus vil geübt, an einem Ort genannt im Graben begeben und im Bach Rimlig zu den Fornen (Forellen) ze fischen angehept; sie in solichem unversehenlich bi heiterem Tag ime ein solch Herdmännlin hinderwerz uff den Hals gerittlingen gesprungen, ine

vor nider in den Bach getruckt mit sölicher Krafft, daß er sich gar nahem sines Lebens verwegen, und also angeredt mit harten und zornigen Worten: du bist auch der Gsellen einer, so mir ostermalen mine Thierlin und Vich geplaget und zerströwen helfen; will derhalben dir jez ein Straff geben, und hab dir dis zum Wortzeichen. Du wirst mich und mine Thierlin fürhin an disem Ort nit mer beunruhigen. Und sie damit verschwunden. Als er heim kommen, aber schwach und übel zugericht, sie er an der einen sitten erlamet, also daß er sich der Wilde sidhar wol enthalten und des Huses goumen müßen. Sölichs habe er auch dem Herrn Pfarrherrn zu Luzern bi siner Gwüssen und höchsten Pflicht erzellt.

Was nun die Gestalt, Person und Handlung diser Herdmännlin belangt, wöllen wir den Theologen befelchen. Allein ist licht abzenemmen, daß solches keine natürliche Menschen, sonder Geister und (wie Etlich meinen wöllen uß diser Geschöpfde oder Geistern selbs eigner Bekenntnuß gegen etliche Menschen geoffenbaret) uß der Zal deren so mit Lucifero vom Himmel verstoßen synnt" (aus Cysats Collectan. Lütolf S. 47 ff).

(275.) Die Härdmännli uf der Ramsfluh. Hinder der Aerlisbacher Egg, zwüschet dem Dörfli Hard und dem alte Lorenzerkapelleli stoht imene Thäli so ganz allei a grüsli vertreiti (verdrehte) Flue. Si sägedere d' Ramsflue. Uf der hindere Site-n-isch si hohl und d' Höhli hät e chlinen Igang. Do sind denn einist, me weiß nid exakt i wele Johrgänge, so Männli gsi, die sind i die Höhli us und i ggange, händ so es eiges Läbe gfüert und en apartigi Hushaltig, und sind ganz bsunderbar derhärcho und mit eim Wort es ist kei Mönsch usene cho, wer si denn au sige, wohär sie cho sigen und was si tribe. Aemel gchochet händsi nüd, nume Würzen und Beeri ggesse. Unden a der Flue verbi lauft es Bächli und i dem Bächli händ die Männli im Summer bbadet wie Tübli; aber eis vonene het eisder müeße Wacht ha, und hät pfiffe, wenns öppis ghört hät cho uf em Fueßweg; denn sind si gsprunge was gist was häst, d' Flue uf, daß ne kei Has nech cho wär, und wie ne Bliz in iri Höhli gschloffe. Dennäbe händsi keim Möntsch nüt zleid thue, im Gägetheil, Gfelligkeite, wenn si händ chönne. Einist hät der Hardbur es Füederli Ris welle glade, und wil er ellei gsi ist, hät ers au fast nit möge. E sones Mannli gsehts vo der Flue obenabe und chunt der durab zhöpperle über d' Riese, und hilft im Pur, was es het möge. Wo si do der Bindbaum wänd ufe thue, se isch das Mannli ufem Wage stande und hät grichtet, und der Pur hät überunden azogen a de Bindchneble. Do hät das Mannli 's Seil nid rächt ume gliret und wo der Pur azieht, schnellt der Baum los und trifft s Mannli an e Finger und häts wüest blessirt. Do foht der Pur a jamere und seit: o heien, o heie, wenns numme mir bigegnet wär! Do seit das Mannli „apah, das macht nüt, selber tha selber gha". Mit dene Worte springts vum Wagen abe, hät es Chrütli abbroche, häts verchaflet und uf das bluetig Fingerli gleit, und das hät alls eweg puzt. Derno springts wieder uf e Wagen und hat zum Pur gseit, er söll s Seil nume wieder ume gä.

Mängist wenn rächtschaffni Lüt dure Tag gheuet oder bbunde händ und si

sind nit fertig worde bis z' Obig und es hät öppe welle cho rägne, so sind die Härdmannli cho und händ gschaffet und gwärchet druf ine bis alls im Scherme gsi ist; oder wenns dur d Nacht isch cho wättere, händ si 's Heu und 's Chorn wo druße glegen isch, de Lüte zum Tenn zuohe treit, und am Morge hät Alls großi Auge gmacht und si händ nit gwüßt wers thue hät. Denn händ erst di Mannli kei Dank bigärt, numenau, daß me si gern heb. Im Winter albez, wenn Stei und Bei gfrore gsi isch, sind die Mannli i's oberst Hus cho z' Aarlispach; si händs gar guet chönne mit dene Lüte, wo dert gwohnt händ, und sind albez dur d' Nacht ufem Ofe glege, und am Morge vor Tag händ se si wieder drus gmacht. Was aber gar gspäßig gsi isch, si händ iri Füeßli nie füre gloh und händ es scharlachroths Mänteli treit vom Hals bis ufe Boden abe. Jez häts im Dorf gwunderigi Meitschi und Buebe gha, die sind einist z'nacht vor das Hus go gen Aesche streue, daß si gsäche, was die Härdmännli für Füesli hebe. Und was händ si gsunde? es isch frili wunderli: Aenten- und Geisfües sind in der Aeschen abdrückt gsi. Aber vo selber Stund a isch keis Manuli meh cho und si sind nümmen uf der Ramsflue blieben; i d' Chräche händ se si verschloffe, tief i d' Geisflue hinderen und händ keis Zeiche me vonene ggeh, und chöme nümme se lang d' Lüt eso boshaft sind. (Von Hieronymus Hagenbuch aus Aarau, in Grimm's Mytholog. 1. Ausgabe, aber sprachlich entstellt).

Der Zwerge Reich und Schätze.

Nach den Volkssagen bilden die Zwerge Staaten mit Königen. Im Norden haben wir über die Zwerg- oder Alfenstaaten folgende Angaben:

(276.) Der Norweger stellt sich die Alfen vor als kleine nackte Bursche mit unaufgekrämptem Hute. Mit ihrem Hauche bringen sie den Menschen die Krankheit Alvgust; diese entsteht auch, wenn man an Stellen kommt, wo der Alf gespukt oder sein Wasser gelassen hat. Man nennt sie auch Unterirdische, weil sie unter gewissen Hügeln, Häusern, Bäumen wohnen. Sie haben Menschengestalt, aber blaue Farbe. Bisweilen entführen sie Menschen, die dann entweder nicht mehr oder doch wahnwitzig zurückkommen. Gewisse Bäume darf man nicht umhauen, um den Unwillen der Unterirdischen nicht zu reizen; Kirchen haben sie schon nach anderen Stellen versetzt, weil ihnen deren Nähe lästig war, und gewisse Häuser müssen auf ihrem Platze bleiben, weil sie es so wollen.

(277.) Nach den Isländern bilden die Alfen einen unterirdischen Staat genau wie der isländische oben, hierarchisch gegliedert, wo der Statthalter vom Oberkönig in Norwegen zu gewissen Zeiten Befehle holt und Berichte abstattet. Recht und Billigkeit herrschen unter ihnen. Obwohl mächtig an Zauberworten und Verwünschungen, schaden sie ungereizt den Menschen wenig, obwohl sie ihnen gerne ungetaufte Kinder rauben und die ihrigen (Unskiptingar)-unterschieben. Hier wohnen sie in Felsen und Hügeln, selbst im Meere. Ihre Wohnungen sind nett, ihr Geschirr äußerst reinlich. Bisweilen laden sie Menschen ein; einige haben sich auch mit Schwestern und Töchtern, die eben

so schön als feurig sind, verbunden und Kinder mit ihnen erzeugt; solche Ehen haben jedoch immer einen traurigen Ausgang. Ihre ergiebigen Heerden sind unsichtbar wie sie, außer, wo es ihnen gefällt, sich zu zeigen, da sie bei heiterer Luft gern hervorkommen, um sich zu sonnen. Zuweilen ziehen sie herum, wie die Menschen, besonders in der Neujahrsnacht, wo Wahrsager und Zauberer an Kreuzwegen wachen, um die Vorüberziehenden zur Enthüllung der Zukunft zu bewegen. An einigen Orten ließ man alles offen, zündete Licht an und deckte den Tisch, um sich ihnen gefällig zu zeigen.

Auf den Faröer heißen sie Hulde-Leute, wohlgewachsen, grau gekleidet, einen schwarzen Hut auf dem Kopfe. Ihre fetten Kühe und Schafe weiden unsichtbar unter denen der Menschen; bisweilen, aber selten, gelingt es, ein Stück davon oder ihre Hunde gewahr zu werden. Sie lieben menschliche Weiber und Kinder, die sie vertauschen.

(278.) In Norwegen hält man die Huldrer für das weibliche Geschlecht unter den Unterirdischen oder Alfen, oder eine Art Waldfrauen, die man zuweilen ihr Vieh zu Felde treiben sah, von blauer Farbe wie sie selbst. Am meisten sind sie berühmt ihres unterirdischen Gesanges wegen, des Huldreslaats, in hohlem, traurigem Tone. Allbekannt sind in Schweden die nächtlichen Alfentänze; runde Streifen im thauigen Grase bezeichnen sie Tags. Wer Nachts in einen solchen Ring hineingeräth, dem werden sie sichtbar und er ist in ihre Gewalt gegeben; doch schaden sie ihm nicht, als daß sie ihm etwa Schabernack anthun. Oft sitzen sie in hohlen Steinen (Elfmill, Elfmühlen). Ihre Stimme ist leise.

(279,) Der Bauer auf Seeland fürchtet die Elfen- oder Ellekönige und ihre Lust, Mädchen zu necken. Sie sind Spielleute ohne Gleichen. Das Elfenkönigstück kann erlernt werden, bringt aber alles, Lebendes und Lebloses zum Tanzen, was nicht aufhört, bis man das Lied genau rückwärts spielt oder Jemand die Saiten von hinten zerschneidet. Nur bei schönem Wetter werden sie sichtbar. Sie drücken die Menschen im Schlafe (Rühs, die Edda. Berlin 1812. S. 12—16).

Aus Britannien wird erzählt:

(280.) Herla war ein König bei den alten Briten. Eines Tages besuchte ihn ein anderer König, ein Zwerg, halb so groß als ein Mensch und auf einem Bocke reitend, wie Zwerg Laurin auf einer Ziege. Wie die Riesen doppelt so groß sind als die Menschen so die Zwerge halb so groß. Des Zwerges Gestalt beschreibt die Sage wie die des Pan, er war somit ein Schwarzelfe, sehr häßlich, mit feuerfarbenem Gesichte, ungestalt großem Kopfe, lang herabhangendem rothem Barte, die Brust mit scharlachrothem Mantel bedeckt, der Bauch rauh, die Füße bocksartig. König Herla befand sich allein und der Elfe kündete sich an als Herr über viel Könige und Fürsten und ein unzählig unbegrenzt Volk, das ihn hergesandt, weil sein Ruhm vor allen Erdfürsten strahle. Er lud sich als Gast an seine Hochzeit, da noch heute ihm der Frankenkönig seine

Tochter antragen werde; ein Jahr später an demselben Tage möge H. sein Hochzeitgast sein. Blitzschnell entschwand er hierauf aus Herlas Augen.

Die Gesandten erschienen, die Hochzeit wurde beschlossen und als man sich zur Tafel setzte, ehe die erste Speise aufgetragen wurde, sah man den Zwergkönig mit vielen Schaaren seines Volkes kommen, alle Tische anfüllen und drinnen und draußen unter Zelten lagern. Von da aus bedienten sie die Tafel Herlas mit den ausgesuchtesten Speisen in lauter Geschirr von Gold und Stein, kein Silber noch Holz. Alles aus des Königes Küche war überflüssig und seine Diener konnten müßig dasitzen, da Niemand nach ihnen verlangte. Dann stellte der Zwerg dem Könige frei zu wünschen, was ihm noch mangle, wiederholte seine Einladung, war im Nu, ohne eine Antwort abzuwarten, wieder unter seinem Zelte und mit dem ersten Hahnenschrei sammt seinem Volke verschwunden.

Nach Jahresfrist erschien er abermal und mahnte an die Verabredung. Herla folgte ihm in einen hohlen Berg. Nachdem er hier mit den Seinen im Dunkeln gewandelt, gelangte man in die hellen Wohnungen der Zwerge. Es war nicht Licht von Sonne oder Mond, sondern von Lampen und alles voll Pracht und Reichthum. Als das Hochzeitmahl geendet, wurde Herla reich mit Pferden, Hunden und Falken beschenkt. Der Zwerg begleitete ihn bis in den dunkeln Gang und übergab ihm noch einen Schweißhund mit dem Bemerken (er wurde Einem im Gefolge aufs Roß gegeben), Keiner möge früher vom Pferde steigen, bis der Schweißhund herabspringen werde. Dann nahm er Abschied und kehrte zurück.

Als Herla ans Tageslicht gelangte, erblickte er einen alten Hirten, bei dem er sich nach der Königin erkundigte. Herr, erwiderte dieser, ich verstehe deine Sprache nicht recht, ich bin ein Sachse, du ein Brite. Auch habe ich von jener Königin blos erzählen gehört, sie sei vor alten Zeiten eines Königes Herla Gemahlin gewesen, der mit einem Zwerg in diesem Felsen verschwunden und nie wieder auf Erden gesehen worden ist. Seit 200 Jahren herrschen die Sachsen in diesem Lande, nachdem sie die alten Bewohner vertrieben.

Dem Könige graute, da er glaubte, nur 3 Tage fortgewesen zu sein. Kaum vermochte er sich auf seinem Rosse zu halten; einige seiner Gefährten aber, die uneingedenk der Warnung des Zwergeköniges von den ihren abgestiegen, zerfielen sogleich in Staub. Jetzt verbot Herla das Absteigen bei Todesstrafe, aber der Hund ist noch heute nicht herabgesprungen und Herla ist der Führer des Nachtheeres, Herla-King, Erlkönig (sogar verderben zu Harlequin, Arlechino, wie zu König Karl), in Frankreich Helle quin, in Shakespeare's „lustigen Weibern von Windsor" der Jäger Herne, Anführer des Herle-thing, das rasend durch den Himmel fährt oder durch die Wolken. Man habe mit Gewalt Einzelne aus dem schweigsamen Heere, worin man solche, die man als todt wußte, als lebend sah, zum Reden bringen wollen, worauf sich dasselbe hoch in die Lüfte erhoben. Auch wollte man es in dem Flusse Wye in Herefordshire untergehn gesehn haben, worauf es sich nicht mehr blicken ließ. (Nach Walter Mapes [zu Heinrichs II. in England Zeit] Nugae Curialium. Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Philos. hist. Klasse, Bd. X. Jahrg. 1853, 7 Heft).

In den Alpen dagegen spielt folgende Sage:

(281.) Zwei alte Bauersleute lebten in bitterer Noth. Sie hatten einen Sohn, der aber zu jung war, ihnen zu helfen. Endlich konnte er ihr Elend nicht länger ansehen und bewog sie, ihm das Reisen zu erlauben, von woher er vielleicht reich heimkehren werde. Die Mutter packte weinend sein Ränzel, gab ihm eine Flasche Wein und ein Stück Brod und hieß ihn fromm bleiben und keinen Nothleidenden ungetröstet lassen. Er ging und kam in einen grünen Wald, wo er unter einem Baume ein kleines Männlein sah, dessen unförmlichen Kopf eine kleine Goldkrone zierte. Das war der König der Fenesleute, der ihn anrief: „O gieb mir eine kleine Labung, guter Knabe, ich verschmachte fast vor Hunger und Durst." Schon wollte der Bursche vorübereilen, da fiel ihm der Mutter letztes Wort ein und er reichte dem Feneskönige Wein und sein letztes Stücklein Brod. Als er gegessen hatte, bat er ihn, da er todmüde sei, ihn an den Fenesberg zu tragen. Der Junge that es und der König verhieß, in vier Jahren solle er hier seinen Lohn finden.

Nach vier Jahren kehrte der Jüngling zurück, aber womöglich ärmer als er fortgezogen war. Des Versprechens denkend, stand er an dem Felsen. Da that sich der Fels auf, der Feneskönig erschien, führte ihn in den Berg, wo die Fenesleute ihn trefflich bewirtheten, und gab ihm am Morgen sein Felleisen gefüllt zurück, mit dem Auftrage, es erst daheim zu öffnen. Abends kam der Bursche bei seinen Eltern an, öffnete das Felleisen begierig und sah lauter Eicheln drin. Aergerlich begann er sie in den Bach zu schütten, hielt aber inne, als sie dort im Mondscheine blinken und flimmerten. Zu seiner großen Freude war alles im Ranzen Goldstücke, und hatte er auch den größern Theil verschüttet, so blieb er vom Reste mit seinen Eltern reich genug (Vernaleken, Mythen und Bräuche).

Bekannt ist in der Sage als König der Zwerge oder Elfen Alberich, französisch Auberon, Oberon, auf welchen wir zurückkommen werden. Andere Zwergkönige der deutschen Sage heißen Goldemar (Alberichs Bruder), Laurin (in den Rosengartensagen), Nibelung und Schilbung (im Nibelungenlied neben Alberich), **Sinnels** u. s. w. Sie entführen gerne schöne Menschen, besonders Königstöchter.

Eine häufigere und deutlichere, weil eben dankbarere Rolle, als das Reich der Zwerge, spielen deren Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen, welche in den Gebirgen in unermeßlicher Menge aufgehäuft sind. Als Besitzer derselben heißen im Alpenlande und in ganz Süddeutschland die Zwerge Venediger oder Finetier, auch Fenesleute (in Tirol Venediger-Mannlen), welche dort alljährlich (wie das Volk meint, aus Venedig) erscheinen, um Schätze zu graben und werthvolle Steine suchen. In der Volkssage kommt sehr oft die Aus-

drucksweise vor: der Bauer werfe oft der Kuh einen Stein nach, welcher mehr werth sei, als das beste Stück Vieh. Bisweilen haben die Venediger auch Frauen oder Mädchen bei sich, welche letzteren hie und da mit den Menschen Liebesbünde anknüpfen. Ob der erwähnte Name auf einer dunkeln Erinnerung an den Gold- und Bernsteinhandel der Phöniker beruhe, oder ob er sich auf die alten Veneter beziehe, die in den Alpen wohl edle Metalle gesucht haben mögen, ist nicht mehr zu entscheiden. Eine Korruption des Wortes ist der in Tirol und Graubünden (in alten Rhätien) übliche Zwergname „Fenken", oder „Fanken", woven wohl der Namen „Wildfang" (Wild-Fenke) abgeleitet sein mag. Die Volkssage schildert die „Venediger" als schlicht schwarz gekleidet, meistens zwerghaft, oft „nur eine Spanne lang", bergwerks- und zauberkundig und mit „Bergspiegeln" versehen, in welchen sie alle verborgenen Schätze entdecken, sowie mit Metallkugeln, welche in ihren Händen anzeigen, wo Gold liegt. Sie fliegen auch auf einem Tuch oder Mantel durch die Luft (Sterne!). Wem sie wohl wollen, dem schenken sie Gold, doch meist in versteckter Form, als Kohlen, Asche, Lehm u. s. w., was sich dann später in Gold verwandelt. Für Hülfe, die man ihnen leistet, versprechen sie (in der Schweiz) goldene Ketten, welche um einen Berg oder um eine Stadt herumgehen. Von welchen goldenen Ketten kann das gesagt werden, als von denen, welche die Sterne bilden? — Doch wird in ganz ähnlichen Sagen der Name der „Venediger" oft weggelassen.

(282.) Da die Sterne in der Sage Gold sind, besitzen die Zwerge solches in Menge. Alles was sie Jemanden schenken: Erde, Strohhalme, Laub, Kohlen, ist Gold oder Silber. Der Sagen hierüber sind unzählige. Auch im Kanton Luzern luden Bergmannli eine sehr arme Frau, die trostlos in den Alpen herumschweifte, in ihre schimmernden Höhlen, wo sie sie erfrischten und ihr beim Weggehen die Schürze voll Kohlen mitgaben, wozu sie achtsam Sorge tragen solle. Wie in allen Sagen that sie das nicht, fand aber in dem einzigen kleben gebliebenen Stückchen reines Gold. Vergebens machte sie den Weg zurück; sie fand weder die weggeworfenen Kohlen noch die Wohnung der reichen Zwerge (P. Gall Morell i. J. 1833).

(283 a.) In der Vilterser Alp, in der „schwarzen Runs" (Runse), an einem unzugänglichen Orte, fast am Wildsee, ist eine rothe Platte wie an die Wand hingelehnt, während am ganzen Berge keine ähnliche Steinart sich findet. Man hält sie für die Thüre zu einem Goldbrunnen und weiß von einem „fahrenden Schüler", der dort alljährlich vom Goldwasser schöpfte.

In der Tscherlacher Alp, Gemeinde Wallenstad, erzählt man all das vom

„Goldloche" und einem Venediger mit dem erwähnten Spruche vom Steinewerfen nach den Kühen (Bericht vom Graveur Gall). Dasselbe wird von den Venedigern im Bündnerlande erzählt

283b.) Am Parpaner Rothhorn floß ein Goldbrunn, der den reichen Plursern täglich eine Kanne reines Gold ergoß, bis er nach dem traurigen Verschütten des Städtchens Plurs im Jahre 1618 aufhörte zu fließen (Flugi).

(284.) Auch in Sargans, Wartau und Werdenberg kamen die Venediger auf die Berge und kannten dort die Stellen, wo „helles Gold aus den Felsen tropfte." Sie sammelten auch goldhaltige Steine und das erwähnte Sprichwort ist auch hier bekannt. Ein lumpig gekleidetes „Venedigermännchen", kam auf die Alp Martschüll ob Buchs, stellte bei der „rothen Platte" eine Kanne hin und ließ das Gold heraus tröpfeln. War einer reich genug, so kehrte er in einer Nacht wieder heim. Einer aus der Gegend fuhr einmal mit und konnte bei seiner Zurückkunft nicht genug sagen von Venedigs Pracht und Reichthum, wo „Straßen und Dächer mit Thalern besetzt" seien. (Nikl. Senn).

So kamen Venediger auf die Grabser Alp Naus um bei den Felsen „die weißen Frauen" genannt, das in Tropfen herunterrinnende Gold aufzufassen (Lehrer Jak. Vetsch in Grabs 1864).

(285.) Ein Venedigermannli erschien alljährlich ebenfalls ob Valens an den grauen Hörnern, wo es unter eine goldtropfende Quelle eine „Stitze" unterstellte und das andere Jahr voll abholte. Als es das letztemal kam, hieß es einen „ob dem Brudermatt" bei Vatura, wo es einzukehren und zu übernachten pflegte, mitkommen. Es ging durch schroffe Wände auf, wo man sonst keinen Fuß absetzen konnte; das Mannli zeigte dem Pfäverser die Goldstelle, verbot ihm aber beim Weggehen das Zurückblicken. Der Mann fand das sonderbar und schaute zurück, konnte aber, trotz alles Suchens die Quelle nicht mehr auffinden (Sebastian Hobi von Valens).

(286.) Auch das schwizerische Wägithal hat seine Venediger, die man sich freilich, wie anderswo, ihren Namen mißverstehend, als Schwarzkünstler denkt, von Zeit zu Zeit aus Italien gekommen, in unseren Bergen Gold und Silber zu holen. Noch in neuerer Zeit (?) habe sich ein solcher durch einen jungen Wägithaler, Namens Oberli, früh Morgens auf den Fluhbrig führen lassen und ihn dann zurückgesandt, mit dem Geheiße, ihn Abends wieder abzuholen. So sei es einige Tage fortgegangen, dann der Venediger plötzlich verschwunden. Bald darauf habe sich Oberli ins päpstliche Militär anwerben lassen und sei, als er einst durch die ewige Stadt schlenderte, aus einem schönen großen Hause mit Namen gerufen worden. Als der Schwizer überrascht hinaufblickte, habe ihm ein feingekleideter Herr gewinkt, einzutreten, was Oberli auch that. Oben fragte ihn der Herr, ob er ihn nicht mehr kenne. Als der das verneinte, obwohl ihm das Gesicht bekannt vorkomme, begab sich der Römer in eine Kammer und erschien dann in seiner Bergmannskleidung. Jetzt erkannte Oberli den Mann vom Fluhbrig, der ihm, unter Auferlegen Stillschweigens, eine bedeutende Geldsumme übergab, da er durch seine Beihilfe reich geworden sei. Oberli kaufte sich los und erwarb daheim ein

schönes Heimwesen. Später sei das Geschlecht wieder arm geworden, weil man nicht reinen Mund hielt (Schwizer Zeitung vom 13. Juni 1863, Feuill.)

(287a.) Einst war der Schlierenbach im Wägithale bei einem furchtbaren Wetter stark angeschwollen, so daß die Anstößer sich nicht zu helfen wußten. Als einer derselben rathlos den Bach hinauf ging, vernahm er bald wunderschöne Musik; doch wurden ihm Steine nachgeworfen, so daß er fliehen mußte. Jetzt erschien ein „fahriger Schüller" oder Venediger und erbot sich den Bach einzudämmen. Als man Zweifel äußerte, schwur er, falls er es nicht könne, wolle er machen, daß die Füchse keine Hühner mehr fräßen, und im Vorder- und Hinterthale keine Schlangen mehr wären. Da entschieden die Frauen, sie ziehen vor, daß die Füchse ihre Hühner nicht fressen und die Thäler keine Schlangen mehr haben, als daß der Venediger dämme. (Mißverstanden in der Schwizer Zeitung, 15. Juni 1863. Osenbrüggen in der N. Z. Z. Lütolf S. 245).

(287b.) Von goldsuchenden Venedigern ist auch am Berge Diethelm (Fluhberg) im schwizerschen Silthale die Rede. Dort sind ebenfalls sagenberufene Höhlen und noch ein Gang vorhanden, wo drei überreiche alte Jungfern „Chorglöggli" aus Schwiz, verbunden mit einem Venediger, gruben. Sie sollen der Regierung anerboten haben, falls sie den Mythenberg bearbeiten dürfen, wollen sie eine dicke goldene Kette geben, die um den ganzen Mythen herumgehe. (Von einem gewesenen Einsiedler Lehrer. Mitgeth. durch Gall Morell).

(288.) Im Thurgaue, zwischen Schönholzerswilen und Hagenwil, ist in der Waldschlucht eine Felshöhle, das Heidenloch, der Eingang nicht größer als ein Ofenloch, innen aber Raum von ca. 5 Fuß Höhe und 20 Länge und auf jeder Seite 2 Erweiterungen oder Zellen.

Die Dorfjugend hatte die Gewohnheit, im Frühjahr einmal darin ein Feuer anzuzünden. Die ausgewitterten Sandsteinwände der Thalschlucht bilden oft ganz sonderbare Reliefs, die man für Arbeit verworrener menschlicher Fantasie zu halten versucht werden möchte.

Hier wohnten Erdmannli, die mit den Umwohnern Umgang pflegten. Eines besorgte eines Bauers Vieh Morgens so früh, daß alles fertig war, wenn dieser in den Stall trat. Auch hier lauerte der Mann einst und als er den Zwerg in gar zerlumptem Kleide sah, legte er ihm dankbar ein ganzes hin, worauf das Männchen wegblieb. — Andere brachten den Ackernden Speisen auf Silbertellern und mit Silberbestecken; als aber ein habsüchtiger Knecht Teller und Bestecke zurückbehielt verschwanden sie für immer. (Pupikofer in Dalps Ritterburgen, III. Thl. S. 160).

(289.) Der Sohn eines Freiherrn von Sax gerieth einst auf der Jagd in eine unbekannte Höhle. Einem fernen Lichte folgend schritt er darin fort und gelangte an eine halb offene Thüre, aus welcher heller Glanz brach und lautes reines Klingeln scholl. Als er den Kopf hineinsteckte, blendete ihn der Anblick von lauter Gold und Edelgestein. Am Boden aber bewegten sich, Ameisen gleich, winzige Zwerge in feurigen Gewändern, mit Bärten, Gesicht und Hände schwarz. Die meißelten Goldstücke von den Wänden, warfen diese klingend in Körbe und

stürzten diese, wenn sie voll waren, in ein großes rothglühendes Becken in Mitte des Bodens, wo es sogleich schmolz und dann durch eine Menge Rinnen in die Felsen floß. Unglücklicherweise mußte der Junker niesen, da flogen die Kleinen von ihrer Arbeit auf, schossen wie Blitze durch einander und verschwanden, während ein Donnerschlag erfolgte und der Junker wie von einem Wirbelwind ergriffen in ein Wasser geschleudert, und ob sich ein Licht erblickend, in die Höhe gezogen wurde, wo er sich im Schlosse befand, von der Burgmagd im Eimer des Brunnens heraufgepumpt (Reithard).

(290.) Bei Alverdissen liegt ein kleiner Busch, ehemals die Helle, jetzt der Küsterbusch geheißen, wo sich vor Alters unter einem Steine Zwerge aufhielten. Nun hatte einmal ein Mann von Alverdissen eine Schuld von 200 Thalern zu bezahlen, und wußte nicht, woher sie nehmen. In seinem Kummer ging er hinaus und kam auch an die Helle, wo auf einmal ein Zwerg vor ihm stand, der ihn um seine Traurigkeit fragte. Als er die Ursache vernommen, hieß er ihn mit ihm kommen, und führte ihn zum Steine, wo er verschwand, aber gleich wieder erschien, die 200 Thaler brachte, und sagte: „die will ich dir borgen; aber heut übers Jahr, genau um dieselbe Stunde, muß ich sie wieder haben. Da komm und rufe „Anton!" so werde ich sie dir abnehmen." Der Mann dankte freundlich und war nach Jahresfrist pünktlich mit seinem Gelde da. Aber auf seinen Ruf erschien nach einer Weile ein anderer Zwerg und sagte ihm, Anton sei todt, er solle das Geld nur ruhig behalten (Kuhn).

(291.) Vor Zeiten war ganz Rügen voll „Unterirdischer", die in Hügeln, Hünengräben und Uferabhängen wohnten. Es gab ihrer vier Arten, grise (graue), den Menschen am feindlichsten; schwarze, fast ebenso, beide den Mädchen nachstellend, Säuglinge raubend und manchen Streich übend, dann grüne und weiße, letztere fromm und mild. Jede Art hatte ihren König und abgesonderte Wohnstätte. Solche bestellten einst bei einem Bauer eine Fuhr Getreide, die er an den Dubberworth, ein Hünengrab, bringen mußte, welches, als er anfuhr, weit offen stand. Er fuhr hinein und weit in den Berg, wo man ablud und so viel Gold hinten auf den Wagen packte als die Pferde ziehen mochten; doch sollte er sich nicht umsehn bis er außer dem Berge sei. Den Bauer dünkte jedoch der Weg so lang, daß er, wie er mit den Pferden unter blauem Himmel war, sich nicht länger hielt, aber kaum schaute er nach dem Golde, so schloß sich der Berg vor seinen Augen, er und der Vorderwagen war draußen, der Hinterwagen aber mit dem Golde im Dubberworth (Wolfs Zeitsch. f. d. Mythologie II. Bd. S. 142. 143).

(292.) Unsere Erdleutchen leben auch an den flachen Ufern der Nord- und Ostsee, kleine Wesen unter der Erde, meist in alten Grabhügeln (Hünenbetten) wohnend, in Holstein genannt Dwarken (Zwerge) oder Unnerersken (Unterirdische), auf Silt Oennerersken, auf Föhr und Amrum Oennerbänkissen. Man kennt sie dort seit den Tagen, wo man noch kein Bier braute.

Eine noch lebende Frau hörte von ihrem Großvater, er habe, auf seinem Acker pflügend, wo ein Hünengrab war, gesehen wie ein unterirdisches Weiblein in

einem weißen Hemdchen gekommen sei, ihr Wasser zu lassen, die aber, wie sie ihn erblickte schnell davon gelaufen sei.

Wo eine Hochzeit war, saßen die Unsichtbaren mit zu Tische und auf der Seite, wo sie saßen, wurde nochmal so viel verzehrt, als auf der andern.

Der Schafhirte von Hoersted habe oft mit ihnen getanzt; sie hatten dann goldene Ketten um sich und nöthigten ihn oft, in ihre Wohnungen zu kommen. Auf den nahen Büschen hatten sie zu Zeiten viel Leinenzeug ausgebreitet, auch viele goldene Gefäße zum Sonnen daran aufgehängt.

Wenn ein Kind fällt, so heißt es, die Unterirdischen haben es bei den Füßen gezogen (Müllenhof, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, Kiel 1846).

(293.) Einst erhielt ein Mann von einem unbekannten Männchen einen herrlichen Karfunkel. Als dies der damalige Herzog in Oesterreich vernahm, ersuchte er den Besitzer, ihm das Kleinod zu zeigen; dieser that nicht blos dies, er überließ ihm den Stein. Dafür erhielt er den Fürstentitel, und hieß Peter von Liechtenstein. (Zingerle. Das kleinste Fürstenthum wird also humoristisch von Zwergen abgeleitet).

(294.) Eine Kräutelbrokerinn ging aus Salzburg zum Untersberge und kam droben zu einer Steinwand, wo Brocken lagen wie Kohlen, grau und schwarz. Sie nahm etliche mit sich und bemerkte zu Hause, daß klares Gold hineingemischt war. Alles spätere Suchen nach dem Orte war aber vergeblich.

Ein Holzmeister, der sich in seinem Berufe auf dem Berge verspätete und in einer Höhle übernachten mußte, kam des andern Tages zu einer Steinklippe, aus welcher glänzender schwerer Goldsand herabrieselte. Da er kein Geschirr hatte, ging er ein andermal hinauf, stellte ein Krüglein unter, bis es voll war und sah, wie er wegging, unweit davon eine Thüre öffnen, durch welche er in den Berg hinein blickte und drin wie eine andere Welt und einen andern Tag sah. Er füllte das Krüglein später noch oft und hatte Geld sein Lebenlang genug (Volksbüchlein vom Untersberge).

(295.) Im Jahre 1694 war ein Fuhrmann mit einem Wagen Wein aus Tirol auf dem Wege nach Hallein, Willens ihn dort zu verhandeln. Wie er neben St. Leonhart bei der Almbrücke zu Niederalm, nächst am Untersberge hinfuhr, kam ein Bergmännchen aus dem Berge hervor und bat ihn, mit ihm zu kommen, er werde mehr lösen als in Hallein. Als der Fuhrmann Schwierigkeiten machte, weil der Wein bestellt sei, fiel das Männchen plötzlich auf die Mähne der Pferde und rief: „Fuhrmann, weil du nicht mit willst, so sollst du nicht wissen, wo du bist noch wo aus du zu fahren hast.“ Der Mann, in Angst, entschloß sich nachzugeben, folgte dem Männchen und dieses führte die Pferde beim Zaume dem Wunderberge zu. Der Fuhrmann fiel in Schlaf und sah erwachend ein herrlich und glänzend Schloß vor sich, in welches mehrere Zugbrücken führten. Aus allen Fenstern schauten Bergmännchen, andere kamen herunter, vorn dran der Kellermeister mit vielen Schlüsseln, der Bart bis über den Bauch und die Haare bis in die Mitte des Leibes reichend. Der hieß den Fuhrmann willkommen und ermuthigte den Furchtsamen. Die Pferde wurden ausgespannt und in den Stall

geführt, der Fuhrmann mit Essen und Trinken bewirthet und dann im Schlosse von Saal zu Saal geführt, einer köstlicher als der andere, in einem lauter Panzer und Waffen, reich gearbeitet. Im Keller waren eine Unzahl Weinfässer und daneben ein Gewölbe, worin ein Bergmännchen dem Fuhrmann 180 Dutzend Dukaten aufzählte. Dann wurde wieder eingespannt, das eine blinde Pferd mit einem rothen und blauen Steine, den man ihm schenkte, geheilt und er dann aus dem Schlosse eine Strecke Weges begleitet, ohne daß er merkte, wo er aus dem Berge gekommen sei. Sein Geld nahm bis an seinen Tod nie ab und es ging ihm in Allem wohl (Volksbüchlein vom Untersberge).

(296.) In einem Jurathale lebte ein wohlhabender Müller mit einem kleinen Sohne und einer unheilbar kranken Frau. Er war aber habgierig und hart. In derselben Gegend lebten viele Zwerglein in den Bergen, die mit den Thalleuten vielen Verkehr hatten und gut mit ihnen standen. Zur Zeit einer Theurung kam einst ein Zwergmännchen vor die Thalmühle und begehrte ein wenig Mehl, der Müller aber fuhr es barsch an und schlug seine Bitte ab. Das jammerte den Knaben, seinen Sohn, er schlich zum wohlgefüllten Mehlkasten, füllte des Männchens Säcklein mit dem feinsten Semmelmehle, und steckte es demselben geheim durch die Gartenhecke zu.

Als kommendes Frühjahr der Knabe des Vaters Herde zur Weide trieb, begegnete ihm der Zwerg, dem er das Mehl gegeben, und lud ihn zu einem Feste der Zwerge. Der Knabe ging mit. Ein hohler Baum war der Eingang zum hohlen Steine. Je weiter sie drin kamen, desto geräumiger und schöner wurde es dort. Zuletzt gelangten sie auf ein schönes, ebenes Feld, besetzt mit einer Menge Fruchtbäume, und hier waren alle Zwerge der Umgegend zu Spiel und Schmause versammelt. Der Zwerg, der mit dem Knaben gekommen war, lud ihn zum Essen und sie belustigten sich eine geraume Zeit. Nach und nach verschwanden die Erdleutchen, bis der Knabe und der Kleine sich allein fanden. Letzterer nahm jetzt von einem der Bäume einen herrlichen Apfel. Der ist für deine kranke Mutter, sprach er, sie soll ihn alsobald essen. Drauf pflückte er von einem andern Baume eine Nuß. Die gehört deinem Vater, sagte er, denn es war ja doch sein Mehl, das du mir damals schenktest, als ich Noth litt. Zuletzt löste er eine Perlenschnur von seinem Halse, reichte sie ihm und sagte: hier ist ein kleines Andenken an das Zwerglein für dich, dem du in der Bedrängniß beisprangest. Wenn du aber wieder ans Tageslicht kommst, fügte er bei, so lege dich nieder und ruhe aus, denn du hast eine größere Reise gemacht als du denken magst.

Wirklich fühlte der Knabe als er aus dem hohlen Baume hervortrat, eine große Müdigkeit in allen Gliedern, so daß er sich auf den Rasen legte und ziemlich lange schlief. Daheim fand er seine Eltern in großer Angst um ihn, denn er war sieben volle Tage ausgeblieben und die Herde ohne ihn heimgekehrt. Jetzt theilte er des Erdmännchens Geschenke aus. Die Mutter wurde durch den Apfel vollkommen geheilt, und als der Müller die Nuß öffnete, fielen, statt der Kerne, kostbare Diamanten heraus (Joh. Frei in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung, Märchenbuchsee i. J. 1850).

(297.) In der St. Gallischen Gemeinde Waldkirch, zwischen Schuoppis und

Vögeliberg (Buchholz) stand vor alter Zeit ein Schloß, jetzt nur noch in Ueberresten, Wällen, Mauern, Höhlungen. Es heißt, es habe durch unterirdische Gänge mit Ramswag in Verbindung gestanden und sei von reichen Zwergmännchen bewohnt gewesen. Diese haben gegen 100 Jahre hindurch den Bauern von Schnoppis, Koller genannt, wenn sie in der Nähe ackerten, Vor- und Nachmittags Kuchen u. a. gebracht und zwar auf silbernen Tellern, auch das Besteck schwer Silber. Die Zwerge sprachen nie, sondern legten die Speisen, wenn die Bauern gegen Schnoppis zufuhren, einfach auf die „Furrenen," und holten später das Geschirr wieder ab. Sie seien kaum von der Größe eines fünfjährigen Kindes gewesen und sehr zahlreich. Zu leide thaten sie Niemanden etwas.

Einmal entschlossen sich die Bauern die auf den Acker gebrachten Teller, Löffel und Gabeln wegzunehmen, worauf die Kleinen weder je mehr was brachten noch sich auf Schnoppis mehr sehen ließen. Im Buchholz sah man sie nach etwas Zeit, aber dann auch nicht mehr (J. A. Eigenmann).

(298.) Im St. Gallischen Waldkirch, heißt es, haben die Zwerge nach ihrem Verschwinden ihren Schatz dadurch kund gegeben, daß sie ihn im Buchholze im Freien sonneten, aber nur in der Gestalt glänzender, buntfarbiger Glas- und Porzellanscherben. Gewann man diese, so waren sie Gold. Einst gingen zwei Männer in die dortige Ruine und erblickten Haufen Geldes. Eine unsichtbare Stimme erlaubte ihnen soviel mitzunehmen, als Jeder forttragen möge; aber sie dürfen weder ein Wort reden, noch einander dabei helfen. Die Männer füllten zwei Säcke voll und als der Eine den seinigen nicht zu heben vermochte, winkte er den Andern, worauf sogleich Alles zu Scherben wurde, die sie nun unbedacht wegwarfen. Das Schatzsonnen will man noch in der neuesten Zeit bemerkt haben, jedoch nur, wenn Personen vorbei gingen, denen der Sachverhalt unbekannt war, die dann von den Massen glänzender Scherben erzählten. Kehrten solche zurück, so war nie mehr was zu sehen (J. A. Eigenmann).

(Ganz ähnliche Sagen finden sich zahlreich in den Sammlungen von Grimm (Sagen 160, 303, 314, 315) Lütolf, Rochholz, Vonbun, Zingerle, Alpenburg, Panzer, Herrlein u. s. w.).

Der Zwerge Zauber und Rache.

Die Zwerge sind als überirdische Wesen zauberkundig. Außer der bereits erwähnten Gabe, sich unsichtbar zu machen, haben sie auch diejenige, sich zu verwandeln, in was sie wollen. Sie erscheinen nach Belieben als Katzen, Hunde, Böcke (bisweilen auch in jeder beliebigen Gestalt immer mit Ziegenfüßen), Ochsen, Dachse rc., fliegen als Vögel davon, lassen Lebensmittel, die sie den Leuten geben, z. B. Käse, je nach dem Verhalten derselben, unaufzehrbar bleiben oder aber ausgehen, lassen Häuser verschwinden u. s. w. Sie verfügen über das Wetter, wozu sie namentlich ihre Liebe zur Musik verwenden. Mit Schellen, Geigen, Trommeln, Pfeifen, sogar mit

Jauchzen, aber auch mit Kindergeschrei, das sie hören lassen, verursachen sie Eintritt von Regen, Schnee u. s. w., oder ein gutes Weinjahr und dergl. In Tirol können die Eismandel (auch Ferner-Norken oder Kösmandl) außerdem noch die Gletscher vor- und rückwärts schieben, Eisbrücken bauen, Wolken und Nebel wegblasen, Menschen und Vieh aus Klüften, in die sie gefallen, heraufholen, wie sie auch auf der verlassenen Alm den Winter in gespenstiger Weise zubringen. So vermögen die Zwerge auch das Heu der Leute, welchen sie gut sind, mit wunderbarer Schnelligkeit in die Scheune zu bringen, gehen auf Schwimmschuhen trockenen Fußes über das Wasser, wie auch in Island die Wasser-Zwerge (vatnsskratti), lassen beliebige todte Gegenstände sich bewegen, melken Milch aus in die Wand gesteckten Messern oder Pflöcken, — reiten auf Drachen und entfernen solche dadurch aus dem Lande u. s. w. Auch sind sie heilkundig und wissen allein die besten Mittel gegen Pest und Seuchen.

Aber wehe dem, der sie beleidigt oder auch nur ihren Willen nicht thut. Ihre Rache ist unerbittlich. Wer ihre Geheimnisse ausplaudert, verliert den Verstand oder die ihm von ihnen geschenkten Gaben. Wer sie bestiehlt oder betrügt, dem geht alles das Seinige zu Grunde.

Sie bestrafen aber auch jede Verletzung der Menschenpflichten. Treulose in der Liebe verderben sie unnachsichtlich. Lieben sie jedoch einen Menschen, so wissen sie ihre Nebenbuhler in tödtlicher Eifersucht unschädlich zu machen. Es kommt sogar vor, daß sich eine künstliche Puppe in einen lebenden Zwerg verwandelt, um das frevelhafte Spiel mit der menschlichen Gestalt zu bestrafen.

(299.) In der Alp Laasa bei der Ragazer Hütte spielte ein in jener Gegend vielbekannter Geist Nachts auf dem Stofel seine Geige. Ein Mastrilserberger unter den Alpknechten forderte leichtsinnig einen Tanz. Der Geiger thats und die Sennen tanzten so nach Herzenslust, daß sie das Beten des Rosenkranzes und den üblichen Alpruf (das dreimalige Ave Maria und andere Schutzrüfe) vergaßen. Aber am andern Morgen war der Mastrilser, der die Veranlassung gewesen, lahm und blieb es (Sebastian Hobi von Valens, der den Mann noch gekannt).

(300.) Der im Sarganser Lande bekannte, von seinem, damals seltenen Kapuzinerbarte „Bartli Peter" benannte Peter Schwarz, den der Sammler dieser Sagen als Knabe noch kannte, hat denselben Geist, bald geigend, bald die Feldpfeife blasend, häufig gehört. Als er einst mit Andern aus Laasa Bauholz hinauf bis Stofel und Valgrausa zu schaffen hatte, vernahmen sie Nachts die unheimliche Feldpfeife deutlich. Die Anderen, denen die Sache neu war, wollten auf den

Pfeifer zugehen; der Peter aber hielt sie, wie Odyssens seine Genossen, bei den Sirenen, mit Gewalt zurück und sagte: nähert euch dem da nicht! der wird noch manches Jahr hier pfeifen und geigen (Sebastian Hobi von Valens, des Peter guter Bekannter).

(301.) Als einst auf Laasa, in der Valenser Hütte, ein armer einkehrender Mann den Alpknechten Abends geigte, kam diese, denen sowas selten zu Theil wird, die Tanzlust an und sie gaben derselben so leidenschaftlich nach, daß darüber Beten und Alpruf versäumt wurden. Kaum waren sie müde auf ihrer Lagerstätte, so vernahmen sie Unruhe drausen unter den Kühen, aber an einem andern Orte als wo sie sie hingetrieben hatten, und bald jenes unheimliche Brüllen, welches diese Thiere ausstoßen, wenn sie verwandtes Blut riechen, jenes Tönen, welches „Bööggen“ heißt, wo es alle Gewalt und Gewandtheit bedarf, die empörten zur Ruhe zu bringen. Schnell die Knechte auf und mit ihren Stecken an Ort und Stelle, wo sie aber staunend alles in Ordnung und Stille antrafen. Kaum lagen sie wieder, ertönte das Bööggen abermal von einem ganz andern Orte her. Sie wieder auf, konnten aber keine Spur finden. Jetzt begann sie ein Grausen zu fassen, namentlich als dasselbe zum drittenmale stattfand, wo sie jedoch das Sennthum, und diesmal auf dem rechten Platze ruhig, antrafen. Jetzt fiel ihnen ein, das unterlassene Beten möge an dem Abenteuer schuld sein; sie machten Feuer an, setzten sich drum herum, beteten und alles war und blieb in Ordnung (Sebastian Hobi in Valens).

(302.) In Savien, hinten im Thale, „bei den Häusern“, hatte einst eine Frau gerade „das Kessi“ mit der Milch ob dem Feuer, und die Milch fing an heiß zu werden. Plötzlich flog ein Lederkäpplein zur Küchenthüre herein. Die Frau trat hinaus, und sieh da, es saß „ein wildes Männlein“ vor der Thüre.

„Ei, liebi Frau, hub das Männlein an, gät mer doch eppes z'trinka. Ich han an grusamma Turst un noch wit heim, un es kunt enandernah es grusams Wetter.“ — „Ach, erwiderte die Frau, du bist jetz woll es gauchs Mannli. Luag, d'Sunna schint e so warme, un hüt kunts gwüß niena ga regna. Aber z' trinka will der scho gän, ich han grad ds Chessi ob em Für.“

„So machet doch gschwind, liebi Frau, luaget, ich muoß gan.“

Die Frau lachte vor sich hin, indem sie dachte: „Du bist mir der recht Wetterprofet; der ganz Himmel ist heiter.“ Sie schöpfte Milch aus dem Kessel und brachte sie dem Männlein.

„Ei, guati Frau, sagte dieses, gät mer doch es größers Gebsi, daß d' Milch schwinter z' erkuala kunt; i ka nit sövel lang macha.“

Die Frau willfahrte lachend, als sie sah, wie das Männlein in größter Eile die Milch im größern Geschirr umschwenkte und hineinblies, damit sie schneller „kuali“, und wie es dann so schnell als möglich trank.

„Du häst, sagte sie jetzt, an tolla Stäcka, mit dem kust scho fürwärts. Aber daß es hüt leid Wetter gäbi, wurtist du jetz, schätzi, nit grad wissa; suß triffts mir au no as Aerfeli Heu i z' thua.“

„Ja so machet nu gschwint, sagte das Männlein, suß kunti der Rega dri. Und jetz sägi Dank, wenns damit usg'richt ist.“ Mit diesen Worten eilte es den

Berg hinan, und hätte in der Hast das Lederkäppchen vergessen, wenn die Frau es ihm nicht nachgeworfen.

Diese käsete vorwärts. Aber kaum waren einige Minuten verstrichen, so zog eine schwarze Gewitterwolke über das Gletscherbachhorn herein und fing es an zu blitzen und zu donnern, und der Regen fiel in Strömen. Jetzt kratzte die Frau hinter den Ohren, daß sie auf das Männlein nicht gehorcht (Bündn. Zeitung 1850).

(303.) Beim Dorfe Wildhaus in Toggenburg wohnt im Gebirge zwischen dem Käserruk und dem Gamserruk in der steinreichen Hinterrisi, einem sogenannten Obersäß, das „Hinterrisi-Mandli" und erscheint, so oft das Wetter abfallen will, Nachts schreiend, im Scharlachkittel und mit großem Lamphute und spielt auf einer Geige (Illustr. Schweiz. Kal. auf 1851, S. 153. Mündlich in Unterwasser bei Alt-St.-Johann).

(304.) In der Wesener Alp Oberbüz sei vor vielen Jahren in einer Tanne ein Geist gewesen, welcher jedesmal, wenn schlechtes Wetter eintreten wollte, jauchzte. Beim Baue eines Hauses wurde die Tanne gehauen und zu einem Balken verwendet. Der Geist aber entfernte sich deshalb keineswegs aus dem Holze, sondern erhob zuweilen ein solches Geschrei und verursachte ein solches Krachen und Donnern im Hause, daß man genöthigt war, den Balken herauszunehmen.

Jetzt befindet sich der Geist, nach Aussage der Sennen, wieder in Oberbüz und kommt beim Hereinbrechen schlechten Wetters in die Sennhütte. Hier nimmt er die Viehglocken und läutet aus allen Kräften, geräth wohl auch hinter die Schweine, jagt sie zur Hütte hinaus und beginnt überhaupt ein eigentliches Wüthen. Die Sennen müssen sich hierbei ruhig verhalten, und will einer nachsehen oder dem Unholde zuwider thun, so ist er sicher, am nächsten Morgen einen geschwollenen Kopf zu haben.

(305.) Als sich im August 1837 die Gewitterwolken an der Honeck zu einem ungeheuern Gebirge zusammenballten und das Unwetter losbrach, wollen Einige den seit 1764 in den Berg gebannten Emmen-Zwerg in dem Feuermeer herumspringen und sich abmühen gesehen haben, das Gewitter über den Berg nach Süden zu treiben. All sein Abarbeiten scheiterte an der Wucht der Elemente, vor der er zu Boden stürzte. Als die Fluth ins Thal heraustobte, sah man den Zwerg auf der ersten Tanne, wie auf einem Pferde sitzen, und wie sie sich drehte, immer schrittlings oben, und dem Ocean zusteuernd. So oft sich nun Gewitter zusammenziehen, besorgt man, er kehre wieder und lasse abermal Wasser und Schutt alles verheeren. Manche sahen ihn auf einer Wolke seinem ehemaligen Verbannungsorte zu steuern, dann brachen jedesmal Ungewitter los (Eggiwil und Röthenbach. Joh. Dubach in Zuberbühlers Sammlung 1850).

(306 a.) Zur Zeit als die Pest unter dem Namen „der schwarze Tod" in Graubünden grassirte und unzählige Opfer forderte, so daß ganze Höfe ausstarben und in vielen Gemeinden man keinen Platz auf den Friedhöfen hatte, um die Todten zu begraben, machte man die Entdeckung, daß gar keine wilden Männlein und Weiblein an dieser furchtbaren Krankheit starben und kam daher auf den richtigen

Schluß, daß dieselben ein Geheimmittel dagegen besitzen. Aber niemand konnte dasselbe erfahren, denn sie wollten es durchaus nicht sagen. Da fiel einem Manne eine List ein. Ein wildes Männlein, welchem man für Hirtendienste, die es leistete, öfters Nahrung auf einen Stein legte, mußte das Geheimniß ausplaudern. Jener Mann füllte ein Loch, das im Stein war, mit Wein an. Als nun das wilde Männlein zu dem Stein kam und den Wein sah, sagte es zu sich selbst: „nein, nein, so dumm bist du nicht, daß du vom Wein trinkst, sonst wirst du berauscht und dann schwatzest du dieses oder jenes aus." Die Lust zu trinken funkelte ihm aber aus den Augen. Jener Mann nämlich hatte sich in der Nähe versteckt und schaute dem wilden Männlein zu und mußte sich halb zu tod lachen über die Manöver, die das Männlein machte. Ich bin natürlich selbst nicht dabei gewesen, lieber Leser, aber mein Freund Engelhard, welcher mich in meinen Forschungen mit dem härtesten Fleiße und einer wahren Engelsgeduld unterstützt, hat mir die Sache haarklein erzählt. Das Männlein lag auf den Knieen vor dem Weine und bückte sich mehreremale mit dem Näschen bis über den Wein, um wenigstens den Geruch des duftenden Veltliners zu kosten, hob dann den Kopf wieder und winkte mit dem Zeigefinger und sprach: „nein, nein, du überkust mi nit." Endlich einmal, als es sich ganz nahe über den Wein gebeugt hatte, blieb ein Tröpfchen Wein am Schnäuzchen hangen; dieses Tröpfchen leckte es mit der Zunge ab, halb bewußt, halb unbewußt, da stieg die Begierde und es sagte zu sich selbst: „ei, nur mit einem Finger tunken darfst du schon." Gesagt, gethan, es leckte den Finger wohl hundertmal ab, wurde dabei immer lustiger und endlich fing es an, allerlei dummes und gescheidtes Zeug vor sich hin zu schwatzen. Da trat dann der Mann aus dem Versteck hervor und fragte das Männlein, was gut sei gegen die Pestkrankheit. „Ich weiß es wohl — sagte das Männlein — Eberwürza und Bibernella, aber das säg i Dir no lang nit." Der Mann war über den Fund so erfreut, daß er es vergaß, noch nach Mehrerem zu fragen, was ihm das wilde Männlein in diesem Zustande gewiß mitgetheilt hätte. Er eilte nach Hause, machte das Mittel bekannt und siehe, hierauf starben keine Menschen mehr an der Pest.

(306 b.) Bei dem großen Sterben in Sevelen und am Berge erscholl ebenfalls der Ruf aus den Lüften:

Essend Knoblauch und Bibernelle,*)
so sterbend ihr nit so schnelle.

Man gehorchte und die Seuche hörte auf (Nikl. Senn).

In Schwiz ruft eine Stimme 1612 aus den Lüften herab: Esset Strenzen (Oster-Enzen, gentiana) und Bibernellen, auf daß ihr nicht alle umkommet (Lütolf). So die „wilden Mannen" am Pilatus lautstimmig: „esset schwarze Astrenzen und Bibernellen!" (Lütolf).

So rief im Dorfe Eschau im Spessart zur Pestzeit ein fremder Vogel von einem Baume herab:

Eßt Bibernell,
so sterbt ihr nicht so schnell.

(Herrlein, die Sagen des Spessarts).

---

*) Pimpinella, Tormentilla erecta.

(307.) Das Dorf Glaß, eine Stunde vom Untersberg und von Salzburg, kam gegen Abend eines der Bergmännlein aus jenem Berge zu einer Hochzeit. Es sah erst theilnehmend zu, verlangte dann auch mitzutanzen und that es gar zierlich zu Aller Freude. Dann schenkte es jeder der Brautpersonen drei Geldstücke von einer unbekannten Münze und hieß sie, dieselben zu ihrem Gelde zu legen, worauf sie, wenn sie in Eintracht und Tugend leben, nie in Mangel kommen werden. Als es Nacht wurde, begehrte es Jemanden, der es über die Salzach gegen den Berg überschiffe. Ein anwesender Schiffer übernahm das. Während des Ueberfahrens verlangte er den Lohn. Auch er erhielt drei Pfennige, die er verschmähte, worauf das Männlein ihm den gleichen Erfolg verkündete wie den Brautleuten und ihm außerdem ein kleines Steinchen gab, welches, an den Hals gehängt, machen werde, daß er im Wasser nie umkomme (Volksbüchlein vom Untersberge).

(308.) Hinter dem Schlosse in Laupen liegt im Gehölze eine Matte, das Ried. Einst, erzählt man, als im „Heuet" einige Mäder wacker dran waren, das dichte Gras abzumähen, sagte einer von ihnen: „mir ist gerade als röche ich einen Pflaumenkuchen. Hätt' ich nur". Und wie sie bis ans Ende der Matte durchgemäht und wieder zurückkehrten, um neu von vorne anzufangen, sei unter einer Haselstaude wirklich ein tüchtiger Pflaumenkuchen gelegen, und dazu noch ein artiges Messerlein, ihn zu zerschneiden. Froh machten sich die Mäder an den Fund und verzehrten ihn mit köstlichem Appetite. Das Messerlein ließen sie hübsch liegen, und machten sich wieder frisch an ihre Arbeit, die nun viel leichter ging.

Das habe sich nun manchmal wiederholt, bis einst einer aus ihnen muthwillig das Messerlein zu sich steckte. Von der Zeit an sei nie wieder eine Gabe zum Vorscheine gekommen. Das Volk schrieb diese einem gegen die Leute sehr gutthätigen „Holzmütterli" zu, welches die Unart und Undankbarkeit des Arbeiters auf diese Weise gestraft habe (Jak. Schlup in Zuberbühlers handschriftl. Sagensammlung, Münchenbuchsee 1851).

(309.) Nach Wälti forderten die Zwerge einst im Herbste von einem Sennen sein ganzes Sennthum ab. Er überließ es ihnen und sie führten die Kühe von dannen, mit der Mahnung, so lange sie sie haben, keiner einen Namen zu geben. Als er im Frühling auf die Alp kam, sah er die Zwerge mit dem Viehe die Fluh entlang kommen. Er konnte sich nicht enthalten auszurufen: Hoho, der Gäbel ist ämel alla zweg. Kaum gesagt, fiel die Kuh, die er genannt, die Fluh hinab. Die anderen waren schöner und fetter und hinterher brachten die Zwerge den im Winter gemachten Käse.

(310.) Auf den Taminser Alpen lebten vor Altem ein Senn, ein Zusenn und ein Küher. Der Senn war ein junger, fröhlicher Bursche, aber zuweilen ausgelassen und ein frecher Spötter.

Einst machte er eine weibliche Puppe, die er überall mitnahm, aus der Alp in die Großalp, und von da ins Hinter-Aelpli. Bei jedem Essen setzte er sie auf einen Stuhl an den Tisch und gab ihr mit den Worten: „Se Schäzli, muost o ha" Milch, Nidel, Butter. Kamen aber Nothdürftige, die jagte er hart fort, oder reichte ihnen, wenns gut ging, saure, schlechte Milch.

Noch am letzten Tage vor der Heimfahrt erschien ein Armer in der Hütte, und bat um einen Trunk Milch. Er wies ihn barsch ab und hohnlachte, als derselbe erwiderte: Das vergelt' euch Gott!

Aber der böse Geist fuhr in die Puppe, und als sie abfahren wollten, begann sie zu sprechen und verlangte, Einer von ihnen müsse bei ihr bleiben. Man warf das Loos; es traf den Senn. Nun warnte die Puppe die Zwei, zurückzuschauen, sie kehrten sich jedoch nicht daran, schauten sich um und sahen ihn in Stücke zerrissen, die Haut aber ausgebreitet auf dem Dache der Hütte (Nikl. Senn).

(311.) Der Zwerge- und Hausgeisterkönig Goldemar, Volmar, der in einem Hause der Hardenberge an der Ruhr lebte, kam, als einst ein Neugieriger ihm Asche und Erbsen streute, ihn fallen zu machen, oder seine Füße zu erkunden, diesem beim Feueranmachen an den Hals, hieb ihn in Stücken, briet und kochte diese und trug sie in seine Kammer, wo man lange Freudenschreien beim Verzehren vernahm. Aber der Zwerg ließ sich nicht mehr blicken, schrieb jedoch über seiner Kammerthüre, das Haus solle unglücklich sein bis drei Hardenberge auf einmal leben (Grimm d. Myth.).

Dienstleistungen und Neckereien der Kobolde.

Die Kobolde, Klopf- oder Poltergeister, unterscheiden sich in der Volkssage thatsächlich nur dadurch von den Zwergen und Alfen, daß sie sich in den Häusern (auch in den Bergwerken) aufhalten, und bald sichtbar, bald unsichtbar, den Menschen dort Dienste aller Art leisten, während die gewöhnlich als „Zwerge“, „Bergmännchen,“ „Erdmännchen,“ „Elben“ u. s. w. bezeichneten Mythenwesen in Freiheit leben. Andere Bezeichnungen der Kobolde sind: Wichtelmännchen, Heinzelmännchen, Heimchen, Butzen, Rüpel, Pucke, Nissen, Trollen, Poppelchen, Petermännchen, Ekerchen, Polter- und Rumpelgeister Klopfer, Gütchen, Hütchen, Mummart, Mummel u. s. w. (Bezüglich der Etymologie verweisen wir auf Grimm).

Die Gestalt der Kobolde, soweit sie sichtbar sind, ist dieselbe wie die der eigentlichen Zwerge; ihr Charakter hingegen ist, gegenüber dem ernsten, düstern, ja tragischen der Zwerge, ein heiterer, neckischer, boshafter.

(312.) Der Kobold bläst Lichter aus, stößt faulen Mägden den Kübel um, dreht der besten Kuh den Hals um und spottet mit Hohngelächter, wie er bei lustigen Streichen unmäßig lacht oder kichert (koboldisches Gelächter).

Dienstboten, die gut mit ihm standen, setzten ihm von Speisen, eine Schale Grütze, ein Stück Kuchen, ein Glas Bier, oft nur am Festtage oder einmal wöchentlich bei Seite. An solchen Abenden hatte er nicht gern, daß Lärmmachendes

vorgenommen wurde. Das hieß man in Norwegen „at holde qvelvart", Abendruhe (Feierabend) halten. Wer ihn geneigt erhalten wollte, gab ihm gute Worte: „Kiäre granne, giör det" (lieber Nachbar, thu das) und er antwortete in demselben Tone. Zuweilen soll er seine Vorliebe zum Hausherrn so weit getrieben haben, aus Anderer Scheunen oder Ställen Heu und Stroh zu bringen. In Schottland wohnten sie unter der Thürschwelle und hießen, ob von der Farbe des Kleides oder ihrer selbst Browny. Sie sollen mager, zottig und wild ausgesehen haben. Nachts ruhten sie in der Küche am Feuerheerd und sahen nicht gern, wenn sich die Hausfrau noch zu spät dort beschäftigte. Sir Gottfrid Macculloch sah auf einem Spazierritte plötzlich an seiner Seite einen kleinen alten Mann im grünen Kleide auf einem Schimmel erscheinen, der nach gegenseitiger Begrüßung erzählte, er wohne unter Macculloch's Haus, mußte sich aber über einen neu angebrachten Kanal zur Abführung von Unreinlichkeit beschweren, der sich gerade über seinen Ehrensitz ergieße. Der Ritter versprach höflich Abhilfe. Viele Jahre nachher hatte Macculloch das Unglück, bei einem Streite einen benachbarten Edelmann zu tödten, gefangen und zum Tode verurtheilt zu werden. Das Schaffot war auf dem Schloßhügel in Edinburg errichtet; aber kaum hatte er den Unglücksort erreicht, als der Browny auf den Schimmel mit Blitzschnelle das Volksgedränge zertheilte, Gottfried auf sein Thier nahm, die Treppen hinuntersprengte und mit ihm verschwand, ohne daß er je wieder gesehen wurde (the minstrelsy of the S. B,) Auch Browny verschwand, so oft man ihm irgend eine Belohnung, namentlich von Speisen, anbot (verschieden von den Nissen des Nordens). Auf den Shetlandsinseln und Orkneys derselbe Glaube. Dort hatte jede Familie ihren Browny, dem aber bei jedem Buttern Milch in alle Hauswinkel gestellt wurde, und wenn man braute, in das Loch des Browny-Stone etwas Würze. So blieben auf dem Felde Browny-Garben stehen.

(313.) In Norwegen werden die Kobolde oder Hausgeister Nisser genannt, kleine Bursche, die sich besonders in Ställen aufhalten, was zum Gedeihen des Viehes beiträgt. Lärm und Geräusch können sie nicht aushalten. Sie heißen auch Nisse god Dreng; ebenso in Schweden, hier aber allgemeiner Tomtegubbe „Hausalter." Sie verrichteten allerlei Hausdienste, wofür man ihnen Milch und andere Speisen vorsetzte. Auf den Faröer heißen sie Niägrnjsar, kleine Geschöpfe mit rother Mütze auf dem Kopfe, dem Hofe, wo sie sich aufhalten, Glück bringend. Der Seeländer Bauer schildert die Nisser wie er selbst gekleidet ist: vor Michaelis im Hute, hernach in der Mütze. Ihr Aufenthalt ist in der Scheuer oder im Stalle, wo sie das Vieh besorgen und oft stark auf Kosten der Nachbarn füttern. An hohen Festen setzt man ihnen Essen vor (Rühs Edda S. 20—22).

Der Nisse liebt Mondschein und Winters sieht man ihn munter über den Hof springen oder im Schlitten fahren. Auch verstand er sich, wie die Elfen, auf Tanz und Musik, und auch von ihm hieß es, daß er für ein graues Schaf im Geigenspiel unterrichte.

(314.) Die Nissen, wie man in Dänemark die Kobolde nennt, erzählte Heine'n der junge Dichter Andersen, in Paris, essen am liebsten Brei mit Butter. Haben sie sich einmal in einem Hause eingenistet, so sind sie auch nicht sobald ge-

neigt, es wieder zu verlassen. Indessen kommen sie nie unangemeldet, und wenn sie irgendwo wohnen wollen, so tragen sie Nachts allerlei Holzspäne ins Haus und streuen Viehmist in die Milch. Wirft der Hausherr nun diese Späne nicht weg, oder trinkt er von der so beschmutzten Milch, so bleiben die Nissen auch immer bei ihm. Ein armer Jütländer, dem das Wesen eines solchen nicht mehr erträglich war, entschloß sich am Ende, sein Haus aufzugeben, lud seine Siebensachen auf einen Karren und fuhr damit ins nächste Dorf, um sich dort niederzulassen. Unterwegs aber, als er sich einmal umdrehte, erblickte er das rothbemützte Köpfchen des Kobolds, der aus einer von den leeren Bütten hervorguckte und ihm freundlich zurief: „Wi flütten" (schweizerisch „wir zügeln") [Heinr. Heine's sämmtliche Werke, Hamburg 1861. V. Bd. S. 59. 60].

(315.) Die Heinzelmännchen. Wer kennt nicht — wenigstens dem Namen nach — dieses Geschöpf, dessen kleine Neckereien fast alle das Gepräge gutmüthiger Ausgelassenheit tragen? Wer hat nicht von seiner untersetzten Figur reden hören und von seiner rothen Jakobinermütze? Wer weiß nicht, daß das Haus, welches er zu seinem Aufenthaltsorte wählt, vollkommen gesichert ist vor Feuersbrunst und anderen Unglücksfällen? — Der Hauskobold ist ein wahrer Segen für die Wohnung, die er mit seiner Anwesenheit beehrt. Wer mag es deshalb so genau nehmen mit dem Schabernack dieser kleinen Person? Daß er mitunter eine kleine Tour auf dem Pferde zwischen den Stallbäumen reitet und es dadurch in Schweiß bringt, geschieht gewiß nur, um diesem eine wohlthätige Bewegung zu verschaffen; daß er die Kuh eher melkt als die Magd, geschieht nur, um diese zu zwingen, früher aufzustehen. Wenn er dann und wann ein Hühnerei wegstibitzt, mit Miez Spektakel auf dem Boden macht oder einen Nachttopf umwirft, wer wollte ihm deshalb ein bischen Weihnachtsgrütze mißgönnen, die keine bedachtsame Hausfrau unterläßt, ihm in eine Ecke auf dem Boden hinzustellen? Nur in dem Falle, daß dies unterlassen wird, nimmt sein Charakter einen gelinden Anstrich von Rachsucht an; dann kann die Mutter im Hause ziemlich überzeugt sein, daß ihre Grütze oder ihre Suppe anbrennt, ihr Bier schal wird, die Milch sich hackert, oder sie muß sich auch darein finden, einen ganzen Tag zu buttern, ohne Blutter zu bekommen (Novellen von St. St. Blicher. Aus dem Dänischen übersetzt. 1. Bd. 1849. S. 61. 62).

(316.) Puk, Niß Puk, Huispuk, Niskepuk, Wolterke, Nisebok, Nißke, Nißkuke, Pulter-Claas, das sind die Namen der Hauskobolde in den nordalbingischen und cimbrischen Gegenden; der gewöhnlichste ist Puk, Niß Puk, den er, wie bei den Frisen, auch bei den Jüten und Dänen trägt.

Die Puke sind, wie die Unterirdischen, zwerghaft und klein, nach Manchen eine rothe Spitzmütze auf dem Kopfe, eine lange graue oder grüne Zwilchjacke über und Pantoffeln an den Füßen. Sie wohnen unterm Dache, wo sie durch zerbrochene Fenster oder andere Oeffnungen aus und ein schlüpfen. Zuweilen bereiten ihnen dort die Frisen ein Nest, wie ihren Berg-Enten, und stellen ihnen einen Topf mit Grütze auf den Boden. Ein Stück Butter dazu ist ihnen sehr lieb. Obschon die Menschen etwas Scheu vor ihnen haben, nähern sich die

Puke ihnen gern, denn sie sind an sich weder gute noch böse Geister. Wollen sie den Hausleuten wohl, so verrichten sie ihnen übernacht alle Hausgeschäfte, waschen und putzen das Haus, besorgen das Vieh, schleppen Futter und Korn auf den Boden und lassen Alles wohl gedeihen. Geht es nicht anders, so berauben sie wohl gar die Nachbaren des Hauswirthes, um letzterm Vortheil zu bringen. Man hört sie häufig Nachts bei dieser Arbeit lärmen, im Hause auf- und abgehen und lachen. Oft spielen sie auch Knechten und Mägden einen Schabernack, streicheln sie unter der Nase, daß sie im Schlafe niesen müssen, oder ziehen ihnen die Decke vom Bette und dergl.

Man sah einen Puk am hellen Tage in der Bodenlucke sitzen, den Kopf müßig auf beide Hände gestützt, mit den Beinen baumelnd, seine eigene Schönheit besingend, den Hofhund und das Gesinde neckend und Gesichter schneidend. Da schlich ein Knecht leise hinauf und stieß ihn mit der Heugabel herunter, wo man jedoch nur Scherben und Spreu herabfallen sah.

Sind sie böse, so spielen sie den Hausbewohnern so arge Streiche, daß diese Haus und Hof verlassen, wo es ihnen jedoch nicht immer gelingt, den Kobold los zu werden, welcher sich auf den Wagen setzt oder in den Besen verkricht und mit in die neue Wohnung einzieht.

Die Puke verschiedener Nachbaren leben zuweilen miteinander in Feindschaft, prügeln, schelten und befehden sich. Drum heißt es, wenn Nachbaren zanken oder sich bestehlen: der Niß hats gethan.

Gewöhnlich lebt in einem Hause nur ein Puk, zuweilen aber ganze Familien, wo man dann Brautfahrten, Hochzeitszüge und Feierlichkeiten (aber nur Sonntagskinder) erblickt [Kohl, frisische Sagen].

(317.) Die Gestalt der Tiroler Wichteln oder Nörgglen, deren Hauptheimat das Passeierthal, ist klein und mißrathen, der Kopf dick, der Mund bis zu den Ohren breit und wulstig, die Aeuglein klein und voll Arglist, der Bauch, aufgetrieben, ruht auf spindeldürren und krummen Beinchen. Die Stimme ist kratzend und grölzend wie die eines Kropfigen. Am Leibe sind sie schwarzhaarig, der graue oder silberfarbene Bart lang herabhangend, die Tracht graue Loden nach Bauern- oder Schützenart, spitzer Hut, weißer Goller um den Hals, rothe Weste, schwarzes Wams und Pluderhosen. Gern und häufig tragen sie rothe „Jankerl", rothe Höschen, grüne Strümpfe. Sie sprechen auch hier gerne, fast immer, in Versen. Häufig tragen sie einen Bergstock, aber nie anders als von der Birke, oft hört man sie auf Felsen hervorspringen, Truglieder ins Thal hinabsingen, was schaurig und wundersam im Wiederhall naher Berggründe klingt, oft in Nächten, wo niemand weiß, woher das melodische „Thalklingen" tönt. Unermüdlich sind sie auch hier im Arbeiten und Necken. Einem aus einem Hauswinkel hervor, jählings auf den Rücken springen, das Vieh fast unlösbar zusammenketten, in Speise und Trank Unrath werfen, Knechte und Mägde drücken und zwicken, letztere an den Zöpfen rückwärts umreißen u. a. ist ihre dämonische Lust. Winters halten sie sich gerne auf der sogenannten „Vestilgrube" auf, d. h. dem Aschenloch auf dem Heerde, wobei Alpenburg an die Göttin Vesta denkt.

Eine Art im Alpachthale versteckt sich auf dem Söller, neckt da die Leute, bricht

Bretter auf, daß man durchfällt, wirft böse Kinder herab und heißt „Sollakraunzl", Söllerteufelchen (Alpenburg S. 89—91). Das Wort „Spitzbub" rührt wohl von den spitzmützigen Zwergen.

Wenn die Nörggln einem Vieh mit der Hand über den Rücken fuhren, bekam es eine Art Drehkrankheit, der „Rausch" genannt. (Ebd. S. 110.) Sie stahlen auch Kinder und Erwachsene, und wenn Jemand spurlos verschwand, so hieß es: „Die Berg- (oder die wilden) Manndle haben ihn verzogen." So eine Dirne, die sich auf der Garzer Alm ob Burgeis in ihren Berg locken ließ und sich dort bis über die Zeit des Abendgebetläutens versäumte (Ebd.. S. 110).

Von ihrer Riesenkraft legte das Wichtl aus dem Thale Wildschönau Beweis ab, welches, als beim Baue des Hofes zu Unterhausberg die Maurer den Schwellstein nicht zur Stelle zu bringen vermochten, als sie erschöpft zum Essen gegangen waren, denselben an den Ort wälzte, dann drauf saß und hell lachte, als sie wieder dran wollten. Der Hofbauer verhieß ihm alljährlich einen Kuchen und der Wicht that von Stunde an Hausdienste. Als der Hof später verbrannte, sah ihn niemand mehr (Alpenburg S. 111. 112).

Die Kobolde wohnen gewöhnlich in Keller, Küche, Stall, Scheune des Hauses, das sie bedienen, auch in nahen Bäumen, welche dann unverletzlich sind. Man kann sie als die guten Sterne der Häuser oder auch als Personificationen des Herdfeuers, des Symbols der Häuslichkeit betrachten. Heilig ist ihnen der Donnerstag, an dessen Abend in solchen Häusern und Höfen nicht gehauen oder gesponnen werden darf, worin sie an Thor, den Gott des Donners und Blitzes, also auch einen Feuergott, erinnern. Gleich ihm haben sie rothes Haar, solchen Bart und solche Kleidchen und Hütchen; oft aber sind sie auch nackt (wie die Sterne!); will man sie jedoch zum Lohne für ihre Dienste mit Kleidern beschenken oder ihnen gar Geld geben, so entfernen sie sich betrübt (weil die Sterne für ihr Leuchten keines Lohnes und überhaupt irdischer Dinge nicht bedürfen).

(318.) Ein alter Mann erzählte aus dem Munde seiner Schwiegermutter: Als deren Eltern noch in Schwarzenbach wohnten, buken sie, wie die meisten Bauersleute, selbst. Wenn sie dann Abends das Mehl u. A. auf den kommenden Morgen in Bereitschaft gestellt, sei jedesmal Nachts ein Erdfräuli gekommen und habe ihnen Alles so nett und säuberlich zugerüstet, wie sie es nicht so hätten können.

Als sie ihm einst zuschauen konnten und wahrnahmen, daß es ein sehr zerrissenes Röcklein anhatte, hängten sie ihm ein ganzes an das Ofenstänglein. Wie das Erdfräuli dies sah, rief es:

Sötti denn wo wäch (schön geputzt) sy,
so wötti lieber nüme cho go bacha.

Und von da an erschien es nie mehr. (Aus Nieder-Uzwil).

(319.) Den Siebenberg bei Stötz haben die Zwerge fast ganz ausgehöhlt und sich von hier aus einen unterirdischen Gang gebaut bis in den Wirthskeller zu Heinrichskirchen, wo sie von den Speisevorräthen nahmen. Einmal streute man Mehl am Boden, um zu erfahren, was sie für Füße hätten; es waren Kinderfüße, denen je eine Zehe fehlte.

(320.) Auch im schwarzen Wirberge hausten Strazeln. Auf einem Bauernhofe bei Murach draschen sie schon vor Tag das Samengetreide und beim Wirthe zu Moosbach reinigten sie das Geschirr. An beiden Orten wurden sie durch Geschenke vertrieben. (Globus IV. Bd. 1863).

(321.) Ein Bergmännchen in einem Berschiser Maiensäße half den Kühern fleißig beim Hüten. Als es sich einst über seine schlechte Kleidung beklagte, legte man ihm eine neue auf einen Stein. Die Hirten fanden diese am Morgen verschwunden, aber damit den Zwerg für immer ebenfalls. (Anton Gall von Berschis, in Pfävers 1816).

(322.) Am Fuße des Selunner-Ruk (in der Churfirstenkette) zwischen Selun und der Breitenalp ist eine tiefe Höhle in den Berg hinein, das „Wildenmannloch." Da wohnten ehedem „wilde Mannli", dienstfertig gegen die Alpknechte und die Thalbewohner, denen sie arbeiten halfen. Auch hier holte ein Mannli einst eine Hebamme hinauf. Als man ihnen aus Dankbarkeit Essen vorstellte, oder noch Anderen, Kleider gab, erschienen sie nie mehr. (Erzählte dem Nikl. Senn der Altammann Elias Tschlummi in Unterwasser bei Alt-St. Johann).

(323.) Einem Bauer zu Freudigen, Gemeinde Oberburg (Bern) fütterte einst ein Zwerglein öfters die Pferde, putzte und striegelte sie. Wenn sich zuweilen die Knechte verschlafen hatten, was sie nicht selten, sich auf das Männchen verlassend, absichtlich thaten, und dann in den Stall traten, fanden sie alles geschehen, sauber und in Ordnung. Das Männchen sahen sie oft und hatten jedesmal Erbarmen mit ihm, weil es gar schlechte, zerrissene Höschen anhatte. Als jedoch der Bauer den Schneider im Hause hatte, dem Zwerge dankbar neue machen ließ und dieselben an die Stallthüre hängte, fanden die Knechte zwar die Höschen weg, aber das Zwerglein zeigte sich niemals mehr (C. Wälti).

Oft aber kommt es auch vor, daß sie aus eitler Freude über die geschenkten Kleider nicht mehr arbeiten wollen, indem sie nun zu gut dazu zu sein glauben.

(324.) Ein Bauer von Gsteigwiler im Berner Oberlande besaß eine abgelegene Weide mitten in dichten Wäldern, die er als Voralp benützte. Seine Kühe wurden hier sehr fett und gaben die Hälfte mehr Milch als er erwarten durfte, obschon dort noch nicht die eigentlichen milchigen Alpenkräuter wuchsen. Er grübelte über die Ursache nach, konnte sie aber nicht ergründen. In einem Frühlinge legte er sich, wie ahnend, daß Nachts etwas vorgehe, auf gedörrtes Laub in den Stall, um zu spähen. Jedesmal aber überwältigte ihn der Schlaf um Mitternacht. Die letzte Nacht dieses Frühlings blieb er aber wach und sah um Mitternacht ein Männchen hereinkommen, welches einen Sack voll gestampfte Gerste trug, die Kühe fütterte und striegelte und dann wieder den Berg hinaufzog.

Da das Männchen keine Schuhe anhatte, nahm der Gsteigwiler nächsten Frühling ein Paar neue mit sich, um das Männchen damit zu beschenken. Das Männchen weigerte sich erst und sprach dann:

E söttiga Ma,
e söttiga Ma
soll nümma gstampfeti Gersta ha (Gersta stampfa ga?).

Von da an gingen des Bauers Kühe noch immer gerne auf jene Weide; aber Männchen und Gerste blieben aus. (H. Zurschmiede aus Gsteig bei Interlaken, in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung, Münchenbuchsee 1850 und 1851). Ist vielleicht Mißverstand aus Folgendem:

(325.) Im Simmenthale lebte vor langer, langer Zeit ein guter, aber etwas einfältiger Mann, dem sein Vater etwas weniges Land und eine Stampfmühle (nach Anderen eine Oelmühle) hinterlassen. Wenn aber der Mann auf dem Land arbeitete oder um was zu verdienen, taglöhnerte, blieb die Mühle oft unthätig und fing an, da er sie nicht genug reinigte, abzugehn. Sein Erwerb ging hinter sich und er hatte Lust, den Stampf aufzugeben. Da geschah es, daß er eines Abends heim kam und eben daran dachte, als er die Mühle sauber, wie nie, geputzt und alles an seinem Ort gestellt fand. Er kannte sie kaum mehr und da die Mühle seitab in einem Tobel lag, vom nächsten Dörflein fern, wußte er nicht wem danken. Aber das kehrte wieder. Zumal Sonnabends, wenn er heim kam, war gestampft und gefegt ohne alle weitere Spur.

Nun wollte er auf die Spur kommen und verbarg sich auf dem Estrich unterm Dache, wo er ein Brett in die Höhe hob, um geheim in die Stampfe hinab sehn zu können. Und wie kams am Sonnabend? Im Fußboden der Mühle hob sich plötzlich ein Brett empor, gukte ein Spitzkopf, wie eine Maus herauf, nieste, fuhr in die Höhe und ließ ein drei Fuß hohes bewegliches Männchen sehn, das erst herumtänzelte und sich dann hurtig an die Arbeit machte, die rasch von Statten ging, dann fegte und ölte es, stellte das Wasser ab und als es, sich ansehend, geklagt, es habe weder Kleid noch Schuhe, verschwand das Fegmännchen, das wirklich ganz zerlumpt aussah. Der Müller bestellte dankbar Kleidchen und Schuhchen und ein Filzmützchen und legte alles bereit. Nächsten Sonnabend gewahrte Fegmännchen die Bescheerung, that einen Freudensprung, kleidete sich an, trippelte herum und verschwand für immer mit dem Spruche:

„Ig nit meh Gerste stampfe mah,
Ig schön Chleideli ha,
Ig jiz tanze ga."

(Wyß. Bd. II. S. 341. 414). Es wird im Berner Oberland erzählt und nach Anderen war es eine Oelmühle und rief der Beschenkte: „Hei, e söttige Ma i söttigem Chleid puzt bei Oeli meh." —

Variationen dieser Aeußerungen heißen in anderen Sagen:

I schün's Manul, i schüner Bua,
und i enk die Küh' nimmer hüten thua (Tirol).
Jetzt muß i gehn mit mein Gfieder und Gezieder
in's Oezthal über und nieder (Tirol).

I hübsch, hübsch Ma,
i Bui au Ma,
i neu's Dschöple a,
i furt goh,
i numma koh (Vorarlberg).

Der Junker ist geputzt,
Der Mehlstaub beschmutzt,
Mit dem Sichten ist's vorbei (Schweden).

Was wett au so na Weibelemann
meh mit den Kühen z' Weibele gan? (Graubünden).

Und ein solcher Mann
soll hirten gahn? (Aargau).

Es fehlt auch nicht an Sagen nach welchen die Kobolde, auch andere Geschenke annehmen, und zwar sowol an Geld, als an Lebensmitteln u. s. w., ja sogar sich Lohn ausbedingen.

(326.) Ein Puk diente dreißig Jahre hindurch den Mönchen eines mecklenburgischen Klosters in Küche, Stall und sonst. Er zeigte sich durchaus gutmüthig und bedung sich ein Kleid aus bunten Farben mit Glöckchen behangen (Grimm d. Myth.)

(327.) Ein schwedischer Bauer, zu welchem der durch den Spott des Nachbars beleidigte tomte i gården (Kobold) übergetreten war, überkam mit ihm auch den Segen, weil er auch den kleinsten Halm achtete. Manchenorts stellte man den Tomten alljährlich auf Julmorgen ihren Lohn hin, bestehend in grauem Tuche, Tabak und einer Schaufel Erde (Afzelius).

Oft hingegen nehmen sie nicht nur keine Geschenke an, sondern machen vielmehr den Menschen noch welche oder leihen ihnen Gegenstände, bestrafen aber das Nichterfüllen ihrer Bedingungen.

(328.) Oberhalb Valmede an der Ruhr liegt eine Höhle, das Hollenloch genannt, weil vor Alters darin die Hollen (Holden, Hulden, das Huldravolk) gewohnt, welche sich den Leuten oft dienstbar und gefällig erwiesen. Sie liehen ihnen z. B. ihre Braupfannen und nahmen zum Danke blos eine kleine Gabe vom Gebräu. Als aber einst ein Schäfer die Pfanne garstig verunreinigte, liehen sie solche nie mehr (Kuhn in Hagens Jahrbuch IX. 99).

(329.) Im Toggenburg sollen in der Gstalden bei Flawil am Berge, wo man nach Magdenau geht, zwei Löcher sein, wo ehemals „Erdmannli" hausten.

Im Steigfelsen bei Duffertswil, Gemeinde Lütisburg, sei eine ähnliche Höhle, ehemals mit Erdmannli, genannt Schermannshüsli. Der Eingang war sehr enge, aber einige Schritte weiter habe er sich erweitert und die Grotte sei in Gemächer getheilt gewesen. Die Mannli haben Nachts den Armen Speisen vor die Häuser gebracht. Man will noch später silberne Geschirre darin gefunden haben. (Aus Nieder-Uzwil).

(330.) Im kleinen Münsterthale des Elsasses auf dem hohen Kerbholze, wo in

zahlreichen Sennhütten die trefflichen Münsterkäse bereitet werden, ziehen nach dem Abzuge der Sennen am letzten Septembertage, die im Berge hausenden Zwerge in die verlassenen Hütten, füllen die Ställe mit ihren Kühen und verfertigen noch viel schmackhaftere Käse. Nachts steigen sie oft über den Schnee ins Thal und bringen Armen unbemerkt frische Butter und treffliche Käsbrode in die Hütten (A. Stöber, die Sagen d. Elsasses).

(331.) Zu einem Küher an der Lenk im Simmenthale kam zur Winterszeit ein Zwerg und bot sich als Knecht an. Der Küher beschaute den Kleinen erst mißtrauisch an, nahm ihn aber endlich doch, als ihm der Lohn freigestellt wurde. Der Knecht mußte in einer Scheune an „der Aegerden" das Vieh besorgen, machte aber zu allererst die Bedingung, der Küher dürfe den ganzen Winter nie in die Augerden kommen. Der hielt es den halben Winter, endlich jedoch stach ihn der Vorwitz und er wollte nachsehen. Als er in den Stall kam, staunte er, das Vieh glänzte wie Spiegel; so schöne Waare hatte er seiner Lebtage nie gesehen. Da dachte er bei sich selbst, desto schlimmer werde er es auf der Heubühne finden, aber noch größer war sein Erstaunen, als der Heustock nur wenig gemindert hatte. Voll Freuden ging er nach Hause und dachte: solche Knechte seien nicht zu verwerfen. Wie aber der Zwerg Abends heimkam, sagte er: 'von nun an werden sie das Heu wohl brauchen, denn der Küher habe nicht Wort gehalten. Und wirklich nahm das Heu gar schnell ab, und der Küher kratzte über seine Neugierde zu spät im Haare (D. Gempeler. Die Schweiz, 1861, Nr. 2 S. 38).

Los werden kann man sie nicht, man mag ihrer Neckereien noch so sehr überdrüssig sein. Verbrennt man das Haus, um jenen Zweck zu erreichen, so flüchten sie sich mit dem Besitzer und seiner Habe und höhnen ihn noch dazu.

Merkwürdig ist, daß die dienenden Zwerge und Kobolde den Donner und den Wind fürchten (natürlich, weil beide, sowol den Häusern, welche sie vertreten, schädlich sind, als auch die Sterne, welche sie ursprünglich bedeuten, durch Wolken verdecken und in ihrem Laufe scheinbar stören) und so auch den Winter.

(332.) Nach einer Sage in Grabs wäre einst ein Hirt, der auf dem Berge fütterte, gerne zu einer kranken Base ins Thal, war aber verlegen, einen Stellvertreter bei seinem Viehe zu finden, als ein wildes Männlein kam und ihm anbot, alles wohl zu besorgen, wenn nur das Wetter nicht gar zu schlimm werde. Der Grabser ging, staunte aber, als er zurückkehrend die Thiere schon von Weitem brüllen hörte, welche sehr hungerten. Als er später dem Männchen darüber Vorwürfe machte, entschuldigte sich dieses:

Weißt du denn nit, daß Wind
und Zahnweh die größten Plagen sind?

Die Bergzwerge fürchteten die zwei auch vor Allem und damals hatte Wind geweht.

Es ist dieser Glaube in der Gegend so fest, daß es in einer andern Sage heißt,

ein Nanser habe einst beim Geißbachtobel Holz gesammelt, sei aber in einen Abgrund gefallen, habe ein Bein gebrochen und den ganzen Tag und die Nacht liegen bleiben müssen. Als ein Bergmännchen auf sein Rufen herbeikam und seinen Unfall vernahm, habe es gesagt: „Wenns nur das ist, geh' ich wieder; deinem Schreien nach mußt ich meinen, du habest Zahnweh." (N. Senn).

(333.) Ein „wildes Maunli" kam oft, den Vättisern auf dem Berge ihr Vieh zu füttern, erklärte jedoch „bei leidem Wetter" müssen sie dies selbst besorgen, denn da gehe es nicht aus. Jetzt kam Fönwind, die Vättiser, dies nicht für „leid Wetter" ansehend, sahen nicht zu ihrem Vieh und verließen sich an das Mannli. Am vierten Tage jedoch schaute einer nach, und so eben kam auch das Maunli. Dies befahl ihm, keinen der Ställe zu betreten, ging selber in alle und sagte beim Herauskommen: für diesmal ist noch alles in der Ordnung, das nächstemal aber kommet beim „leiden Wetter" selbst! (Erzählte ein 80jähriger dem damals 20jährigen Valenser Bastian Hobi, der jetzt 70jährig ist und dieser mir. Die alte Vasönerinn Marianna Rupp berichtete mir dasselbe vom Bachberg bei der Alp Findels und einem Kühni, dem der wilde Mann den Dienst that und ihm sagte: „eben der Fön ist das „leid Wetter.")

Daß indessen die Zwerge und Kobolde entschieden Eines sind und daß sich Letztere aus Ersteren rekrutiren, zeigen folgende Sagen:

(334.) Der Schwede Biörn Martensson ging mit seinem Schützen auf den hohen Waldberg Oernekulla, zu jagen. Da fanden sie einen schlafenden Bergschmied (Bergsmed). Der Jäger befahl dem Schützen, ihn fest zu nehmen. Der aber weigerte sich: Bittet Gott, daß er euch behüte! Der Bergschmied wird euch hinunter werfen. Der Jäger war aber so vermessen, daß er den Schlafenden ergriff. Der Bergschmied that einen Schrei und bat, man möge ihn los lassen, er habe eine Frau und sieben kleine Kinder; er wolle auch alles schmieden, was man verlange, man solle nur Eisen und Stahl auf die Bergklippe legen und werde die Arbeit bald fertig auf demselben Platze finden. Biörn fragte, für wen er schmiede. Für meine Gesellen, antwortete er. Da man ihn nicht frei lassen wollte, sagte er: hätte ich meinen Udbehat (Nebelhut, Odinshut), so solltest du mich nicht wegführen; läßt du mich aber nicht frei, so wird keiner deiner Nachkommen zu dem Ansehn gelangen, in dem du stehst. Das traf hernach ein. Biörn gab den Bergschmied nicht frei und ließ ihn in Bohus gefangen setzen; am dritten Tage aber war er verschwunden. (Oedmanns Bohuslän).

(335.) In der baierschen Oberpfalz heißen die Zwerge Zwargel. Man schildert sie in ärmlicher Kleidung, ihre Nahrung Milch und Mehl, nie Fleisch, welches sie verabscheuen. Sie wohnen in unterirdischen Kammern und Berggemächern, sind harmlos, friedfertig, dankbar, nur gereizt neckisch und boshaft. Am Böhmerwald und in seinem Vorlande heißen sie (und zwar unstreitig vom weitverbreiteten Stamme der Räter) Razeln, Räzeln, Schrazeln, Strazeln. Sie sind so klein, daß ihrer 14 in einem Backofen arbeiten können, dabei schnell und feinhörig, und tragen am Kopfe eine schwarze, gerad aufstehende Zipfelmütze.

Bei einem Bäcker zu Neunburg v. W. stellten sich die Schrazen zum Arbeiten

ein, machten über Nacht das Brot zurecht, daß er am Morgen nichts zu thun hatte, als es in den Ofen zu schieben, und empfingen als Lohn jedesmal drei Bröckchen Brot und drei Pfennige, womit sie zufrieden waren.

(336.) Im Hüggel, einem Berge zwischen Ohrbeck und Hagen, in der Nähe von Osnabrück, wohnten vor Alters Leute, genannt Schönaunken (Sgönaunken, Sgönhaunken, Sgönunken), wohl auch Hünnerskes oder wilde Gesellen, die sich in den im Berge befindlichen Höhlen aufhielten, welche man die Wünnerkesgötter, Wüllekes- oder Wulwekerslöcker hieß. Sie ließen sich ni sehen, schmiedeten aber den Umwohnern, welche die Bestellung auf einen Zettel schreiben und diesen auf einen Tisch vor der Höhle legen mußten, allerhand Geräthe, namentlich Pflugeisen und Brandröste, und alles trefflich und ewig dauernd. Alle Röste hatten einerlei Form, sie waren längliche Dreifüße, die an der spitzen Seite eine Handhabe in Gestalt eines sitzenden Hundes haben. Den Preis für die Arbeit hatte man, wie man sie in Empfang nahm, auf den Tisch zu legen. (Kuhn westfäl. Sagen in Hagens Jahrb. IX. 93).

Eine Variation, man könnte sagen eine Verknöcherung der Kobolde sind die im Aberglauben des Volkes spielenden Alraunen und spinnenartigen Spiritus familiaris. (Vergl. Grimms Sagen Nr. 249, 250. Simrock d. M. S. 441 f. Wuttke Volksaberglaube S. 99 und 247, des Verf. Kulturgeschichte I. S. 358). In das Gebiet unserer mythischen Sagen gehören sie nicht.

Was nun speciell die Neckereien der Hausgeister oder Kobolde (Wichtel- und Heinzelmännchen), sowie die neckischen Eingriffe freilebender Zwerge in das Hauswesen an einzelnen Orten betrifft, so heben wir aus der Unzahl hierüber bestehender Sagen, von denen die bekanntesten den Hinzelmann von Lüneburg (bei Grimm 75) und den Poppele von Hohentwiel (bei Meier) zu Helden haben, nur einige weniger bekannte heraus:

(337.) Wie sehr spätere Anschauungsweise die früheren Götterwesen umwandelte, zeigt eine bei Joh. Vitoduranus (schrieb 1348) erhaltene Sage vom J. 1313 etwa. Ein Guardian des Minoriten-Klosters in Lübeck kam mit einem Mitbruder auf der üblichen Terminationsreise in ein Schloß, dessen Herr sie nicht im gewöhnlichen bequemen Gemach im Thurme übernachten wollte, weil seit einiger Zeit ein Geist es unsicher machte. Der Guardian beharrte auf dem Gemache und der Geist erschien und beunruhigte die Schläfer, bis er durch heilige Worte bezwungen, den Vertrag einging, das Schloß zu verlassen, wenn er im Kloster des Guardians, wo er harmlos zu bleiben verhieß, leben dürfe. Als die zwei Wanderer daheim anlangten, grüßte sie ein unsichtbares Wesen an der Pforte und wiederholte das Versprechen. Dies hielt der Dämon nicht nur treu, sondern leistete unermüdlich Dienste, indem er die Brüder an ihre Obliegenheiten mahnte, Nachlässigkeiten verbesserte, Hausdienste verrichtete, z. B. Becher reinigte, Messer putzte

u. dgl. Einst löschte er einem Bruder beim Studieren das Licht und zündete es, als dieser schmälte, nun komme er zu spät in den Chor, wieder an. Unterm Essen unterhielt er sich (unsichtbar immer) mit den Brüdern, mahnte wenns zur Kirche ging, und trug einen, der sich einst nicht zum Aufstehn entschließen konnte, aus dem Bette in den Chor, mit den Worten: oportet te velis vel nolis cum aliis fratribus tuo creatori servire. Als er aber einst einen Chorherrn der Stadt mit einer sehr vornehmen ehelosen Dame in Liebschaft gebracht, wo derselbe von den Verwandten der letztern, auf der That ertappt, umgebracht worden, zeigte er es, ehe noch der Tag anbrach, den Klosterbrüdern an, erklärte, dies zu bewirken, sei die Ursache seiner Hierherkunft gewesen, dankte dem Guardian und den Seinen und nahm für immer Abschied, indem er sie mahnte, ihres Ordens Regeln gewissenhaft zu befolgen.

(338.) Im Schlosse Zukkenried unweit Nieder-Helfenswil hauste früher ein Kobold und trieb in der Nacht sein Wesen dort. Endlich bannte ihn ein Kapuziner in ein gewisses Zimmer. In diesem mußte jede Nacht ein Licht brennen. Geschah dies, so störte er nicht nur Niemanden, sondern zeigte sich wohlwollend. Die Knechte fanden jeden Morgen, so oft das Fuhrwerken Tagesordnung war, bei ihrem Aufstehen die Pferde schon gefüttert, die Wagen herausgezogen und bespannt, so daß sie nur abzufahren hatten. (Sailer Chronik von Wil I. 1864 S. 110).

(339.) Hüdeken von Hildesheim. Um das Jahr 1132 erschien ein „böser Geist“ eine lange Zeit hindurch vielen Menschen im Bisthum Hildesheim in Gestalt eines Bauern mit einem Hute auf dem Kopfe, weshalb die Bauern ihn in ihrem Sächsisch „Hüdeken“ nannten. Hüdeken fand viel Vergnügen daran mit Menschen umzugehen, sich ihnen bald sicht- bald unsichtbar zu offenbaren, ihnen Fragen vorzulegen und zu beantworten. Mit dem „Bösen“ muß es indeß nicht schlimm gewesen sein, denn er beleidigte niemanden ohne Ursache; lachte man ihn jedoch aus oder höhnte ihn sonst, so vergalt er das empfangene Unrecht mit vollem Maße. Da der Graf Burkard von Luca von Hermann von Wiesenburg erschlagen wurde und des Letztern Land in Gefahr kam, eine Beute der Rächer zu werden, weckte Hüdeken den Bischof Bernhard von Hildesheim mit den Worten: Stehe auf, Kahlkopf! die Grafschaft Wiesenburg ist durch Mord erledigt und du wirst sie leicht besetzen können. Der Bischof sammelte schnell seine Krieger, fiel ins Land des schuldigen Grafen und vereinigte es mit des Kaisers Bewilligung mit seinem Stifte. Häufig warnte der Geist den Bischof vor nahen Gefahren und zeigte sich besonders oft in der Hofküche, wo er mit den Köchen redete und ihnen allerlei Dienste erwies. Da unterfing sich ein Küchenjunge, ihn, so oft er erschien, zu necken und sogar mit unsauberm Wasser zu beschütten. Hüdeken bat den Oberkoch, dem unartigen Burschen seinen Muthwillen zu untersagen. Als der Koch ihn über seine Furcht vor einem Buben auslachte, erklärte er, binnen wenig Tagen zu zeigen, wie sehr er diesen fürchte. Bald nachher traf er den Buben allein schlafend in der Küche, erwürgte und zerriß ihn und setzte die Stücke in Töpfen ans Feuer. Der Küchenmeister, wie er dies gewahrte, fluchte dem Geiste. Nun aber verdarb Hüdeken folgenden Tages alle Braten an den Spießen, indem er Blut und Gift von Kröten drüber schüttete.

Als der Koch mit Schimpfen fortfuhr, stürzte ihn Hüdeken über eine falsche, ihm vorgezauberte Brücke in einen tiefen Graben. Zugleich machte er die Nacht durch auf den Mauern und Thürmen der Stadt die Runde und nöthigte die Wächter zu unablässiger Wachsamkeit.

Hüdeken ermangelte nicht der Treue und des Gefühls für Sittlichkeit. Ein Mann, der eine leichtsinnige Frau hatte, empfahl ihm bei einer Abreise im Scherze die Frau zu hüten. Als der Mann weg war, gestattete das Weib einem Liebhaber nach dem andern, sie zu besuchen; aber Hüdeken ließ keinen bei ihr, sondern warf sie alle aus dem Bette auf den Boden hin. Als der Mann von der Reise zurückkam, erklärte ihm Hüdeken entgegen kommend: ich freue mich sehr über deine Ankunft, damit ich von dem schweren Dienste frei werde, den du mir auferlegt hast; ich habe deine Frau vor wirklicher Untreue bewahrt, bitte dich aber, sie mir nie wieder anzuvertrauen, denn lieber wollte ich alle Schweine in ganz Sachsenland hüten, als ein Weib, das in die Arme ihrer Buhlen will (des Trithemius Hirschauer Chronik).

(340.) In Laufen, auf Richlis Gut, Gemeinde Ganterswil, sei Nachts häufig das Vieh im Stalle von den Ketten gelassen und alles Bewegliche unter einander geworfen worden, und im ganzen Hause habe es gepoltert. Die älteste Tochter, ein Fronfastenkind, habe das „Ungeheuer"*) oft erblickt, namentlich auf dem Estrich (Aus Nieder-Uzwil).

(341.) Im Dorfe Ober-Larg im Elsaß hauste in einem Stalle ein Geist, den man Tags oder Nachts nur daran wahrnehmen konnte, wenn man in Sonnen- oder Mondschein seinen Schatten sah. Er machte zuweilen seinen Gang durchs Dorf, huschte aber dabei stets durch dieselben Gassen und strich an denselben Häusern vorüber. Winters kam er allabendlich in eines Schreiners Haus „zu kelten", wo er sich länglings auf den großen Kachelofen legte und Tabak rauchte wie die Andern. Dann sahen diese wohl den Rauch, aber nichts weiter. Mann achtete seiner auch gar nicht weiter, nur wenn der Dampf zu dick vom Ofen herab qualmte, rief der Schreiner etwa mit einem komischen Fluche: „du machst ja da oben einen größern Rauch als wir alle mit einander." In einer Mondnacht paßten ihm einige neugierige Bursche auf, als er in den Hof zurückkehrte und wie der Schatten an der Mauer fiel, rief einer: „da ist er! soll ich ihm eins lange?" Kaum hatte er es ausgesprochen, erhielt er eine so derbe Ohrfeige, daß er etliche Schritte weit ins Bächlein fuhr (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 401).

(342a.) In den hintern Seeweid beim Schwarzsee war Hans Werro († 1718) viele Jahre Bergmann und Sennmeister. Einmal als er im Spätjahre nach der Abfahrt daselbst geblieben war, um die Käse zu besorgen, und einzuschlummern begann, kam unerwartet ein Männlein ob dem Gaden die Stiege herab und legte sich hinter ihm auf das weiche Heubette in einer Ecke des Feuerplatzes. Vor

*) In der innern Schweiz nennt man dagegen niemals die neckenden, sondern nur die hilfreichen und dienstbaren Kobolde „Ung'hür", die ersteren aber „Gespenster."

Schreck konnte Werro nicht schlafen, er, wie das Männlein, blieb stumm bis es am Morgen verschwand (Kuenlin).

(342b.) Als Hett (Heinrich) Neuhaus aus Dirlaret auf der Alp Pferde suchte, mußte er im Stofel des Schönenbodens, übernachten, und machte Feuer an, sich zu trocknen und zu erwärmen. Während er am Herde sein Mitgebrachtes aß, kam ein Männlein in uralter Kühertracht aus einem Winkel oder dem Boden hervor, hing den Kessel an den „Thurm", goß Milch hinein, rührte und that alles was beim Käsen geschieht, sprach aber kein Wort und verschwand sammt allem Geschirre, sobald die Arbeit zu Ende war (Kuenlin).

(343.) Dietrich Brüllhardt aus Tafers im Kanton Freiburg gewahrte, als er im Dienste des Lehenmannes in der „großen Riedera" war, daß oft, wenn er Abends oder Morgens mit der Laterne in den Stall kam, zwei Kühe oder Rinder zusammen gebunden, oder Heu und Emd in der Tenne unter einander gemengt war. Wiederholt bemerkte er dabei ein schwarzes Männchen auf der Heubühne; da warf er im Zorne die Heugabel nach ihm, die aber mit solcher Gewalt zurückgeschleudert wurde, daß er nur durch eine schnelle Wendung dem Tode entging, und die Zinken durch das Tennthor fuhren (Kuenlin).

(344.) Der Pferdehüter Nikl. Blanchard von Tafers im „Ebenen Ganterisch" besuchte spät Abends oft eine Nachbarin, die ebenfalls ledige A. Maria Ruedo von Plaffeien, im Neu-Ganterisch, wo sie ebenfalls die Pferde besorgte, und kehrte bei herannahender Mittnacht heim. Einst, als Beide sich am Feuer unterhielten, sahen Beide, ohne daß Eines es das Andere merken ließ, ein Männlein ob der Stiege, welche zum Gaden hinaufführte, welches auf dem Bauche liegend, zu ihnen herunterblickte. Als es bereits Mittnacht wurde, wollte Blanchard nach Uebung Abschied nehmen, wogegen aber die Tochter Ruedo so protestirte, daß er bis an den hellen Tag blieb, wo der Gast verschwunden war (Kuenlin).

(345.) Ein gewesener Lehrer in Einsiedeln hörte die Brüder Zehnder auf Bennau, seine Mitschüler, in der Studentenzeit oft von einem Geiste im obern „Tristel", einem Klostergute erzählen, das ihr Vater im Lehen habe, und wo sie hirten halfen. Im „hintern Eggen" hatten sie ein junges Rind am „Bahren", welches nie ruhig stehen wollte, immer an der Kette riß und streckte und deshalb viele Stöße erhielt. Aber bald urtheilten sie anders von dem Thiere. Wenn der hirtende nämlich zur hintern Seite des Gadens wollte, sah er oft am nördlichen Eck einen Mann hervorgucken, der sich gleich zurückzog, so oft der Hirt hinschaute. Sie machten recht „gugguseli"*) mit einander. Diesen Sonderbaren mußte das Rind ebenfalls gesehen haben. (Durch P. Gall Morell mitgetheilt).

(346.) Vor Zeiten begegnete es den Bewohnern von Ursenbach im Bernischen, wenn sie ihr Vieh auf die große Allmeinde trieben, daß Kälber nicht selten in den nahen Wald liefen und nicht mehr zurückkehrten. Endlich kam der Hüter einem Manne auf die Spur, welcher die Kälber verlockt und dann getödtet hatte. Die jungen Bursche lauerten ihm auf; er ließ sich aber nicht mehr blicken.

*) Kinderausdruck in der Ostschweiz beim Versteckenspielen („guck aus!")

Nur wenn Regenwetter im Anzuge war, hörte man eine Männerstimme „knutsch! knutsch!" rufen. Ging man ihr nach, so vernahm man den Ruf sogleich an einem ganz andern Orte. (J. Schütz in Zuberbühlers Sagensammlung).

Als die Kander ihren alten Lauf durch den jetzigen Kandergrund hatte, sprengte ein Mann sein Gusti-Rind in die Kander hinaus, und noch jetzt hört man ihn, wenn es „ander Wetter" geben will, laut „Gutsch! Gutsch!" rufen. (P. Schneider ebendort).

(347.) An dem Gebirgspasse des Kistenberges (Bündnerübergang) zwischen dem hohen Selbsanft und dem schwarzen, kahlen Rüchistocke liegt die unfruchtbare Alp Rüschen. Dort wird noch jetzt das Dasein eines Berggeistes geglaubt, welcher Gemsjägern und Hirten nicht selten, aber unversehens, am hellen Tage begegnet. Er ist mittlerer Größe, trägt schmutzige, schwärzliche Beinkleider und eine rothe Weste. Kopfbedeckung hat er keine und sein Aussehen ist wild und grausig. Ein Linttaler, geachteter Gemsjäger, kam einst Abends spät von der Jagd in die Rüschenalp-Sennhütte, um dort die Nacht zuzubringen. Hungrig, wie er war, bereitete er sein Abendessen, und war damit bereits fertig, als sich vor der Hütte „im Fähri" ein so gewaltiges Murmeln erhob, als hörte er das Tosen der Landsgemeinde. Seine zwei Hunde sprangen durch die Oeffnung neben der Hüttenthüre ins Freie und auf die Stelle los, von der das Gemurmel herkam, stürzten aber gleich mit Blitzesschnelle wieder kläglich heulend in die Hütte zurück. Dem Jäger war der Appetit vergangen, er ließ „das Kessi" ob dem Feuer hangen, eilte mit den Hunden aufs Strohlager, wo er sich tüchtig zudeckte, um nichts mehr zu hören, und schlief in einem Schweißbade ein. Als er Morgens erwachte, war es heller Tag, aber die Hunde wagten erst frei zu athmen, als er mit ihnen im Freien war.

Ein andermal saß derselbe an einem „bißrigen" Tage auf einem Steine und füllte sein Pfeifchen, als der „Rüschenmann" plötzlich ganz nahe an ihm vorbeiging und ihn unheimlich anstierte, dann einen gewaltigen Sprung über das Bächlein that und in Nichts verschwand. Ihm wurde erst jetzt unheimlich zu Muthe.

Alpenhirten erzählen, sie seien eines Abends etwa vier an Zahl zu Bette, es war schon dunkel. Kaum hatten sie sich gelegt, als sie ein lautes Jauchzen vernahmen. In der Meinung, es sei ein verwirrter Jäger, der die Hütte nicht mehr sehe, gingen einige hinaus, um diesen ebenfalls mit Jauchzen zur Hütte zu leiten. Alles war jedoch still und sie kehrten auf ihr Heulager zurück. Bald begann das Jauchzen abermals, und abermals standen sie auf, um Bescheid zu geben; aber das draußen verstummte wieder und sie kehrten wieder zurück. Als das Jauchzen ein drittesmal erscholl und noch greller als zuvor, hüteten sie sich wohl, wieder aufzustehen.

Einige wollen wissen, der Rüschemann habe dort zwei aus dem Welschlande mit schwerem Gelde beladene Händler ermordet. (Jost Zweifel im Hof zu Linttal).

(348.) Auf einer Alp in Oberhasli wurden den Sennen immer die besten und schönsten Kühe umgebracht. Viele wollten die Alp nicht verlassen, in Hoff-

nung, entweder werde es bessern oder sie dem Wesen „ins Spiel" kommen. So kamen mehrere um ihr ganzes Vieh, und zuletzt wollte niemand mehr hinauf. Wer aber nahe kam, sah eine sonderbar große schöne Kuh im herrlichen Grase weiden, und hörte einen Ruf: wer diese Kuh binnen einer Stunde fertig milkt und eine Nacht in der Hütte bleibt, der erlöst die Alp. Mancher ging muthig hinauf und kehrte nicht wieder.

Da versuchte es ein herzhafter Küher und stieg auf den Berg. Er fand die Kuh schon im Stalle und ging ans Werk. Als er daran war, erschien unter fürchterlichem Gepolter ein schwarzer Mann im Stalle und suchte den Melker durch allerlei Künste zu säumen. Was dieser that, machte er ihm, wie zum Spotte, nach. Der ließ sich dadurch nicht irren, und hatte binnen einer Stunde ganze Melchtern voll gemolken. Jetzt folgte ihm der Schwarze sogar ins Bette, wo er sich mit seinen einskalten Gliedern hart an ihn hinlegte.

Um Mitternacht stand der Schwarze auf, ging an den Herd, pickelte dort ein Loch auf und rief dann den Küher herbei, ihm zu helfen. Dieser, welcher erst nicht große Lust zeigte kam auf die Drohung, falls er nicht komme, möge er schauen wie es ihm ergehe, und sah im Herde einen aufgedeckten großen Kessel voll Geldes, Gold und Silber. Diesen mußte er ihm helfen heraus heben. Jetzt theilte der Schwarze alles Geld in drei Haufen, und sagte: Du hast dich brav gehalten. Dieser eine Haufen ist dein, der zweite gehört den Besitzer der Alp und der dritte ist für diejenigen, welche auf derselben verarmt sind. Nach diesen Wor- verschwand er und wurde nie mehr gesehen.

Der Küher, da sich von den Alpbesitzern niemand mehr am Leben fand, wurde Eigenthümer von Geld und Alp. (Christ. Streun und Joh. Wahli in Zuberbühlers Sagensammlung, Münchenbuchsee, 1850).

(349.) Auf dem Stofel Brüglis auf der Glarner Altenoren-Alp hauste ein Alpengeist, welcher Nachts in der Küche des dort befindlichen Berghäuschens alle Sennenarbeit, Käsen, Anken, Waschen des Kessels und der Gebsen und ihr Abtrocknen verrichtete, auch die Stube öffnete, um zu fragen, was es zu thun gebe, kurz alle Knechtesarbeit that. Einmal aber spielte der Eigenthümer Nachts mit seinen Knechten Karten. Da erschien plötzlich eine Männergestalt am Fenster außen und rief: Wela, wela (welcher) hät d Stäggasu (Eichelnaß)? Der Getroffene erbleichte und ließ vor Schrecken die Karten auf den Boden fallen. (Jost Zweifel im Hof in Lintthal).

(350.) Von den Erdleutchen gehen im Berner Seelande viele Sagen. Solche sollen unter anderm in dem schönen Nagelfluhhügel gewohnt haben, welcher dem Kloster Gottstadt gegenüber am rechten Ufer der Zil liegt. Sie seien aber fort gezogen, als die Leute angefangen zu fluchen und schlimm zu werden.

Einst begegnete eine Frau einem Erdweibchen, welches zu ihr sagte: „Hüt ijch guot Bohnen setzen." Die gläubige Frau folgte dem Rathe sogleich. Als sie jedoch Bohnen holen wollte, konnte sie keine Hülsen finden, obschon die Pflanze sonst gut aussah. Im Herbste aber warf sie die Ranken auf den Mist. Die Schweine aber, die in die Brache liefen, fraßen gar eifrig an dem Gesträuche, und

als die Frau nachsah, fand sie, daß die Bohnen in den hohlen Ranken steckten, statt in Hülsen (Chifeln).

Daß in dem schön geformten Erdlentchenhügel etwas heidnisches stecke, zeigt auch die Sage, man habe anfänglich die Kirche des Klosters auf ihm bauen wollen, aber jeden Morgen Steine, Geräthe, die Grundmauern sogar, auf dem Platze gefunden, wo das Kloster jetzt steht, und wo man, dadurch belehrt, zu bauen anfing (Joh. Frei in Zuberbühlers handschriftl. Sagensammlung, Münchenbuchsee 1850, 51).

(351 a.) Eine Sage auf der Insel Rügen erzählt: In Rotenkirchen war einst Hochzeit. Da sah ein Knecht, der bei den neun Bergen auf dem Felde arbeitete, ein Loch im Erdboden und hörte Stimmen rufen: „smit Hot herut!" (schmeiß Hut heraus). Sehen konnte er nichts, ahnte aber, es seien „Unerirdsche". Als sie schwiegen, rief auch er die drei Worte. Da antwortete es aus dem Boden: „Dör is kên Hôt mîr as Grotvaders Hot". „Na denn smit herut un wennt' ôk Grotvaders Hot is!" und sogleich kam vor seinen Augen ein breitkrempiger altväterscher Hut aus dem Loche geflogen, den er erhaschte, aufsetzte und damit ins Hochzeithaus trat. Als er in die Stube kam, sah er zwischen den Gästen die Unterirdischen an der Tafel sitzen und schmausen. Kaum erblickten diese ihn mit einem ihrer Hüte, so machten sie sich schnell auf und davon (Wolfs Zeitschrift f. d. Myth II. Bd. S. 143. 144).

(351 b.) Eines Abends ritt Einer spät an einem Hügel vorbei, der eine Wohnung der Unterirdischen war, und sah sie draußen sitzen und schmausen und zechen. Da bat er sich auch einen Becher aus, und sogleich brachte ein Kleiner einen vollen Goldbecher. Der Reiter aber schüttete den Trunk über seinen Kopf weg, spornte und jagte mit dem Becher davon, da rief es hinter ihm: „Vierbên lop, Ênbên krigt di!" und die Unterirdischen, die nur ein Bein hatten, waren so schnell hinter ihm drein, daß Einer das Pferd schon am Schweife fassen wollte, als der Mann die Zudarsche Kirche erreichte und gerettet war (Wolf, S. 144).

(352 a.) Im Aargau gilt der Glaube, man solle von einer Brandstätte nie alles Holzwerk zusammen wegnehmen, weil sonst der Hausgeist auch mit komme, der im letzten Reste zurückbleibe. Als in Tägerig, unweit Mellingen, ein Strohhaus abbrannte und ein Mann der Umgegend das Holzwerk kaufte, führte er aus Geiz alles mit. Als er beim Abfahren den Wagen noch überschaute, fragte er den Knecht: „Hämmer au Alls?" Sogleich antwortete eine Stimme schnell: „Jo, fahret numme zue, i sitze scho uf der Landwied hinde" (Rochholz).

(352 b.) Nach einer deutschen Sage zündete ein Bauer seine Scheune selbst an, um den darin hausenden Kobold zu verbrennen, staunte aber, als sie in vollen Flammen stand, daß der Geist hinten auf dem Karren saß, auf den man das aus dem Gebäude Geflüchtete gebracht hatte. (Ganz Aehnliches haben Kuhn und Thiele, und schon das irische Märchen vom Cluricaun (Grimm).

Außer den Häusern kommen die Kobolde zumeist in den Bergwerken vor, wo ihre von den Bergleuten steif und fest geglaubten

Streiche zwei neu entdeckten metallischen Elementen die Namen Kobalt (Kobold) und Nickel (auch ein Koboldname, von Nikolaus gebildet) gegeben haben.

(353 a.) In Tirol kennt die Sage sicher dieselben Wesen, unterm Namen Knappen-Manndl, Gruben- oder Stollen-Manndl, Schacht- oder Bergzwerge Sie erschienen in graulederner Tracht, auch als Bergknappen, mit Wettermänteln, kleinen runden Hütchen oder der Spitzmütze, mit langen Bärten, meist bucklicht, aber trotz hohen Alters immer rührig und äußerst stark. Sie halfen den Knappen bei der Arbeit, besonders während der Mittagsrast und Nachts. Sie spitzten die Schärfeisen, härteten Fäustel und Bohrer, entzündeten frommen Knappen erlöschte Lichter, zeigten reiche Adern und Gänge, hielten den Einbruch wider Wasser, den Einsturz der Stollen, das Entzünden giftiger Schwaden auf. Schlimme tödteten sie durch Dünste, durch Wasser, durch Einbrechen oder Sturz in Abgründe und schadeten durch Versenken der Erznester. Sie waren dem Christenthum, namentlich den Glocken, abhold und unerlösbar und zogen sich davor mit den Erzen tief ins Innere der Berge zurück (Alpenburg).

(353 b.) Zwei Stunden ob dem Schmelzwerke Brixlegg ist das Bergwerk Thalstollen am Thierberge, worin ein Schachtmanndl wohnte, das eine eigene Lust hatte, die Knappen zu erschrecken, entweder wenn es sich zeigte mit feurigen Augen und ganz grün, oder ganz feurig und Grimassen machend oder einem ins Ohr gellend. So erschien es vor etwa 70 Jahren, als Ambros Lenz und ein andrer Knappe in einer engen Stollenstelle nebeneinander vorbeifahren mußten, und „plärrte" so, daß sie übereinander purzelten und für todt weggetragen wurden. Ein andermal bekam Lenz über die Erscheinung das ganze Gesicht voll „Fletzen", wurde krank und siechte hin. Am schlimmsten trieb es der Kobold Nachts (Alpenburg S. 125).

Ich halte für dieselben die in Obwalden erwähnten Berggeister und Bergmänner in den Bergwerken, kleine, graue Männchen mit großem herabfallendem Filzhute. Sie können Bergknappen entführen, ja tödten, wenn sich diese gegen sie verfehlen (Lütolf).

(354 a.) Oft suchte man im Höllenthale in Nieder-Oesterreich Erz zu gewinnen, scheiterte aber an einer unsichtbaren Macht, die Nachts immer zerstörte, was man Tags mit Mühe vollbracht. Zuweilen sah man auf dem höchsten Felsen einen Zwerg in violettem, etwas ins Röthliche spielendem Kleide, so daß man ihn vom Gesteine wenig unterschied. Seine Beine hatten enge anliegende Hosen, sein Rock war mittelst eines Gürtels um den Leib festgemacht und sein langer Bart hing über die Brust herab. Er führte immer einen großen Hammer mit sich, mit dem er Alles zerschlug, was die Menschen gegraben hatten.*) Einst versuchte man es eine Mine zu hauen und zündete sie Abends an. Kaum waren sie weg, so wollte der Zwerg schadenfroh an sein Werk, flog aber mit einem Felsstück in die Luft und blieb zerschellt an einer Klippe hangen, eine Speise der Raben (Vernaleken).

*) Der Zwerg kämpft gegen die Menschen, wie Thor gegen die Riesen.

(354 b.) Im Schwazer Bergwerke sah man in den Stollen nicht selten jene wie Knappen gekleideten langbärtigen „grauen Männlein“, gutmüthig und nur Neckende strafend. Sie halfen den Knappen häufig, scheuten aber das Angeredetwerden. Nach der Arbeit mußte ihnen gedankt werden, sonst geschah Unglück. Als zwei unbesonnene Knappen sie in der Falkengrube unartig anredeten, verschwanden die Männlein plötzlich und der einstürzende Schacht begrub Jene (Zingerle).

(Vergl. Grimms Sagen 71—78).

Aber auch im Freien spuken oft koboldartige Zwergwesen.

(355.) Ein Bauer, der auf den Buchserbergen mit seinen Tagelöhnern im Acker arbeitete, vernahm unterm Boden ein sonderbar Geräusch; sie horchten und es war ihnen, man schiebe unten Kübel und Gelten hin und her, knete, feuere und backe. Da rief ein Tagelöhner: Bringet uns auch Brod! Als sie nach dem Essen wieder an ihre Arbeit gingen, lagen viele Brödchen und Zelten bei ihren Werkzeugen, von den „wilden Männchen“ ihnen geschenkt (Nikl. Senn. Vergl. Herrlein, Sagen des Spessarts, S. 35. Rochholz, Naturmythen 111, Alpenburg 113).

(356.) Zu Osten Alversdorf in Süd-Ditmarschen ist auf einem Acker, von Altersher Brutkamp genannt, in einem Hügel eine Höhle, gebildet aus fünf großen Steinen, einer oben drüber. Ein Mann kann vollkommen in diesem „Abensteen“ (Ofensteine) stehen. Darin wohnten Unterirdische. Wer immer davon vorüber ging, mußte jedes, oder doch zum erstenmal, irgend etwas, wenn auch nur eine Kleinigkeit, ein Bändchen und dgl. zurücklassen. Jeder der einen Sechsling in der Höhle opferte, fand, war er eine Strecke vorwärts gegangen, ein Brödchen vor seinen Füßen.

Ein ähnlicher Stein lag nicht weit davon, zwischen Schrum und Arkebeke. Drinn lag stets ein Besen, und der Ofen mußte allezeit rein gefegt sein. Wer dies Morgens zuerst that, fand jedesmal einen Sechsling oder ein anderes Geldstück darin. Hirten erfuhren das nicht selten. Die Unterirdischen drin borgten oft von den Leuten Töpfe und Kessel, und stellten sie jedesmal an ihren Ort zurück (Müllenhof. Der nämliche Zug also im äußersten Süden und Norden der deutschen Zunge!)

(357 a.) Auf der Stuzalp in Bünden sieht man, besonders wenn Regenwolken kommen, das Nebelmännchen mit breitrandigem Hute, in weißer Jacke, mit einer Tasche und in Holzschuhen. Es streckt den Kühen lockend seine Hand hin und wollen sie nicht lecken, so geht es traurig von dannen. Wie laut es auch ruft, das Vieh hört es nie (Flugi. Die koboldartige Erscheinung bedeutet ohne Zweifel den Nebel selbst).

(357 b.) Nach einem andern Berichte zeigt sich das Nebelmännlein in den Alpen des Thales Prättigau (Graubünden), „früher regelmäßig nur vor wildem Schneewetter; dann kommt es in uralter Tracht und jodelt und ruft den Kühen. Es soll vor Jahrhunderten ein unredlicher Senn gewesen sein, der den Kühen der Reichen mehr Salz gegeben, als deren der Armen, und so müsse er umgehen, bis die Kühe seiner achten und ihm Salz abnehmen.“

Daß diese unrichtiger Weise an Just. Kerners Magikon adressirte Mittheilung nichts mit dem Geisterwesen zu thun hat, sondern mythisch ist, sollte nach dem Obigen klar sein. —

Ueberall, wo die Zwerge, Kobolde, Hausgeister beiderlei Geschlechtes Haus- und Felddienste thun, Vieh hüten, den Stall kehren, Mist ordnen, mauern, zimmern, mahlen, backen, spinnen, weben, Keller und Küche besorgen, die Pferde anschirren, Waffen, Geräthe und Zierrathen schmieden, und Gold und Edelsteine sammeln, so thun sie, was der arbeitende, leidende Herakles, der Rinder und Pferde Holende und den Königsstall Ausmistende, was die dem Laamedon Mauern bauenden Poseidon und Apollon, der spinnende Herakles, der schmiedende Hephästos mit seinen Kyklopen, die Paläste der Götter erbauend, und die spinnende und webende Athene gethan haben, es ist das Hinauf- und wieder Hinabwälzen der Sonnenkugel durch den jähen Himmel, es ist das in Nacht und Winter ungesehne unermüdete Wirken des Gottes in der Schöpfung. Ja das niedrigscheinende Gewerbe zauberhafter, mythischer Schneider ist das Bereiten des Kleides der Natur, des grünen, mit bunten Blumen gestickten auf der Erde und des frühgold-, abendroth- und sterneschimmernden am Himmel.

In der prosaischen Gegenwart sind die Kobolde verschwunden; aber ihre Neckereien sind geblieben; denn welcher Denkende wollte verkennen, daß die unzähligen Spukgeschichten, deren jedes ältere Haus und jede Familie mehrere und jedes ältere Frauenzimmer hunderte oder tausende kennt, lediglich Fortsetzungen der Koboldsagen sind, bei denen die Kobolde durch Geister Verstorbener oder unsichtbare böse Geister verdrängt wurden. Geisterspuk ohne Kobolde, namentlich in verlassenen Schlössern und alten besonders einsam liegenden Häusern, kommt schon in den älteren Volksmärchen vor (z. B. bei Grimm, „von Einem der auszog, das Fürchten zu lernen"). Vielfach mögen derartige Geschichten auch einerseits durch Visionen und Hallucinationen, anderseits durch wirkliche, aber ihrer Quelle nach unentdeckt gebliebene boshafte Streiche neidischer und gehässiger Nachbarn oder sonstiger Feinde, oder auch von Leuten, die sich über Leichtgläubige lustig machten, genährt und dann durch Erzählen und Wiedererzählen, Verstärken und Hinzusetzen bis in das Gebiet des Wunderbaren und Geisterhaften ausgedehnt worden sein. —

Wald-, Holz-, Moos- und wilde Leutchen (Elfen).

Es ist schon gezeigt worden, daß eine strenge Klassifikation der zwergartigen Mythenwesen unmöglich ist, weil das unlogische Volk die Personen, von denen seine Sagen handeln, ohne Bedenken und Auswahl vermengt und dieselben Benennungen bald dieser, bald jener Gattung gibt. So ungleichartig werden vorzugsweise die Benennungen der Zwerge, Wichte, Elbe, Kobolde, Norken, Fenken u. s. w. gebraucht. Sicherer können wir bei einer Zusammenfassung in Gruppen gehen, wenn wir darauf sehen, wo der Name der betreffenden Wesen mit ihrem Aufenthaltsort und Charakter übereinstimmt. Es wird demnach nicht gefehlt sein, wenn wir die sogenannten Wald-, Holz-, Moos-, Erd- und „wilden“ Leutchen mit denjenigen Elben oder Alfen, welche nicht ausdrücklich als Bewohner des Berginnern und der Häuser bezeichnet werden, in eine Kategorie bringen. Sie alle haben etwas weit Wilderes und Uncivilisirteres, als die Bergzwerge und die Hauskobolde, und ihr gemeinsamer Aufenthaltsort ist beinahe ohne Ausnahme der Wald.

Wilde Leute, wilde Männer und wilde Frauen, soweit sie zwerghaft (denn es gibt auch riesenhafte) gedacht werden, erscheinen in der Volkssage als „Wald-“, „Holz“- oder „Moos“-Männchen und Weibchen. An der Saale weiß man von einer Buschgroßmutter mit ihren Moosfräulein. Im Voigtlande sind die Moosleute, Moos- oder Holzweibchen grün und gleichen dreijährigen Kindern. Sie verkehren freundlich mit den Menschen, helfen ihnen Heu machen, Vieh füttern, und setzen sich mit zu Tische. Bei der Flachsernte läßt man drei Hände voll Flachs für die Holzweibchen liegen. Dies geschieht auch, mit Flachs sowol als mit Getreide, in Sachsen, Böhmen, Oberfranken und Oberpfalz. Dort heißen die Holzfrauen auch Milzfrauen. In der Oberpfalz denkt man sich die „Holzfräulein“ kaum drei Fuß hoch, Gesicht und Gewand grau wie Moosrinde, und nennt man „Holzfräuleingarn“ Moosfäden, welche die Holzfräulein aus Moos spinnen und um Aeste und Zweige, wie um einen Haspel, winden. Solche Aeste wurden ehemals abgeschnitten und sorgfältig aufbewahrt; denn dies Garn bringt dem Hause Segen. Dort spielen die Holzfräulein auch die

Rolle der Kobolde und verschwinden, wenn man ihnen Kleider schenkt, obschon sie nackt sind. In Sachsen-Koburg flechten die jungen Leute aus einem Flachsbüschel einen Zopf und singen:

Holzfräule, Holzfräule, Holzfräule,
Da flecht' i dir ein Zöpfle,
So lang als wie ein Weiden,
So klar als wie ein Seiden,
Holzfräule, Holzfräule, Holzfräule!

In ganz Franken und der Oberpfalz, besonders im Fichtelgebirge und dessen Umgegend, läßt man die beim Herausschöpfen an der Schüssel hängenden Tropfen nicht wegnehmen, denn sie gehören dem „Moosfräule.“ Man unterscheidet aber „Moosherla“ und „Moosfräula.“

Die Moosleutchen waschen und baden sich am Morgen im Thau der Wiese und trocknen sich mit Moos ab. Sie leben in Ehe, gebären Kinder und wohnen in hohlen Bäumen. In Schlesien heißen diese oder ähnliche Wesen „Rüttelweibchen“

Die Holz- und Waldweiblein bitten die Holzbauern um Essen, holen es wol auch aus den Töpfen, vergelten es aber durch Ersatz, gute Räthe, Hülfe beim Arbeiten. Sie wissen Geheimnisse, welche die Menschen nie ergründen, namentlich wozu diese und jene von den letztern gering geachteten Dinge gut sein sollen. Backt man, so bitten sie oft, für sie auch einen Laib zu backen, erstatten es vom eigenen Gebäck und zürnen, wenn man es verschmäht. Sie besitzen auch, gleich den Bergzwergen, Gold von dem sie den Menschen für Gefälligkeiten hergeben. So z. B. zeigen sie sich mit zerbrochenen Schubkärrchen, bitten um Ausbesserung und schenken dafür die Späne, welche zu Gold werden, oder Zwirnknäuel, die nie enden.

(358.) Einer Bäuerin, die mitleidig einem schreienden Waldkinde die Brust gereicht, gab die Mutter die Rinde, worauf es gelegen. Der Splitter, den die Bäuerin abbrach und mit ihrer Holzbürde heimtrug, war Gold.

Wüthend verfolgt werden die Wald- und Moosweibchen (die Männchen werden in dieser Beziehung nicht erwähnt) von den Holzhetzern, die zum Gefolge des wilden Jägers gehören. Dieselben ergreifen sie und zerreißen sie in der Luft in Stücken, die sie den Menschen vor's Haus hängen oder hineinwerfen, wenn Solche sich unterstehen, die wilde Jagd anzureden.

(359 a.) Der wilde Jäger, heißt es in Baiern und Thüringen, verfolgt und jagt die Holz- und Moosweibchen. Er ist oft selbst in Gestalt eines kleinen, graulich bemoosten Mannes, sagt man im Voigtlande. Im Riesengebirge treibt er die „Rüttelweibchen“ vor sich her. Bei Saalfeld war ein Bauer muthwillig genug, das Jagdgeschrei mitzumachen. Am Morgen drauf hing vor seiner Stallthüre das Viertel eines gejagten grünen Moosweibchens.

(359 b.) Zu Königstein in der Oberpfalz erzählt man: „Einst jagte der wilde Jäger mit seinem Heere über eine Pferchhütte, in welcher der Schäfer lag. Der rief ihm nach: „Hast gehört, du, bring mir mein Theil auch mit!“ Bald brauste der Jäger wieder über die Hütte, ließ einen Schenkel eines Waldfräuleins herabfallen und rief mit fürchterlicher Stimme: „Hast gehört, du, da hast dein Theil!“ Dadurch erhielt der Jäger Macht über den Schäfer, den er das andere Jahr mit sich fort nahm (Panzer).

(360.) Die Holzhetzer, „Hulzhatza“ sind böse Geister, die zum wilden Heere gehören und in großer Zahl einen furchtbaren Lärm machen, indem sie wie Hunde bellen, auch als Hunde gelten. Sie hetzen die Holzfräulein. In der Oberpfalz rettet man diese durch drei Kreuze auf dem Strunke eines gehauenen Baumes. Ein Knecht, der das Hetzen der Holzhetzer beim Arbeiten im Winter Abends vernahm, rief: „Holzhetzer, hetzt mir auch meinen Theil!“ Sogleich flog ein Stück eiskaltes Fleisch zum Fenster herein, das er aber nicht mehr fortbrachte, so oft er es auch hinauswarf, bis er nach dem Rathe eines alten Weibes beim Hinauswerfen rief „ohne Salz kann ich es nicht brauchen.“ Salz nämlich, als Zeichen der Menschenkultur, haben die Geister nicht, und fürchten es (Schönwerth).

(Vergl. Grimms Sagen 47, 48, 270).

Die Waldweibchen sterben aber auch, so oft man ein Bäumchen auf dem Stamme so dreht, daß der Bast springt. — Die beständige Gefahr in welcher sie daher leben, bewirkt, daß sie auch „Klageweibchen“ und „Klagemütter“ genannt werden. Sie bitten die Holzhacker, beim Baumfällen drei Kreuze in den Stock zu schneiden; da können sie darauf ausruhen und der Holzhetzer kann ihnen nichts anhaben.

In Tirol heißen die Wald- und Moosweiblein „Salgfräulein“ auch noch deutlicher „Selige“, oder gar „Heilige“, was offenbar auf ihre frühere Verehrung hinweist; auch sie werden vom wilden Jäger verfolgt und kennen die nämlichen Mittel dagegen. Sie verließen das Land jammernd und heulend, als sie zum ersten Male schießen hörten. Wunderschön war ihr Gesang gewesen.

(361.) Im Bregenzerwalde hausen in den Höhen, namentlich dem Bergzuge vom Rothhorn rechts vom großen Walserthale bis gegen den Rhein, Elbputzen (d. h. Alfkobolde), welche die Weiden verderben, in einer Nacht die Quellen ver-

siegen, Gras und Kraut verdorren und Vieh und Menschen hinsiechen lassen, weshalb eine Prozession mit Kreuz und Fahne die Sennen an St. Kilianstage zu Alp begleitet.

Mit den Wald- und Moosleutchen fallen ferner zusammen die in der Schweiz genannten „kleinen grünen Männchen“. Bekannt ist, daß der Teufel oft Grünlaub, Grünwald, Grünwedel, Grünrock, Hans vom Busch, Spinginsfeld, u. s. w. genannt wird. Im Waatlande spuken die „Springer“, (im dortigen Patois Schaidos oder Schauterels genannt; der Teufel heißt dort Schautairo (Sauteur). Man denkt dabei unwillkürlich an die Aehnlichkeit in der Gestalt zwischen dem Teufel und den Waldmenschen (Faunen) des Alterthums.

Am Lech werden die grünen kleinen Waldkobolde, welche Räder schlagend, den Leuten zwischen die Füße fahren, Huymänner oder Hojemännlein genannt. In Oesterreich ist der Hehmann ein Hausgeist, der gern in Stall und Küche arbeitet, aber auch spottet und neckt. Verläßt er das Haus, so weicht dessen Glück. In Böhmen heißt er so von seinem spottenden Rufe „he! he!“ Er springt den Leuten auf den Rücken und läßt sich tragen; er ist verwünscht, und kann nur durch gewisse Sprüche erlöst werden. — An vielen Orten heißt der wilde Jäger Hoimann. In Schwaben kennt man einen Waldkobold, das „Kohlerbau-Männle“, etwa vier Fuß hoch, dick und untersetzt, ganz roth und mit einer rothen Zipfelmütze. Es läßt sich bei Tag und Nacht sehen und führt irre. —

In Graubünden nennt man den „wilden Mann“ (romanisch ilg humm sulvadj) und „Fank“ den Bergzwerg, der dort aber nicht unterirdisch, sondern im Freien lebt. Er ist etwa drei und einen halben Fuß hoch, das Weibchen, die Fanka, noch winziger, aber sehr schön und mit hellklingender Stimme begabt. Ihre Haare sind hellblond, fast silberweiß, etwas straff und sehr lang. Sie sind sehr schnell im Laufen, holen die Gemsen ein und schneiden deshalb ihren Kindern die Milz aus. Die Mütter lassen diese an Gemsen trinken, denen sie Abends mit in den Mund gesteckten Fingern zum Melken pfeifen, was man stundenweit hört.

Diese Waldwesen zusammengenommen sind nun das was die deutsche Schriftsprache Elfen nennt, welcher Ausdruck unter dem Volke selten ist; denn das nordische Alfar bezeichnet die eigentlichen

Zwerge, und in den uns bekannten Sagen ist von Elfen nie die Rede. Was die Kunstdichtung aus ihnen gemacht hat, ist keltischer Import, vorzüglich aus Schottland. Dort sind die Elfen, gegenwärtig allgemein Fairies genannt (doch bei Douglas elfis und sonst elfmill und elfshot), ein kleines Geschlecht von gemischter zweifelhafter, launischer Natur, in ihrer Rache boshaft. Auch hier bewohnen sie das Innere grüner Hügel, besonders solcher von konischer Gestalt, auf denen sie beim Mondlicht ihre Tänze halten. Auf der Oberfläche drücken sie das Zeichen ihrer Kreise ein, bisweilen verwelkt und gelb, bisweilen von tiefer grüner Farbe. Es ist gefährlich, in denselben zu schlafen oder nach Sonnenuntergang dort gefunden zu werden. Vieh, das plötzlich von Krampf oder ähnlicher Krankheit ergriffen wird, soll den Elfschuß haben. Die dreieckigen Feuersteine, die man in Schottland häufig findet, womit die alten Einwohner wahrscheinlich ihre Wurfspieße versahen, heißen Elfbogenköpfe (elf arrow heads), auch die groben ehernen Streitäxte werden für ihre Arbeit gehalten. Man hört sie oft in Felsen und Höhlen arbeiten. Durchlöcherte Steine in Bergbächen gelten als ihre Schüsseln und Becher. Es galt für nicht rathsam, an solchen Stellen ohne Zeichen der Achtung vorüberzugehn. Auf dem Gipfel des Minchmuir in Peebleshire ist die „Käsequelle“, weil ehemals alle Vorübergehenden gewohnt waren, ein Stück Käse hineinzuwerfen, da sie den Elfen geweiht war. Ihre gewöhnliche Tracht ist grün, obgleich sie auf den Mooren zuweilen in Gewändern mit Bergmoos gefärbt erscheinen. Sie reiten oft in unsichtbarem Zuge, aber das helle Klingeln ihrer Zügel verräth ihre Gegenwart. Dann borgen sie oft Rosse von den Menschen, oder man findet solche Morgens keuchend, müde, mit ungekämmten Mähnen und Schwänzen im Stalle. Auch manchen köstlichen Weinflaschen in Kellern brechen sie die Hälse. Sie lieben die Jagd, die man Nachts mit Pferdetraben, Halloh und Hornschall vernimmt. Wer dem Zuge aber folgt, kann in Gefahr gerathen. Sie tauschen Kinder aus und entführen sogar erwachsene Personen, die erst nach sieben Jahren zu den Menschen zurückkehren und nach sieben abermals verschwinden. Jährlich am Allerheiligenabend halten sie ihre große Prozession. (Rühs Edda S. 16—20).

Dieselbe Vorstellung herrscht denn auch natürlich in England, wo sie Spencer in seiner Fairy Queen ausgeschmückt hat. Nicht

ohne Interesse mag es sein, die Stellen des größten Dramatikers, in welchen er der Elfen denkt, hier einzureihen. So sagt ein Elfe bezeichnend zu Puck:

> Either I mistake your shape and making quite,
> Or else you are that shrewd and knavish sprite,
> Call'd Robin Good-fellow. Are you not he,
> That frights the maidens of the villagery,
> Skims milk, and sometimes labours in the quern,
> And bootless makes the breathless housewife churn;
> And sometime makes the drink to bear no barm;
> Misleads night-wanderers, laughing of their harm?
> Those that Hobgoblin call you, and sweet Puck,
> You do their work, and they shall have good luck.
> Are you not he? (Midsummer-night's Dream II. 1.)

Und Prospero redet seine Elfen an:

> Ye elves of hills, brooks, standing lakes and groves,
> And ye, that on the sands with printless foot
> Do chase the ebbing Neptune, and do fly him,
> When he comes back, you demy-puppets, that
> By moonshine do the green sour ringlets make,
> Whereof the ewe not bites; and you, whose pastime
> Is to make midnight mushrooms. (Tempest V. 1.)

Keltisch sind denn auch ferner die in unseren Märchen so oft genannten Feen oder Faien, welcher Ausdruck den ursprünglichen der „weisen Frauen" verdrängt hat. Sie sind späteren Ursprungs als die Nixen und Zwerge (und Riesen), mit deren lieblicheren Elementen sie nur oft verwechselt werden, und müssen daher auch an einem andern Orte erwähnt werden, namentlich da sie nichts Zwerghaftes haben.

Diese ganze Sippe der Elfen oder Wald-, Holz- und Moosleutchen nun gehört eben so sehr dem Sternreich an, wie die Zwerge des Berginnern. Die Gestirne gehen eben so gut hinter dem Walde auf und unter als hinter den Gebirgen, die ja selbst, soweit sie nicht der Eisregion angehören, größtentheils von Wald bekleidet sind und sehr oft „Wald" genannt werden (Thüringer-, Teutoburger-, Westerwald u. s. w.) Des wilden Jägers Beute sind sie natürlich, weil der Jäger am Himmel (Orion oder auch der Mond als Jägerin) die Sterne jagt und, als Sonnengott gedacht, sie gar tödtet. Ihr Tanzen in nächtlichen Reigen ist der Tanz der Gestirne. Und am Himmel

ihr Königspaar, Oberon und Titania, führt dasselbe Schauspiel der Zwietracht und Eifersucht auf, wie die höchsten Gottheiten des Alterthums, Zeus und Hera, weil sie eben die rivalisirenden und sich stets ebenso sehr suchenden wie fliehenden Sonne und Mond sind. Darum verursacht ihre Zwietracht so schwere Unordnungen in der Natur, wie Titania klagt:

And never, since the middle summer's spring,
Met we on hill, in dale, forest or mead,
By paved fountain, or by rushy brook,
Or in the beached margin of the sea,
To dance our ringlets to the whistling wind,
But with thy brawls thou hast disturb'd our sport.
Therefore the winds, piping to us in vain,
As in revenge, have suck'd up from the sea
Contagious fogs; which falling in the land,
Have every pelting river made so proud,
That they have overborne their continents:
The ox hath therefore stretch'd his yoke in vain,
The ploughman lost his sweat, and the green corn
Hath rotted, ere his youth attain'd a beard:
The fold stands empty in the drowned field,
And crows are fatted with the murrain flock:
The human mortals want their winter here:
No night is now with hymn or carol blest;
Therefore the moon, the governess of floods,
Pale in her anger, washes all the air,
That rheumatic diseases do abound:
And thorough this distemperature, we see
The seasons alter: hoary-headed frosts
Fall in lhe fresh lap of the crimson rose;
And on old Hyem's chin, and icy crown,
An odorous chaplet of sweet summer buds
Is, as in mockery, set. The spring, the summer,
The childing autumn, angry winter, change
Their wonted liveries; and the mazed world,
By their increase, now knows not which is which.
And this same progeny of evils comes
From our debate, from our dissension;
We are their parents and original.

(Midsummer-night's Dream II. 2).

Von den eigentlichen Wichten und Zwergen unterscheiden sich die Elfen dadurch, daß sie nicht, wie jene, schaffende, sondern frei und

sorglos waltende Wesen sind. Außer den durch den Wald schimmernden Sternen bedeuten sie daher Alles, was im Walde von selbst entsteht und sich entwickelt, frei lebt und webt, fantastisch gestaltet und mit Moos überwachsen ist, Waldblumen, Sträucher, kleine Bäume u. s. w., doch dies nicht in ihrer ursprünglichen Bedeutung, sondern in allmäliger Ableitung von den die Pflanzenwelt schützenden und leitenden Gestirnen und in dem Bestreben, die Umgebungen des Menschen auszuschmücken und zu beleben.

Und nun eine Auswahl von Sagen, welche in diesen Kreis gehören:

(362.) Die Holzweibchen versahen den Menschen manche Arbeit und erwiesen sich sehr dankbar. Ein Holzhauer von Breitenstein brachte dem Holzweibchen, mit dem er oft zusammenkam, einst ein „Ofenküchel" mit. Es aß einige Brosamen aus der Mitte, füllte die Lücke mit Sägemehl, gab das Küchlein dem Manne wieder zurück, und als er es daheim auseinanderbrach, fielen drei glänzende Thaler von altem Gepräge heraus. Auf der Breitensteiner „Leiten" warnten zwei Waldfräulein die Graserinnen, zu denen sie oft kamen: Saget euere Träume nicht nüchtern und backet an keinem Freitage, dann werdet ihr Glück haben. Auch sie lassen sich für die verrichtete Arbeit nie lohnen, außer durch etwas Speise: Brod lieben sie, Kartoffeln, Gemüse, nie Fleisch. Um Luhn wirft man Brosamen und Speisereste für sie in den Ofen.

(363.) Als in Windisch-Eschenbach ein Schuster, bei dem allabendlich ein Holzfräulein scheuerte und putzte und jedesmal des Morgens verschwand, zu Weihnacht ein neu Röcklein machen ließ und für dasselbe bereit legte, schlug das Weiblein die Hände überm Kopf zusammen und jammerte: Ach Gott, jetzt hab' ich meinen Lohn! Drauf schwand es weg und kam nie wieder.

(364.) Beim letzten Herrn von Breitenstein diente eine fleißige Dirne, für welche die Waldleutchen Nachts alle Arbeit verrichteten. Die übrigen Ehehalten verriethen das, sowie sie's merkten, dem Herrn, der legte Schlingen und fing das Waldmännlein, das er in ein Kellergewölbe sperrte. Fortan erscholl jede Nacht der klagende Ruf des Waldweibchens; der Herr achtete nicht drauf und ließ das Männlein verhungern. Als es todt war, ließ sich die jammernde Stimme des Weibchens wieder vernehmen: O du schlimmer und grausamer Herr! Ließest du mein Männlein verhungern, so geb' ich dir auch den Schlehenstein nicht (an anderen Orten richtiger: sag' ich dir nicht wozu er dient) und soll dein Haus aussterben und von deiner Burg kein Stein auf dem andern bleiben. Und so geschah es (Globus IV. Band, 1863, S. 45).

(365.) Das letzte „wilde Mannli" auf der Alp Matschiels äußerte von den Sennen einst, ihnen sei unbekannt, daß nach dem Käsen noch das Allerbeste in der Schotte bleibe. Sie wollten ihm das Geheimniß ablocken und stellten ihm Schnapps hin. Das Männlein roch daran, ging aber bald mit den Worten davon

weg: „I trouw der nit, du chlünntist mi bilürla" — übertölpeln (erzählte dem Sammler die 59jährige Maria Anna Rupp von Vasön).

Nach der Erzählung von Bastian Hobi in Valens glaubt man, dies Köstliche aus der Schotte sei der durch fortwährendes Einkochen der letztern gewonneen Honig, der den der Bienen an Süßigkeit übertreffe.

(366.) So linkisch die „Fanken" in Graubünden sich auch bei manchen Sachen benahmen, so waren sie doch nicht gerade so dumm und im Gegentheil wußten sie vieles, was andere Leute nicht wußten. Sie sagten es aber niemand und waren äußerst karg mit der Mittheilung ihrer Geheimnisse. Deßhalb stellte man ihnen öfters Wein vor. Hatten sie dann von diesem getrunken, dann wurden sie schwatzhaft und mittheilend, oder schwatzten die Geheimnisse so vor sich hin, ohne sie mittheilen zu wollen. Ja es kam sogar vor, daß sie ein Geheimniß ausplauderten und dann hinzufügten: „nicht wahr, das hättet Ihr gerne von mir wissen mögen, aber das sag' ich keinem Menschen auf der ganzen Welt." Eben um der Geheimnisse willen, die sie besaßen, gab man sich auch alle Mühe, sie zu fangen, um solche von ihnen zu erfahren. In Conters hütete ein wildes Männlein die Geisen. In das Dorf kam es nie, sondern nur bis zu einem Stall oberhalb des Dorfes, bis wo man ihm die Geisen austrieb. Es nahm öfters Geschenke an und auch Kleidung, ohne deßhalb sich zu entfernen. Die Schuhe trug es lange an den Händen, die Hosen an den Armen. Die Knaben von Conters hätten es gerne gefangen, um allerlei von ihm zu erfahren, aber es war ihnen zu schnell und sie konnten es nicht bekommen. Da füllten sie zwei Brunnentröge, die bei jenem Stalle standen, den einen mit rothem Wein, den andern mit Branntwein. Als der wilde Geisler nun Abends zum Stalle kam, war er durstig und wollte wie gewohnt trinken. Die Knaben hatten sich im Stall versteckt und sahen ihm zu. Den Wein rührte er nicht an und sagte: „Röthi, Röthi, du bschiß'st mi nit." Hingegen vom Branntwein, der die Farbe des Wassers hatte, trank er und da fiel er dann berauscht um und schlief ein. Da kamen die Knaben aus ihrem Versteck hervor, banden ihn und brachten ihn gefangen ins Dorf. Sie drangen dann stets in ihn, er solle ihnen dieses oder jenes Geheimniß mittheilen. Da versprach er ihnen einen guten Rath zu geben, wenn sie ihn zuvor in Freiheit setzten. Sie thaten es und er rief ihnen zu: „bim hübschen Wetter nemmet die Tschöpen mit ni und bim leiden haid er d'Wahl." Dann entfloh der Schalk und kam nicht wieder.

(367.) In alten Zeiten kam im ganzen Land häufig Unglück vor beim Holzfällen. Das rührte davon her, daß die Leute allemal, wenn der Baum fiel, davonflohen, ohne darauf zu achten, auf welche Seite er fiel. Auf diese Weise geschah es dann häufig, daß sie vom Stamme oder von einem Aste getroffen und entweder todtgeschlagen oder schwer verletzt wurden. Daher war das Holzfällen eine sehr gefährliche Arbeit, man fällte so wenig als möglich und behalf sich mit dem gefallenen und vom Sturm geworfenen Holze. Das ging nun freilich zum Brennen, aber zum Bauen mußte man dennoch hin und wieder Holz fällen. Es blieben deßhalb aber auch die Wälder unversehrt und unangetastet, während man in spätern Zeiten sie vielerorten abrasirt hat. Wie man aber von einem wilden

Männlein lernte, mit geringerer Gefahr Holz zu fällen, das trug sich folgendermaßen zu. Man wußte zwar schon lange, daß die wilden Männlein ein solches Geheimmittel kannten. Jene theilten es aber nicht mit. Einmal nun, als ein Mann in einem Walde eine hohe, gewaltige Tanne fällte, welche zu einem Hauptbalken für einen Rathhausdachstuhl bestimmt war, gesellte sich ein wildes Männlein zu ihm und hüpfte um ihn herum, sprang wie ein Gemschen hin und her und wechselte viel lustige Reden mit dem Holzfäller. Als nun die Tanne fiel, da eilte dieser aus Leibeskräften fort, das Männlein aber floh gar nicht und doch wurde es von der Tanne nicht getroffen, aber auch der Holzfäller kam mit der Angst davon, er merkte aber nicht, wie das Männlein es gemacht hatte, daß es so sicher in der Nähe geblieben war. Nächster Tage kam der Holzfäller wieder an die nämliche Stelle, um eine andere Tanne zu fällen und das wilde Männlein stellte sich auch wieder ein. Der Holzfäller wußte wohl, daß er das Männlein vergeblich um sein Geheimniß anfragen würde und fing daher die Sache anders an. Er sagte ganz frisch zu dem Männlein: „jetzt weiß ich denn, wie Ihr andere es anfangt, daß Ihr nicht ungefällig (unglücklich) werdet beim Holzfällen, ich habe es das letztemal, als Du da warst, gesehen, jetzt ist mir nicht mehr bange bei dieser Arbeit.“ Da gab das Männlein zur Antwort: „ja gelt, Du hast gesehen, ich bin neben dem Stamm geblieben und habe geschaut, wo die Tanne hinfalle und da bin ich blos auf die Seite gewichen und so konnten mich weder Stamm noch Aeste treffen.“ So hat das kleine Plauderhänschen das Geheimniß ausgeplaudert, und seit dieser Zeit wurden dann weniger Leute beim Holzfällen unglücklich, aber darum erging es den Wilden um so schlechter.

(368.) Auf ähnliche Weise lockte man aus einem wilden Männlein ein anderes Geheimniß heraus. In alten Zeiten, als man eben noch nicht so witzig war als heutzutag, bohrte man die Wasser-Teuchel immer nur von einer Seite und so wurden die Teuchel natürlich sehr kurz. Es kamen dann manchmal in den Wäldern wilde Männlein zu den Arbeitern und lachten und kicherten in ihre Fäustchen, wenn sie sahen, daß man die Teuchel nicht länger machen konnte, als es der Bohrer erlaubte. Sie verstanden es wohl besser, aber sie sagten es nicht aus. Da sagte einmal ein Arbeiter zu einem wilden Männlein: „jetzt weiß ich denn, wie man längere Teuchel machen kann, einer von Euch hat es meinem Vetter gesagt und der hat es mich gelehrt, heute sollst Du mich nicht mehr auslachen.“ — „Ja, gelt, — sagte das närrische Männlein — Du kehrst das Holz um und bohrst auch von der andern Seite.“ Nun war das Lachen auf der Seite des Arbeiters und seit diesem Vorfall kennt man die Kunst, die Teuchel auf zwei Seiten zu bohren (Bündner-Zeitung).

(369.) Eine Wald-Fenka sah einst in einem Walde des Thales Churwalden (Graubünden) neugierig zu, wie ein Mann Latten spaltete. Sie saß an einen Baumstamm gelehnt. Da rief ihr der Mann, sie möge ihm doch ein wenig helfen und die Latten auseinanderhalten. Die Fenka kam bereitwillig und half, stark wie sie war, aus allen Kräften. Da stach der Mann die Bosheit, plötzlich die Axt herauszuziehen. Die Latten schnappten sogleich zusammen und klemmten

der Fenka die Hand ein. Der große Schmerz über ihre schlechtbelohnte Hilfeleistung brachte die Fenka in Wuth; sie riß die Hand mit Zurücklassung von drei Fingern los, ergriff die Axt, die der Mann im Schrecken über ihr entsetzlich Schreien und ihre Geberden hatte fallen lassen, und schlug ihn auf der Stelle todt (Bündner-Zeitung 1850).

(370.) Ein Knecht auf Thiems Hofe bei Riemke (bei Bochum) pflügte einst auf dem Acker an der Wittewiwers-Kule, und da es gerade îmtît (Imbiszeit) war, rief er: „Wiwer herût, ik sîn smächtig!" Sogleich stand ein Tisch mit den trefflichsten Speisen vor ihm, und er besann sich nicht lange, sondern ließ es sich köstlich schmecken. Als aber der Pferdejunge dasselbe rief: Wiwer herut! aber, wie die Tafel erschien, nicht aß, starb er bald darauf (Kuhn).

(371.) Am Tippelsberge bei Riemke (bei Bochum) liegt ein Bauerhof und an dessen Gehöfte eine tiefe Senkung, in welcher ein schöner klarer Quell entspringt, rings von dichtem Gehölz umgeben. Sie heißt witte Wiwerskule, weil in ihr witte Wiwer gewohnt haben. Eine Bäuerin des Hofes ging einst, noch vor dem Kirchgange nach dem Wochenbette aus. Aber Abends, als sie am Feuer saß, traten plötzlich zwei witte Wiwer herein, schleppten sie mit sich in ihre Höhle und verboten ihr je aus der Thüre zu sehn, weil sie den Hals brechen würde. Das trug sie sieben Jahre lang. Dann, als die witte Wiwer einst abwesend waren, konnte sie ihre Sehnsucht nicht länger bezwingen und that die Thüre auf. Wie sie heraustrat, (die witte Wiwer hatten im Tageslichte keine Gewalt mehr über sie) läutete die bekannte Glocke in Bochum. Sie eilte nach Riemke hinab zum Hofe, wo sie aber, da ihr Mann sie todt geglaubt, eine zweite Frau antraf. Sie legte sich still an den Heerd, aber die Kinder kannten sie bald und drängten sich schmeichelnd an sie. Die Stiefmutter wollte das nicht dulden, der Mann aber, wie er ins Haus trat, erkannte sie auch und behielt beide Frauen. Die rechte konnte jedoch nie mehr eine andere Speise genießen als „möre Aeppel" (Kuhn).

(372.) In Hebels schöner Sage „Riedligers Tochter" erblickt diese, Eveli, 12jährig, beim Erdbeerensuchen im einsamen Walde plötzlich „in goldige Hoore, nummen en Ehle lang, e zierlig Fraueli, inneme, schwarze Gwand und gstickt mit goldene Blueme und mit Edelgstei", welches das Kind grüßt und keine Furcht haben heißt. „sEveli seit: Gott dankt der, und wenn du's Erdmännlis Frau bisch, willi di nit förche." Das Weibchen erkennt das Mädchen als seine Pathin, fragt es allerlei aus, führt es durch Gestäude und Felsen mit einem „Laternli" in den Berg in sein verborgen „Stübli", glizernd von kostbaren Steinen, bewirthet es mit Honigschnitten und „Strübli" und Milch, verspricht ihm ein Spinnrädchen und entläßt es mit einem Röschen, zu dem es Acht geben solle. Wie Eveli am Ostertag vom Nachtmahl aus der Kirche heimkommt, steht in der Stube „'s Rädli vo Birbaumholz, und an der Chunkle ne Riste, mitteme zierlige Band us rosiger Siden umwunde, unte ne Letschli dra, und 'sGschirrli zum Neze vo Silber, und im Chrebs e Spühli, und scho ne wengeli gspunne. D'Gotte hat der Afang gemacht mit eigene Hände." Das Mädchen spinnt emsig, und bald geht Garn zum Weber und „Strängli" zum Färber, und der Wohlstand nimmt zu.

Längst hat „Simme's Fritz", ein braver Junge, das Mädchen und die Jungfrau geliebt und der Mutter widerstrebt, welche Evelis Mutter eine Hexe nennt und ihn zur Heirath mit einer reichen Nachbars Tochter nöthigen will. Er bleibt fest, rühmt Evelis Tugenden und scherzt: „'s isch ke liebliger Gschöpf aß so ne Herli wo jung isch." Als er mit Soldat werden droht, gibt die Mutter ungerne nach, er heirathet und wird ein wohlhabender glücklicher Mann.

(373.) Auf dem Born an der Dünneren (Solothurn), weidete ein Hirt von Kappel seine Ziegen. Einst, als ein wildes Gewitter die Thiere auseinanderscheuchte, mangelten ihm beim Nachhausegehen viere davon. Vergebens durchstrich er das Gebüsch und kletterte alle Halden hinan. Keine Spur, und er fürchtete die Besitzer, wenn er ohne sie heimkehrte.

Plötzlich stand ein Moosweibchen vor ihm, hüpfte wie am Schnürlein herum, schüttelte neckisch sein kurzes Röcklein und machte den flinksten Hopser. Aber dem Burschen vertrieb die Angst und auch das, wie ein Zifferblatt flache Mieder, das braune und runzlichte Gesicht jeden sinnlichen Gedanken und er fragte blos: „Hasch-mer mini Geiße niene gseh"! Da pfiff das Weibchen „wie ein Mäuslein aus der Nase", wiegte zierlich das Röcklein hin und her und fragte:

Eis, zwee, drei,
dini Geiße sy nit hei!

Eben darum bin ich ja hier, sagte der Geängstete, weißt du mir keine Spur von ihnen? — Da pfiffs nochmal:

Eis, drei, zwee,
dini Geiße hani gseh.

Damit verschwand das Weibchen wie ein Wetterleuchten und über Stauden und Jungholz weg verbreitete sich ein Brausen, als schüttelte die schrecklichste Windsbraut einen Haufen Kieselsteine auseinander.

Als er darüber staunte, kamen die verlorenen Ziegen „wie hergeblasen" heran (Lehrer Bernh. Wyß in Solothurn).

(374.) Von „heiligen, saligen oder seligen Fräulein" erzählt man in Ulten, Martell und Oezthal. Sie sind jungfräuliche Feen in Wäldern und Höhlen, werden aber von den „wilden Männern" oder „Nörggen" verfolgt und finden einzig Schutz, wenn sie sich auf einen mit Kreuzen bezeichneten Baumstock flüchten, weshalb die Holzhauer noch heute nach Fällung eines Stammes in den zurückgebliebenen Strunk mehrere Kreuze hauen. Sie traten zuweilen in Ehe mit Sterblichen, wie Eine mit einem jungen Bauer in Ulten, aber unter Bedingung, ihre Herkunft nicht zu offenbaren. Als er einem Nachbar auf dem Kirchenwege, welcher behauptete, weitum das vornehmste Weib zu haben, verrieth, die seine sei eine „Selige", fand er sie zu Hause nebst ihren 13 Kindern verschwunden. Als ein junger Bauer ein solches Fräulein, die ihm ein Heufuder laden half, aus Muthwillen am einen Fuße festband, mußte er zur Strafe lebenslang an einem Fuße hinken (Wolf. Zeitschr. f. d. Myth. I. 291. 292).

(Vergl. Zingerle und Alpenburg).

Die Korndämonen.

Schärfer als die Elfen von den Zwergen geschieden, sind die gespenstigen Korndämonen, welche zwar nicht immer als zwerghaft gedacht werden, aber doch mit den Zwergen mehr, als mit irgend anderen mythischen Wesen verwandt sind. Wenn das Korn, diese beste Gabe der Gottheit nach dem schlichten Volksglauben, vom Winde bewegt, wogt und rauscht, mußte das nicht die einfachen Beobachter auf den Glauben an darin waltende geisterhafte Mächte, an eine wilde Jagd im Kleinen und Zahmen bringen, und konnte man nicht mit einem solchen Glauben die Kinder und kindischen Erwachsenen von Beschädigungen des Getreides abhalten? In solche Dämonen fuhren nun seit der Einführung des Christenthums die früher als Besitzer und Beförderer des Getreides verehrten, aber auch wegen ihrer Macht, dasselbe zu verderben, gefürchteten Götter. Thors Donner, wenn er mit seinen Böcken durch den Himmel fuhr, reinigte die Luft, nachdem sein Hammer die Winterriesen zerschmettert, Freyr ritt mit dem Eber über die Saaten, wie seine Schwester Freya (Hulda) durch dieselben fuhr; aber die mit ihr fahrenden Weiber führten Sicheln mit sich. So wurden dieselben Wesen weil sie bald wohl thaten, bald schadeten, bald als schenkend, bald als diebisch gedacht (wie im Alterthum Hermes), so auch, wie wir gesehen, die früher verehrten Zwerge. Wenn man daher am Morgen früh Aehren abgeschnitten und geraubt sah, so schrieb man es ähnlichen, elbischen Wesen zu. Ein solches wird in mittelhochdeutschen Gedichten Pilwiz, Pilwiht, Pilewis, Bulwechs (auch weiblich Bulwechsin) genannt (Grimm deutsche Mythologie), ein Name, welcher von Grimm (gleich Bilwisi, Bölwisi, einem Beinamen Odins), als „das Rechte wissend" gedeutet, womit er aber nicht genügend erklärt ist; denn er gehört zu einer Gruppe von Wesen, welche an die Haus- und Feldgeister anknüpfen, daher nicht ethischer, sondern physischer Herkunft sind. Andere Benennungen sind: wilder Mann, schwarzer Mann, Grummetkerl, Hafermann, König, Haferkönig, „der Alte." Diese Vorstellung ist bis nach Polen und Norwegen verbreitet. An manchen Orten kniet man vor der letzten Garbe und ruft: der Alte! der Alte! was deutlich auf eine einstige Verehrung dieser Dämonen deutet. Im Volksglauben erscheint das fragliche Wesen „als plagendes, schreckendes, Haar und Bart verwirrendes, Getreide zer-

schneidendes Gespenst, meist in weiblicher Gestalt, als böse Zauberin und Hexe." Pilmeskind ist ein alter Schimpfname, wie „Teufelskind" und „Bilmezschädel" wird ein verstockter Sinn genannt. Der Bauer erzählt von dem sogenannten Bilmerschnitt oder Bilberschnitt im Getreide:

(375.) „Der böse Mensch, der seinem Nachbar schaden will, geht Mitternachts, ganz nackt, an den Fuß eine Sichel gebunden, und Zauberformeln hersagend, mitten durch den eben reifenden Acker hin. Von dem Theil des Feldes, den er mit seiner Sichel durchschnitten hat, fliegen alle Körner in seine Scheune, in seinen Kasten." (Grimm). —

(376.) Im Voigtland ist dieser Glaube allgemein; die Bilsen- oder Bilwerschnitter gehen an Johannis oder Walpurgis vor Sonnenaufgang in das Feld, und schneiden mit kleinen, an die große Zehe gebundenen Sicheln die Halme ab; sie tragen kleine dreieckige Hütchen; grüßt sie jemand, so müssen sie heuer sterben. In Thüringen heißt der Verderber Binsenschneider, und der Aberglaube kennt allerlei Mittel, seinen Tod herbeizuführen; so z. B. stirbt er, wenn er sein Bild in einem Spiegel sieht, wie der Basilisk, während sein Anblick den Angeschauten tödtet. — Andere Gegenden lassen das Gespenst auf einem Bock durchs Feld reiten.

An vielen Orten Norddeutschlands und in Litthauen tritt an die Stelle dieses männlichen Dämons ein weiblicher; in Osnabrück wird er die Tremsemutter genannt, in Braunschweig Kornwif, in der Mark Roggenmöhme, sonst auch, je nach der Frucht, Weizen-, Gersten-, Flachsmutter, Erbsenmuhme oder allgemein Großmutter, wilde Frau rc, Sie wird gleich den Schatzhüterinnen als schwarz oder weiß geschildert und hat feurige Finger, lange und mit Theer gefüllte oder auch mit eisernen Spitzen versehene Brüste, welche sie den Kindern die das Korn betreten um die Ohren schlägt. In Süddeutschland tritt an ihre Stelle das Holz- oder Waldfräulein, so daß offenbar die Korndämonen mit den Elfen zusammenhängen. Ebenso hängen mit ihr zusammen die gespenstigen Thiere, die im Korne hausen und mit denen man ebenfalls die Kinder schreckt, damit sie nicht in's Korn treten. — Solche Thiere sind beinahe alle im ersten Buche von uns als Gegenstände der Volkssage aufgeführten, namentlich die Kröte, der Drache, Storch, Hahn, Hase, Fuchs, Wolf, Bär, Hund, die Katze, das

Schwein, die Ziege, das Schaf, Rind, Pferd und der Esel. Die bedeutendste Rolle spielen die Roggensau, der Roggenwolf und der Roggenhund.*) — Die Roggensau ist offenbar ein Rest von Freyr's Eber, der Roggenwolf von Odins Wölfen, der Bock, auf dem der gespenstige Schnitter reitet, von Thors Böcken.**) Es sind Dämonen, deren Existenz unmittelbar mit derjenigen des Getreides zusammenhängt, und welche sich beim Schneiden des Korns, am Leben bedroht, in die letzte Garbe flüchten; wer diese bindet, erhält nach den Schnittergebräuchen in vielen Gegenden den Namen des dort waltenden Dämons.

Oft glaubt man, der Schnitter tödte mit dem letzten Sensen- oder Sichelhiebe den Dämon; meist aber lebt der letztere fort, so lange es noch irgendwo unausgekörntes Getreide vom betreffenden Felde gibt. Oft wird eine Puppe in Gestalt des waltenden Dämons verfertigt und dem Drescher auf den Rücken gebunden, der sie zu einem Nachbar tragen muß, wo das Dreschen noch nicht beendet ist. Es kommt auch vor, daß der Drescher selbst in die Garbe eingebunden und als der gefangene Dämon behandelt wird.

Die thierischen Korndämonen sind dieselben Thiere, wie diejenigen, von denen als gespenstigen Dorfthieren gefabelt wird und von denen, wir oben sahen, daß sie den Menschen gerne auf den Rücken hucken, wie die erwähnte Garbe auf selben gebunden wird; denn beide stammen von den die Witterung bedingenden und daher auch über das Gedeihen der Früchte entscheidenden, rastlos wandernden Gestirnen. Gleich den Sternen sind auch die gespenstigen Dorfthiere abgeschiedene Seelen und wie jene überall in der Sage als Gold und Silber erscheinen, so sind diese Thiere Schatzhüter, nur wurde bei den Korndämonen der Begriff des Schatzes von den Sternen auf das goldene Korn, das sie hüten, übergetragen, — ist ja der Sternhimmel ebenfalls ein großes Feld mit vielen tausend goldnen Aehren.

Neben den schreckenden Gestalten des Kornmannes, der Kornfrau und der Kornthiere tritt aber auch eine freundliche Erscheinung auf, das **Kornkind**. Die letzte Garbenbinderin gilt dafür, daß sie es

*) Vergl. über das Nähere dieser Vorstellung: **Wilh. Mannhardt**, Roggenwolf und Roggenhund (Danzig 1865) und die Korndämonen (Berlin 1868).

) Sollten die **Schneider nach dem Volkswitze auf Böcken reiten, weil man sie mit jenen gespenstigen **Schnittern** verwechselte?

bekommen habe, oder daß sie nächstes Jahr eines bekommen werde. „Schweizerische Sagen erzählen, daß im Frühling in blühenden Kleefeldern, zwischen der sprossenden Kornfrucht ein engelschönes, feinlockiges Kind auf schneeweißen Windeln liegend gefunden werde. Will man es aufheben, so wird es schwer und schwerer und verschwindet“ (wie das Jesukind bei Christophoros, weil es eben ein Himmelskind, eine Personification des Frühlings oder der verjüngten Sonne ist). Statt seiner spricht man in Deutschland auch vom Kornengel. Offenbar ist es verwandt mit dem hellenischen Plutos (Reichthum, Kornsegen), welchen auf dem dreimal gepflügten Ackerfeld Demeter, die Erdgöttin, mit Jasion, einem Himmels- oder Sonnengotte*) zeugte.

Die Korndämonen als solche sind in der deutschen Volkssage spärlich vertreten. In den folgenden Sagen sind es durchweg die Zwergs- oder zwerghaften „wilden Leute“, welche bald in günstiger, bald in ungünstiger Weise auf das Gedeihen des Korns einwirken oder ihren Aufenthalt auf dem Getreidefelde haben, was wieder nur die Identität der Zwerge und Korndämonen beweist.

(377.) Wenn die Kornähren manchmal über Nacht knapp am Halm fleckenweise abgeschnitten sind, heißt man es im Tirol „Hexengetreideschnitt“ (Zingerle, 1859. S. 461).

Es heißt schon in der Lex Bajuvar. 12, 8. Si quis messes alterius initiaverit maleficis artibus — quod aranskarti dicunt, und im Ludwigsliede Zauberschaden an Frucht und Feld haranskara.

Auch im Aargau, z. B. am Steigfelde unweit Leuggern, kennt man die Sage, die Erdmännli kuppen zur Erntezeit einen Theil der Aehren oben ab, und daraus backen sie ihr Brod (Rochholz Natur-Mythen).

(378.) Auf der Westseite eines Jura-Ausläufers, unweit Gansingen im Aargau, liegt der sogenannte Gügler-Eisengraben, wo man früher nach Erz grub. In diesem Graben wohnten 1½ Ellen große „Waldmenschen“ oder „Erdmännchen“, welche auf der Tuhalde und in der Umgebung oft Garben raubten. Deshalb stellte man Wachen aus, beschloß aber später, jeder Bürger, so wie die Gemeinde habe einige Garben auf dem Felde liegen zu lassen, womit sich die Männchen begnügten.

Ein Mann von Galten sah sie einst im Isang, 17 an Zahl, Buchnüßchen auflesen. Sie boten ihm davon an, was er aber unverständig ablehnte.

Vom „Wildloch“ auf dem Kaisacker führt ein unterirdischer Weg, den sie oft

---

*) Vergl. des Verf. „Buch der Mysterien“ (St. Gallen 1869) S. 89.

wandelten, um in Obersulz Milch zu stehlen. Steigen gewisse Nebel auf dem Keisacker auf, so „backen die Erdmännchen am Eisengraben" (Birrcher, das Frickthal).

Auch unweit Sißelen, in den Löchern der Kindshalde, wohnten Erdmännchen, welche den Bauern, die ihnen Garben stehen ließen, dafür Kuchen brachten, bis sie, als eines von ihnen arg beleidigt wurde, fortzogen.

Eines kam einst an das Fahr bei Murg und wollte übergeholt sein. Als der Fährmann sich wegen eines so winzigen Wesens nicht plagen wollte, kam es in größerer Gestalt. Nun holte er es ab, aber mitten im Rheine stieß es den Kahn um und der Schiffer ertrank (Ebdas.).

(379.) Wer in der Neujahrs-Mitternacht auf den Schloßberg zum „Geisbrunnen" geht, wird inne, ob ein fruchtbar Jahr kommen wird oder nicht. Wird das Jahr gut, so sieht er ein Männlein dabei, das in einer Hand drei Aehren, in der andern drei Trauben hat, und es nickt ihm freundlich zu; im Gegentheil macht es ein saures Gesicht und seine Hände sind leer (A. Schnetzlers Bad. Sagenbuch, I).

(380.) In Graubünden erzählt man sinnig, ein Bauer sei durch die Wiesen, habe sich der grünen Saat, der schneeblühenden Bäume, der freudeweinenden Reben erfreut, daß das Herz ihm warm worden und endlich unter den Aehren ein kleines hülfloses Kind liegen gesehn, das bittend seine Händchen gegen ihn streckte. Er habe es mitleidig aufheben und mit heimnehmen wollen, aber es so schwer gefunden, daß weder er noch die Nachbarn es zu lüpfen im Stande waren. Da glänzte es auf einmal wie Gold und sang: „Hast wohl vertrauet, hast wohl gebauet, gebaut auf Gott!" worauf es gen Himmel verschwand. Es heißt das Kornkind (Flugi. Vergl. Rochholz I, 273).

(381.) Eine wilde Frau ging oft aus dem Untersberg in das eine Stunde entlegene Dorf Anif, wo sie Löcher in die Erde grub und drin schlief. Ein Bauer aus Anif sah sie und verliebte sich in ihr wunderschönes Haar, so lang, daß es ihr beinahe auf die Fußsohlen reichte. Er ging ihr nach, betrachtete sie mit Wohlgefallen und legte sich endlich ohne Scheu zu ihr. Sie lagen aber wie Kinder, ohne an Ungebührliches zu denken. In der zweiten Nacht fragte sie ihn: ob er daheim nicht eine Frau habe. Der Bauer leugnete das. Allein sein Weib machte sich allerlei Gedanken über sein Wegbleiben, schlich ihm nach, fand ihn auf dem Felde bei der wilden Frau schlafend und sagte zur wilden Frau: „O behüte Gott, deine schönen Haare! was thut ihr denn da miteinander?" Wie es das gesagt, entfernte es sich. Der Bauer erschrak, die wilde Frau aber hielt ihm seine treulose Verleugnung ernst vor und hieß ihn zu seiner Frau gehn und nie mehr kommen (Volksbüchlein vom Untersberge).

(382.) Auf dem Sonnenberge bei Schlanders bestimmte ein „Nörgl" dem Bauer jeden Spätherbst dadurch die Zeit, das Feld zu bebauen, daß es eine Egge hineinstellte. Der Bauer folgte bereitwillig und wurde immer durch reiche Ernten belohnt. Als jedoch einst die Egge allzulang nicht erschien, wollte der Bauer, da alle Nachbaren schon grüne Saat hervorgucken hatten, nicht länger warten, da er das Nörgelchen für gestorben hielt, und baute an. Kaum war das

geschehen, so erschien das Nörgl zürnend und rief: „Deine Ernte wird gering sein, die der Nachbaren gar keine." Damit verschwand es für immer und die Drohung erwahrte sich (Zingerle).

Das Alpdrücken.

Wie Alles, was den Menschen betrifft, wie namentlich alle Uebel und Krankheiten, so schrieb der Volksglaube von Alters her auch die räthselhaften Beängstigungen im Schlafe, die von Blutwallungen oder den Athem hindernder Lage herrühren, göttlichen, später dämonischen Wesen zu, welche schon der Natur der Sache nach zwerghaft gedacht werden. Den Griechen war dieses Mythenwesen als Ἐφιάλτης, den Römern als Incubus bekannt. In der deutschen Sage heißt es Alp (d. h. Elf, Alf) oder Mahr (französisch Cauchemar), und verräth durch erstern Namen seine Verwandtschaft mit den Elben oder Zwergen. Grimm reiht es zunächst den behaarten und struppigen Korndämonen an. Im Althochdeutschen heißt ein solches Wesen Skrat, d. h. haarig (pilosus), mittelhochdeutsch Schrat, Dimin. Schrättlin, in der Schweiz noch jetzt Schrättlig. Im Polnischen heißt Skrzot ein, wie der Bilwiz, die Haare verwickelndes Ungethüm. Man stellt sich ihn als wilden, zottigen Waldgeist von kleiner Gestalt, stets männlich, vor. Noch im sechsten und siebenten Jahrhundert waren diesen Dämonen, nach Grimm, Bäume und Tempel heilig und im damaligen Latein bezeichnete man sie als „Faune", (so z. B. in Ekkehards Waltharius: fauni fantasma). — Wolfdietrich hat die derbe Bezeichnung: Waltluoder. In Märchen wird der Schrat, gleich dem Bilwiz, oft mit dem Teufel vermengt. Es erscheint jedoch statt seiner im Volksaberglauben oft auch die Nachtmare, ein schönes, weibliches Wesen; sie kommt auf einem Sieb aus England gefahren und vermält sich oft mit männlichen Menschen, denen sie Kinder gebiert, aber bisweilen durch das Schlüsselloch entflieht.

Nach niederländischem Glauben muß die schönste von sieben Töchtern Nachtmare werden. Gefangen wird sie, wenn man das Ast- oder Schlüsselloch verstopft, durch welches sie gekommen, worauf sie zu einem schönen Mädchen wird, aber nach einiger Zeit Heimweh bekommt und den Gatten dazu bringt, das Loch, durch welches sie kam, wieder zu öffnen, worauf sie verschwindet, jedoch noch bisweilen kommt, ihre Kinder zu besorgen, — ein Zug, der auch in vielen

Märchen wiederkehrt. Alp und Nachtmare haben das Gemeinsame, den Menschen im Schlafe zu drücken, indem sie ihm auf Hals oder Brust sitzen. In der Schweiz nennt man sie auch Doggeli (Puppe). An mehreren Orten Deutschlands schreibt man ihnen Verwandlungen in Thiere zu oder vermengt sie mit den Hexen, indem Menschen diese Rolle übernehmen (z. B. jedes siebente Kind einer Mutter).

(383.) Grimm erzählt in den Sagen (Nr. 80) vom Alp: er bringe ungeachtet verschlossener Fenster und Thüren durch die kleinsten Oeffnungen ein (nach manchen Sagen als Strohhalm); man hört aber in der Stille der Nacht das Geräusch, welches hierdurch entstehe. Verstopfe man geschwind das Loch, so müsse er an der Stelle bleiben und könne nicht fort, worauf er sich aufs Bitten verlege, um die Freiheit nachsuche und dies durch den Hinweis auf seine zu Hause verlassenen hilflosen Kinder unterstütze. Er rudert auch über das Wasser und benützt Kähne dazu. Nachts reitet er auch die Pferde, daß sie Morgens abgemattet sind. Wer vor dem Schlafengehen seinen Stuhl nicht versetzt, den plagt der Alp Nachts. Den Leuten macht er gern Weichselzöpfe. Oft wird er von bösen Leuten geschickt. Solche, denen die Augenbrauen zusammenstoßen, sind dazu fähig. Sagt man aber dem Alp: „Komm Morgen und trink mit mir", so muß der kommen, der ihn gesandt hat (Vergl. Wuttke S. 255 ff.)

(384.) Im Sarganserlande sagt man, „der Schrettlig" könne sichtbar werden und als Vogel entfliehn, wenn man erwacht und ihn überrascht. Einst als eine Nachbarin einem Alpgedrückten rieth, eine Hechel, die Spitzen abwärts, auf die Brust zu nehmen und er, ahnend, die Spitzen aufwärts richtete, saß die Rathgeberin blutend darauf; ein Anderer, der ein Astloch der Wand, wo der Schrettling herauskam, zustopfte, sah Morgens ein schönes Weibsbild oder auch einen Vogel auf seiner Bettlade sitzen. Im Lautlingerthale, in Laufen, in Thieringen, Ebingen, auf dem Heuberge, in Friedlingen, sonst in Oberschwaben, auch in Konstanz sagt man „Schrettele", „Schrettle"; in Bühl, Wurmlingen, Herb und sonst „Schrecksele", im Baierschen angeblich „Rettele", im Filsthale, im Lenninger und Neidlinger Thale, „das Drückerle", in Hohenstaufen daneben „das Nachtmännle". In Preßburg sagt man bei einem recht gescheidten Kinde: „Des is aber a Schradl, alles siachts, alles weists" (Wolf II. 189). Besonders gerne sollen diese Wesen Wöchnerinnen heimsuchen und sich in Gestalt von Katzen und anderen Thieren auf kleine Kinder legen und diese dergestalt drücken, daß sie wie ausgewachsene Frauenbrüste bekommen und Milch geben. In Heubach und Unterbäbingen sagt man dasselbe von der „Trute". In Langnau, zwei Stunden von Tettnang, sog das Schrettle an eines Mannes Brust so lange bis er Milch gab. Ein Müllersknecht aus der Gegend von Langnau wurde vom Schrettle oft arg

heimgesucht. Als er einst im Schlafe ängstlich stöhnte, zündete sein Kamerad schnell ein Licht an, worauf beide einen Strohhalm quer über das Bett liegen sahen und verbrannten. Am andern Tage fand der Knecht die Nachbarin mit Brandwunden an Händen und Füßen, war aber von da an frei. Die Schrettlen flechten auch schweizerischem Vieh die Schwänze in unauflösliche Zöpfe.

Winters sieht man im Schnee etwas wie den Abdruck einer Menschenhand und nennt es „Schretteles füße". Solche finden sich auch auf Steinen. Zeichnet man einen oder besser drei Schretteles-Füße (drei in einander verschlungene Dreiecke) in einem Zuge über die Thüre, so kann kein Schrettle in das Zimmer. Es heißt auch „Krottenfuß" (bei Tübingen). Druben- und Albfuß, oder Trutenfuß. Steine mit einem natürlichen runden Loche, die man gegen das Schrettle unters Kopfkissen legt, heißen auch „Schrattensteine" (Main).

(385.) In Mels erzählte man vor bereits 90 Jahren, ein junger Mensch sei arg vom Schrättlig gedrückt worden. Da rieth ihm Jemand, alle Oeffnungen, durch welche der Schrättlig in sein Schlafgemach kommen könne, zu verstopfen bis auf eine nahe seinem Bette, in diese aber, sowie das Wesen wieder im Zimmer sei, schnell einen Zapfen zu stoßen. Der junge Mann that es und erstaunte, als er am Morgen, wenn ich mich recht erinnere und dies nicht einer andern Sage angehört, einen sonderbaren Vogel auf der Bettstatt sitzen sah, welcher, als er keinen Ausgang fand, sich in ein sehr schönes, aber ganz nacktes Mädchen verwandelte. Er fand Gefallen an ihr, ließ sie kleiden und heirathete sie. Wiederholt fragte sie ihren Mann, was der Zapfen zu bedeuten habe, und bat ihn, denselben zu entfernen. Er blieb fest, bis er nach zwei Jahren, es waren schon zwei Kinder da, ihrem Bitten nachgab. Kaum war der Zapfen heraus, so fielen der schönen Frau die Kleider vom Leibe, sie schwang sich durch das Loch hinaus und sang im Verschwinden zurück: Hei, wie klingen die Glöcklein in Venedig so schön!*) Vater und Kinder haben sie nie wieder gesehen (erzählt dem Sammler Nikl. Senn und in seiner Kinderzeit, sowie man so etwas Kindern erzählen kann, seine Mutter).

(386.) Ein Grabsermädchen war in Rans Magd, blassete zusehends und nahm ab. Befragt erklärte sie, ein Schrättlig drücke sie allnächtlich furchtbar. Man rieth ihr, dem Ungethüm ein scharfes Messer vorzuhalten. Sie that es, wie er kam; er fuhr ins Messer und entfernte sich gleich wieder. Am Morgen war die ganze Kammer blutig; das Mädchen folgte der Spur, und die führte nach Grabs ins elterliche Haus, wo sie, trotz Abwehrens der Mutter ins Schlafzimmer drang und — den eigenen Vater an einer Stichwunde krank fand, an welcher er starb.

(387.) Ein Jüngling in Rans wurde vom Schrättlig gepeinigt, legte auf Rath eine Hechel, die Zähne aufwärts, auf die Brust, fühlte wie Nachts etwas drauf plumpte und seufzend abzog, folgte am Morgen der Blutspur, und kam ebenfalls nach Grabs, wo er seine Liebste schwer verwundet antraf.

---

*) Eine andere Sage aus derselben Gegend läßt die Fliehende sagen: sie gehe wieder nach „Engelland".

(388.) Christian Zogg war auf seinem Berggute Geißgaden mit der Heuernte beschäftigt, wo er jede Nacht im Stalle schlief, aber dann und wann ein hübsches Mädchen am Sevelerberge besuchte. Eine Nacht, als er eben einschlafen wollte, kam etwas aufs Heu und ihm auf die Brust, wo es ihn fast erdrückte. Als das unheimliche Wesen sich wegbegab, schaute er neugierig nach. Wer wars? die Schöne vom Sevelerberge, die am Thörchen noch nach ihm umschaute und lächelte. Er besuchte sie nicht wieder.

(289.) Die alte Dorothea Hofmänner hörte einst vor dem Einschlafen etwas vor dem Fenster rascheln und sah einen Pudelhund durch eine zerbrochene Scheibe hereinschlüpfen und sich ihr auf die Brust setzen. Sie vermochte weder zu rufen noch sich zu regen bis der Unhold auf dem gleichen Wege wieder fortschlich, wo sie ihm nachrief: gang ins Drei-Tüfels Nama! Darauf vernahm sie ein heiseres Gelächter und kannte die Stimme einer Nachbarin. Diese getraute sich später kaum mehr sie anzuschauen (Nikl. Senn).

(390.) Auf Seeland heißen die Elfenfrauen Elliser, und sind vorne schön, hinten häßlich und ungestaltet. Sie lassen sich nur bei schönem Wetter sehen, und nur in Elfenbrüchen (Ellemoserne), besonders an Stellen, wo irgend Jemand unglücklich ums Leben gekommen ist. Bald reißen sie Heu auseinander, bald führen sie Tänze auf. Sie drücken die Menschen im Schlaf (den nordsjellandske Landalmues Character ꝛc. Kjöb. 1798).

(391.) Im Aargau heißt es: Man lege dem Kinde beim Schlafengehen die Hände kreuzweis über der Brust zusammen, so kann sich der Mann im rothen Röcklein nicht drauf setzen (Rochholz, Kinderlied).

Mit dem Alp verwandt ist der Vampyr, ein den Menschen das Blut aussaugendes Gespenst, gewöhnlich als ein Tags im Grabe liegender Todter gedacht, der aber Nachts auf seinen schauerlichen Beruf ausgeht. Derselbe gehört jedoch der deutschen Volkssage nicht ursprünglich an, sondern ist in dieselbe nur spärlich von den Slaven, Magyaren und indischen Völkern her eingedrungen, jedoch dann in der Regel mit dem Alp verschmolzen, der z. B. in Tirol auch Blut saugt. Merkwürdig ist indessen, daß der Vampyr auch Thiere, besonders Pferde und Kühe anfällt und erstere, gleichwie in der deutschen Sage der Teufel oder die Zwerge oder die „Pferdemare", Nachts reitet, so daß sie am Morgen im Stalle mit Schweiß bedeckt getroffen werden.

Alle diese Nachtgeister sind abergläubische Entstellungen der Gestirne, deren Strahlen überallhin dringen und die ja, besonders der Mond, den unbestrittensten Einfluß auf die Nachtruhe des Menschen haben. Viele Menschen können thatsächlich bei Mondschein oder hellem Sternenschein nicht schlafen oder fühlen sich unwohl, so daß

sie wirklich gezwungen sind, alle Oeffnungen, durch welche Strahlen fallen können, zu verdecken. Die Pferdemaren aber gehören in das Reich der unter Thiergestalt ruhelos wandernden und eilenden Sterne.

Die Wechselbälge, die Eierschalen und das Alter der Zwerge.

Von besonderer Merkwürdigkeit und erstaunlicher Tiefe sind die Sagen, welche sich auf das Alter und die Nachkommenschaft der Zwerge beziehen.

Das Zurückweichen der Zwerge vor neuen mächtigeren Gottheiten, denen sich die Herzen der Menschen in Folge höherer moralischer, intellektueller und ästhetischer Ausbildung zuwandten, machte in der Volkssage die Zwerge zu Feinden und Nebenbuhlern der Menschen. War auch diese Regel nicht ohne Ausnahmen, von denen wir in freundlicher Gesinnung und Dienstfertigkeit der Bergmännchen und Hauskobolde, sowie der Holz- und Moosleutchen Beispiele gesehen, so tritt sie doch schon in diesen Ausnahmen mittels der Neckereien hervor, über welche sich die Kobolde boshaft freuen. Es spricht aus dem ganzen Verhältniß, trotz aller Lichtblicke, ein tiefer, unversöhnlicher Haß zwischen beiden Geschlechtern, welcher sich u. A. in folgender Schleswig-Holsteinschen Sage (bei Müllenhof) ausspricht:

(392.) In alten Zeiten haben die Zwerge und die Menschen oft Kriege miteinander geführt. Waren die ersteren dabei auswärts, so sangen ihre Weibchen im Berge bei den Wiegen. Nördlich von Braderup auf der Haide liegt der Reisehoog; da hat Einer einmal gehört, wie eine Zwergin drinnen sang:

Heia, hei, das Kind ist min,
Morgen kommt din Vater Finn
mit dem Kopf eines Mannes.

(Finn ist nordisch der Name eines Zwerges. Finn. Magn. Lex. Myth. bor. p. 72).

Die Kinder der Zwerge sogar wurden also in diesem Hasse auferzogen, und sie waren ja das Liebste dieser Leutchen, was schon aus der Sorgfalt hervorgeht, mit welcher sie auf Herbeischaffung menschlicher Hebammen ausgingen, womit sei also bewiesen, daß ihnen ihre Nachkommenschaft noch mehr werth war, als die Pflege ihres Hasses. Solche Dienste belohnten sie dann auch nie anders als mit Gold (in Island mit geistigen Gaben).

(393.) Das Holen von Menschenhebammen zu Wöchnerinnen unter den Zwergen ist in der Schweiz allgemein geglaubt worden. Das geschah z. B. auf

Furna im Prättigau, in Churwalden und in Savien, wo man noch die Stelle zeigt, wo das „wilde Männli" mit seinem Weibchen wohnte. „Is wilde Mannlis Balma" ist ein überhangender Fels in der Alp Vallaetscha. Von hier kam einst in dunkler Nacht ein wild Männlein nach dem Hofe „Bühl", klopfte leise und klagte sein Anliegen der als Geburtshelferin bekannten Frau, indem es mit Thränen bat, als dieselbe Bedenken trug, doch zu kommen. Die Frau hatte aus Leibeskräften zu thun, dem Männlein Schritt zu halten, das rasch voran lief und dann, einem Hunde gleich, wieder zu ihr zurückkehrte (die Zwerge gingen nie, sie rannten). Bei der Balme angekommen, befreite die Frau das kreisende Weiblein gewandt von den Schmerzen und von einem allerliebsten Zwillingspäärchen, welches gleich nach der Geburt mit Händen und Füßen zappelte und am Boden herumzukriechen begann.

Nun wollte die Frau sich entfernen; das Männchen hieß sie jedoch ihre Schürze von den Feuerkohlen füllen, was die Frau endlich that, aber unterwegs fast alle herausfallen ließ, die das ihr folgende Männchen auflas. Daheim hatte sie noch drei Kohlchen an der Schürze, die am Morgen als reines Gold dalagen. Erschrocken eilte sie jetzt zurück den Berg hinan, fand aber keine Kohlen mehr.

Ganz so in Churwalden, wo das Männchen der Frau zuruft:

Je meh zerstraft
je minder d'hast

Dasselbe geschah ob Vättis beim „Drakenloche" und mit demselben Rufe des wilden Männlis, nach Nikl. Senn im Werdenbergischen, nach Lütolf S. 476 bei der Großgruobis- oder Waldisbalm bei Viznau und nach Rochholz (N. M. S. 114) im Urner Schächenthale, wo das Männlein der Frau die Schürze mit Erlenblättern füllt und dann ruft:

Wie meh daß zatterist,
wie minder daß d'hatterist.

Die Frau in Furna war klüger und behielt die Kohlen und das Gold (Bilder und Sagen aus Graubünden). Aehnlich in Meggen, Walchwil, Ballwil und Sarnen. Am letzterm Orte sind es statt der Kohlen schwarze Steine (Lütolf).

(394.) Unten am Vättiserberge ist eine hohe Wand und mitten in der Wand eine Höhle, ehemals die Wohnung der „wilden Leute", die ganz behaart und nackt waren. Jetzt ist vom ehemals bewohnten „Vättnerberge" nur noch ein Haus im „Schlüchtli". Ein Waldweibchen kam einst und holte die Hebamme zu einer Wöchnerin. Die mußte ihm folgen, die Wand aufwärts, wo sonst kein Mensch gehen kann, that ihren Dienst und erhielt, als die Sache richtig war, Kohlen in ihre Schürze („sie haben anderes nichts"). Dann begleitete sie das Wildweibchen, welches gekommen war, sie zu holen, bis „auf den Wasen", wo es zurückblieb und dem Weibe nachsah. Als dieses die sonderbare Gabe geringschätzig aus der Schürze schüttelte, hörte es das Weibchen noch rufen: „je meh daß d'verzappst, je minder daß d'habst." Daheim fanden sich noch drei Kohlen an der Schürze und waren lauter Goldstücke; aber auf dem Wege war nirgends mehr was zu finden. (Der 70jährige Bastian Hobi in Valens und schon vor 50 Jahren der gewesene Valenser Pfarrer Pater Augustin Müller in Pfävers).

(395.) Kleine „unterirdische Männer“ holten aus Pfullingen die Hebamme in den Urschelberg zu Entbindungen, und ertheilten als Lohn Strohhalme, welche die Empfänger, wie in einer Unzahl Sagen, nicht beachteten, aber als Gold erkannten (Meier).

Ebenso holte ein alter Mann die Hebamme zu Koppel im Badischen um Mitternacht tief ins Gebirg zum Mummelsee, wo er dreimal mit einem Birkenreise aufs Wasser schlug, das sich öffnete, worauf sie eine steinerne Treppe in ein von Krystallen leuchtendes Gemach traten. Auch hier war der Lohn ein Strohbündel, welches die Hebamme, wie sie aus dem Wasser war, verächtlich in selbes zurückwarf. Ein Halm, an der Schürze geblieben, war Gold. Sie grämte sich drüber und ein Jahr später, am gleichen Tage war sie todt (Klübers Beschreibung von Baden Thl. II. S. 192. Sagen aus Baden S. 97. Brauers Sagen und Geschichten der Stadt Baden, Karlsruhe, S. 96).

Die Zwerge geben sich hinwieder den Schein, ihrem Menschenhasse, sogar ihr Liebstes, ihre Kinder zu opfern, — und zwar Bergmännchen, Moos- und Holzleutchen und Roggenweiber in gleicher Weise, um die Nachkommenschaft ihre Feinde, der Menschen, zu schmälern; sie stehlen deren Kinder mit raffinirter Frechheit oder vertauschen sie scheinbar gegen die ihrigen, gegen Wechselbälge, die jedoch nicht ihre wirklichen Kinder, sondern eitel zauberisches Blendwerk sind. In einer Tiroler Sage (bei Alpenburg) ist der Wechselbalg eine Kröte.

(396.) Die Grödicher Einwohner erzählten, aus dem Untersberge seien oft die wilden Frauen zu Kindern gekommen, welche zunächst dem Loche innerhalb Glaneck Vieh hüteten, und haben ihnen Brod gegeben. Zur Aehrenschneidung kamen sie mehrmals, erschienen früh Morgens, und wenn man Feierabend machte, gingen sie, ohne das Abendmahl mitzunehmen, wieder in ihren Berg.

Einst wollten sie einen kleinen Knaben entführen, der auf einem Pferde saß, welches sein Vater zum Umackern eingespannt hatte. Der Vater eilte ihnen nach und hatte Mühe, ihn wieder zu befreien, worauf sie erklärten, er würde es bei ihnen besser haben als daheim, und dann bitter weinend von dannen gingen. Einen andern Knaben nahmen sie, bei der Kugelmühle oder Kugelstatt herauskommend, vom Hüten weg. Holzknechte sahen ihn über ein Jahr später in einem grünen Kleid auf einem Stock sitzen und sagten es seinen Eltern, die jedoch keine Spur mehr von ihm finden konnten (Volksbüchlein vom Untersberge).

(397.) Die Sagen von Wechselbälgen, Wechselbutten finden sich auch in der baierschen Oberpfalz. In den ersten Tagen nach einer Geburt, wenn die Wöchnerin allein schläft, legt „der böse Feind“ nicht selten ein Kind von ihm zum rechten Greift die erwachende Mutter nach dem ihrigen, so verschwindet die Butte; sonst aber hat er gewonnen Spiel. Ein Bauer, Nachts aus dem Wirthshause heimkommend, fand bei seiner schlafenden Wöchnerin zwei ganz ähnliche Kinder, ähnlich angethan, beide gleich schreiend. Er griff nach dem einen, das andre verschwand,

und er hatte den Balg, der nun klein blieb und elend, krüppelhaft und „fazig“ wurde und bald starb (Globus IV. Bd. 1863, S. 172).

(398.) Auf der Insel Rügen glaubte man an dreierlei Arten Zwerge: weiße, braune und schwarze. Die weißen und braunen waren gut, thaten Niemanden leicht was zuleide; am freundlichsten waren die weißen. Die schwarzen jedoch, Tausendkünstler, waren voll Trug und List. Alle hielten sich gerne in den Bergen der Insel auf. In den neun Bergen bei Rambin wohnten die braunen in sieben, die weißen in den zwei übrigen Bergen, wo sie ein lustiges Leben führten und Musik und das beste Essen und Trinken hatten. Sie stahlen den Menschen die schönsten Knaben und Mädchen, die ihnen dann eine gewisse Zeit dienen mußten, alle 50 Jahre mußten alle Geraubten zurück. Doch wurde keines davon in dieser Zeit älter als 20 Jahre.

Wer etwas von ihnen in seine Gewalt bekam, z. B. eine Mütze, dem wurden sie dienstpflichtig und er konnte reich werden (E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen. Berlin 1842, I. Bd.).

Man vergleiche damit Grimm's Sagen 81 und 82, ferner die Sage vom Wechselbalg der Roggenmuhme (ebd. Nr. 89) und von dem des Teufels (ebd. Nr. 87).

Die merkwürdigsten Wechselbalgsagen sind jedoch diejenigen, in welchen die Eierschalen eine Rolle spielen.

Bei den alten Griechen galt das Weltall als Ei; das Himmelsgewölbe war dessen obere Hälfte. Die orphische Kosmogonie ließ aus diesem Ei den Grund aller Dinge als Mannweib hervorgehn (Clemens Romanus). Der uranfängliche Gott der Orphiker heißt *ὠογενής*, der Eigeborne. Nach Mokrobios war das Ei in den Mysterien des Dionysos das Sinnbild der Erzeugung und Belebung. Nach Aristophanes (Vögel V. 695 ff.) gebiert die Nacht das uranfängliche Windei, aus welchem die Liebe hervorgeht.

Im Heiligthum der Hilaira und Phöbe in Lakonien hing an der Decke ein Ei, welches mit Bändern umwickelt war, man gab es für das Ei der Leda aus (Pausanias III. 16, 2); das vom Himmelsgotte mit einer Erdgöttin erzeugte Ei, in welchem die Zwillinge enthalten waren, welche Tag und Nacht bedeuten, indem sie abwechselnd im Olymp und in der Unterwelt weilen, ist aber eben das Ei der Welt. So trugen auch in allen Abbildungen diese Dioskuren, sowie andere Helden, z. B. Odysseus, Mützen von der Form der Eierschalen, namentlich aber Hephästos, welcher in Aegypten als der Vater der Zwerggottheiten, der Kabeiren, galt und selbst Zwerg war. Das Ei und dessen

Schalen waren daher stets Bezeichnungen sehr alter und uranfänglicher Dinge; denn alles Lebende entsteht ja aus dem Ei. Darum ist der Uebergang dieses Symbols aus dem griechischen Alterthum in den Norden mit seinen Zwergen höchst bedeutsam. Folgende Sagen beleuchten dieses Verhältniß in drastischer Weise:

(399.) Als fahrlässige Leute zu Semmerin in der Silvesternacht ihre Hausthüre offen gelassen, lag am Neujahrmorgen eines der Hündchen der Frau Gaude auf dem Heerde, welches die nächste Nacht begann, sie mit seinem Gewinsel zu beunruhigen. Sie wußten den Gast nicht los zu werden, bis eine Frau ihnen rieth, das sämmtliche Hausbier durch eine Eierschale (Eierdopp) zu brauen. Wie die Schale im Zapfloche des Braukübels stak und das „Wörp" (angegorene Bier) lief, redete das Hündlein vernehmlich:

„Ik bün so olt
as Böhmer Gold (?)
äwarst dat heff ik min leder nicht truht,
wenn man't Bier dörche Eierdopp bruht",

und wie es das gesagt, verschwand es und Frau Gaude mit (Lisch, Meklenburg).

(400.) Die Schönaunken vertauschten oft mit Leuten der Umgegend ihre Kinder (Wechselbälge). Konnte man diese zum Sprechen bringen, so mußten sie sie holen und die gewechselten wiederbringen. Einst quälte sich eine Frau, wie sie ihren Wechselbalg zum Sprechen brächte, als ihr Einer rieth, sie solle Eierschalen auf das Feuer setzen (und darin brauen, setzt die Sage hinzu). Kaum sah der Balg dies, so erhob er sich und sagte: „Siebenmal hab' ich den Bremer-Wald abbrennen sehn, aber solch Brauen noch nie." Wie das aus dem Munde war, sah sie ihr Kind wieder, und war der Wechselbalg verschwunden (Kühn, in Vonderhagens Jahrb. IX. p. 95).

(401.) Bei Grimm (39, drittes Märchen aus Hessen) ist der bedeutende Zug daß, sobald man den Wechselbalg lachen machen kann, die Wichteln ihn wieder holen und das geraubte Kind bringen. Dort ruft der Balg als er die Eierschalen erblickt:

Nun bin ich so alt
wie der Westerwald
und hab' nicht gesehen,
daß Jemand in Schalen kocht.

Wie er lacht, kommt auf einmal eine Schaar von Wichtelmännchen, die das wahre Kind auf den Heerd setzen und den Balg fortnehmen.

In Dähnerts plattd. Wörterbuch heißt es von sehr alten Dingen „old as de Bremer Wold", auch in Schützes Holstein. Idiot).

(402.) Als man in einem Hofe das Nörglein dadurch necken und vertreiben wollte, daß man leere Eierschalen auf den Heerd legte, sang oder sagte es:

„So viel Haselen af uan Heard
hon i no nia dar heart.
I bin an alter Mann,

i denk in Rasimispiz
wia a Kloa von an Kiz,
in Schluderkopf
so groaß wia a Glusenknopf;
in dar Polstarziach gant
do hon i mein Gang,
in dar Schwarzbrummscheib'n
do will i mein Lebatog bleib'n."

(Zingerle Sagen aus Tirol in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. S. 184).

(403.) Eine Bäuerin auf Island, welche daheim einen Wechselbalg antraf, und ihn zum Sprechen bringen wollte, nahm eine sehr lange Stange und rührte damit in einem winzig kleinen Töpfchen, das am Feuer stand. Da rief der Balg nach der einen Erzählung: „nu er eg svo gamall sem a grönum má sja, og atjun barna fadir, og hefir eg aldrei sed svo langa thvöru i svo litilli grytu." — „Nun bin ich so alt wie man am Barte sehen kann und Vater von 18 Kindern, und nie habe ich gesehen so langen Quirl in so kleiner Schüssel" — oder: „eg er nu ordinn sjötugr Karl, og sesetin barna fadir, og hef aldrei sed svana langa stöng i svo litilli grytu" — ich bin nun ein 70-jähriger Mann worden und Vater von 60 Kindern und habe nie gesehen so lange Stange in so kleiner Schüssel" (Maurer Isländ. Volkssagen).

Es hat etwas Dämonisches, wenn der Wechselbalg von seinem Alter spricht. Und warum kann er das? Weil er eben ein Stern ist, der Alles auf der Erde an Alter übertrifft. Die Wechselbälge versinnbildlichen wahrscheinlich das Uebel, das den Menschen nach fatalistischem Glauben die Sterne, statt des erwarteten Guten, bringen. Zu ihrer Gestalt aber haben die Cretinen (Kielkröpfe, Wechselbutten, Tolpatsche, Tölpel, Dickköpfe, Wasserköpfe) Anlaß geboten. Aber auch ohne Bezug auf Wechselbälge und Eierschalen sprechen die erwachsenen Zwerge ganz ähnlich von ihrem Alter:

(404.) Beim Dorfe Wens im Pizthale, das nahe bei Imst ausmündet, steht eine St. Margarethen-Kapelle und nahe ein Hof, auf welchem sich lange ein äußerst hilfreiches und dienstbares Wichtl aufhielt, das „Margarethen-Wichtele." Es wartete die Kinder, hütete und besorgte das Vieh, spaltete Nachts Holz, holte Wasser und das schon drei Jahrhunderte durch von Vater auf Sohn und Enkel, die alle es zu schätzen wußten und gut hielten. Da starb gegen Ende des vorigen Jahrunderts der Stamm des Hofbauers aus, und als der letzte Träger des Namens auf dem „Rechbrette" lag, saß das Wichtl stumm und traurig bei der Leiche, begleitete sie dann weinend mit zu Grabe, kehrte aber mit den Uebrigen nicht zum Hofe zurück, sondern wanderte das Pizthal auf, wendete dann rechts ab nach dem Pillerjoche zu, und wurde nie mehr gesehn (Alpenburg).

(405 a.) Auf der Seisenalpe trieb ein Neckgeist viel Unwesen. Er foppte und plagte die Hirten und Mäher auf allerlei Weise. Einen Hauptspaß machte ihm

das Umwerfen von Heuschobern; hatten die Leute sich mit Aufmachen derselben müde gearbeitet und sich dem süßen Schlafe überlassen, ja kam der Boshafte sicher und warf die Schober der Reihe nach um. Einst fiel ein pfiffiger Knecht auf den Gedanken, die Sensen in den Schobern zu verstecken. Der Geist erschien Nachts richtig und lachte, wie er die Schober wieder erblickte, daß es weit hin gehört wurde. Wie er aber den ersten Schober umstürzen wollte, kam er auf die Sensen und schrie so kläglich, daß es einem durch Mark und Bein fuhr: „Ich bin so grau, ich bin so alt, schon denk' ich die Seiseralp neunmal Wies' und neunmal Wald. Nun geh ich fort und komme nimmer mehr." Er hielt Wort (Zingerle).

Dieselbe Sage wird auch auf ein räthselhaftes Geschöpf, das Almthier, übertragen, das daher ebenfalls vom Sternhimmel stammt.

(405b.) Früher wagte niemand auf der Villandereralp zu übernachten und Mäher und Mäherinnen machten sich vor Avemarialäuten auf den Heimweg, denn Alles fürchtete und mied das „Almthier." Einmal wagte es ein kecker Knecht, der Bartel, und legte sich in einer Schupfe aufs Heu. Als früh Morgens die Mäher ihn riefen, hörten sie die Antwort: „der Bartel ist auf dem Dache!" Hier sahen sie mit Entsetzen — die zerrissenen Stücke des Todten. Endlich wagte es ein Zweiter, behängte sich ringsum mit geweihten Sachen und ließ sich in einen Heuschober einmachen, den sie noch ringsum mit Sensen belegten. Um Mittnacht kam das Almthier, sprang wiederholt gegen den Heustock und rief dann: „Au weh! au weh! daher geh' ich nie meh! I denk die Villanderalp neunmal Wies und neunmal Wald, und den Schlern wie 'n Nußkern, und den Jochgrimm wie a Messerkling. Villander Alm hat gut's Wasser, Seiser Alm gut's Gras. Au weh! au weh! daher geh' i nie meh!" Damit verschwand es für immer (Zingerle).

(Vergl. über die Wechselbälge Wuttke, Volksaberglaube S. 360 ff).

Die Eierschalen werden noch gegenwärtig heilig gehalten. Man darf sie nicht in's Feuer werfen, sonst bekommt man ein Geschwür, oder man brennt die Seelen der Todten, man darf keine zertreten, sonst zertritt man sein Glück (Wuttke a. a. O. S. 292). Auch dienen sie vielfach zu Zauber- und Heilmitteln. — Aus Allem indessen geht hervor, daß die Verehrung der Zwerge, als Bilder der Gestirne, der im Stillen schaffenden Weltkräfte, eine uralte ist und derjenigen der Götter weit vorangeht.

Der Zwerge Abschied.

In rührend schlichter Weise feiert die Volkssage das Ende des Cultus, den die schaffenden Naturkräfte einst als Zwerggottheiten genossen, durch die Erzählung von ihrem trauernden Abzuge aus den bewohnten Gegenden nach ihrem verborgenen Reiche im Innern der Berge, um da in ihren krystallenen und goldreichen Höhlen zu bleiben und nie mehr vor den Augen des undankbaren Menschengeschlechtes

zu erscheinen. Sinnig gibt die Volkssage als Gründe dieses Schrittes die Emancipation und Civilisation der Menschen und die Einführung des Christenthums an. Bald nämlich war es die unziemliche Neugier der Menschen, das Treiben ihrer früheren Gottheiten zu belauschen oder die geheimnißvolle und stets verborgene Natur ihrer Füße zu ergründen, was sie vertrieb; bald war es der Lärm der Axt, welche die Wälder zum Behufe des Landbaues und der Gründung von Wohnungen umhieb oder der lärmenden Hämmer und Maschinen, durch welche die Menschen die stille Industrie der Zwerge ersetzten, oder der Glocken, welche einen neuen, mächtigern Gott verkündeten.

Es spricht nun in überraschender Weise für die ehemalige allgemeine Verehrung der Zwerggottheiten nicht nur, sondern selbst für den unmittelbaren Uebergang vom Zwergcultus zum Christenthum an vielen Orten, ohne Dazwischentreten der altgermanischen Götter, — daß beinahe jeder Ort in deutschen Landen und weit nach Norden und Westen hinaus seine Sage vom Verschwinden der kleinen Mythenwesen, von ihrer Flucht vor einer neuen Zeit und einem neuen Glauben besitzt. Wir geben folgende Beispiele.

(406.) Die Schönaunken halfen oft den Umwohnern in ihren Arbeiten. Sie kamen, wenn diese Abends den Brotteig eingesäuert, in der Nacht in die Häuser und kneteten, so daß Morgens alles bereit war. Als dies auf einem Bauerhofe wiederholt geschah, versteckte sich der Knecht hinter den Backtrog. Da erschienen zwei Schönaunken und fingen an zu kneten. Mitten in der Arbeit machte der Knecht eine Bewegung, da rief der Eine: „'t wegget sik" (es bewegt sich); aber der andere antwortete: „lett men tau! lett men tau!" (knet' nur zu!) Als das der unverständige Bursche gehört, sprang er mit einem Knüppel hervor und jagte sie fort, worauf sie nie nieder kamen (Kuhn in Vonderhagens Jahrb. IX. p. 95. 96).

(407.) In Hergiswil (Luzern) hatte man eben einen Ziberli- (prunus insititia, vulgäre Renglotte) Sturm (Brei) zum Essen aufgetragen, als man einige bekannte Heidenweiblein herankommen sah. Um nicht mit diesen Gästen theilen zu müssen, verbarg man das Lieblingsgericht hinter den Ofen. Die Weiblein, denen das nicht verborgen blieb, weilten nicht lange bei den Neidischen, machten sich fort und sagten im Gehen: „Denk wohl der Ziberlisturm ist nicht für uns hinter dem Ofen", was in der Gegend zum Sprüchworte wurde. (Lütolf S. 369.) Die Sage wird vervollständigt durch die Version in Winikon, wo sie Erdleutchen heißen und das Erdmännchen, als es die Lieblingsspeise nicht an der gewohnten Stelle fand, sagt:

Gut Nacht!
Der Ziberlisturm ist nicht für uns gemacht.

Von da an kamen sie nicht wieder.

(Das hat Nationalrath Müller in Wil auch von seiner Mutter, einer Entlebucherin, gehört).

(408.) Das letzte Erdleutchenpaar, das in einer Höhle bei St. Wilhelm im Badischen wohnte, kam oft zu einem Bauer im Wiesenthale und half ihm arbeiten. Einst, als sie ausblieben, machte der Bauer Feuer vor die Höhle. Da kam das Erdmännchen und entschuldigte sich, seine Frau sei krank, es könne nicht kommen, er möge aber doch das Feuer löschen. Der Mann hatte im Aerger das Feuer so groß gemacht, daß er es nicht löschen konnte, verlor aber in derselben Nacht all sein Vieh durch Tod und sah die Leutchen nie wieder (Meier).

(409.) Im Haslithale und in Gadmen erzählt man zwei Sagen vom Verschwinden der Zwerge.

Nach der einen kam des Sommers häufig eine Schaar Zwerglein aus den Flühen herab ins Thal, entweder helfend oder doch zuschauend beim Arbeiten, namentlich im „Heuet." Dann setzten sie sich vergnügt auf den langen und dicken Ast eines Ahorns in das schattige Laub. Nun wurde von Muthwilligen der Ast einmal Nachts beinahe ganz durchsägt, und als die arglosen Leutchen sich am Morgen drauf niederließen, krachte der Ast entzwei und sie stürzten zu Boden. Darüber zürnten die Kleinen, und mit dem Rufe: „O, wie ist der Himmel so hoch und die Untreu so groß! heute hier und nimmermehr!" verschwanden sie für immer.

(410.) Nach der andern war es der Zwerge Gewohnheit, sich auf einen großen Feldstein zu setzen und den Heuern zuzuschauen. Aber einige Schalke machten ein Feuer auf den Stein, bis er glühte, und schürten dann alles sauber ab. Als das Völklein sich darauf setzte, verbrannten sie sich jämmerlich und verschwanden mit dem Rufe: „O böse Welt! o böse Welt!" (Wyß. I S. 101. 319).

Dasselbe geschah auf der Obwaldner Seite des Stanserberges, dem Steinberge, wo Bergmännchen wohnten, welche Sommers in den Sennhütten Obfluh und Rütimatt einkehrten und den Hirten treu halfen. Dafür reichte man ihnen Alpspeisen und ein solches hatte seinen eigenen Sitz. Als aber einst Muthwillige in der Rütimatt den Sitzstein heiß machten, brannte sich das Männchen, entfernte sich schnell und kam nie wieder (Lütolf).

(411.) Im Kanton Freiburg wohnten früher in den „Balmen" (Baumes, Grotten) der höchsten Berge, in krystall-, gold- und silberglänzenden Stuben Feen, die mit den Menschen verkehrten, ja mit schönen Hirten in heimliche Ehen traten und ihnen Heilkräuter und Wurzeln und Schätze zeigten oder Künste, sich unverwundbar zu machen. Aber sie hatten, nach Einigen, rabenschwarze Haut, keine Fersen an den Füßen und Kopfhaare so lang, daß sie sich damit ganz einhüllen konnten. Als einst ein zornmüthiger Geißhirt die Seinige, die, wie Alle, sehr eigensinnig, zanksüchtig und launisch war, mit dem Käsebrecher oder Quirl schlagen wollte, verließ sie ihn beleidigt plötzlich, und mit ihr verließen Alle die Gegend (Kuenlin i. J. 1832). Daß auch im Aargau (Frickthal) die Zwerge schwarz geschildert werden und bei ihrer Ankunft gesagt haben sollen, sie

haben daheim „die Sonnenhitze nicht mehr vertragen können" (Rochholz, Naturmythen 1862 S. 107), deutet entweder auf die nordischen „Schwarzelfen" unter der Erde oder auf afrikanische Heimat.

(412.) In einem Hause zu Kappel (Kanton Solothurn, unweit Olten, an der Dünneren), welches noch steht, hatten einst die Erdmännlein mit den Einwohnern vertrauten Umgang. Jene liebten bekanntlich alle Arten Backwerk, besonders die „Wäien", deren dort jedesmal wenn man buck, so viele bereitet wurden, als die Stiege in's Gaden Tritte zählte. Für die Erdmännchen legte man allemal eine besonders gut gerathene auf die Thürschwelle hinterm Hause. Da spürte einst die neu ins Haus gekommene junge Frau ein Gelüste, das verborgene Völklein von Angesicht kennen zu lernen. Als daher der schöne Kuchen für die kleinen Gäste wieder auf der Thürschwelle bereit lag, schlich die vorwitzige Frau, während die übrigen Hausgenossen sich zu Tische setzten, in einen Winkel der Küche, um ihnen zuzusehen. Aber kaum hatte das Erdvölklein gewahrt, daß Jemand sie beobachte, da rief es in einstimmigem Chore:

„Uf und uß der Erde
(andernorts: under d' Erde),
d' Lüt wei (wollen) spitzfindig werde,"

und von da an hat man im Umkreise von Kappel keine Erdmännlein mehr gesehen (Bernhard Wyß, Lehrer in Solothurn).

(413.) In Werdenberg wohnten die Bergmännchen auf den Bergen in Höhlen. So bei Buchs im „Wildenmännlis-Löchli", einer Grotte, die sich bis nach Grabs erstrecken und im Innern einen See enthalten soll; am Sevelerberge im Vall Gupp und an der Stampfhalde. Sie waren klein, behaart, dienstfertig, friedlich, bereiteten ihre Speisen „aus Erde", lebten mit den Leuten der Ebene im Verkehr, halfen ihnen melken, misten, füttern, hüten u. s. w. und waren sehr beliebt. Sie trugen Mäntel, womit sie ihre Füße sorgfältig verbargen. Auch hier streute man Asche, um die Spur ihrer Tritte auszuspähen, und neckte sie sonst vielfach, so daß sie für immer aus dem Lande zogen (Nikl. Senn).

(414.) Nicht weit von Bettlach am Solothurner Jura, im Kastels ist mitten in Stauden und Gestein ein Fleck Landes, genannt die „Chutzchammara" (Kauz-, Eulenkammer). Dort wohnten vor Zeiten „Härdwibli" (Erd- oder eher Bodenweibchen) zwergigen Wuchses, in schwarzem Gewande, das die Füße deckte, guten Leuten gewogen, denen sie Glück brachten; böse haßten sie. Sie liebten und buken Brotkuchen, „Wäie", und theilten davon fleißigen Bauern freigebig mit, wenn sie ackerten. Als ein solcher ihr geheimes Walten und Backen unterm Boden vernahm, die köstlichen Wäien roch und sich auch eine wünschte, sieh da, wie er die Furche endend unten am Acker ankam, stand ein Stühlchen neben seinem Zug, drauf ein weißes Tuch, auf diesem ein duftender Kuchen mit silbernem Messer. Als er jedoch von Habsucht verführt, das Messer zu sich steckte, fand er übers Jahr weder Wäien noch ferner Gedeihen auf dem Acker.

In ein nahes Haus kamen „nach Betläuten" die Weibchen zu den Spinnerinnen, denen sie halfen und selbst spannen, ohne je frisches Werg aufzulegen. Schlug es

10 Uhr, so nahmen sie ihr Garn, das sie noch oft verschenkten, und entfernten sich mit einem frommen Abendwunsche, bis man einst, weil sie ihre Füße sorgfältig verdeckten, Asche streute und darin lauter Gänsefüßchen entdeckte. Sie schämten sich darüber und verließen in der gleichen Nacht das Haus und das Dorf Bettlach. (Fr. Jos. Schild, aus dem Lebenberg. Gedichte und Sagen I. Bdchen., Biel 1860, S. 93).

(415.) In Mönnach, an der Südgrenze des Sundgaues, glaubte man vor noch nicht langer Zeit „Herdwible“, von niedlicher Gestalt, nur 1½ Fuß hoch, in Fichten oder unter der Erde lebend. Sie kamen oft ins Dorf und besuchten Leute beim „Kelten“, wo sie durch liebliches Singen ergötzten. Sie trugen lange Röcke, welche auch die Füße bedeckten, was Buben und Mädchen nicht wenig ärgerte. Einst bestreute man an einem Keltabende den Boden mit Asche und sah „Gänsefüße“ drin abgedrückt. Aber von da an zeigten sich die Weibchen nie mehr (Wolf I. S. 399. 400).

Eben dort, näher bei Pfirt, in der Wolfshöhle, bei der „Heidenfluh“ hausten Zwerge beiderlei Geschlechtes. Auch hier bestreuten lose Mädchen den Eingang der Höhle mit Sand und nahmen am Morgen „Geisfüße“ darin wahr. Von da an kamen sie nie mehr hervor (Ebd. S. 400).

(416.) An der Schwalm bei Uttershausen liegt der Dosenberg. Dicht am Ufer gehen zwei Löcher hervor, vor Alters Ein- und Ausgänge der Wichteln. Zum Großvater des Bauern Tobi in Singlis kam öfter ein Wichtelmännchen freundlich auf den Acker. Eines Tags als der Bauer Korn schnitt, fragte es, ob er künftige Nacht für reichen Sold Fuhren durch den Fluß übernehmen wolle? Der Bauer sagte es zu und Abends brachte der Wichtel einen Sack voll Waizen als Handgeld ins Haus. Nun wurden vier Pferde angeschirrt und der Bauer fuhr zum Dosenberg. Der Wichtel lud aus den Löchern schwere unsichtbare Lasten auf den Wagen die der Bauer durchs Wasser ans andre Ufer brachte. Sie fuhren hin und wieder von Abends 10 bis früh 4 Uhr, daß die Pferde endlich ermüdeten. Nun sprach der Wichtel: es ist genug, nun sollt du auch sehn was du gefahren hast. Er hieß den Bauer über die rechte Schulter schauen, und der sah wie das ganze Feld voll Wichtelmännchen war. Jetzt sagte das Wichtelmännchen „seit tausend Jahren haben wir im Dosenberge gehaust; jetzt ist unsere Zeit um, wir müssen in ein ander Land. Im Berge aber bleibt so viel Gold zurück, daß die ganze Gegend genug dran hätte. Dann lud er dem Tobi seinen Wagen voll davon und schied. Der Bauer brachte den Schatz mühsam nach Hause und war ein reicher Mann worden. Seine Nachkommen sind noch vermögliche Leute. Die Wichtelchen aber sind für immer aus dem Lande verschwunden. Der Dosenberg hat oben eine Glatze auf der nichts wächst; da haben sich die Wichtelmännchen getummelt. Alle sieben Jahre, gewöhnlich Freitags, zeigt sich drüber eine blaue Flamme, die auf der Erde über dem Umfang eines großen „Geldkessels“ brennt (Grimms d. Myth. 3. Ausg. S. 428).

(417.) Die kleinen Felshöhlen auf der Südseite des Harzes, sonderlich in einigen Gegenden der Grafschaft Hohenstein, größtentheils so niedrig, daß Erwachsene kaum hinein kriechen können, heißen heute Zwerglöcher. Zwischen

Walkenried und Neuhof hatten die Zwerge einst zwei Königreiche. Ein Bewohner der Gegend bemerkte einst, daß er jede Nacht um Feldfrüchte kam, ohne daß er einen Thäter ahnen konnte. Auf den Rath einer weisen Frau ging er bei einbrechender Nacht an seinem Erbsenfelde auf und ab, indem er mit einem dünnen Stabe über dasselbe in die Luft hinein schlug. Plötzlich standen einige Zwerge leibhaftig vor ihm, denen er die Nebelkappen abgeschlagen. Er nahm sie gefangen und sie gestanden, die Räuber zu sein. Das Zwergevolk aber gerieth in Bewegnng und bat um Befreiung der Ihren um Lösegeld, worauf sie sämmtlich das Land verlassen wollen. Man verglich sich, weil man von ihren Schätzen wußte, dahin, daß sie über eine schmale Brücke bei Neuhof abziehen und Jeder in ein hingestelltes Gefäß eine bestimmte Summe lege als Abzugszoll. Es geschah. Aber einige Neugierige versteckten sich unter die Brücke, um den Zug wenigstens zu hören, und diese vernahmen viele Stunden lang das Getrappel kleiner Wesen, wie wenn eine große Heerde Schafe über die Brücke ginge. Seither sieht man nur selten noch Einzelne (Brüder Grimm).

(418.) Als man in Rügen anfing, Brot und Getreide zu bekreuzen, das Getreide mit dem Besen und letzteren dann auf dem Stiele aufrecht hineinzustellen, beschlossen die Unterirdischen die Insel zu verlassen. Zu diesem Zwecke zogen sie aus ganz Rügen an den Goldberg hinter Poseritz. Abends erschien ein kleiner Mann beim Fährmanne und bestellte ihn für Ueberfahrt nach dem Festlande. Er hatte die ganze Nacht zu fahren, ohne was zu sehen, fühlte jedoch, daß das Boot von der Last tief sank. Als das letzte Boot fuhr, fragte ihn der Kleine, ob er einen Scheffel Gold haben oder kopfweise Bezahlung wolle. Er wählte ersteres. Dann weiter, ob er wissen möchte, wen er gefahren. Als er bejaht, setzte ihm der Kleine seine Mütze auf und nun erblickte der Schiffer das ganze pommersche Ufer wimmelnd von Unterirdischen (Wolf Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 144, 145).

(419a.) Als die Schleswig-Holsteinischen Unterirdischen die Glocken aufkommen sahen, beschlossen sie das Land zu verlassen. Die Arkebecker mußten ihnen Ochsen leihen, ihre Sachen fortzubringen. Am andern Morgen fand man die Ochsen voll Schweiß auf der Hofstätte stehen. Für den Fuhrlohn haben die Leute des Dorfes noch heutiges Tages, daß ihr Vieh, auch wenn Seuche in der Nähe ist, gesund bleibt (Müllenhof).

(419b.) Die „witten Wiwer" sind auf der Halbinsel Mönchgut auf Rügen was männlich die Unterirdischen und man sagt von ihnen Aehnliches. Auf der Halbinsel Groß-zicker ist ein Höwt (Ufervorsprung), Swantegard, dor hebben vör Tiden de witten Wiwer wahnt, se hebben ganz witt utsehen, hebben korte Röck anhet und sünd ganz lütt west. Vör Swantegôrd in'n Water liggt 'n Reje Stêne asna de Schnur, dat sünd ere Waschstên west un in'n Oewer hebben se ere Wahnungen hatt. Dat hatt en ümmer sir schmuck un sauber laten un in ere Wahnungen is ôk allens sauber west. Dör is in'n Swantegôrd noch 'n Loch, dat heten se dat Nunnenloch, dôrin hebben de witten Wiwer wahnt.

As de witten Wiwer hir utwiſt sünd, dôn sünd se öwern Mönchgraben Scheide zwischen Mönchgut und Putbus) treckt. Dör hett ne Eekstän, und de

witten Wiwer hebben segt: nu würd de Eek verdrögen; wenn se öwer wedder utschlöge, denn würden se ôk wedder kamen. As se nu weg west sünd, is de Eek verdrögt un is nich wedder utschlagen (Wolfs Zeitschrift f. d. Myth. II. Bd. S. 145).

(420.) Im fruchtbaren Saalthale zwischen Bucha und Wilhelmsdorf hatte Perchta, die Königin der Heimchen, ihren alten Sitz. Die Heimchen wässerten den Menschen die Felder, während sie unter der Erde mit ihrem Pfluge ackerte. Als die Leute sie kränkten, beschloß sie das Land zu verlassen, und bestellte den Fährmann im Dorfe Altar auch spät in der Nacht, welcher, an der Saale ankommend, eine große, hehre Frau traf, welche von weinenden Kindern umgeben, Ueberfahrt forderte. Sie stieg ein, die Kleinen schleppten einen Pflug u. a. Geräthe hinein, und klagten laut die schöne Gegend verlassen zu müssen. Er mußte zwei mal fahren bis alles drüben war Während dessen hatte sie am Pfluge gezimmert und hieß ihn als Lohn die Späne nehmen. Mürrisch steckte er drei ein, warf sie daheim aufs Fensterbrett und fand sie am Morgen als Goldstücke (Börners Volkssagen aus d. Orlagau).

Es ist indessen nicht zu verkennen, daß dieses Scheiden der Zwerge in großer Zahl auch das Verschwinden der Sterne am Morgen bedeutet.

Aber trotz ihrer Flucht und ihres Verschwindens sind die Zwerge nicht todt. Als Sterne und Gottheiten sind sie unsterblich und leben nach dem Glauben des noch nicht civilisirten Volkes immer noch in ihren Höhlen fort. Ja es bestehen über dieses Fortleben sogar Sagen, welche sie, in überraschenden mythischen Zügen, geradezu auf die Stufe von Göttern und Heroen emporheben:

(421.) An der Pfreimt nennt man die Zwerge Fankerln, kleine Leutchen in grauen Röckchen und Strümpfen mit rothen Zwickeln (slavische Tracht). Sie wohnen dort ebenfalls in der Erde, auch in hohlen Bäumen; ihre Augen sind roth vom dunkeln Aufenthalte. Die Männer lassen den Bart stehen. Wird ihnen ein Kind geboren, so trauern sie, und freuen sich wenn ein Fankerl stirbt. Jeder macht sich einen gläsernen Sarg und wird todt in voller Kleidung hinein gelegt, ein Hammer in der Hand, und der Sarg ins Wasser gelassen, der einer Insel zuschwimmt, wo der Todte erwacht, den Sarg mit dem Hammer zerschlägt und an das selige Land steigt.

(422.) Am Fichtelgebirge lautet der Name Hankerln. Im Steinwald ist der Hankerlbrunnen, daneben die Hankerlgrube. Durch diese Höhle zogen sie, von den Menschen beleidigt, mit ihren Schätzen ins Fichtelgebirge, wo sie schlafen und dem „alten Hankerl" der Bart schon zwei mal um seinen Tisch gewachsen ist; wenn dies zum drittenmal geschehen, so erwacht er mit Allen und die glückliche Zeit kehrt wieder. Auf einem großen Steine bei der Silberwäsche hat er einmal mit seinen drei Spießgesellen gespielt; in die vier Höhlungen in Schlüsselform auf dem Steine haben sie das Geld gelegt.

Die Hankerln sind kunstfertige Schmiede wie die Fankerln (Globus IV. Bd. 1863, S. 170. 171).

In der ersten dieser beiden merkwürdigen (und unserer letzten) Zwergesagen hat der gestorbene Zwerg den Hammer Thor's, des Donnergottes, und liegt, wie Osiris, im schwimmenden Sarge, um aus demselben wieder emporzusteigen zu neuem Leben, nur daß hier der Sarg zerstückelt wird, statt, wie bei dem ägyptischen Gotte, der Leib selbst.

In der zweiten aber übernimmt er dieselbe Rolle, wie der Held des deutschen Volkes, der gefeierte Hohenstaufer, ja wie Henoch und Elias, welche ebenfalls, weil nicht naturgemäß gestorben, wieder zum Erwachen in der Welt erwartet werden (Vergl. Grimm Sagen 314).

Dritter Abschnitt.

Die Riesen.

Bedeutung der Riesen.

Die im Stillen schaffenden, aus Kleinem Großes bewirkenden Naturkräfte konnten nicht immer die einzigen Gottwesen der Menschen bleiben; denn die Letzteren beobachteten großartige und mächtige Naturereignisse, welche nur die Wirkung gewaltiger, riesiger Kräfte sein konnten, wie z. B. Bergstürze, Ueberschwemmungen, Gewitter, Stürme, Erdbeben, Hagel, Schnee und Eis u. s. w. Die Urheber dieser imponirenden Erscheinungen mußten auch die Urheber der Welt überhaupt, sie mußten die wahren Götter sein, weit an Kraft überlegen nicht nur den winzigen Zwergen, sondern auch den größeren Menschen. Am Himmel standen bereits der zu den Gestirnen erhobenen Thierwelt der Jäger Orion und der Hirt Bootes als Riesen vor, ihre Gestalt, diejenige außerordentlich hoher und starker menschenähnlicher Wesen wurde daher auch die Gestalt derjenigen Gottheiten, von welchen man vermuthen dürfte, daß ihre Verehrung auf diejenige der Zwerge zunächst gefolgt sein möchte. Es ist indessen wahrscheinlich, daß eine solche Verehrung nicht überall stattfand, indem die Riesensagen viel seltener sind, als die Zwergesagen, — wohl da nicht,

wo wenig außerordentliche Naturereignisse stattfinden konnten, wie z. B. in weiten Ebenen ohne große Ströme. Auch erstiegen die Riesen wahrscheinlich blos die Stufe schaffender und zerstörender Gottheiten; daß die Menschen sie auch als erhaltende und fürsorgende angesehen wie die Zwerge, dafür spricht in der Sage kein Zug.

Die Riesen erscheinen als Nachfolger der Zwerge und Vorgänger der Himmelsgötter sowol in der griechischen als in der deutschen Sage. In der erstern wird zwar das Vorangehen der Zwerge ausdrücklich nicht genannt; aber die oben erwähnten Sagen von den Daktylen, Kureten, Telchinen und Kabeiren haben ein so alterthümliches Gepräge und erscheinen in späterer Zeit so rein vergessen, daß sie als Gebilde der Fantasie angenommen werden dürfen, die den nun folgenden voranschritten. Uranos (der Himmel), der erste Beherrscher der ganzen Welt, zeugte mit Gaia (der Erde) zuerst (Hesiod. Theogon. V. 116 ff. Apollodor Mythol. I. 1) die Hekatoncheiren (Hunderthändigen), Briareos, Gyges und Kottos, ungeheuer große und starke Riesen, je mit hundert Händen und fünfzig Köpfen, dann die Kyklopen, Arges, Steropes und Brontes, von welchen Jeder nur ein Auge mitten auf der Stirne hatte (wie der germanische Odin und das Einäuglein im Märchen; es ist stets das eine Auge des Himmels, Sonne oder Mond), — und die er fesselte und in den Tartaros warf, hierauf die Titanen: Okeanos, Koios, Hyperion, Kreios, Japetos und Kronos, und die Titaniden: Tethys, Rheia, Themis, Mnemosyne, Phoibe und Theia (Apollodor fügt noch Dione bei).

Die Titanen wurden von Gaia zur Empörung gegen Uranos aufgestachelt, entthronten ihn, befreiten ihre Brüder aus dem Tartaros und übergaben dem Kronos die Herrschaft. Die Titanen waren gleich den Hekatoncheiren und Kyklopen riesenhaft und wurden überdies mit Schlangen statt der Füße abgebildet. — Nach ihnen, und nachdem auch sie durch Zeus gestürzt waren, gebar Gaia dem Uranos die Giganten (Apollod. I, 6), ungeheure, unüberwindliche Riesen. Sie hatten gräßliche Gesichter und von ihrem Haupte und Kinn wallte langes, dichtes Haar herab; statt der Füße hatten sie geschuppte Drachenschwänze. Diese schleuderten nun Felsen gegen den Himmel und zusammengebundene Baumstämme. — Als aber die Giganten den Göttern erlagen, gebar Gaia dem Tartaros den Typhon, halb Mensch halb Thier von Gestalt, und alle Kinder der Gaia an Größe

und Stärke überragend. Von oben bis zu den Lenden war er eine Riesengestalt von menschlicher Bildung, und zwar so groß, daß er alle Berge überragte, sein Haupt öfters die Sterne berührte und seine Hände vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne reichten. Aus denselben ragten hundert Drachenköpfe empor. Von den Lenden abwärts hatte er übermäßig große Gewinde von Vipern, deren Geschlängel sich mit argem Gezische bis zum Haupte hinauf erstreckte. Sein ganzer Leib war gefiedert. Struppiges Haar an Haupt und Kinn flatterte im Winde. Feuer entstrahlte seinen Augen und Wasser kochte strudelnd aus seinem Munde. Ein furchtbarer Kampf entspann sich zwischen Typhon und Zeus, bis Ersterer unter den Aetna gebannt wurde, aus dem er noch fortwährend Feuer speit.

Das waren die Riesen des klassischen Alterthums, Alle am untern Körper thierähnlich, wie die Nixen und Zwerge. Schon das erinnert an ihre Entstehung aus den als Thiere gedachten Gestirnen. An die Sonne oder den Mond erinnert der Kyklopen einziges Auge, an die Vielheit der Gestirne der Hekatoncheiren Köpfe und Hände und des Typhon Schlangen- und Drachenköpfe, an die Verehrung der Schlangen die letzteren sowol, als der Titanen und Giganten Füße. Der spätere Kyklop Polyphemos, den Odysseus überwand und blendete (der Sonnengott brennt des Nachtgottes Auge, den Mond aus) erinnert mit seinen Viehherden an das Sternbild Bootes und die mythischen Herden des Himmels überhaupt. Der Kampf der Riesen gegen die Götter aber bedeutet sowol die Empörung der Elemente und wilden Naturkräfte gegen die Ordnung der Welt, welche der stets ruhige Himmel darstellt, als die Reaktion des gestürzten Dienstes der Riesen, d. h. der Naturkräfte, gegen den neuen siegreichen Dienst der Himmelsgötter, eine Reaktion, die jedoch, wenn sie überhaupt stattgefunden, fehl schlagen mußte, weil der plumpe Stoff dem feinern Geiste nicht beikommen konnte.

Die älteste nordische Riesensage nach der Edda lautet:

(423.) Als das Eis der Urwelt von der entstehenden Wärme schmolz, entstanden der Riese Ymir und die Kuh Audhumbla. Vier Milchströme entquollen ihren Euter, dadurch wurde Ymir ernährt. Die Kuh aber beleckte die mit Reif bedeckten Salzsteine. Den ersten Tag wo sie das that, entstanden Menschenhaare, den zweiten ein Kopf, den dritten ein ganzer Mensch, der hieß „Buri." Buri zeugte

den Bör*) und dieser mit Bestla, der Tochter des Riesen Bölthorn, drei Söhne, Namens Odin, Wili (oder Hönir) und We (oder Lodur). Sie heißen Asen, die Götter der Nordwelt. (Jüng. Edda, Gylfaginning 6).

(424.) Die drei Söhne Börs tödteten den Ur-Riesen, Ymir, und es lief eine solche Flut Blutes aus ihm, daß darin das ganze Hrymthursengeschlecht (die Kinder Ymirs) ertrank bis auf Einen, Namens Bergelmir, welcher mit seiner Frau ein Boot bestieg und sich dadurch rettete. Von ihnen stammte das spätere Hrymthursenvolk her.

Hierauf brachten die drei Asen den getödteten Riesen hinaus mitten nach Ginunga-Gap (das nordische Chaos) und bildeten aus seinem Leibe die Erde, aus seinem Blute Meer und Seen, aus seinen Knochen die Berge und aus den Zähnen die Steine. Das unwegsame Weltmeer ließen sie in einem Kreise um die Erde herum fließen (der nordische Oegir, der griechische Okeanos).

Aus des Riesen Hirnschale bildeten sie den hohen Himmel, unter dessen vier Ecken sie vier Zwerge setzten: Austri (Ost), Westri (West), Sudri (Süd) und Nordri (Nord) und aus seinem Gehirn machten sie die Wolken. Dann brachten sie die Funken, die von Muspellheim ausgeworfen wurden, an den Himmel, wo sie seither als Gestirne leuchten.

Mitten auf der Erde machten die Asen aus den Augenbrauen Ymirs eine Verschanzung, die sie Midgard (Midjungard, Mittilgart, Burg der Mitte) nannten, gaben den Riesen außerhalb, längs den Bergen der Küste ihren Platz Utgard (Außenburg, Jotunheim), und bauten in der Höhe für sich selbst die Asgard (Asenburg). (Jüngere Edda, Gylfaginning 7—9).

Spätere Riesen kennt der Norden in Menge; sie haben aber keine Thiergestalt mehr, wie die griechischen, sondern nur thierische Rohheit und Stärke und — doch das wohl erst in Folge der Abnahme ihrer Verehrung, thierische Plumpheit und Dummheit. Wie in der Körperstärke die Riesen den Menschen und diese den Zwergen überlegen sind, so findet im Geiste gerade das umgekehrte Verhältniß statt.

---

*) Von hohem Interesse ist, was die Griechen hiervon überliefern. Dort zeugt der Titane (Uranide), Krios (Widder) den Asträos und dieser mit der Eos den Boreas, Stammvater der Boreaden (deren erste drei riesige Brüder waren, Aelian, Thiergesch. 11, 1) der Könige der nordischen Hyperboreer, auf einer Insel des Nordoceans, und immerwährenden Priester des Apollon, welche der Gott jedesmal nach Ablauf eines „großen Jahres", d. h. nach 19 Jahren, besuchte, weil er dort von der Latona oder Leto geboren war. Das Volk hatte Verkehr mit den Hellenen, zu denen der Cultus des Gottes von daher bis Kleinasien kam. (Diod. II. 47). Pindar kannte die Hyperboreer an den „Quellen des Ister" (der Inn, entspringend auf der Abulakette, dem „Atlas bei den Hyperboreern," wo die goldenen, vom Drachen gehüteten Aepfel wuchsen. (Apollodor II. 5, 11).

Boreas selbst, als des Krios Enkel, gehörte zu den Titanen, und hatte als solcher Schlangenfüße (Paus. Korinth. 3. 6) und als Windgott Flügel, wie seine Söhne. (Anm. des Sammlers).

Nur ein Riese geht in der Edda den Zwergen voran, — Ymir, welcher die Welt selbst ist; ein handelndes Riesengeschlecht gibt es erst nach jenen. So berichtet auch die Vorrede des Heldenbuchs nach jetzt verlorener Quelle über die Schöpfung: zuerst seien Zwerge geschaffen worden, um das wüste Land und Gebirge zu bauen, dann Riesen, um die Ungeheuer und Würmer zu erschlagen, und zuletzt Helden, um den Zwergen gegen die Riesen beizustehen. In der skandinavischen Sprache heißen die Riesen zuerst Jötun (plur. Jötnar, das J als Vokal), ohne Zweifel ein alter Volksname, der noch spät einerseits in den Jüten, anderseits in den Gothen fortklang. Ein anderer Name war Thurs (plur. Thursar), angelsächsisch Thyrs (plur. Thyrsas), ebenfalls Volksname (vielleicht mit den Tyrrhenern, Thrsenern verwandt), ein dritter „Hüne“ (oft mit den Hunnen verwechselt). Die Angelsachsen nannten die Riesen auch Entas (sing. Ent). Der Name Riese selbst mag vom gothischen reisan, sich erheben oder von einem Volknamen (Rhätier? Rasenen? Landschaft Ries in Schwaben? Russen? Raizen in Serbien?) hergeleitet werden (S. übrigens Grimms deutsche Mythologie).

In den nordischen Sagen sind die Joten als das ältere und von den Asen gestürzte Geschlecht der Letzteren beständige Feinde, bestehlen und bekämpfen sie und werden dafür von Thor gezüchtigt, der seinen Hammer Miölnir gegen sie schleudert, welchen Wurf Blitz und Donner begleiten; denn Blitz und Donner sind es ja, welche im Frühling den Winter mit seinen Stürmen und Frösten endgültig überwinden. Kunstfertige Zwerge haben diesen Hammer geschmiedet, die Riesen aber ihn einst entwendet und acht Meilen tief in die Erde verborgen, bis ihn Thor wieder holte.

(425). Die jüngere Edda erzählt, wie Thor auf einer Reise nach Jotunheim sammt seinen zwei Dienern Thialfi und Röska in einer Hütte übernachtete. In der Nacht erdbebete es unter ihnen. Sie begaben sich rechter Hand in ein Seitengebäude und Thor setzte sich dort in die Thüre bis es tagte. Als er am Morgen heraustrat, sah er einen Riesen Skrymner da liegen, der schnarchte. Das war das Erdbeben gewesen, und das Gebäude der Handschuh Skrymners und das Nebengemach der Däumling dran. Der Riese begleitete sie, und in der Nacht, wo Skrymner wieder so schnarchte, schlug ihm Thor den Hammer mit beiden Händen auf den Kopf. Skrymner erwachte und fragte, ob ihm ein Eichenblatt auf den Kopf gefallen sei. Als er wieder schlief, schlug ihm Thor den Hammer in den Schädel ein. Skrymner fragte abermal, ob diesmal eine Eichel auf ihn gefallen sei. Gegen Morgen ein drittes mal und hinein bis an den Stiel.

Skrymer meinte, es sei Vogelmist auf ihn gefallen. Aber erst in Utgard zeigte sich der Riese als der dortige König Utgardsloki und erklärte Alles als Täuschung und Zauber. Thor hatte nicht in des Riesen Kopf, sondern in einen Felsen geschlagen (Gylfaginning 45).

(426.) Thiassi war ein Riese in Trymheim, des Allvald oder Avlvalld Sohn, sehr reich (er und zwei Brüder theilten des Vaters Hort auf die Weise, daß jeder von ihnen so viel Goldes davon nahm als er im Munde fassen konnte) und der Skadi Vater, der einst den Loki dahin brachte, die Asin Idunn in seine Hände zu liefern. Als von den Asen bedroht, Loki sie wieder befreite, verfolgte er die zwei in Adlergestalt, bis nach Asgard, wo die Asen ihn erschlugen und Thor, nach einer andern Sage Odin, seine Augen an den Himmel, als Sterne versetzte (Gylfaginning 56).

(427.) Am Eismeere auf einer Insel hausen die Eisriesen, zwölf an der Zahl, 50 Ellen lang, von Meeräpfeln lebend, in Nacht und Nebel, reich an Schätzen. Ihre Sonne ist der Mond. Ihr König, da sie den Tag hassen und von Farbe dunkel sind, hat einst die Sonne gestohlen. Die Riesen, die mit ihm gegen sie kämpften, sind alle bis auf die zwölf gefallen. Von ihrem Gifte kommt die Sonnenfinsterniß, denn sie hassen sie noch immer. Dort wurde dem Monde genommen, bei Tage zu scheinen, er ist auch ihr Feind und gehört zu den Riesen, deren höchster er ist. Doch feinden sie auch ihn an. Bei ihnen ist der Eiswolf, der zuweilen als zweiköpfiger Drache Feuer speiend aus dem Eismeer aufsteigt und den Mond bedroht und verfinstert. Das thut er auch der Sonne, die er verschlingen will. Die zwölf bleiben bis ans Weltende (Schönw.).

(428.) Ein Weib hatte drei Töchter, aber nichts zu leben. Da ging sie hinaus, sich zu ertränken; aber eine Stimme hieß sie übers Gebirg gehen, wo sie Glück finden werde. Als dies sich noch zweimal wiederholte, ging sie hinüber. Dort bat sie einen Mann, der vor seiner Thüre saß, um ein Almosen. Er reichte es und hieß sie nun heimgehen, da ihrer Noth ein Ende sein werde. Auf dem Wege überraschte sie die Nacht, verirrte sie und befand sich Morgens am gefrorenen Meere. Da saßen drei Eis-Riesen und spielten mit goldenen Aepfeln. Sie trugen goldene Hütchen, die sie beim Regen mit einem Filzhute bedeckten. Gerade jetzt hatte der Wind ihnen diese abgerissen und zu den Füßen der armen Frau geführt. Da boten sie ihr drei goldene Aepfel, wenn sie sie ihnen wiederbringe, denn sie selber durften nicht vom Eise aus Land. Das Weib brachte ihnen die Hütchen und kehrte mit drei goldenen Aepfeln und silbernen Blättern heim, wo sie sie verkaufte und reich wurde. Nur die Stiele sollte sie behalten, denn was sie für einen Wunsch habe, so bald sie mit diesen drei Schläge thue, werde er erfüllt. Als die drei Töchter mannbar waren, ging sie zu dem Manne, der ihr das Almosen gegeben und bot ihm die älteste zum Weibe und ein Stielchen als Heirathgut. Der begehrte zwei Stielchen und sie kehrte heim, das zweite zu holen, kam aber wieder ans Eismeer, wo die drei Riesen warteten, ihre drei Töchter verlangten und dafür sieben Goldäpfel boten. Sie brachte die Töchter und die Riesen nahmen sie unter das Eis. Da wurden sie sehr glücklich und ihre Kinder Eisriesen (Schönwerth).

Die nordischen Riesen werden von der Sage als „steinalt" bezeichnet; sie wohnen in Steinhöhlen, bedienen sich steinerner Werkzeugen und Waffen, erstarren (wie auch die Zwerge) zu Stein, wenn die Sonne sie bescheint. Der Riese Hrungnir (Skalda 17) hatte ein steinernes Haupt und ein steinernes Herz. Die ältesten Riesen werden von der älteren Edda als Reifriesen, Hrymthursen, bezeichnet, neben welchen erst die jüngere Edda „Bergriesen" nennt. Da die Riesen die rohen Naturkräfte sind, so treten sie natürlich in Verbindung mit verschiedenen Elementen auf. Frost, Reif, Eis und Schnee waren im Norden naturgemäß ihre ältesten Hüllen und sind personifizirt in den Nachkommen von Forniotr's (welcher Eines mit Ymir ist) ältestem Sohne Kari, dem „Rauschenden", der daher wohl den Sturm bedeutet. (Sie heißen Frosti [Frost], Jökull [Eisberg], Snör [Schnee], Fönn [dichter Schnee], Drifa [Schneegestöber], Miöll [feiner und glänzender Schnee]). So gibt es auch Riesen des Wassers (die Wogen), welche in Forniotr's zweitem Sohne Hler oder Oegir, als dessen riesiger Braukessel das Meer dargestellt wird, ihr Haupt und in dem Riesen Wat (dem Watenden), Wölunds Vater, einen Genossen haben, — und Riesen des Feuers, welche im dritten Bruder, dem unter die Asen eingedrungenen Loki ihren Mittelpunkt finden. In unserer Volkssage spielt noch Kari, der Riese der Luft, indem der Wind und seine Geliebte, die Windsbraut, als Personen behandelt sind.

(429.) Der Wind ist ein mächtiger Geist und hat ein Weib und ein Kind. Wirft man ihm Mehl für letzteres hin, so schweigt er. Zauberer können ihn stillen, wenn sie dreimal mit einem Messer gegen ihn schneiden und bei jedem Schnitte das Messer in die Erde stecken. Geht er besonders heulend und stark, so hat sich Jemand erhängt.

Die Windin ist schärfer als der Wind und verliebter Natur. Sie reißt Männern den Hut vom Kopfe und führt ihn fort, daß sie ihr nachlaufen müssen; sie weint und plaudert gerne, kommt mit den Hexen, welche üble Wäsche mit den schmutzigen Wolken anrichten, in Händel und regiert in der Morgenfrühe, im Frühjahr und Sommer. Während der Wind mit dem Besen die Erde fegt und putzt, trägt sie Wasser zu, macht aber gewöhnlich das Uebel durch Zuviel noch ärger. Sie ist selbst eine Hexe.

Der Wind hat es auf das Weibsvolk abgesehn, jagt ihnen die Röcke zwischen die Füße oder hebt sie gar auf und zerzaust ihr Haar. Er regiert Vormittags im Herbst und Winter. Klein und kugelrund hat er einen großen Kopf, weißen Bart und ist alt, immer mürrisch und mit dem Weib, mit Menschen und Thieren in

Streit, wobei es Wirbelwind giebt. Die Schweine kann er am Wenigsten leiden. Oft ist er auch ein Riese und Menschenfresser.

Ein Weib verirrte sich im Walde und kam zur einsamen Hütte des Windes, wo die Windin allein daheim war. Sie wollte sie nicht aufnehmen, da ihr Mann bald heimkomme, der sie gleich riechen und verzehren würde. Das Weib meinte, in der Küche werde er sie nicht finden und ließ nicht nach, bis sie bleiben konnte, obwohl die Windin erklärte, gerade dort komme er zum Schornsteine herein. Sie versteckte sie in der Hühnersteige.

Da brummte und sauste es um die Hütte, der Wind fuhr „beim Kintl" herein und schrie: „Ich schmecke Christenfleisch." Die Windin wollte ihm's ausreden und sagte, es sei eine zugeflogene Henne. Er wollte die Henne sehen, die Windin zeigte sie ihm, sie hatte das Weib wirklich in eine verwandelt. Nun gab er sich zufrieden, das Weib aber mußte Henne bleiben (Schönwerth).

(430.) Wer in den Wirbelwind ein Messer wirft, kann den Wind verwunden. Einer thats, wurde dann von ihm ergriffen, 200 Stunden weit fortgeführt und vor einem Wirthshause abgesetzt, wo ihn ein Venetianer erwartete, der einaugig war, da er ihm das andre Auge ausgestochen. Er führte ihn in der Windsbraut wieder heim. (Ebdas.)

(431.) In der Tirolersage haben die Riesen (mehr daheim im Unterinnthale, Zillerthal und Salzburgischen, als im Obern), die „saligen Fräulein" verdrängt. „Die Welt ist halt anders geworden, aber nit besser. Die wilden Männer sind in das Land gekommen und haben die Saligen vertrieben und ahi gethan." Alpenburg S. 8. Sie heißen dort bald so, bald „Riesen, Salwang, im bairischen Gebirge sogar „Wutan" und man zeigt „Steine vom wilden Mann", denen bisweilen Fußtritte eingefügt sind, sogar Zeichen eingegraben. Steinwerfen, Steinschleudern über weite Strecken, oft ungeheurer Blöcke, weiß man viel von ihnen. Letztere sind meist erratische Blöcke.

Den Leib der wilden Männer decken grau-grüne, selten schwarze Haare. Sie waren zuweilen Menschenfresser, immer aber zornigen Wesens, in der Hand als Stöcke ausgerissene Fichten. Riesenfamilien kennt man selten; sie wohnten einsam in wilden Höhlen. Sonderbarer Weise sperrten zuweilen wilde Männer gefangene „Salige" ein und freuten sich an ihrem Gesange.

Wie die Zwerge lebten sie lange. Das ganze Geschlecht, dessen Stimmen sonst die Felsen beben machten, war schweigsam, fast stumm und lebte mit einander häufig in Streit. Von ihrem Kampfe zeugen viele „Riesentritte", bei Roßweil im Oberinnthale der „Tirschen- (Thursen-) Tritt."

(432.) An die Utgardlokisage erinnert die in Tirol, daß einst ein Bauernknecht von Hall in den Gnadenwald fuhr, gehacktes Holz heimzuholen, wo ihn die Nacht überraschte, er sich (unter dem Schnarchen des Riesen, von dem die Waldbäume erbebten) verirrte, eine Anhöhe hinauffuhr, die er früher nicht bemerkt und oben zwei Hohlwege gewahrend, mit hott, hott an die Ochsen, in den rechts hinein fuhr. Drinn wurde es aber enger und wildes Gestrüpp hemmte den Weg. Es war das Nasenloch des schlummernden Riesen gewesen, den es jetzt zu kitzeln begann

und der nun so stark nieste, daß Knecht, Ochsen, Holz und Wagen weit in die Ebene flogen. (Zingerle 1859 S. 186).

Im Zillerthale wohnte einer, der, wenn er schnarchte, ein Gewitterrollen schien, wenn er einathmete, die Bäume zu Boden bog und aus, sie in die Höhe schnellte.

(433.) In späterer Epoche erzahmten diese Urriesen, wurden sogar Christen, zogen als Hausirer aus ihren Höhlen bei den Tirolern umher, wärmten sich am Herde, wo sie ihre breiten Hände auf die „Bestlgrube" legten, arbeiteten den Bauern Winters um's Essen, zogen aber, wie der Lenzföhn wehte, in Wald und Berg hinaus, wo sie die wilden Wasser von den Häusern und Hütten ablenkten, die ihnen Herberge gewährt, auch den Bauern ins Thal herabriesen, wenn das Wetter änderte. Gegen Gehöfte Böser und Harter übten sie Rache und ließen „Steinrutschen" und Bergwässer auf sie los. Sie liebten und schützten Waldsingvögel, Murmelthiere („Murmentl") und Schafe und öffneten letzteren, wenn der Bauer sie hungern ließ, Nachts den Stall. Unbarmherzige gegen das Schafvieh deckten oft Schlaglauen mit Haus und Habe zu. Man weiß, daß Solche über das Verunglücken von Schafen weinten. Der Klotzen am wohnende „Wattenthaler Riese" hätte die Bauern, denen er oft das Wetter voraussagte, gelehrt aus „Juten" (Molken, auch Buttermilch) buttern, wären sie manierlicher gegen ihn gewesen.

Es gab auch Heirathen zwischen Riesen und Menschen, aber nicht immer glückliche. Es ist bedeutsam, daß einst die Dornauer Riesentochter den „Gäuner", einen staatlichen Pfitscher Grundbauern liebte und ihm den Verlobungskuß gab, wobei jedoch die Umarmug dem Burschen alle Rippen und das Herz eindrückte, daß er todt umfiel. Der über der Schafalpe Tulfein zu hinterst im Volderthale freite vergebens um eine Hirtentochter. „Salwangs" hießen vorzugsweise die haarigen Enneberger Riesen und ihre Weiber „Gannes", letztere besonders im Fassa- und Pusterthale bekannt, haarig und bärtig wie Männer und nichts weniger als schön.

(434.) An der Poststraße zwischen Zirl und Telfs wohnte ein Riese Namens Thirsus, von dem der Weiler Tirschenbach heißt. In einem Volksmärchen begegnet ein „Turschemann" als Riese. (Alpenburg).

(435.) Im stillen Hochalpenthale der Hinter-Dux, erwiesen schneeweiße fromme Fräulein den schlichten Bewohnern viel Gutes. Ihre Wohnung war hoch oben im Innern des Duxer Ferners, nahe „der gefrornen Wand." Die Hirten hießen sie „Thalgilgen" von der schönen Maililie, lilium convallaria.

Da kam ein gewaltiger Riese in das Duxer Thal, welcher die „Seligen" mit Haß verfolgte und vernichtete, so daß sich die übrigen tief in ihr Krystallschloß im Ferner zurückzogen. Jetzt nahm das Ungethüm Besitz von der ganzen Gegend und wandelte sie zur Oede. Er grub sich eine Höhle unter die Eisdecke der gefrornen Wand und wölbte sich dann durch das Gestein des Bergstockes einen Gang bis fast ins Thal, wo jetzt die warmen Quellen von Hinter-Dux springen. Dort baute er sich in der Nähe des Duxer Wasserfalles ein Schloß

aus Quadern so groß wie die Duxer Häuser. Aber da schickten ihm die „Seligen" so viele Wildbäche aus dem Ferner, daß sie ihm Alles unterwühlten, worauf er die Ruinen zerstampfte, daß man die „Mazen" der Füße noch gewahrt; er spaltete die Felsen und brach die „gefrorne Wand" schroff ab. Aber die Bäche kamen immer wieder, die weißen Gestalten erschienen im Mondlichte im Staubwirbel des Wasserfalles und der Riese verließ die Gegend (Alpenburg).

(436.) In Tirol heißen die Weiber der „wilden Männer" außer „wilde Weiber" auch Fangga. Ihre Gestalt war riesengroß, schauerlich, am ganzen Leibe behaart, borstig, das Antlitz verzerrt, der Mund von einem Ohre zum andern, das schwarze Haupthaar voll Baumbart, struppig über den Rücken hinan, im Zorne sich wild sträubend, die Augen nachtschwarz, wie Kohlen, zu Zeiten glühend und blitzend, die Stimme männlich und rauh. Die Fangga ist stets hungrig, besonders nach Menschen- und Kinderfleisch. Nach Anderen müssen sie ihre Kinder vor des Mannes Gefräßigkeit in Bauerhäuser verstecken und dort auferziehen lassen.

Die Fanggen, meist in Gemeinschaft gruppenweise lebend, erscheinen in manchen Sagen an den Wald gebunden, den sie bewohnen. Wurde der Wald geschlagen, so starben sie mit. Das war ein Mittel, sich ihrer zu entledigen. (Alpenburg).

Ueberraschend sind in der Volkssage Aehnlichkeiten zwischen den Riesen und Zwergen, von denen Simrock sagt, daß sie sich nicht wesentlich unterschieden. Natürlich, denn Beide sind Naturkräfte, nur in verschiedener Weise vorgestellt. Beide hassen die Civilisation, welche sie verdrängte, und noch mehr das Christenthum, das sie aus verehrten zu verhaßten Wesen machte. Beide heißen „wilde Leute", in Rhätien beide auch Fenken. So erzählt die Sage auch ganz dasselbe von Beiden hinsichtlich des Alters, das bei beiden Wesensarten unberechenbar ist, weil sie eben Götter und Naturmächte sind:

(437.) Der „wilde Mann" auf dem Gebirge bei Klausen, der Leib voll zottigen Haares, die Leute oft erschreckend, oft auch ihnen wundersame Dinge erzählend, antwortete auf die Frage, wie alt er sei, in der Weise der Zwerge: „I denk den Schlern wie an Nußkern, in Pfrain den besten Wein, auf Blankenhorn das beste Korn" (Zingerle). Auch der im Hauserwalde auf Schwarzegg sagte den Afinger Holzfällern seufzend: „Ich denke diesen Wald neunmal jung und neunmal alt" (Zingerle).

(438.) Im Gasteinthale wohnten „wilde Männer", deren einer äußerte: „ich habe den Sallesenwald am Stubnerkogel neunmal „mair werden" (absterben und wieder aufgrünen) sehen; mir gedenkt, wie der Bockſteinkogl im Kötschachthale die Größe eines Kranowetvogels, das Schareck die eines Semmelweckens gehabt." (Grimm d. Myth. 3. Aufl. S. 520).

Andere ähnliche Züge kommen in den Sagen von dem bekannten Berggeiste des Riesengebirges Rübezahl vor, welcher zwar meist als Riese, oft aber auch von der Größe eines gewöhnlichen Menschen gedacht wird, hingegen wieder Vieles von den Zwergen hat. — Seine Abenteuer sind allgemein bekannt. Wir verweisen auf Joh. Prätorius, Daemonologia Rubenzalii (Leipzig 1662) und auf das Volksbuch vom Rübezahl.

Rübezahl ähnlich ist der Bergmönch im Harz u. a. Gebirgen, welche Bergwerke besitzen; guten Bergleuten hilft er und böse bestraft er (Grimm Sagen 2, 3).

So kommt bei den Riesen auch der Zwerge Verheimlichung ihres Namens vor.

(439.) Auf Island gab ein junger tüchtiger Bauer seiner trägen Frau im Herbste einen ziemlichen Pack Wolle, damit sie den Winter über Zeug draus fertige. Sie aber konnte sich nicht entschließen, dran zu gehn, der Winter rückte stark vor und sie mußte von ihrem Manne harte Worte hören. Da erschien einst ein altes hochgewachsenes Weib bei ihr und bat sie um Arbeit. Sie kamen überein, das Weib solle den Pack bis Sommers Beginn aufarbeiten, die Bäuerin aber bei Abliefern des Stoffes ihm seinen Namen nennen, wobei sie dreimal rathen dürfe. Als der Sommer nahte, begann die Faule über den Namen der Weberin nachzusinnen und natürlich vergebens und wurde wegen des Lohnes immer ängstlicher. Endlich klagte sie ihr Anliegen ihrem Manne. Dem wurde angst, da er eine Tröll erkannte, welche sein Weib in ihre Gewalt bringen wollte. In Nachsinnen versunken ging er einmal gegen das Gebirg hinauf, wo er in einer Kluft ein sonderbares Geräusch vernahm. Er trat hinein und erblickte ein großes Weib, welches an einem Webstuhle emsig wob und für sich hin murmelte: „Haha und hoho, die Bäuerin weiß nicht wie ich heiße; haha, hoho, Gilitrut heiß ich, hoho Gilitrut heiß ich. Haha und hoho!“ Da wurde der Bauer froh, sagte aber der Bäuerin daheim nichts vom Gehörten bis der erste Sommertag kam. Bald erschien die Tröll mit dem Packe Zeug und fragte: „Wie heiße ich nun? wie heiße ich nun?“ Die Bäuerin, um sie zu ärgern, antwortete in verstellter Angst: Signy. „So heiße ich nicht, so heiße ich nicht. Rathe noch einmal, Hausfrau!“ Da sagte die Bäuerin: Asa. „So heiße ich nicht, so heiße ich nicht; rathe noch einmal, Hausfrau!“ — „Heißest du nicht etwa Gilitrut?“ fragte die Bäuerin. Da stürzte die Unholdin, in ihrer Hoffnung betrogen, längslang auf den Boden hin, raffte sich auf und verschwand. Die Bäuerin wob in Zukunft selber fleißig (Maurer, Isländ. Volkssagen).

(Vergl. Nork, Myth. der Volkssagen S. 11, 12, wo der Name des Riesen „Wind und Wetter“, das Wesen dieser Sagengeschöpfe gut darlegt).

Diesen Aehnlichkeiten zwischen Zwerge- und Riesensagen entsprechen auch die Erzählungen in den Alpenländern von Zwergen,

welche vor den Augen des Menschen plötzlich zu Riesen emporwachsen, was den Uebergang vom Zwerge- zum Riesencultus oder auch die Verwandtschaft zwischen beiden Geschlechtern versinnbildlicht.

(440.) Im Dörfchen Gail unweit Judenburg in Steiermark, mitten in Gebirgen begegnete ein armer geplagter Holzhacker, im Walde verirrend, einem kleinen häßlichen Männlein mit struppigem rothem Haar und Bart das ihn hinten am Rocke zupfte und ihm zu folgen winkte. Es führte ihn in eine tiefe Höhle, wo ein von der Decke herabhangendes Licht ganze Haufen Geldes beleuchtete. Hiervon hieß es ihn alle Taschen füllen und verhieß, es werde nie ein Ende nehmen, falls er Niemanden sage wie er dazu gekommen. Verrathe er es, so sei sein Leben verfallen. Der Mann ging in eine Schenke, bezahlte seinen Nachbarn zu trinken und sie lockten ihm im Rausche das Geheimniß ab. Heimkehrend fiel er in einen Graben, kroch, zur Besinnung kommend, im Dunkel einem Lichte nach und sah mit Schrecken den Zwerg, der sogleich zum Riesen emporwuchs, ihn in zwei Stücke riß und sie in sein Feuer warf (Vernaleken).

(441.) In der Salwiden am Sörenberg hatte beim Abzuge ein Knecht seine Uhr vergessen und eilte von der Alpgrenze zurück, sie in der Hütte zu holen. Dort angelangt fand er, daß eine ganze Gesellschaft Erdleutchen von der Hütte Besitz genommen und sich eben zu käsen anschicke. Diese bedrohten den Knecht wegen seiner Gewohnheit zu fluchen, besonders ein winziges Weibchen, das ihm Vorwürfe machte. Der Knecht wollte dem kleinen Wesen eben verächtlich antworten, als es plötzlich zu Riesengestalt in die Höhe wuchs, daß er entsetzt die Flucht ergriff (Lütolf).

(442.) Der Tiroler Eismanndln (auch Ferner-Norggen, Ferner-Zwergl, Kösmanndln [Kös, Käs ist dort Gletscher], Alte und Wettermacher) Gestalt ist zwerghaft, greisenhaft, schneeweißen Haares und Bartes, beide lang herabwallend, der Bart oft am Boden streifend, das verwitterte Angesicht tief ernst und runzelvoll, die blauen Augen über der Adlernase ruhig, sicher und fest, das Gewand graugrün, wie alte Baumflechten, von Weitem auch ins Gelbgrüne spielend, über dem Gesicht ein „Wetterhut“ mit verbogener Krempe, aber ihre Stärke groß, sie können auch Riesengestalt annehmen, überhaupt sich beliebig verwandeln. Sie sind es, welche die Gletscher vor- und rückwärts schieben, über lange Schneestrecken im entsetzlichsten Gestöber schindeldachähnliche Figuren zeichnen und das „Schneegrugeln“ verursachen, bei dem unter Donner ohne vorgehenden Blitzen in den heißesten Tagen plötzlich Schnee und Hagel grüne Flächen deckt, wie die Lauen das „Fernerbellen“ und das rollende Gekrach im Innern des Ferners. Gern sitzen sie auf Fernerspitzen oder Felsvorsprüngen der Hochalpenregion und schauen sinnend in die umgebende Welt von Eisnadeln, Piramiden, Wolken- und Nebelbildern, die sie zerreißen, verbinden, fortschleudern, fortblasen. Sie bauen Eisbrücken, worüber sie Gute leiten, Böse verleiten.

Auf dem Niederjochferner, über den der Pfad von Fend im Oetzthale nach „Unser lieben Frau“ im Schnalserthale führt, verirrte ein Hirt im Unwetter und strenger Kälte und setzte sich nach vergeblichem Suchen todtmüde auf einer Stein-

platte nieder und schlief ein. Mit einemmale rüttelt und schüttelt es ihn heftig und wie er auffährt, stehen zwei Eismanndln des Ferners, zwei „Niederjöchler" an seiner Seite, fassen ihn an und schleppen ihn schnell bis zum Absteig ins Schnalsthal. Durch die rasche Bewegung kam er zum Leben und that nachher das hoch auf dem Niederjoche noch stehende „Marterl" dankbar errichtet.

Auf demselben Niederjoche verstieg sich ein Hirt, zwei Schafe suchend, deren eines er in das Geklüft des Zauerferners hinab gefallen fand und vergebens zu holen versuchte. Als er vor Mattheit und Hunger nicht mehr aus der Kluft herauskonnte und in Ohnmacht fiel, hoben ihn drei „Wettermacher", uralte, schneeweiße, tiefernste Männchen heraus und trugen ihn in eine Schäferhütte im Trippachthale.

Einen andern, aber nicht kleinen, sondern halb Riesen sahen alte Hirten nicht selten, wie er sich um die „hohe Spitz" aufhaltend in Mitte weiter Eisfelder, bald ins Puster-, bald ins Zillerthal hinabging (Alpenburg).

(443a.) Zu hinterst im Volderthale, wo der Glunkezer ist und jetzt die Schafalp „Tulfein" liegt, war eine liebliche Alpentrift und darauf hatte ein Hirtenkönig seinen Palast, mit vier Töchtern, immer eine schöner als die andere. Um den Palast herum blühte ein Garten reich an Blumen, grünen Plätzen und weidenden Heerden, welche den vier Töchtern sehr anhingen. Diese erschienen oft unten in den Hütten der Hirten, wohlthätig und sehr verehrt.

Das dauerte bis ein ungeschlachter Riese auch in dies Paradies kam und sich hoch oben am Glunkezer eine Höhle einrichtete, woraus er Nachts so brüllte, daß „Wuren" in die Thäler herabkrachten. Wie er die vier Königstöchter sah, bekam er Lust zum Freien. Er zierte seinen Bärenfellmantel mit neuen Knöpfen, riß einen Baum als Wanderstab aus und erschien, das Wirrhaar ein paarmal mit den Fingern gekämmt, auf Tulfein.

Der König erschrak bei der Freite, erwiderte aber, seine Töchter seien frei; wolle ihn eine, so solle es ihm recht sein. Der Riese freite und zwar vier Körbe, einen nach dem andern. Darob ergrimmte er so, daß er in der Nacht haushohe Felsblöcke auf die Tulfein niederrollte, welche gegen das Schloß prallten und es sammt allen Bewohnern in den Wildsee schoben, wo es versank, worauf die nachrollenden Blöcke den See auffüllten, bis auf den Rest, der jetzt „Schwarzenbrunn" heißt. Aber als die Rache gesättigt war, reute es den Riesen. Er saß nächtelang am Wildsee und starrte hinein und heulte, bis eine Verwandlung geschah: die Königstöchter in „Selige", Seejungfrauen, er in einen Zwerg. In Mondnächten erscheinen sie auf dem Wasser schwebend, während ein kleiner grauer Zwerg, mit Baumbart überwachsen am Ufer jammernd die Hände nach den lichten Gestalten ausstreckt. Sie lösen sich in Nebel auf und der Zwerg stürzt sich ins Wasser (Alpenburg).

(443b.) Wie Zwerginnen, halfen den gebärenden Weibern auch Riesinnen. Schon in der Wolfungen-Sage bringt die Riesentochter des Hrimnir den Apfel, welcher der Gattin Rerirs nun zu Wolfungsgeburt verhilft, und am Böhmerwalde unten kommt zu Gebärenden das Mordion- oder Riesenweib (Schönwerth).

In der Sage erscheinen nicht selten dieselben Wesen bald als Zwerge bald als Riesen. Herkules war einer der ältesten Daktylenzwerge, er heißt angelsächsisch se ent und handelt als Riese; Vulkan war ebenfalls ein Daktyl und heißt wieder „daß rußige Ungeheuer" und Reidmars (Nifils) Sohn Regin (Niflung) heißt dvergr of vöxt, Zwerg an Wuchs (Von Sigurd und Regin oder Otrs giolld), und wieder nennt ihn das Fafnismal hrimcalda jotun, eiskalten Joten.

(444.) An einem Abgrunde in der Nähe des Schneeberges (Niederösterreich) saß ein kleiner Berggeist auf einem großen moosigen Steine und trocknete seinen nassen schmutzigen Anzug in der Morgensonne. Er trug graue eng anliegende Hosen, einen langen weißen Rock von demselben Tuche und einen hohen thurmförmigen Hut. So lauerte er Vorübergehenden auf, begab sich, so oft sich Jemand näherte, tiefer in den Wald und fing dort an mit der Stimme eines Kindes zu weinen. Der mitleidig Folgende wurde von dem Tone in Abgründe und Schluchten geführt. Alsdann trat er ganz anders auf, als Riese, einen Fichtenstamm in der Hand. Bei Sonnenuntergange sah man ihn bei seinem Steine, weinend oder um denselben freudig herumtanzend, je nachdem ihm ein Streich gelungen oder nicht (Vernaleken).

Das Lorg-Gut hinter Völlen in Tirol soll von drei Lorgen, die dort wohnten, den Namen haben. „Es waren riesige Leute und ganz wild" (Zingerle). Lorgen ist bloß Verderbniß des Namens Norken.

Die mythische Götternatur der Riesen und ihr Zusammenhang mit den Gestirnen erhellt endlich aus folgenden Sagen:

(445.) Froto oder Fruot, König Dänemarks auf Seeland, Sohn Fritleifs, des Sohnes Skjölds, des Sohnes Odins, zur Zeit des Römerkaisers August, sandte nach Swithiod zum Ynglingerkönige Fiölnir in Upsala, dem Sohne Yngwi-Freyrs, seinem Freunde und ließ dort zwei Mägde kaufen, Fenja und Menja, vom Jotengeschlechte, die Töchter der Riesen Idi und Oernir, der Brüder von Thiassi, erzogen unter der Erde, wo sie sich darin geübt, daß sie Felsen fortrückten und Steine zu den Riesenwohnungen wälzten, daß die Erde zitterte, hierauf als Walküren Kriegsthaten vollbrachten und Bären jagten, und die er, wegen ihrer Größe und Stärke, in seine Mühle, genannt Grotti, schickte, deren zwei Mühlsteine Niemand in ganz Dänenland umzudrehen im Stande war als sie. Hier ließ er sie, da diese Steine Alles mahlten was man verlangte, Gold, Frieden und Glück mahlen. Hier mahlten sie dem Könige jenen Frieden, welcher, weil Froto der mächtigste aller Nordlandskönige war, überall Frotos Friede genannt wurde. Dabei verstattete er ihnen aber nie länger Ruhe, als so lange der Kuckuck (Hahn) schwieg oder ein Lied gesungen werden mochte. Da sangen sie erbittert das Lied, welches man „Grottensang" heißt, und ehe sie es zu Ende gesungen, hatten sie ein Heer gemahlen; aber die Stange brach, der Mühlstein fuhr entzwei und in der Nacht kam der Seekönig Mysingr, welcher den Froto erschlug, seinem Frieden ein Ende machte und die Mühle sammt den Müllerinnen mit sich auf sein Schiff nahm. Hier befahl ihnen der Geizige Salz zu mahlen. Sie thatens und fragten um Mittnacht, ob er nun genug Salz habe. Er gebot fort-

zumahlen. Das geschah bis in kurzer Frist das Schiff, zu schwer geworden, untersank. An der Stelle entstand ein Schlund, wo es seither „Mahlstrom" heißt, und seitdem ist die See gesalzen (Jüngere Edda, Skalda 43).

(446.) Der im Thale Langtaufers im „Wildmannstein" wohnende wilde Mann, ganz behaart, war den Leuten gut, blickte den am Steine Vorbeigehenden und Grüßenden lange nach, half verlornes Vieh suchen, gab gute Räthe für die Wirthschaft und sagte die Witterung voraus. Einem fluchenden Fuhrmann, dessen Wagen im Kothe stack, untersagte er das Lästern, zog den Wagen leicht heraus, erschlug den Kerl aber, als er fort fluchte. War sonnig Wetter, so stand er dicht in seinen Mantel gewickelt, den breitkrämpigen alten Hut tief im Gesichte und schien vor Frost zu zittern; oft habe er dabei geweint. Regnete es aber, so saß er vergnügt und ohne Hut unterm Steine. An Sonn- und Feiertagen kam er während des Gottesdienstes in die Häuser, schlürfte die Eier, die er fand, aus, und stellte die Schalen so, daß sie allerlei Figuren bildeten. Aenderte Jemand ihre Stellung, ließ sie aber stehen, so stellte er sie beim nächstem Besuche in die alte Ordnung. Oft soll er auch Eier mit sich genommen haben (Zingerle).

(447.) Im Tirolischen Tscheiersthale, bei Grubich im Landstriche „Obersachsen", hauste ein Riese, derselbe, der einem Kaunersberger auf die Frage, warum er stets den Mantel trage, antwortete: „Ich trage ihn beim schönen Wetter, damit ich beim schlechten thun kann grad was ich will." (Alpenburg S. 13).

(Vergl. Grimm Sagen 16—19).

Ungeschlachte Riesenthaten.

Weil die rohen Naturmächte Alle vor sich niederwerfen und alles Kleine verschlingen und vernichten, so thun dies auch die Riesen. Namentlich springen sie mit allen ihnen an Größe nachstehenden Personen von menschlicher Gestalt rücksichtslos und grausam um, also zunächst mit den Menschen und Zwergen. Den ersteren gegenüber sind sie als Götter Herren über Leben und Tod, den letzteren gegenüber ihre Nachfolger im Weltregiment. So heißt das bekannte Kindergedicht:

Einst traf auf seinem Gange
ein Ries' ein Zwerglein an.
Er sprach: ich suchte lange
so was für meinen Zahn.

Oft nun begnügen sie sich, den kleineren Wesen Angst und Schrecken einzujagen, sie zu ihrem Spielzeug auszuersehen, öfter aber wählen sie sie wirklich zu ihrer Speise, sie fressen sie, wie ja die Götter aller barbarischen Nationen blutdürstig sind und das Fleisch der Opfer ihnen ein „lieblicher Geruch" und eine angenehme Speise ist.

(448.) Die Tochter eines Riesen auf der Burg Nideck, als sie ins Land hinab und gegen Haslach ging, traf einen Bauer am Pflügen. Die kleinen Sächelchen gefallen ihr, sie „huurt an de Bode hin", breitet ihre Schürze aus, thut Rosse, Pflug und Leute hinein, schreitet dann eines Schrittes auf die Nideck, und will es dem Vater zeigen, auf dessen Frage: „wast hast so zawelichs drin?" sie antwortet: „Spieldings, gar ze nett." Als sie aber ausgekramt, heißt er sie unwillig Alles wieder an seinen Ort zurücktragen und sagt, der Bauer sei kein „Spieldings"; wenn er nicht ackere, fehle es oben an Brot und Gelt.

(449.) Aehnlich erzählt man am Harz und im Odenwalde. In Hessen geschieht der Riesentochter auf dem Hippersberge dasselbe. Eben so wird zu Dittersdorf in Thüringen erzählt. Auf der Hünenkoppe am Eingange des Schwarzwaldes hingegen sagt die Hünin ihrer Tochter, welche den Bauer mit Pflug und Ochsen eingepackt hat, schon ächter, sie solle schnell damit zurück, „diese gehören zu einem Volke, welches den Hünen großen Schaden zufügen kann," worauf beide die Gegend bald verlassen.

Auf dem Grüngrunde sagte ein Riese zum andern, als sie einem Menschen begegneten, auf die Frage, was das für ein Erdwurm sei, „diese Erdwürmer werden uns noch auffressen." Ja im fernen Finnland sagt die Riesenmutter, welcher die Tochter in der Schürze Pferd, Pflüger und Pflug bringt, sie als „Käfer, die in der Erde wühlen" ansehend: „Thu's weg, Kind, wir müssen fort aus diesem Lande, und sie werden hier wohnen." Es ist der ächt mythische Zug, daß Riesen, wie Zwerge, das Ausreuten der Wälder, den Ackerbau, die Pochwerke, wie den Kirchenbau und das Glockengeläute scheuen und fliehen (Grimm. Myth. 3. Aufl. S. 505, 506, 507, 520, 428). Dasselbe wird auch in Tirol erzählt (Zingerle 87. 88), sowie in Baiern (Panzer II. 65) und in der Mark Brandenburg bei Rietz (Kuhn Märk. Sagen in Haupt Zeitschr. IV, S. 392).

(450.) Ein Mann aus Illzach ging Nachts mit seinem Knaben an der Hand bei der Kirche vorüber. Plötzlich wurde das Kind unruhig, wandte sein Gesicht von einer dunkeln Stelle ab und schrie, als es der Vater fortzerrte: Siehst du den großen Mann nicht auf dem Dorfesel sitzen, Vater? Er kommt ja herüber und hält mich an der Hand. — Der Vater zog ungläubig immer heftiger, bis der Knabe sich an seine Beine anklammerte und verzweifelt schrie: Laßt mich los, ihr Zwei! Ihr reißet mir ja die Arme aus. — Jetzt nahm ihn der Vater, den ein kalter Schauer überlief, auf den Arm und eilte nach Hause, wo das Kind mehrere Tage lang an heftigem Fieber liegen blieb (A. Stöber, die Sagen des Elsasses).

(451.) Die wilden Weiber bei Moldautein sind groß, Furcht einflößend, das Gesicht voll mit Borsten besetzter Warzen, der Mund breit, das rechte Auge schwarz und tiefer liegend als das linke blaue, die rothen Haare ungekämmt bis in die Mitte des Körpers herabhängend. Sie wohnen in unterirdischer Höhle, durch Oel matt erleuchtet und durch eine Fallthüre geschlossen. Sie rauben den Menschen Vieh von den Heerden, Garben vom Felde, Früchte von den Bäumen. Sonst jagen sie Wild, fangen Fische und Frösche. Sie machen giftige Schlangen zahm und unschädlich und bereiten aus Kräutern und Wurzeln eine Salbe, welche

sie fliegen macht, ohne daß sie Flügel haben. Sie lieben Musik und Tanz, was sie beim wildesten Sturm in der Luft ausgelassen wild ausführen. Sie sind unverehelicht, stehlen aber den Menschen Kinder. Sie tragen lange Knotenstöcke, mit Schlangen umwunden, oft auch bloße Schlangen. In mondhellen Nächten lieben sie es, ihre düstern Grotten mit den Ufern der Flüsse und Teiche zu vertauschen, wo sie sich der hellen Fläche und der funkelnden Sterne freuen. Am Ufer spinnen sie Flachs zu Hemden und Röcken.

In einem einsamen Schlosse, wo gerade nur die Wärterin bei zwei Kindern zu Hause war, vernahm diese eine so süße Musik, daß sie die Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, auf den Tisch legte und hinaus lief. Während dessen flogen zwei wilde Weiber ins Zimmer und raubten sie. Die Musik hatte aufgehört, draußen aber heulte ein furchtbarer Sturm, der Freudetanz der Wilden über den gelungenen Raub. Die Wärterin entfloh aus Angst und wurde Hüterin bei einem Hirten unweit des Eingangs in die Höhle der wilden Weiber.

Die Kinder wuchsen wild auf bis ins siebente Jahr, wenn die Weiber ausflogen, von deren alter blinder Mutter gehütet. Einmal gelang es ihnen, von dieser weg durch ein Erdloch ans Tageslicht zu kommen, wo ihre ehemalige Wärterin sie erkannte und sie ins Schloß führen wollte, das sie aber unbewohnt und öde fand. Die wilden Weiber stießen auf sie, zerrissen die Wärterin in Stücke und nahmen die Kinder wieder mit sich (Vernaleken, Mythen und Bräuche).

(452.) Im östlichen Theile des Kantons Zürich hausen auf Grabhügeln, in Römerruinen und mittelalterlichen Burgen Hageeren, bösartige Wesen. Ein Hageer hat auch Menschen erwürgt. Unweit des Pfäffikonsees bei Balm und Kempten liegen mehrere Ruinen von Hageeren-Schlössern. Hageeren sind ihre Erbauer. Eine liegt bei Gündisau am Hageerenrain (Vernaleken).

(453.) Den gewaltigen Thurm bei Liebenzell, das „Schloß", hat mit seinen dicken Quadern der Riese Erkinger gebaut. Dieser war ein Räuber und Menschenfresser und liebte besonders den Schwarzwäldern ihre Bräute zu holen, wenn sie gerade Hochzeit hielten, und sie dann zu verzehren. Einer wettete einst, er wolle dem Riesen seinen Löffel stehlen, und schlich, während Erkinger auf einer Brautjagd wär, auf Liebenfels. Als er eben mit dem Löffel fort wollte, kam Erkinger heim und schleppte eine junge Frau her. Der Kecke hatte gerade noch Zeit, sich in den Ofen zu verstecken und konnte von da mit ansehen, wie der Riese mit seinen zwei Gesellen die Frau an den Beinen ergriff, mitten durchriß und auffraß. Dann nahte er dem Ofen und rief wiederholt: „Ich rieche Menschenfleisch", ohne daß er indessen weiter suchte. Die abgenagten Knochen warf er immer eine halbe Stunde weit von der Burg weg, wo der „Beinberg" draus entstand. Wegen seiner Gräuel belagerte ihn endlich, bald heißt es, ein Markgraf von Baden, worauf er sich selbst vom Thurme stürzte, bald der Zwingherr von Merklingen, Merkinger, der ihm auch vorher oft Bräute abgejagt und den Bräutigamen wieder zugestellt hatte. Er faßte ihn unten an den Füßen und warf ihn zur mittlern Oeffnung des Thurmes heraus. In der schönen „Riesenkapelle" zu Hirschau, erst vor etwa vierzig Jahren abgebrochen, bewahrte man Erkingers Kleid, 14' lang, und einen Schuh. Statt der Knöpfe hatte das lederne

Kleid eiserne Ringe. Bei Liebenzell findet man noch dicke Steinkugeln, etwa $1^1/_2$ Schuh im Durchmesser, die er bei verschiedenen Anlässen, wie Belagerungen, auf die Menschen herab schleuderte. An dem Thore zu Liebenzell, das zur Burg führte, war er in Riesengestalt, eine gewaltige Stange in der Hand, abgebildet (Meier 151—153).

Nahe bei den Ruinen im kleinen Enzthale eine halbe Stunde von Kalmbach, das „Schlößle", ragt unter wildzerstreuten Felsmassen ein mächtiger Stein, genannt „der Leichenstein des Riesen", weil ein solcher drunter liegen soll (Meier).

Die Riesen wurden als ungeheuer groß und stark vorgestellt. Wie die Sterne, von denen sie theilweise stammen, durch den Himmel, wie der Wind, mit dem sie ebenfalls verwandt sind, durch die Luft, so schreiten sie mit Meilenschritten über die Erde, über Berg und Thal, über Ströme und durch das Meer. So werfen sie auch einander über ganze Länder Steine und Hämmer zu, reißen Bäume aus, lüpfen Felsen und werfen solche. Demgemäß sind sie auch plump und bisweilen mißgestaltet, obschon dies im Norden seltener, als in Griechenland. Auch dort kommen indessen einäugige Riesen vor (wie die Kyklopen), auch vielköpfige und vielhändige (wie die Hekatoncheiren), namentlich in der Edda.

(454.) Im Walde Grauholz, nahe bei Bern, wohnte der Riese Botti*), der Letzte seines Geschlechtes, mit seiner Schwester. Oft besucht er die Bauern im „Botti-Acker", wenn sie pflügten, und bot ihnen die Hand. Um sich die ihrigen nicht zerquetschen zu lassen, boten sie ihm dagegen die Pflugschar, in welche er starke Eindrücke machte.**) Als er einst mit seiner Schwester auf der Jagd war, lauerte ihn ein Feind aus seiner frühern Heimat auf und tödtete ihn. Die Schwester ereilte den Mörder, ergriff ihn bei den Beinen und zerschmetterte ihn an einem Felsen. Hierauf begrub sie den Bruder in der Hütte, brach zwei Stücke vom blutbespritzten Felsen, trug sie in der Schürze nach Hause und stellte sie zu Häupten und Füßen des Todten auf, zwölf Fuß auseinander. Dann zündete sie die Hütte an und legte sich zum Bruder ins Grab. (Haben Sammler und Verfasser wiederholt von den Bauern der Umgegend gehört, auch das Grab oft besucht darin nachgegraben und einen antiken Schlüssel und solche Scherben, aber keinen

*) Boddi heißt in der Edda, Rigsmal, ein Abkömmling des Karl, welchen Rigr (Heimdall) bei Afi und Amma, den Voreltern der Freien, gezeugt hat.

**) Ein Bauer, der im Leben Anderen Land abgepflügt und dafür nach dem Tode mit dem Pflug umgehen mußte, wünschte erlöst zu sein und bot daher einem ihn erblickenden Knechte die Hand. Der bot aber den Stock, in welchem der Geist fünf schwarze Male brannte, worauf der Knecht sich davonmachte (Kuhn Märk. Sagen; Haupt. Zeitschr. IV. S. 492).

Leichnam gefunden. Dagegen wurde ihnen ein großer bleierner Ring gezeigt, der in dem Grabe gefunden worden und derjenige der Schwester gewesen sein soll; auf demselben waren Schriftzeichen eingegraben, welche den nordischen Runen ähnlich, aber nicht zu entziffern waren).

(455.) Im Corveiischen an der Weser erzählt man: bei Höxter lagen der Brunsberg und Wildberg, auf welchem die Sachsen unter Karl den Großen Burgen gehabt haben sollen. Nach der Volkssage wohnten dort ehedem Hünen, die so groß waren, daß sie sich Morgens aus ihren Fenstern grüßend die Hände hinüber und herüber reichten. Sie warfen sich auch, als Ballspiel, Kugeln zu, welche sie hin- und herfliegen ließen.

Auf einem waldbewachsenen Hügel am Fuße des Köterberges, an der Grenze zwischen Paderborn, Lippe und Corvei, wo Götzen angebetet wurden, und wo Höhlen zu inneren Schätzen führen, stand südlich die Harzburg. Auch darin hausten Hünen, wie gegenüber auf dem zwei Stunden fernen Zierenberge und einer andern Burg. Da warfen die Riesen sich oft Hämmer hinüber und herüber (Deutsche Sagen I. S. 23. 27).

(456.) Zwei Riesen wohnten, einer auf dem Eberstein in Westfalen, der andre auf Homburg. Sie hatten zusammen nur eine Axt; wollte einer Holz spalten, so rief er dem Nachbar $1^1/_2$ Stunden weit hinüber, der warf die Axt her und der Riese, sowie sie gebraucht war, zurück (Grimm d. Myth.).

Ebenfalls in Westfalen erzählt man von den Hünen am Hünenkeller und an der Porta, die sich ihr einziges Beil zuwarfen (Reideckers westfälische Sagen, Nr. 36).

(457.) So hatten die Riesen auf dem Weißenstein und dem Remberg in Oberhessen einen gemeinsamen Backofen mitten auf dem Felde. Kneteten sie nun, so warfen sie einander Steine zu, ein Zeichen, daß Holz von des Nachbars Burg kommen solle. Einmal geschahs, daß beide zu gleicher Zeit warfen, so daß die Steine in der Luft zusammen fuhren, und noch oberhalb Michelbach im Felde liegen, jeder mit Spuren der Riesenhand. Ein ander Zeichen war, daß der Riese sich am Leibe kratzte, was man hinüber hörte (Grimm).

Oberhalb Nettelstädt wohnten auf dem Hünenbrink Riesen, befreundet mit denen auf dem Stall, eine Stunde weiter. Buken die einen und die andern hätten auch gerne ein Brot mit gar gehabt, so warfen sie es ihnen hinüber. So zu Hilverdingsen an der Südseite des schwarzen Sees einer und an der Nordseite zu Hille ein andrer (Grimm).

(458.) Am Solling, unweit dem Eberstein hauste ein Riese auf dem Hünenbrink. Wollte der sich Morgens waschen, so blieb er mit dem einen Beine auf seinem Berge und schritt mit dem andern eine halbe Stunde zum Eichholze hinüber, bückte sich dann und schöpfte aus dem im Thale fließenden Bache (Gr.).

Steine mit Spuren von Riesen- oder Riesinnenfingern gibt es unzählige, so auch mit Spuren vom Ausruhen oder Anlehnen von Riesen.

(459.) Im Gasteinthale, erzählt Muchar, wohnten „wilde Männer" von Riesenstärke, denen eine Pflugschaar über das Thal zu werfen eine Kleinigkeit

war. Sie hausten in einer unzugänglichen Höhle am linken Achenufer zu Eingang der Klamm. Vor ihrer Höhle standen Apfelbäume, mit deren Aepfeln sie scherzhaft Vorübergehende warfen. Den Thalbewohnern waren sie mehr hold als feindlich und stellten ihnen oft Butter und Milch vor die Hausthüren (Grimm).

(460.) In Tirol lebten zwei Riesen, der eine auf dem Salvenjoche, der andre auf dem gegenüber liegenden Marbachjoche in Wildschönau. Beide haßten einander „stetig" und rangen und schlugen, so oft sie zusammen trafen. Einmal kamen sie auf das Zureden Dritter überein, sich statt dessen in einem Wett-Steinwerfen zu messen. Da schleuderte der vom Salvenberge einen „großmächtigen" Steinblock hinüber auf das Marbachjoch, erreichte aber die Spitze nicht ganz, sondern der Fels blieb einige Klaftern weiter unten liegen. Der Marbachriese aber traf mit einem noch größern gerade mitten auf das Salvenjoch, wo er nachmals zum Baue des Salvenkirchleins verwendet worden ist (Alpenburg. Zingerle).

(361.) Nach einer böhmischen Sage schlief der Riese Scharmak in einem Thurme. Seine Feinde untergruben diesen, so daß er über ihm zusammen stürzte. Scharmak rüttelte sich auf und rief: „Hier ist übel ruhen, die Vögel beschmeißen einem den Kopf." Dann schleppte man eine große Glocke unter den Eichbaum, wo Scharmak schnarchend schlief und ließ sie auf ihn herabfallen. Er wachte nicht einmal auf.

Ein Deutsches Kindermärchen (Grimm I. 307) hat vollkommen Aehnliches.

In einem andern werden Mühlsteine auf den Riesen im Brunnen hinabgerollt und er ruft: „jagt die Hühner weg, die da oben im Sande kratzen und mir Körner in die Augen schmeißen" (Grimm, d. Myth. 3. Aufl. S. 508. 509).

(462.) Im Harz nennt die Sage einen jungen Riesensohn Witig, der die Tochter des alten Harzköniges oder Harzherrn liebte. Sie floh vor ihm und that den Riesensprung, von dem „die Roßtrappe" noch zeugt; aber die Krone entfiel ihr tief hinab in den Kretpfuhl, in welchem sie unwiederbringlich verloren ist (Deutsches Sagenbuch 319. 403).

(463). Bei den Brüdern Grimm heißt der Riese Bodo im Böheimer Walde und die Königstochter vom Riesengebirge Emma. Als er sie jagend auf der Schneekoppe einst ereilen wollte, ritt sie über Berge und Wälder durch Thüringen bis in die Gebirge des Harzes, den Jagenden immer hinter sich auf seinem schnaubenden Zelter gewahrend, bis ihr Roß verschnaufend auf dem furchtbaren Felsen „des Teufels Tanzplatz" müde stille stand. Angstvoll blickte sie die senkrechte Felswand in die Tiefe, wo mehr als 1000 Fuß unten der Strom wirbelte, und dann auf den Felsen gegenüber, auf dem kaum für einen Vorderfuß des Rosses Raum schien. Da aber Bodos Roß immer näher schnaubte, rief Emma die Geister ihrer Väter zu Hülfe, drückte ihrem Zelter die Sporen verzweifelnd in die Seite und der setzte glücklich über den Abgrund auf die Klippe, wo der „Roßtrapp" noch sichtbar ist, nur die goldene Krone war ihr während des Sprunges in die Tiefe entfallen. Bodo in blinder Hitze nachsetzend, stürzte in den Strudel, den „Kret-

pfuhl" und gab dem Strome den Namen; denn die Bode ergießt sich mit der Emma und Saale in die Elbe.

In mancher Mitternacht hört man das dumpfe Hundegeheul des Heiden.

(464.) Beim würtembergischen Echterdingen, unweit des ausgedehnten Leichenfeldes mit Hügelgräbern, die zu den sehr primitiven gehören, liegt eine halbe Stunde südwestlich auf der sogenannten Federlensmad, dem langgestreckten, weithin sichtbaren Bergrücken, auf der höchsten Kuppe die in gleichseitigem Rechtecke aufgeworfene „Riesen- oder Heidenschanze," von der das Volk der Umgegend viel zu erzählen weiß. Hier soll in alter Zeit ein Riese gewohnt haben, dem die Echterdinger jeden Tag zwei Milchkälber zum Mittagsmahle liefern mußten; so oft die Lieferung unterblieb, warf der Riese centnerschwere Steine in den Ort. Bei einer eingetretenen Theure mußten sie die Lieferung unterlassen und der Riese starb den Hungertod. Er soll in einem der Schanze nahe liegenden, 140' im Durchmesser haltenden Grabhügel beerdigt sein, der zu den größten des Landes zählt, und gehe als Geist noch heute um (Schwäbische Chronik zum Schwäbischen Merkur 1864, Nr. 260).

(465.) Zur Zeit der Riesen kam ein Solcher aus dem deutschen Gebirge über den Jura herauf ins Land. Als er hier aber das Volk plagte, machte man sich auf wider ihn und er mußte, es war Winter, gewaltigen Schrittes über den Jura zurückfliehen. Im Gange setzte sich Schnee an seine Sohlen, was ihn hinderte. Da schüttelte er unwillig sein Bein gegen das „schwarze Thal" (Nugerol, Nerval), und schlenkerte zwei Schneestücke ab. Das größere vorn an der Sohle bildete die größere oder St. Petersinsel, das vom Absatze die kleinere. (Joh. Frei in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung, Münchenbuchsee, 1850 und 51).

(466a.) Als zu Sonnerup ein Bauer den dortigen Riesen Lars Krands beleidigt hatte, füllte dieser seinen Handschuh*) mit Sand und trug ihn zum Bauernhofe, den er damit zudeckte. Was durch die fünf Fingerlöcher gelaufen war, bildete fünf Hügel.

In den Niederlanden wurde der Hügel von Hillegersberg durch den Sand hervorgebracht, der einer Riesin (Hildegard ?) durch „een Schorteklееd" fiel.

(466b.) Zwei Riesen gingen über Land. Am Solling bei Uslar drückte den einen was im Schuh, er schüttelte diesen aus, und dort liegen jetzt Feldsteine 16—20 Schuh lang und 6—8 dick.

Den kahlen Felsen bei Goslar hat der große Christoph aus dem Schuh geschüttet.

Den im Thale über Ilfeld, hart an der Bähr, eben so ein Riese (Grimm, d. Myth. 3. Aufl. 507).

(467.) Einen Riesen auf Rügen verdroß es, immer nach Pommern waten zu müssen; er band eine Schürze um und füllte sie mit Erde, um einen Damm hinüber zu bauen. Als er damit bis über Rodenkirchen gekommen war, riß die Schürze, und aus der herausfallenden Erde wurden die neun Berge bei Rambin.

---

*) Vergl. oben Sage Nr. 425.

Er stopfte das Loch zu und kam bis Gustow, wo abermal dreizehn kleine Berge herausfielen. Den Rest goß er ins Meer, wo blos noch der Prasnizer Hacken und die Halbinsel Drigge entstanden.

So fiel einem Riesenmädchen in Pommern, welches eine Brücke nach Rügen bauen wollte, hinter Sagard ein Theil Erde durch ein Loch der Schürze und bildete den kleinen Berg Dubberavorth. Aus Furcht vor der Mutter Schelten hielt sie die Hand unter und eilte. Die Mutter sah sie, drohte ihr die Ruthe und vor Schreck ließ sie Alles fallen, woraus die dürren Hügel bei Litzow wurden*) (Grimm, deutsche Myth. 3. Aufl. 502. 503.)

(468.) Folgende echtlokale und alte Sage ist sichtbar gemischt und historische Akkommodation.

Vor 500 Jahren hatte Schwiz mit dem Kloster Einsiedeln Streit um eine Weidestrecke zwischen beiden Orten. Sie heißt jetzt Kriegsmatt. Die beidseitigen Hirten wurden oft handgemein.

Damals lebte schwizerscherseits im Iberg, „im Hirsch" ein Riese Hans Winz, der zwei Töchter und eine Schwester hatte. Oft trieb er mit einem ausgerissenen Tanngrotz die Einsiedler zurück. Zu dem Hause, das er sich baute, trug er die Tannenstämme auf der Achsel, und die Schwester oft zwei Maß Salz auf dem Kopfe von Schwiz „ins Iberig", auf dem Wege noch dazu strickend.

Endlich verglichen sich beide Parteien dahin, von jedem Orte mit dem ersten Hahnenkrähen Einen abgehen und wo Beide zusammentreffen, die Grenze sein zu lassen. Schwiz wählte den Iberger und Einsiedeln den vielleicht eben so starken Schützen Oechsli. Dieser hatte einst einen Pfeil auf den Riesen geschossen und ihn in den Bauch getroffen, welcher jedoch ächt riesisch bloß ausrief: „Oechsli, Oechsli, du schießisch mer nur es Löchli." Nun sollen die Schwizer ihrem Hahne Abends Branntwein eingeschüttet haben, worauf er schon um Mitternacht krähte, so daß Winz einen dreimal so starken Weg zurückgelegt hatte, als er auf Oechsli traf, wo jetzt der Markstein steht. Der Einsiedler habe, ärgerlich darüber, dem Iberger die Hand so zum Gruße gedrückt, daß diesem das Blut unter den Nägeln hervordrang.

Später soll Oechsli seinen Nebenbuhler an der Ibergereck erschlagen haben, wo jetzt ein Pfahl (kein Kreuz) steht (Lütolf, Mittheilungen durch P. Gall Morell und mündliche Erzählung in der Gegend i. J. 1828).

(469.) Einst lebte im Kaunersberge, wo ein kräftiger Menschenschlag ist, ein Bauer, genannt „der starke Michel", gefürchtet als der kräftigste Robbler, der sich zu einem Stadelbaue die nöthigen Stämme und Hölzer „alser ganzer" zum Hofe getragen hatte. Diesen Michel stach einst der Vorwitz, mit dem „Wilden" (Nr. 447) zu raufen, und er machte sich auf nach dem Tscheiersthale. Wie er dieses betrat, meinte er, einen fernen Wasserfall zu hören oder das Grollen eines Gewitters,

---

*) Im Charentebezirke Cognac am Ney liegt ein ungeheurer Stein, welchen die heilige Jungfrau auf ihrem Kopfe und zugleich vier Pfeiler in ihrer Schürze trug. Als sie über den Ney ging, entfiel ihr ein Pfeiler in den Sumpf von Saintfort (Mem. des antiquaires, 7, 31).

und spürte dann ein heftiges Wehen, das immer stärker und endlich zum Sturmwinde wurde, je weiter er thalaufwärts kam. Nun sah er von Weitem wie die Bäume sich bogen und wieder aufschnellten und nahm endlich mit Schrecken wahr, daß dort der Tscheiersthaler Riese schlummere und schnarche.

Jetzt entsank dem kecken Robbler der Muth. Man muß die Leute im Schlafe nicht stören, sagte er, nahm die „Trutzfeder" vom Hute und schlich leise aus dem Thale, froh den Riesen immer weiter hinter sich zu wissen (Alpenburg).

(470.) Millbacher von Trub im Emmenthale trank so lange die Muttermilch (er zwang seine Mutter nachzugeben), daß er stärker wurde als seine Zeitgenossen, und noch sehr jung als der beste Schwinger seiner Gegend galt. Er trug ein volles Salzfaß ohne irgend einen Anstand bergauf, und in den Dörfern der Niederung, wo er öfter als Schnitter diente, erzählt man sich noch viel von seiner außerordentlichen Leibeskraft. Auf der Schanze in Bern wurde er viele Jahre als Sieger gekrönt und nur einmal vom Länder (Waldstätter) Heineli Roth besiegt, aber nur, weil dieser beim Gruße ihn mit zwei Neuthalern bestochen. Der Spott seiner Kameraden ärgerte ihn jedoch so, daß er das nächstemal, als Roth das Manöver wieder versuchte, denselben drückte, daß er blutete und ihn dann auf den Boden warf, wo er den einen Arm brach.

Als ihm nachher in seiner Heimat ein Anderer durch List „einen Schwung abgewann", wurde er beinahe rasend und verschwor sich: „und wenn der Tüfel chäm, so wett ich em de zeiga, was Millbacher chönnt." Er nahm jeden Begegnenden von nun an in die Hände, und es kam so weit, daß, um Unglück zu verhüten, ihm stets einer vorlief, um vor dem Kommenden zu warnen. Einst, als man dies auch bei einem kleinen unansehnlichen Männchen that, lächelte dieses bloß und ging seinen Weg weiter. Bei Millbacher angelangt, faßte dieser das Männchen und warf es etwas unsanft zu Boden. Aber diesmal ging es anders; das Männchen war blitzschnell wieder auf, packte den Gegner und schleppte ihn über Stock, Staude und Hag, bis er zerschlagen, ja ein Krüppel war. Von nun an schwang er nie mehr und Niemand zweifelt noch heute daran, wer das Männchen gewesen (J. Dennler, Münchenbuchsee in Zuberbühlers Sammlung).

(471.) Kallewe-Poeg (in Finnland Kalewam poika) ist bei den Esten ein Riese, welcher Bäume zusammenbrach, um auf ihnen, wie auf Stroh, zu liegen. Er war aus dem Geschlechte der alten Götter der Esten, der für diese arbeitete und litt, des Kallewe oder Káallew Sohn. Dieser hatte zwei Söhne und ein schwangeres Weib, und sagte beim Sterben zu letzterm: „Ich will mein Reich nicht theilen; du hast zwei Söhne, aber der dritte, den du gebären wirst, ist mir am ähnlichsten in That und Gesinnung. Sobald dieser heran gewachsen sein wird, möge das Loos entscheiden zwischen ihnen." Er starb. Sein Weib beweinte ihn, grub mit ihren Händen ein Grab und trug Steine darüber zum Denkmale. Es ist der Glint, die meilenweite hohe Felsenküste um Reval, und zwar der Domberg und der obere See bei Reval sind der Riesin Thränen.

Als der dritte Sohn erwachsen und ein gewaltiger Mann war, schlug er seinen Brüdern vor, beim Sadegerwschen See um die Herrschaft zu losen. Nun

wählten sie drei gleich große Steine und stellten sich neben einander. Der Aelteste schleuderte den seinen, als solle er niederfallen wo Himmel und Erde sich berühren, aber er sank am andern Ufer und wurde vom Wasser bedeckt. Der Zweite warf noch weiter ans andere Ufer. Der Dritte aber, Kallewe-Poeg, der jüngste aber breitschulterigste und stärkste, schleuderte seinen Stein um Vieles weiter. Sie wateten durch den See, und als sie des Jüngsten Stein erblickten, wanderten sie aus, um neue Herrschaften zu suchen; der Jüngste blieb König im Lande, nahm das Schwert und den Pflug in Besitz und beackerte das ganze Land. Auf den Stein, es ist ein vom Blitze gespaltener Granitblock von $1^1/_2$ Menschenhöhe, am Sadegerwschen See, legte man Gaben dem Kallewe-Poeg (Fr. Kruse, Urgeschichte des Estnischen Volksstammes, Moskau 1846, S. 175).

Kallewe-Poeg heißt schon bei Herodot Kola-xaïs, der jüngste Sohn des ersten Skythenköniges Targitaos (zweifelsohne ein Name mit Thor oder Tara), der allein im Stande war, die vier goldenen, vom Himmel gefallenen Geschenke, einen Pflug, ein Joch, eine Streitaxt und eine Schale, welche beim Hinzutreten der zwei älteren Brüder glühend waren, anzufassen und heimzubringen, worauf er König der Skythen wurde (Herod. 4, 5). Das ist zugleich ein uralter Typus unserer Sagen, in denen immer der jüngste, wenig geachtete Sohn über die älteren den Sieg davon trägt. Die Hellenen hatten von der Sage eine andere Version, nach welcher Herkules aus Iberien vom Siege über den Geryon in's nordische Skythenland kommend, mit der dort wohnenden Schlangenjungfrau (Melusine) drei Söhne erzeugt, deren jüngster, Skythes (Andere sagen Galates oder Keltos) allein die Kraft besaß, des Vaters hinterlassenen Bogen zu spannen und seinen Gürtel anzuziehen, welchen eine goldene Schale schloß, wodurch er König wurde (4, 8—10). (Anm. des Sammlers).

(472.) Bei Abo im Meere ist ein großer Stein. Kalewam-Poika war Willens, ihn auf die erste dort gebaute Kirche zu schleudern. Da trat ihm ein Einwohner der Gegend in den Weg, um ihn durch List von seinem Vorhaben abzuhalten. Er trug einen Sack voll alter zerrissener Schuhe und antwortete dem Kalewam-Poika auf dessen Frage, wie weit es noch bis zur Kirche sei, die man eben baue, „so weit, daß ich alle Schuhe, die du hier siehst, auf dem Wege zerrissen habe." Da schleuderte Kalewam-Poika den Stein, der aber, statt bis zur Kirche zu gelangen, ins Meer fiel.

In Reval erzählt man, Kallewe-Poeg habe sich dort von einer Landspitze zur andern Bretter holen wollen. Beim Jummidoschen Vorgebirge, wo das Meer 60 Faden tief ist, das ihm jedoch blos bis ans Knie reichte, liegen viele Granitblöcke, Kallews Jungfrauen, auch Schürzensteine genannt, weil sie ihm entfielen. Von der Jummidoschen Spitze aus warf er den Speer (odda) nach einem Steine der gegenüber liegenden Perrispä'schen Spitze, traf aber einen noch weiter gelegenen Stein, von welchem er ein Stück abschlug (Kruse, Urgesch. d. Estnischen Volksstammes, 1846, S. 177).

(473.) Einst ging Kallewe-Poeg durch den Peipus-See, um vom jenseitigen, östlichen Ufer Bretter zu holen. Beladen kehrte er zurück, als ein Zauberer

von Allazkiwwi aus so mächtig in die Wellen blies, daß sie dem Riesen bis zum Gemächte gingen. Er griff zornig zum Schwerte, aber der Zauberer floh. Kellewe-Poeg ruhte nun aus auf der Anhöhe, welche noch Kallewi poëg säng (Kallewes Bette) heißt. Als er im Schlafe schnarchte, daß die Berge dröhnten, kehrte der Zauberer zurück und stahl ihm das Schwert von der Seite, welches er nur durch Zauberei zu heben vermochte. Er mußte es in einen Bach fallen lassen, wo er es nicht mehr herauszuziehen im Stande war. Der Oheim des Kallewe-Poeg hatte dies Schwert in Finnland geschmiedet und durch Zauber gehärtet. Kallewe-Poeg suchte es lange vergebens, bis er es aus dem Bache bei Saarenhof blicken sah, wo er und das Eisen einen Wechselgesang erhoben. Er ließ es jedoch liegen, damit es in der Zukunft Anderen diene. Dann lud er die Last wieder auf und wanderte weiter. Abends überfielen ihn des Zauberers drei Söhne, welche Waldbäume mit den Wurzeln ausrissen und auf ihn losschlugen. Sie mußten fliehen. Nun schüttelte er sich mitten im Moor einen neuen Säng zum Nachtlager. Der durch seinen Pelz herausfallende Sand bildete den Sängber Ludenhof. Hierauf ging er nach Ober-Pahlen und ruhte Abends im Moose an der Pipschen Straße (von Dorpat nach Reval über das Gut Pip), wo der Raudoja Krug steht. Als er schlief, stellte sich des Zauberers Tochter mit dem einen Fuße auf einen, mit dem andern auf den andern Berg über den Riesen und übergoß ihn mit einem warmen Wasserstrahle. Kallewe-Poeg warf einen Stein und verstopfte des Baches Quelle. Noch jetzt verstopft ein gewaltiger Stein an der Seite des Berges ein schwarzes Loch, aus welchem die Quelle des Raudojabaches entspringt, der in die Sage fließt. Nun kam er nach Hause, wo er am Meere die Stadt Reval gründete.

Später starb Kallewe-Poeg durch sein eigen Schwert, auf welches er, als er es im Peipusbache zurückgelassen, in der Meinung, den Zauberer zu treffen, den Fluch ausgesprochen hatte: wenn der, welcher dich getragen, durch das Bächlein geht, schneide ihm die Beine ab. Nun ging er selbst durchs Wasser, das Eisen schnitt ihm beide Füße ab und er verblutete stöhnend zum Bedauern der Götter, die ihm nicht helfen konnten. Alvater, über Kallewe-Poegs Kraft erschrocken, gab ihm, damit er im Himmel nichts anstelle, das Amt, Ordnung in der Hölle zu erhalten (Kruse, Urgesch. des Estn. Volksstammes, 1846, S. 177).

Die nordische Edda hat obigen Zug vom Wasserverstopfen bereits auf folgende Weise:

(474). Thor mußte auf seinem Wege zum Riesen Gejrrod mit Loki, der ihn hierzu absichtlich verleitet, über den Fluß Vimr. Er spannte seinen Gürtel um und stützte sich auf den Gridurstab; Loki hielt sich am Gürtel. Als sie jedoch mitten im Flusse waren, wuchs dieser so an, daß das Wasser um des Asen Schultern spielte. Thor sang, das Wasser möge fallen, sonst wachse auch seine Stärke himmelhoch. Dann schaute er in eine Bergkluft hinauf und erblickte Gejrrods Tochter, welche schrittlings auf beiden Flußufern stand und das Steigen des Vimr verursachte. Der Ase hob einen großen Stein aus dem Flusse, warf und traf wohin er zielte, indem er rief: „am Quell da stockt der Fluß," und kam, indem er einen Wachholderstrauch anfaßte, ans Land (Jüng. Edda, Skalda 18).

(475.) In Tawastoland liegen Steinfelsen, welche ehedem Riesentöchter in der Schürze trugen und in die Höhe warfen (Ganander's finn. Mythologie p. 29. 30).

Grimild und Hvenild waren zwei Riesenschwestern auf Seeland. Erstere wollte Stücke von Seeland nach Schonen tragen; das zweitemal brach das Schürzband mit der Last und die Insel Hven entstand. Fast dasselbe weiß eine jütische Sage von der kleinen Insel Worsöekalv (Thiele 3, 66).

(476.) Ein Truthen- (Bil- oder Hoch-) Stein liegt in einem Walde bei Stinzendorf, zwischen Langenzenn und Deberndorf im Anspachischen. Er ist 18 Schuh hoch, 22 Fuß 6 Zoll lang, 11 Fuß 4 Zoll breit, auf seiner Oberfläche eine 9 Schuh lange Vertiefung, die Unterlage ein blendend weißer Sandstein, um ihn herum 7 Steine in der Erde. Er liegt in solcher Höhe, daß er bei ungehinderter Aussicht auf 14 Stunden weit zu sehen ist. Eine Trud (oder der Teufel) habe ihn über den Dillenberg auf den Hesselberg tragen wollen, sei aber beschrien worden und habe ihn hier fallen lassen. In der Walpurgisnacht sollen die Trutchen auf ihm jährlich tanzen (Mone, Symbol. und Mythol. 1823. II. Th. S. 320).

(477.) Eine mißverstandene Sage von wilden Weibern sieht im Sarganserland in ihnen zuweilen gewesene Pfaffenkellnerinnen. Sobald eine solche eine gewisse Anzahl Jahre (10) in eines Geistlichen Dienste gestanden, sei sie des Teufels. Um sich davon zu erlösen, sollte Eine von der Sarganser Bergkette auf die Melsersche hinüber springen. Es gelang ihr jedoch blos bis in die Mitte des Berges, wo auf dem Wege in die Sarganseralp Tamons, in einem großen Steine die Spur ihres Fußes, „der Pfaffenkellerinn Tapp" noch gezeigt wird, wie mir selbst als Knaben.

Unsere Vorfahren erzählten — die Beihälterinnen von Priestern (Concubinae sacerdotum) werden in der Luft von den Teufeln völlig wie Waldthiere von Jagdhunden gejagt und endlich zerfleischt gefunden, und falls irgend Jemand, der dies hört, mit seinem Geschrei jagen helfe, werde ihm ein Theil oder Glied der Beihälterin abgeschnitten am Morgen von den Dämonen an seine Thüre gehängt. (Bebelii facetiae Tub. 1555 p. 11a). Das identifizirt sie mit Holz- oder Moosweibchen (Nr. 359 ff).

Im Werdenbergischen, sagt Nikl. Senn, irren sie nach ihrem Tode auf der Erde herum, holen Nachts am Brunnen Wasser, waschen, plaudern und stoßen oft ein unheimlich Geheul aus. Das identifizirt sie mit den Waschfrauen (Nr. 240 ff.)

(478.) Eine über 80 Jahre alte Frau in Flums erzählte: Noch nicht vor gar vielen Jahren habe im sogenannten Kappellentobel eine Pfaffenkellnerin, die eiserne Schuhe trug, von der Kalkthären bis hinauf zur Bühlbrücke wandeln müssen.

In der Kalkthären sei damals ein Kalkofen gestanden und als einmal darin Kalk gebrannt worden, sei diese Pfaffenkellnerin mit der Bitte eingekommen, in den Kalkofen „schlüfen" (hineinkriechen) zu dürfen, sagte aber, dadurch werde der Ofen unbrauchbar, sie aber werde dann erlöst und komme in den Himmel.

Der Kalkbrenner gestattete ihr dieses, der Geist sei dann „hineingeschlossen", bald darauf sei eine weise Taube aus dem Ofen geflogen und nachher sei die Pfaffenkellnerin nie mehr gesehen worden, der Ofen sei aber wirklich unbrauchbar gewesen.

Ich fragte diese Frau noch, was man unter dem Namen „Pfaffenkellnerin" verstehe und sie antwortete, eine Pfaffenköchin, die uneheliche Kinder bekomme (J. J. Bertsch).

(479.) Ueber den Landsitzen Tribschen und Stutzhof am linken Ufer des Vierwaldstättersees zieht sich über den Bergrücken der finstere Wald, die Biregg. Von da herunter tönte in alter Zeit häufig der grause Lärm der Pfaffenkellnerin den Bachrunsen nach und erblickten sie Sonntagskinder zuweilen als zottigen schwarzen Pudel, nur ein großes glühendes Auge vorn an der Stirne, eine Kette um den Hals und um sie herum ein Rudel „geitschender" (keifender) Hündchen. Wer ihr nahe kam, hörte den furchtbaren Ruf: „Zäha Schritt uf d' Sitä, oder i verriß di und verzehr di." (Dr. M. A. Feierabend).

Wie die Riesinnen in der christlichen Zeit zur Jungfrau Maria und hinwider humoristischer Weise zu Pfaffenkellnerinnen, so wurden die Riesen zu Heiland und Teufel, sowie zu Heiligen und Mönchen.

(480.) Vor Alters kam einmal der Heiland auf den Rosenstein bei Heubach, wo er mit dem Teufel stritt, ihn besiegte und in die schauerliche „Teufelsklinge" bannte, bis er erlöst werde. Die Klinge soll so lange in ihrem Zustande bleiben, als die Welt stehe. Es ist dort ein tiefer Wasserkessel, in welchem von der Felswand herab eine starke Quelle strömt, ohne daß ein Abfluß bestände. Dies geschehen schritt der Heiland vom Rosenstein auf den Scheuelberg und von da in die dahinter liegende Hochebene „Himmelreich." Im Rosenstein und Scheuelberge hat er seinen Fußtritt zurückgelassen, auf dem ersteren die Hacke, auf dem letztern eine starke viertel Stunde weiter, die Zehen, so daß das Mittelstück des Fußes über das ganze Thal reichte. Nach Crusius II. Bd. 428 wäre auf dem Rosenstein der rechte, auf dem Scheuelbergerge der linke Fuß, und eine Sage läßt die Spuren auf Jesus Flucht vor den Juden entstehen. Der Herzog ließ 1740, wegen Unordnungen beim Wallfahrten „den abergläubischen Tritt" auf dem Rosenstein sprengen (Meier).

(481.) Vor uralten Zeiten, heißt es, hingen der Eiger und der Mettenberg hinten im Grindelwaldthale zusammen. Zwischen beiden bildete sich, wo jetzt das Eismeer liegt, ein großer See, schwoll dann an und drang verwüstend ins Thal hernieder.

Da erbarmte sich der heilige Martin der bedrängten Thalleute. Er stemmte sich mit dem Rücken an den Mettenberg und drängte mit seinem Bergstocke den Eiger zurück. Wo er sich anstemmte heißt die Eindruckstelle „der Martinsdruck" und sein Stock bohrte in den Eiger das „Martinsloch" durch welches die Sonne des Jahres zweimal ins Thal scheint (Wyß).

(482.) Wenn man von Biel ins St. Immerthal reist, führt die Straße längs der brausenden Schüß (la Suze) durch den Durchbruch, welchen der Strom sich zum Bette ausgewühlt. Gerade da, wo die südlichste Kette durchbrochen wird, wo unten im Thälchen das heimelige, einsiedlerische Dörfchen Fridliswart liegt, sieht der Wanderer ungefähr in Manneshöhe in der Felswand zwei etwa $6^1/_2$' auseinanderstehende, etwa 1 Zoll tiefe Oeffnungen wie durch einen Druck mit einem Finger entstanden. Die Bewohner sagen: der heilige Martin, als er hier das Christenthum lehrte, habe um den Ungläubigen ein Wunder zu zeigen, mit seinen Fingern in die Wand gegriffen. In einer Nische daneben ist ein Kreuz eingehauen (Zuberbühlers handschriftliche Sagensammlung).

(483.) Einst lebte im Kloster Engelberg ein Mönch von riesigem Wuchse und ungemeiner Körperkraft. Kamen die Salzhändler an, so war er immer der Erste, die centnerschweren Fässer vom Wagen zu heben, abzustellen oder auf andere Wagen zu verladen. Einst vermaß er sich im Uebermuthe, ein solches auf die Höhe des Bergjoches zu tragen und unterwegs nur drei mal Rast zu machen. Die Wette galt zwei Flaschen Weines. Wie einen Spielball hob er das Faß und schritt damit bergan. Oben sank er um und war todt. Heute noch macht er denselben Marsch, das Salzfaß auf dem Rücken. Wenn es in den Bergen tost, pflegt der Bauer zu sagen: der Pfaff rührt sich (Rochholz, Naturmythen, Lpz. 1862, S. 11). Er sei oben, wo es jetzt noch heißt „der Pfaffenhausen", begraben, sein Geist aber in die Gletscherklüfte des „Joches" gebannt, wo er tost und klingelt, oder wenn man ruft: „Pfaff, wirf Steine!" dies thut (Lütolf S. 166). Nach der frühern Erzählung (in meinen Schweizerblättern I. Jahrg. 8. Heft 1832 S. 50) sank der Mönch, als er auf dem Wege vor Durst das Faß abstellte und aus einer Quelle trank. Im Walde zu Arni ist ein Steinhaufen sein Grab.

(484.) An der Gotthardstraße befindet sich der „Pfaffensprung", weil dort, wo sich der Fluß in enger Schlucht durchwindet, ein Geistlicher den Riesensprung that. Nach Einigen, um sich von der Anklage auf verbotenen Umgang zu reinigen, nach Anderen, um mit einer Geliebten den Verfolgern zu entkommen (Lütolf).

(Vergl. Grimms Sagen 134—141, 318—326).

Bauende und gefoppte Riesen.

Es bezeichnet wahrscheinlich verschiedene Stadien des Riesencultus, daß die Riesen erst als gewaltig, dann als roh und ungeschlacht und endlich als plump und dumm, ja sogar als diebisch und betrügerisch aufgefaßt wurden. Ginna alla sem thussa, Alle betrügen wie ein Riese, hieß es im Norden. Die letztere Anschauung der Gewaltigen bezeichnet wohl die Zeit, in welcher ihr Ansehen abnahm. Und diese ist es denn wahrscheinlich auch, in welcher die Sagen von solchen Riesen entstanden, die den Menschen Häuser und Brücken bauen mußten, mithin aus einer herrschenden bereits zu einer dienenden

Stellung herabgesunken waren, in welcher sie auch von den Menschen um ihrer Dummheit willen gehörig gefoppt und geprellt und die „dummen Dutten“ genannt wurden. Die Idee dieses Bauens entspringt indessen noch aus der mythischen Urbedeutung der Riesen. Sie bauen, weil der Winter, diese wilde Naturgewalt, auch ein Riese, aus Eis Brücken und Häuser (Gletscher mit ihren Grotten) baut und auch andere ungestüme Mächte, wie Gewässer und dergl., nicht nur zerstören, sondern unbewußt auch bauen, z. B. Land anschwemmen u. s. w. Man schreibt den Riesen Burgen, Thürme, Mauern u. s. w. in Deutschland, Frankreich, Italien (auf der maltesischen Insel Gozzo) zu, — in Irland den Basaltdamm des Riesenwegs (gyants causeway) in Deutschland und der Schweiz unzählige Brücken.

Als das Heidenthum aufhörte, dessen Sagen aber fortlebten, trat an die Stelle der Riesen, so oft es sich um den Bau von Kirchen handelt, die heilige Jungfrau oder der heilige Michael oder sonst ein Heiliger, bei Profanbauten bisweilen eine Hexe, manchmal auch Feen, meistens aber, und in den ergötzlichsten Situationen, — sowol im Bauen, als in der Dummheit und im Gefopptwerden, der Teufel, den das Volk, in gesunder Ironie auf diese persische „Spottgeburt von Dreck und Feuer“ als „dummen Teufel“ charakterisirte. Ihm verdanken die mehreren Teufelsbrücken das Dasein.*) Das Brückenbauen überhaupt aber mag seine mythische Bedeutung von der Brücke herleiten, von welcher folgende Sage erzählt:

(485.) Die Asen schufen von der Erde (Midgard) zum Himmel (Asgard) eine bunte, leuchtende Brücke, die wir Regenbogen heißen (Asbrû, Asenbrücke), wenn sie sichtbar wird. Bif-röst, Bif-raust heißt die bebende Brücke (pons tremulus, Magnusen), oder bebende Raste, Wegstrecke. Auf den Regenbogen sollte man nicht mit Fingern deuten, so wenig als auf Gestirne. Das ist auch chinesisch Grimm d. Myth. 3. Aufl.). Ihr Schweif reicht an den Theil des Himmels, welcher

---

*) Teufelsbrücken, d. h. gebaut vom Teufel, mit dem Vertrage, ihm die erste Seele zu überlassen, welche darüber gehe, wo er indeß jedesmal überlistet wird, meist dadurch, daß man eine Ziege oder einen Bock darüber treibt, welchen er im Zorne den Schwanz ausreißt, giebt es mehrere. In der Schweiz die in Uri und bei Einsiedeln, im Montafun (Alpenburg S. 288), in Regensburg, in Frankfurt u. a.

Himinbiorg heißt, wo der Asen Wächter Heimdallr diese vor den Riesen oder Thursen hütet.*)

(486.) Dasselbe, was diese Götterbrücken, sind in unzähligen Sagen mehrerer Gebirgsländer die eisernen, silbernen, meist aber ledernen Brücken von Burg zu Burg über ganze Thäler. So von der Burg Wartau auf den Hügel gegenüber, von der Rosenburg zum Rosenberge bei Herisau, vom Sälischlößli bei Olten zur Wartburg, von der zu Oberfrick zum Schupfart, vom Isenhubelschlosse bei Madiswil die lederne „Bisigbrugg" auf den Berg gegenüber, vom Tegerfelder Schloßberge zum Galgenrain des Zurzacherberges, die lederne von Alt-Ramswag über die Sittern nach Thürlewang hinüber, oder der gespannte Draht von derselben nach Blidegg, an welchem man in Zeit der Gefahr habe läuten können, die vom Kottwilergütsch bei Ettiswil zum Schlosse Castelen bei Alberswil, von der Littauerkirche zum alten Thorberg über die Emme, von Altbüron nach den Burgen zu Melchnau u. a. (Lütolf). Bei Tegerfelden sandte der Burgherr über die eiserne die zum Tode Bestimmten. Es ist die Todten- oder Todesbrücke (Rochholz). Ueber die eine viertel Stunde lange Brücke zwischen dem Schlosse Allenschwanden bei Magdenau (Toggenburg) und dem übern Thale konnten die Zwangherren einander mittelst eines Flaschenzuges Briefe zuschicken (Mündlich in Ober-Uzwil).

Im österreichischen Hochgebirge ist es allgemeiner Volksglaube, daß die Seelen der Gerechten durch ihren Schutzengel über den Regenbogen in den Himmel geleitet werden (Vernal.)

(487.) Die Sage unterm Volke der alten Fürstlich St. Gallischen Landschaft an der Sittern weiß bald, von der Burg Alt-Ramschwag habe ein unterirdischer Gang in die Burg Neu-Ramschwag, nach Andern in die Burgen der Gemeinde Niederbüren, und nach andern in jene bei Herisau geführt. Oder diese Burg sei durch eine lederne Zugbrücke, die über den Abgrund der Sittern nach dem gegenüberliegenden Weiler Thürlewang geführt habe, mit dem jenseitigen Ufer verbunden gewesen. Ferner von dieser Burg aus sei nach der benachbarten Burg Blidegg ein Draht gespannt gewesen an dem man von einer zur andern in Stunden der Gefahr habe läuten können, oder öfters hätten sich die Bewohner Alt- und Neu-Ramschwags von ihren Burgen aus den Wein mit Schläuchen (eine starke Viertelstunde weit) zum Kosten gesendet.

Allgemein ist der Glaube, daß in einem unterirdischen Gemache der Ruine ein goldenes Kegelspiel sich befinde (Joh. Ruggle).

(488.) In Källasoken bei Vi liegt ein ungeheurer Stein, Zechiels Stein, von einer Riesin oder Meerfrau. Sie hauste auf der Burg Edha in Högbysoken,

*) Magnusen Lex. Mythol. borealis p. 31. 32. Kimrisch heißt er auch der Stuhl der Göttin Ceridwen, und in einigen Gegenden Lothringens courroie (der Riemen) de S. Lienard, wie slovenisch boshji stolez, das göttliche Stühlchen, litthauisch Laumês josta, Gürtel der Lauma oder Laima, der Lebensnorne.

ihre Schwester in Smaland unweit Skäggenäs. Letztere, als beide eine Brücke über den Sund bauen wollten, hatte Skäggenäs eine viertel Meile weit in die See zusammengetragen, Zechiel Steine in ihre Schürze gesammelt; da schoß ein Mann mit dem Schafte nach ihr, daß sie auf einen Fels absitzen mußte, wo man ihre Spur noch eingedrückt findet. Dann erhob sie sich von neuem und ging bis Pesnässoken, wo Thor zu donnern begann, so daß sie vor Schreck, indem sie ihre Tracht fallen ließ, todt niederfiel, wo jetzt die großen, zwei bis drei Mann hohen Felsblöcke stehen. Die Riesen ließen sie jedoch begraben.

Ein Riese in Fladsöe füllte seinen Ranzen mit Sand, um Nestved, seines Gegners Wohnsitz zu verschütten. Unterwegs lief der Sand durch ein Loch und bildete eine Reihe Sandbänke, was er erst bei Husvald bemerkt, wo er den Rest zornig gegen Nestved warf. Dort ist noch eine Sandbank (Grimm, d. Myth. 3. Aufl. S. 503).

(489.) Es kam ein Baumeister zu den Asen und erbot sich, ihnen in drei halben Jahren eine so feste Burg zu bauen, daß die Bergriesen und Hrimthußen sie nicht einnehmen können. Als Lohn bedung er sich Freya und obendrein Sonne und Mond. Sie gingen es ein, falls er in einem Winter mit der Arbeit fertig sei, wäre den ersten Sommertag noch etwas zu machen, so erhalte er den Lohn nicht. Auch sollte er keinen Gehilfen haben außer seinem Pferde Svadilfar. Er begann den Bau und führte Nachts mit letzterm die Steine. Die Asen staunten bald über die Massen, die es trug. Der Meister eilte, vor Thors Heimkunft fertig zu werden, der eben auf einem Zuge nach Osten wider die Zauberer abwesend war. Als es tiefer in den Winter kam, war die Burg bereits hoch und stark, und schon bis zum Thore fertig, als nur noch drei Wintertage übrig waren. Die Asen hatten Angst Freyen und Sonne und Mond zu verlieren und bedrohten Loki, den Anrather des Vertrages, mit schmählichem Tode, wenn er ihnen nicht heraus helfe. Da ließ dieser Abends, als der Meister mit dem Rosse um Steine ausfuhr, eine Stute aus den Walde laufen, welcher der Hengst nachlief die ganze Nacht. Als der Meister merkte, er komme nicht zu Ende, nahm er seine Riesengestalt an. Jetzt riefen die Asen den Thor, der war gleich da, hob den Mjölner und zerschmetterte des Riesen Hirnschale (Gylfaginning 42).

(490.) Im Greierzerlande verehrte das Volk zur Heidenzeit einen Riesen Gargantua, der mit einem Fuße auf dem Birrenberge, mit dem andern auf dem Gibloux stand und sich niederbeugend, die Saane so austrank, daß das Flußbett drei Tage lang trocken blieb, bei welchem Anlasse er, nach einer Sage (vergl. Nr. 494) die Felsblöcke zum Baue der Tugybrücke federleicht herbeitrug (Kuenlin).

Rabelais entnahm seine Gargantua-Sagen aus einem schon im 15. Jahrhundert gedruckten und im 16. (1532, 1547) öfter aufgelegten Buche. Hunderte von Steindenkmälern erinnern an ihn.

(491.) Die Pfarrkirche zu St. Peter soll die älteste in Tirol und von den Zwergen erbaut sein. Diese hatten den Bau wiederholt begonnen; allein sobald er bis nahe zur Aufsetzung des Dachstuhles gediehen war, schnellten ihnen die auf dem Schlosse zu Tirol hausenden Riesen von dort herüber mit einem

Finger die ganze Arbeit übern Haufen. Endlich beschlossen die Zwerge den ganzen Bau in einer einzigen Nacht, während die Riesen schliefen, zu vollenden. Es geschah, und als die Riesen des andern Tages die Arbeit erblickten, mußten sie sie bewundern, konnten aber nichts mehr thun (Jos. Thaler in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I 291).

(492.) In der Normandie weiß das Volk vom Mont St. Michel, wie St. Michael und der Teufel stritten, welcher von ihnen die schönere Kirche baue, Da baute der Teufel eine steinerne, Michael aber eine aus Eis, und hatte gewonnen.

In der Edda erbeut sich ein Riese, den Asen binnen eines Winters eine Mauer um die zwölf Burgen der Asgard zu bauen, wird aber von Thors Hammer (des Sommergottes Blitz) erschlagen.

(493.) Den Teufel ärgerte der spitze Thurm der Pfarrkirche in Vilseck, sagen sie in der bairischen Oberpfalz, weil er sich etliche mal beim Luftfahren die Hosen daran zerrissen hatte. Drum faßte er den Plan, den Thurm umzuwerfen, ergriff einen „Kolmünzer“ (Grünstein, sie heißen aber jeden Felsblock dort so) von gewaltiger Schwere, der am Wege lag und schleppte ihn mit sich fort. Als er keuchend den Kreuzberg anstieg, begegnete ihm in Birket eines Schuhflickers Weib mit einer „Kirben“ voll alter Schuhe auf dem Kopfe. Fragt der Böse, der mittlerweile müde worden, das Weib: „Alte, wie weit ists nach Vilseck?“ Das Weib, das ihn am Bocksfuße erkannt, erwiderte überlegt: „Hab i deina die Schouch alle z'rissen vo Vilseck bis dauher, so a grouß Stück Weg iß.“ Da wurde der Träger ungehalten, warf den Stein von der Schulter und rief: „Da hol' der Teufel Vilseck!“ Zum Weibe aber sagte er: „Sag den Vilseckern, wann du wieder heim kommst, wär' der Weg nicht so weit, sie hätten ihre Thurmspitze zum letztenmal gesehen.“ (Globus VI. Bd. 1863. S. 174). Obs wahr ist weiß ich nicht, aber der Kolmünzer von Mannshöhe liegt noch im Birkeck auf dem Kreuzberge bei Vilseck, und wer gute Augen hat, sieht drin die Abdrücke von des Bösen Krallen. Er heißt der Teufelsstein (Vergl. Panzer).

(494.) Zu Pont-la-ville, unweit Corbières, ist die vierbogige „Teufelsbrücke von Tugy“, in der Mitte auf einem ungeheuren Nagelfluhblocke ruhend, neben ihm vier andere Blöcke. Als die Einwohner verlegen über den Mangel einer Brücke einst beisammen saßen, trat ein grüner Jäger in die Zechstube und verhieß ihnen, eine solche zu bauen, falls man ihm das erste lebende Geschöpf überlasse, welches die neue Brücke betrete. Sie gingen es ein. Nachts vernahm man furchtbaren Lärm und beim ersten Morgenstrahle stand die Brücke fertig da. Niemand getraute sich hinüber und drüben wartete der Grüne auf seinen Lohn. Da erschien ein schlauer Einwohner mit drei Päcklein unterm Arme, öffnete eines nach dem andern und ließ erst sechs Mäuse, dann sechs Ratten, dann sechs Katzen über die Brücke springen. Er folgte ihnen und pflanzte ein Kruzifix auf. Der Teufel, der etwa ein neugierig Mädchen erwartet, rollte von der jähen Felswand Nagelfluhblöcke, um den Bau zu zerstören; das Kreuz aber leitete sie schadlos ab und er verschwand unter Donner und Blitz (Kuenlin).

(495.) Vom adelichen Gutsdorfe Groß-Zecher in Lauenburg erstreckt sich eine Landzunge wohl eine viertel Stunde lang in den Schaalsee hinein. An ihrem äußersten Ende liegt ein steiler Berg, von gewaltigen Felssteinen, wie mit einer Mauer eingefaßt. Ist die Luft recht hell, so kann man am Boden des Sees wenige Schritte vom Strande eine noch größere Menge Felsblöcke sehen, alle in einem Kreise herum gelegt, so daß zwischen den größeren jedesmal ein kleinerer ingestellt ist. Diesen merkwürdigen Berg mit seinen Steinen hieß man von jeher die Teufelsbrücke, und erzählt, ein heidnischer Fürst in Dargau, heftiger Christenverfolger, dem bei seinen Streifereien der See im Wege war, habe mit dem Teufel einen Bund gemacht, ihm zu gehören, wenn er ihm bis zum nächsten Hahnenschrei eine steinerne Brücke über den See baue.

Sobald es Abend wurde, machte sich der Teufel ans Werk, sammelte in einen großen ledernen Sack vor seiner Brust umherliegende Feldsteine und sprang, sobald der Sack voll war, mit einem Satz ans jenseitige Ufer und an den Berg, wo der Bau beginnen sollte, und stürzte die Ladung hinunter, um von neuem zu holen. Schon war es um Mitternacht, aber gerade, wo er eine neue Ladung hinabschütten wollte, krähte ein Hahn im nahen Seedorf.

Wüthend warf der Teufel die Steine ans Ufer, sprang in einem Satze nach Seedorf hinüber, ergriff den Hahn und schmiß ihn so gegen einen Steinblock, daß man den dunkelrothen Blutfleck noch heute wahrnimmt (Müllenhof).

(496.) Inmitten einer der vielen Wiesen längs der Abhänge des Gurten bei Bern steht ein Dornbusch von ungewöhnlicher Größe in gutbebautem Boden und umzieht einen gewaltigen Granitblock. Es heißt, vor alten Zeiten sei die ganze Gegend um den Gurten und den Belpberg Eigenthum eines sehr reichen, aber stolzen und unnachbarlichen Edeln gewesen. Als dieser sich vor den Gegnern, die er sich selbst gemacht, nicht mehr sicher glaubte, beschloß er, auf einem schwer zugänglichen Vorsprunge des Belpberges eine uneinnehmbare Burg zu bauen und ging daran. Schon war das Fundament auf drei Seiten gelegt, als der Baumeister erklärte, die vierte könne nicht fest genug werden ohne einen Granit von der nöthigen Größe. Da er einen solchen nur durch das Gebiet seiner Feinde hätte herbringen können, machte der Edelmann einen Vertrag mit dem Teufel, ihm einen solchen Stein herzuschaffen, wofür er ihm seine Seele verschrieb. Am andern Morgen kam der Böse mit dem Granite durch die Luft gefahren, wurde jedoch durch eines alten Mütterchens Gebet über die festgesetzte Frist aufgehalten, so daß er den Block im Grimm dort fallen ließ, wo er nun liegt. Der Belpberger aber, von Reue ergriffen, wurde ein anderer Mensch, zerstörte den angefangenen Bau und lebte fromm (Jak. Fiechter in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung, Münchenbuchsee, 1850).

(497.) König Olaf von Norwegen hatte im Sinne zu Nidarös eine Kirche zu bauen, deren gleichen sich nicht finden sollte und ging verlegen und in Gedanken zwischen Berg und Thal, wo ihm ein Mann seltsamen Aussehens, ein Troll, begegnete und ihn um sein Anliegen fragte. Als er dies vernommen, erbot er sich, den Bau binnen kurzer Zeit und ganz allein herzustellen, verlangte jedoch als

Lohn Sonne und Mond, oder den Heiligen selbst. Olaf ging es ein, entwarf aber den Plan so, daß sieben Priester auf einmal in der Kirche sollten predigen können, ohne daß einer den andern störe und alle Pfeiler und Zierrathen aus hartem Flins wären. Bald stand der Bau, bloß die Spitze fehlte noch, und neu-bekümmert wandelte Olaf wieder durch Berg und Thal, bis er in einem Berg ein Kind weinen und dann die Jätteqvinna (Riesenfrau) es mit den Worten trösten hörte: „Ziß, ziß (oder tyst, tyst! d. h. Still) morgen kommt Vind och Veder, dein Vater, heim und bringt mit sich Sonne und Mond oder den heiligen Olaf selbst." Der Heilige, darüber froh, da man mit des bösen Geistes Namen ihn beschreien konnte, kehrte heim, als eben die Spitze aufgesetzt wurde und rief: „Vind och Veder! du har satt spiran sneder" (du hast die Spitze schief gesetzt), oder nach andrer Sage, wo der Jätte Bläster oder Slätt hieß: „Bläster, sätt spiran väster" (westlich) oder „Slätt, sätt spiran rätt" (recht), und sogleich stürzte der Troll vom Kamm herab und brach in lauter Flintstücke. Ein anderer Name ist Skalle.

In Schonen baute der Riese Finn die Kirche zu Lund und wurde durch St. Laurenz in Stein verwandelt (Grimm d. Myth. 3. Aufl. S. 515).

(498.) Als die Gegend um Altehüffen in Westfalen immer mehr angebaut ward, behagte es den „dummen Dutten" nicht mehr und sie beschlossen fort zu ziehen und den Eingang in den Himmel zu suchen. Da gelangten sie an ein großes, stilles, helles Wasser, worin sich die Luft spiegelte: sie hielten das für den Himmel, sprangen hinein und ertranken (Grimm, 3. Auflage, S. 511, 512).

Wie sonderbar wiederholt sich diese Sage mißverstanden im Volksbuche von den sieben Schwaben! Das Wasser ist eben so gut der bodenlose Himmel als der Ocean, in denen beide die Sterne versinken.

(499.) Als einst den Römerkönig Numa, während er mit der Egeria redete, ein weissagender Blitz erschreckte, hieß sie ihn darüber die zukunftkundigen Götter Picus und Faunus, Vater und Sohn, befragen. Numa berauschte und band sie, und sie weissagten ihm die Herrschaft. — (Das erinnert an den Silenos, welcher dem Könige Midas, gefangen, an der weingemischten Quelle weissagen muß [Vergl. Creuzer Symb. IV. S. 431. III. 215] und an den durch Odysseus trunken gemachten Kyklopen. —)

(500.) Im Hausenwalde ob Schwarzeck im Tirol waren Holzhacker mit dem Abtreiben uralter Waldbäume beschäftigt, als ein alter eisgrauer Dürst daher kam, in seinen Zottelbart murkte: „I denk diesen Wald neunmal jung und neunmal alt" und sein breites Maul in den Schleiftrog hing, worin er Wasser sah, und worin der Schleifstein war, mit dem sie ihre Borten und Beile wezten. Er trank, wie schon oft, den ganzen Trog leer. Die Holzleute und Hirten sahen ihn nie gern, namentlich die Aestlinger, die ihn sehr fürchteten. Eines Tages füllten die Hölzer den Schleifradtrog mit Branntwein, statt Wasser. Das mundete dem Schwarzecker erst recht, er sof den Schnapps wie Wasser, hob das Rad aus und leckte mit schnalzender Zunge den Trog ganz trocken. Aber wie er den

Kopf so überhing wurde er „duselig" und fiel, sammt Stein und Gestell, betäubt zu Boden, wo er entsetzlich schnarchte.

Jetzt nahmen die Holzer ihre Aexte und hieben ihm den Kopf ab und die Gegend war befreit vom „Tursewang" (Alpenburg, Zingerle).

(501.) Wie von einer Menge Burgen, erzählt man von dem Nidberg ob Mels, das Volk habe dem darauf hausenden Zwingherrn nicht beikommen können, bis sich eine Burgmagd bereden ließ, ein Zeichen zu geben, wann er schlafe. Als sie ihm im Haar gekrauelt (die Sage läßt sie ihm dort noch praktischeren Dienst thun) gab sie aus dem Fenster ein Zeichen und er sei von einem dem Schlosse gegenüber liegenden Hügel mit einem Pfeile erschossen worden (Melsersage, von meiner Mutter erzählt).

Ebenso erzählt man vom Schlosse mitten im Berner Dorfe Uttigen, die gewonnene Magd habe den Harrenden durch ein ausgehängtes Leintuch ein Zeichen gegeben, die Dränger seien daheim, worauf das Volk eingedrungen sei, den Anführer erschossen und die Burg zerstört habe.

Seither sehe man oft einen grün gekleideten Mann auf den Mauern wandern (Joh. Rolli, Münchenbuchsee, in Zuberbühlers Sammlung).

(502.) In der Bretagne und der Normandie erzählt man, wie der Erzengel Michael den Teufel, als dieser eben auf einem Berge ein junges Paar zum Sündigen verführen wollte, mit dem Fuße so in den Hintern gestoßen, daß er über das dazwischen liegende Thal auf den Berg gegenüber flog, wo ein zweiter Fußtritt den Bösen auf einen dritten Berg und so weiter, bis einige Meilen von Caën durch einen letzten Ruck in die See schleuderte. Viele der Berge, welche die Schleuderstationen bildeten, nennt man bis auf diesen Tag les sauts du diable, Teufelssprünge, und den letzten Mont-St. Michel (Der Roman De l' Orme von G. P. R. James, 6. Kap.). Bei Otfrid Mylius „Neue Pariser Mysterien" (III. Bd., 1863, S. 178) hat der bretagnische St. Michaelsberg den Namen davon, daß der Erzengel den Teufel auf dem hohen Felsenkegel stehen und stolz über Erde und Ocean hinblicken sah, worauf er, wie ein Falke ob ihm schwebend, rasch auf ihn herab stürzte, ihm seinen Speer durch die Schläfe stieß, und ihn an den genannten Berg anspießte. Aber auch die Briten, fügt Mylius bei, haben einen ähnlichen Mount-St. Michel in Cornwales, „und beide Nationen streiten sich um die Ehre des Ortes, wo Seine höllische Majestät durch den Kapitän der himmlischen Heerschaaren angespießt worden sein soll. Diese Oase ist nun eine schwarze Felsenpyramide."

Zu diesen Foppereien gegenüber den Riesen paßt auch folgender christlich-mittelalterliche Segensspruch über eine Wunde aus dem elften Jahrhundert: „Tumbo saz in berke mit tumbemo kinde in arme; tumb hiez der berc, tumb hiez das kint, der heilego tumbo versagene tisa wunda" (im Nordischen hieß ein Riese auch tumbr).

(Vergl. Grimms Sagen 181—207 und Nork Mythologie der Volkssagen S. 7—19).

Der Riesen Untergang.

Es ist sehr bezeichnend, daß nach der Sage die unschädlichen und harmlosen Zwerge (die im Stillen wirkenden Naturkräfte) auch still und ohne Spuren ihres Abzuges zu hinterlassen, aus den Ländern der Menschen abzogen, nachdem diese ihnen keine Verehrung mehr zollten. Anders die Riesen; ihrem rauhen und gewaltthätigen Charakter gemäß, mußte auch der Abschied dieser Vertreter mächtiger Umwälzungen auf dem Erdboden von erschütternden Spuren ihrer verwüstenden Wirksamkeit begleitet sein.

Nach der Volkssage rührt der Untergang der Riesen meist von ihrem Uebermuthe her, welchen die nach ihnen von den Menschen verehrten Götter züchtigten. Solche Sagen bestraften Uebermuthes sind indessen älter als unsere Geschichte. Schon die griechische Mythologie kennt ihrer eine Menge, und die Helden derselben sind, bald wirkliche Riesen, bald Halbgötter oder Göttersöhne, bald Menschen von riesenhafter Selbstüberhebung und Welt- wie Götterverachtung.

(503.) Prometheus, der Sohn des Titanen Japetos (des biblischen Jafet, des Vertreters Europas und Gemahls der Asia), bildete Menschen aus Wasser und Erde und brachte ihnen, von Zeus unbemerkt, Feuer. Zur Strafe dieser That, die nur dem herrschenden Gotte zukam, wurde der Unglückliche auf Zeus Befehl von Hephästos am Kaukasos angeschmiedet*) und täglich fraß ihm ein Adler die Leber ab, die aber Nachts wieder wuchs, was fortdauerte, bis ihn Herakles befreite. (Es ist die von der Sommersonne überwundene Wintersonne, die zu ihrer Zeit wieder erscheint; das Fressen des Adlers ist der Wechsel von Tag und Nacht).

(504). Dieselbe Sage wiederholt sich sehr oft. — Ein Sohn des Zeus und der Elara, Tityos, von riesenhafter Gestalt und in seiner Jugend aus Furcht vor der eifersüchtigen Hera unter die Erde verborgen, dann aber an das Tageslicht gebracht, wollte die Leto umarmen; aber ihre Kinder, Apollon und Artemis, schossen ihn mit Pfeilen nieder, und in der Unterwelt mußten zwei Geier (nach Homer) des ausgestreckt Liegenden Leber, nach Apollodor sein Herz aushacken oder benagen. — (Vergl. Simrock deutsche Myth. S. 100 ff. in Grimms Sagen 229, das steinerne Brautbett). — Das nämliche Schicksal bereitet im Norden Odin dem Loki:

(505.) Den Loki zu strafen, brachten ihn die Asen in ein Loch und nahmen drei Felsenstücke, die sie in die Höhe richteten und Löcher hindurch schlugen. Dann fesselten sie ihn über dieselben, eines stand unter seinen Schultern, das andere unter seinen Lenden, das dritte unter den Kniekehlen. Die Bänder waren Eisen.

---

*) Vergl. Offenb. Joh. 20, 1—3.

Eine giftige Schlange hängten sie über ihn auf, damit ihr Gift ihm in sein Antlitz träufle. Seine Frau Sigyn sitzt bei ihm und hält ein Gefäß unter. Ist dies voll und sie trägt das Gift hinaus, so tropft es ihm unterdeß ins Gesicht, wobei er sich so stark windet, daß die Erde bebt. Daher rühren die Erdbeben. So liegt er in Ketten bis Ragnarock (Gylfaginning 50).

(506.) Bei den Abasen im Kaukasus geht eine Sage: auf dem hohen Berge, auf welchem ewiger Schnee liege (Elbrus), sei auf dem obersten Gipfel eine große runde Steinplatte und drauf, um den Hals, die Leibesmitte und Hände und Füße mit schweren ehernen Ketten angeschmiedet, ein uralter Greis, schneeweißen Haares, der Bart bis zu den Füßen, der Körper voll dichter weißer Haare, die Nägel lang und wie Adlersklauen, die Augen roth und wie glühende Kohlen leuchtend. Er sitzt und leidet da seit Jahrtausenden, einst ein treuer und vertrauter Diener des großen Tha, durch Frömmigkeit und Verstand ausgezeichnet, dann aber, weil er hochmüthig und abtrünnig wurde, nach langem Kriege vom Tha besiegt und hier angeschmiedet. Niemand sehe ihn zwei mal, doch freue er sich Besucher zu erblicken, und frage sie jedes mal drei Dinge: 1) ob bereits Fremde das Land durchziehen und Städte und Dörfer drin angelegt seien; 2) ob im ganzen Gebiete Schulen bestehen und die Kinder unterrichtet werden; und 3) ob die wilden Obstbäume viele Früchte tragen. Eine verneinende Antwort betrübe ihn unsäglich (Globus, III. Bd., 1863, S. 42).

(507.) Zu hinterst am Krummbach bei der Gerlos in Tirol liegen drei kleine Bergseen. In einem derselben liegt unten in der Tiefe Einer, an dem die dort in Menge hausenden Fische, die „Pfrillen", immerfort fressen. Was sie ihm abfressen, wächst immer wieder nach. Er habe bei Lebzeiten alle Nachbarn vergiften wollen, um das ganze Thal allein zu besitzen, und ein Venediger Manndl habe ihm diese Pfrillen gezaubert, deren Genuß langsame Abzehrung bringt. Niemand ißt davon (Alpenburg).

(508.) Zu Waldkirchen in Niederbaiern und in der dortigen Gegend ist es in den Schmieden Sitte, daß der Letzte, der am Feierabend die Werkstätte verläßt, mit dem Hammer einen kalten Schlag auf den Ambos thut. Es geschehe, damit Lucifer seine Kette nicht abfeilen könne; denn er feilt immer daran, so daß sie immer dünner wird. Am Tage nach Jakobi (26. Juli) ist sie so dünn wie ein Zwirnfaden, wird aber an diesem Tage auf einmal wieder ganz (Panzer II. S. 55, 56).

Dasselbe weiß man im Ziller- und manchem abgelegenen Thale Tirols und thaten die Schmiede mit drei Schlägen. Sie nennen dort den Angeschmiedeten auch den „grimmigen Wolf", den „Drachen mit vielen Köpfen", und die dreifache Kette sei hinter neun Eisenthüren. Thüren und Kette werden durch die drei Schläge erhalten (Alpenburg, Zingerle).

In einer Sage ist der Teufel unter einem Tische angebunden, an welchem zwei Jungfrauen spinnen.

Am jüngsten Tage wird er ledig und tritt mit dem Antichrist auf (Grimm).

(509.) Nachkommen des Prometheus, von mütterlicher Seite, sonst Söhne

des Poseidon, waren Otos und Ephialtes; sie wuchsen alle Jahre eine Elle in die Breite und eine Klafter in die Höhe. Als sie neun Jahre alt waren, erkühnten sie sich die Götter zu bekämpfen, wie einst ihre Ahnen, die Titanen und deren Brüder, die Giganten und Typhon; sie stellten den Ossa auf den Olymp und den Pelion auf den Ossa und wollten so den Himmel stürmen, wo sie um Hera und Artemis freiten. Aber Letztere verwandelte sich in eine Hirschkuh und sprang zwischen ihnen durch; als Beide dieselbe erlegen wollten, durchbohrten sie sich gegenseitig (Nach Homer erschoß sie Apollon).

(410). Sisyphos, des Aealos Sohn, wurde, weil er dem Zeus ein Liebesabenteuer ausbrachte, in der Unterwelt dadurch gestraft, daß er mit Kopf und Händen ein Felsstück eine Anhöhe hinan wälzen mußte, von der es aber immer wieder in die Tiefe rollte, so daß seine Arbeit vergeblich blieb und täglich wiederholt werden mußte. (Sie bedeutet das Hinaufwälzen der Sonne durch den Sonnengott am Himmel und ihr Hinabwälzen auf der andern Seite, das sich täglich wiederholt). Auch diese Sage lebt in unseren Landen noch in überraschend ähnlichen Zügen fort:

(511a.) Bei Ried im Ober-Innlhale hatte ein Hirt einer armen Witwe Kuh grausam über einen Abgrund gestürzt, hatte jedoch, auf ihrem Fluch hin, auch im Tode nicht Ruhe und trug brennend einen Mühlstein auf dem Rücken an jenen Abgrund, wo er ihn rollen ließ, ihm aber nach und ihn wieder herauftragen muß, und so bis zum jüngsten Tage (Zingerle).

(511b.) Auf der Hühnerspielspitze in Tirol rollt ein Geist rastlos Steine ins Thal, die er alle wieder auf die Höhe tragen oder wälzen muß. Auf der Höhe, die man von Sterzing aus sieht, ruft er öfter herab, so laut, daß man es auf der Zirckeralm vernimmt: „Ach, ist denn noch nicht bald der jüngste Tag? Ach, käme bald der jüngste Tag!“ Ein alter Hirte legte ihm einst seinen Geiselstab auf einen Stein, der Geist schob ihn bei Seite, und als man ihn aufhob, waren alle fünf Finger darin eingebrannt (Alpenburg).

Der Marksteinversetzer bei Schlanders trug Nachts einen glühenden Stein auf der Achsel, unter dem er ächzte: „O schwer! o schwer!“ (Zingerle).

(512.) Vor Jahren hielten sich, erzählt man in Tamins, auf der Großalp droben ein Senn, ein Zusenn und ein Schreiber auf. Sie hatten eine große Heerde. Unter den Kühen war eine, die kehrte nie mit den übrigen heim und jeden Abend mußte der Zusenn ihr nach und sie, oft bei Sturm und Wetter, in der ganzen Alp suchen. Dieser immer wiederkehrenden Mühe endlich überdrüssig, folgte der Zusenn einmal dem Thiere nach, als es sich wieder von der Heerde entfernte. Der Weg führte an einem Abgrund vorbei; hier legte er nasse Baumrinde über den Pfad, und als die zurückkehrende Kuh drauf trat, glitschte sie und stürzte in den Abgrund. Der Erboste blickte lachend hinunter, wo die Kuh zerschmettert lag und rief: „Nun darf ich dich nicht mehr suchen.“ Die böse That blieb geheim. Nach dem Tode aber des Thäters fand dieser keine Ruhe. Nachts, wenn die Kühe sich gelagert und alles sich zur Ruhe gelegt, hörte man wild heulen und wimmern und sah den Zusenn sich aufmachen, die Kuh unten

im Abgrunde aufheben und sie keuchend hinauf wälzen, wo angelangt, sie ihm sogleich wieder entfiel, hinunter stürzte und er hohnlachend hinab schaute. Endlich bezahlte sein Vater die Kuh und der Unselige ward erlöst (Nikl. Senn „Bündnerische Volkssagen", 1854).

Der Volksglaube an Strafen für solchen Muthwillen oder auch nur Fahrlässigkeit mit bösen Folgen, ist in unserm Alpenlande, wo mit so was viel Gefährde verbunden, allgemein. Mein Vater erzählte mir das Obige aus einer unserer Alpen mit all den gleichen Nebenumständen, und zum Vater meiner Mutter kam einst der alte Strubel-Christi aus Mederis ob Mels, ihn zu fragen, ob er ihm wohl verzeihe, daß er ihm in der Alp Medems ein Roß verliederlicht, daß es ein Bein gebrochen. Er ging, nach erhaltener Verzeihung, beruhigt heim.

(513a.) In der Schwizergemeinde Iberg, in der Alp auf dem Hirschberge sprengte einst ein Senn aus Zorn und Bosheit eine Kuh in einen Abgrund, worauf scheu geworden, die übrigen Kühe nachsprangen und umkamen. In gewissen Nächten nun sah man den Senn diese Kühe auf dem Rücken aus dem Tobel auf die Alp gebückt und schnaufend hinauf tragen (P. Gall Morell).

(513b.) In der Valenser Alp Laasa war einst ein leichtsinniger Küher, dem eine etwas lebhafte Kuh aus einer andern Gegend viel Verdruß machte. Da beschloß er, sich Ruhe zu verschaffen, jagte sie einst in eine Räse, unter der ein Abgrund war, und das Thier fiel todt. Wie er aber starb, wurde ihm die Strafe, sieben oder neun Jahre lang nächtlich die todte Kuh aus der Tiefe hinaufzutragen, wo sie jedes mal wieder hinabpolterte.

Der „Geistende" kam zuweilen in die Hütte und setzte sich unter die Knechte, aß aber weder, noch getraute sich Jemand ihn anzureden. Einst jedoch wagte dies ein Senn und erfuhr von ihm die Ursache seiner binnen Kurzem zu Ende gehenden Buße (Sebastian Hobi von Valens).

(514.) In den Wäldern bei Trocnow, unweit Forbes im südlichen Böhmen weiß man von einem kopflosen Manne mit einem großen Auge auf der Brust und ganz weiß gekleidet, der einen (Grenz-)Stein in den Händen trägt und mit entsetzlicher Stimme ruft: „Wohin soll ich ihn setzen?" Erhält er keine Antwort, so kehrt er wieder zurück in den Wald; antwortet man aber: „Lege ihn dorthin, wo du ihn genommen hast", so wird er gereizt und läuft dem Antwortenden nach (Vernaleken).

(515.) Alle Geister, die angeblich wegen Markenverfälschung Nachts Marksteine auf dem Rücken tragen und damit, bald schwarz, bald feurig, umgehen, sind Sisyphusse, wie der zwischen Laas und Schlanders (Zingerle 1859, S. 150, 151). Ihre Frage: „Wo soll ich ihn hinlegen?" und die häufige Scherzantwort: „Narr, wo du ihn weggenommen hast!" welche sie erlöst, ist in Tirol so gäng und gäbe wie in der Schweiz (Zingerle).

(516.) So erinnert es an die Sage von den Danaiden, wenn der drollige Fuhrmann Hans Pfriem im alten Märchen (Grimm III, Nr. 178) im Himmel, neben anderen Verkehrtheiten, Jungfrauen das Wasser in löcherigen Fässern in die

Stube tragen sieht. In Gex verweist man die Hagestolzen und Advokaten nach Ancenda, wo sie aus dem Rodan Sand in durchlöcherten Körben herauf tragen und die vergebliche Arbeit immer von Neuem beginnen müssen.

An diese Sagen knüpfen sich zunächst jene, welche die Schöpfung des Menschengeschlechts, dessen Ausrottung um seines Uebermuthes oder seiner Sünden willen und seine nachherige Erneuerung betreffen. Die griechische Sage erzählt:

(517.) Als Zeus das eherne Geschlecht zu vertilgen beschlossen hatte, zimmerte Deukalion, Sohn des Prometheus (um den sich alle diese Sagen von Auflehnung gegen die Götter gruppiren), auf den Rath seines Vaters einen Kasten, belud denselben mit den nöthigen Lebensbedürfnissen, und stieg mit seiner Gattin Pyrrha hinein. Nun goß Zeus Regen in Menge vom Himmel herab und überschwemmte den größten Theil von Hellas, so daß alle Menschen zu Grunde gingen, bis auf Wenige, die auf die nächsten Hochgebirge geflohen waren. Deukalion aber trieb in seinem Kasten neun Tage und eben so viele Nächte hindurch auf dem Meere umher, landete endlich auf dem Parnaß, stieg hier, da der Platzregen aufgehört hatte, aus und opferte dem Zeus. Zeus schickte den Hermes zu ihm und erlaubte ihm, zu bitten, was er wollte. Da äußerte Jener den Wunsch, es möchten, ihm zur Gesellschaft, wieder Menschen entstehen. Zeus gewährte es, und auf seinen Befehl hob nun Deukalion Steine auf und warf sie rückwärts über seinen Kopf. Die nun, welche Deubalion warf, wurden Männer, die von Pyrrha geworfenen Weiber (Apollodor I., 7, 2).

In Indien lautet die Sage:

(518.) Einem frommen König, genannt Manus, erschien der Herr der Geschöpfe (pradschâ-patis) Brahmâ, das höchste Wesen, verkündete ihm die bevorstehende, Alles vertilgende Ueberschwemmung, und befahl ihm, ein Schiff zu bauen und es in der Zeit der Gefahr zu besteigen, und die Samen aller Art, wie sie immer genannt würden, wohl von einander abgesondert mitzunehmen. Manus gehorchte dem Befehle der Gottheit und brachte alle Samen in ein Schiff, welches er dann selbst bestieg. Das Schiff aber, von der Gottheit geleitet, schwamm viele Jahre auf dem Meere, bis es endlich auf des Berges Himawân höchstem Gipfel sich niederließ, wo es auf den Befehl der Gottheit festgebunden wurde. Dieser Gipfel wird darum heute noch Nau-Baudhanam (Schiffs-Binden) genannt, und von Manus stammt das erhaltene Menschengeschlecht ab (Die Sündflut, Episode des Mahâ-Bhârata, übersetzt von Franz Bopp).

Ebenso wurde in Mesopotamien erzählt:

(519.) Der zehnte König Chaldäas, Xisuthros, (wie Noah der zehnte Patriarch ist) erhielt von Saturn eine Warnung im Traum, er möge ein Schiff bauen und sich mit den Seinigen, sowie mit einzelnen Paaren der vierfüßigen Thiere und Vögel hineinflüchten; denn das sündhafte Menschengeschlecht solle durch eine große Flut vertilgt werden. Xisuthros folgte der Mahnung. Als die Flut

sank, ließ er dreimal Vögel ausfliegen; die ersten kamen zurück, die zweiten auch, aber mit Erde an den Füßen, die dritten nicht mehr, das Schiff blieb auf einem Berge stehen; Xisuthros stieg mit Frau, Tochter und Steuermann aus, betete die Erde an und brachte den Göttern ein Opfer. Als ihn aber die Genossen suchten, war er mit seinen Begleitern verschwunden und unter die Götter versetzt worden.

Aehnlich lautet der Bericht über die Flut, welchen eine zu Ninive in der aufgedeckten Bibliothek des Königs Aschur-bani-pal gefundenes Manuscript auf einer Lehmtafel in Keilschrift enthält (1872 in London veröffentlicht). Nach demselben heißt der in der Flut durch ein Schiff Gerettete Sisit, Sohn des Ubaratutu, und er erzählt seine Rettung im Schattenreiche dem ihn dort Besuchenden und wegen einer Krankheit berathenden Heroenkönig Izdubar. Der Berg, auf welchem die Arche festsaß, heißt Nizir. Sisit ist offenbar derselbe Name wie Xisuthros, der bei den Griechen oft Sisithros heißt. (Vergl. Kinkel's Aufsatz hierüber in der „Gegenwart" 1873 Nr. 11, 12, 13). Dieser Bericht ist ohne Frage älter als derjenige der Bibel, weil in einer ältern Schrift abgefaßt, und bestätigt was der Verf. d. B. schon 1869 in der Einleitung zu seiner Kulturgeschichte (S. 67) äußerte, daß die Flutsage im wasserreichen Chaldäa entstanden und erst von dort nach dem trockenen und bergigen Kanaan gewandert ist. Ihrem Ursprung nach ist sie nach unserer Ansicht eine Combination der Beobachtung von Ueberschwemmungen mit der Sonnenmythe, d. h. mit dem Untergang der Sonne und ihrem Wiederaufgang aus dem Meere, wie ja auch die Griechen zu Homers Zeit den Sonnengott und die Tagesgöttin (Helios und Eos) während der Nacht auf dem Okeanos von Westen wieder nach Osten schiffen ließen. In tropischen und subtropischen Gegenden, wo ja die Flutsage vorzugsweise entstanden (Indien, Mesopotamien, Mexiko) dürfte dieselbe vielleicht noch deutlicher auf die jährliche Regenzeit zu beziehen sein, nach deren Verlauf die Sonne wieder mit erneuter Kraft hervortritt. Die Auffassung einer Strafe für Sünden kam später dazu.

Aehnlich sind auch die Sagen der Chinesen und Mexikaner. Von einer eben solchen in Phrygien zeugt eine Münze, auf welcher ein Schiff mit der Innschrift No und einem aussteigenden Menschenpaare abgebildet ist. Die hebräische Sage, welche von der Theologie zur allgemein gültigen Gottes und der Welt erhoben worden, weiß von dreierlei Bestrafungen der Menschen um ihres vermeintlichen oder wirklichen übermüthigen Sittenverfalls willen.

(520.) Die erste Sage (I. Mos. 1—3) läßt das Urmenschenpaar, den Mann aus Erde, die Frau aus einr Rippe desselben geschaffen werden; Gott verbietet ihnen, vom Baume der Erkenntniß und vom Baume des Lebens zu essen, damit sie weder das Gute und Böse erkennen, noch ewig leben (3, 22); auf Rath der Schlange (s. oben S. 34) übertreten sie das Gebot bezüglich des ersteren Baumes, gewahren in Folge dessen ihre Nacktheit und werden durch einen Fluch aus dem Paradiese getrieben (die Titanen die den Göttern gleich sein wollten!).

(521.) Nach der zweiten Sage (I. Mos. 6—9) sahen die Kinder Gottes (wer die waren, hat noch Niemand genügend erklärt) nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten. Aus diesen Verbindungen entsprangen Tyrannen, gewaltige und berühmte Leute. Da die Bosheit der Menschen groß war, reute es Gott, daß er die Menschen erschaffen, und er beschloß sie zu vertilgen. Nur Noah nebst Frau und Kindern wurde ausgenommen, baute die Arche und nahm Thiere aller Art hinein. Vierzig Tage (eine sehr häufig vorkommende Zahl in der hebr. Sage) regnete es, und 150 Tage stand das Gewässer; der Rabe und die Taube wurden ausgeschickt, Noah stieg auf dem Ararat aus, opferte und der Regenbogen besiegelte die Sühne. (Interessant ist, daß bei den Griechen der Enkel des Japetos, bei den Hebräern der Vater des Jafet die Flut durchmacht, und daß von den drei Enkeln des Erstern, Doros, Aeolos und Xuthos, alle Griechen, von den drei Söhnen des Zweiten alle Menschen abstammen sollen).

(522.) Die dritte Sage ist die von dem Untergange Sodoms und Gomorrhas (I. Mos. 18, 17) um ihrer Sünden willen, wovon wieder eine Familie, die Lot's, obwol sie nicht besser war als die Anderen (ein trunksüchtiger Vater, eine ungehorsame Mutter und zwei unzüchtige Töchter), ausgenommen wurden und zwei neue Nationen, Ammoniter und Moabiter entstanden. (Interessant ist wieder die Aehnlichkeit der vorhergehenden Bewirthung des Engels durch Abraham mit der Sage von Lykaon. — Viele dieser Sagenelemente, die Menschenschöpfung, die zwei Bäume und das Meer, sind in der deutschen Sage verbunden.)

(523.) Weil Ask Mann bedeutet, angelsächsisch aesc, und askr auch die Esche, wie Embla mit dem in vielen Sprachen vorkommenden Emma, Ama, Frau, ver-

wandt ist, dichtet die Edda, die ersten Asen, Bors Söhne, haben, nach Erschaffung der Erde, am Ufer des Meeres zwei Hölzer gefunden, Esche und Erle, und daraus die ersten zwei Menschen gebildet, Askr (oder Askur) und Embla (Esche und Erle), Mann und Frau. Odin habe ihnen Geist und Leben, Hönir oder Wili Verstand und Bewegung, und We oder Lodur Sprache, Gehör und Gesicht mitgetheilt, und alle drei ihnen als Wohnsitz die Mitte der Erde, Midgard, zugeschieden (Gylfaginning 9).

Die Sachsen hießen ihren Stammvater Askan (der biblische Askenas und der phrygisch-latinische Ascanius). Ask, Esche, war auch die erste Rune im Alfabet.

Dasselbe ist des Mannus Sohn Isk, Iskr (irrthümlich Ist), woher der deutsche Stamm der Iskäwonen (Istäwonen).

Von einer Bestrafung ist zwar hier nicht die Rede; dafür aber spielt dieselbe in unzähligen anderen deutschen Sagen eine bedeutende Rolle. Zuerst von Riesen (wie wir schon bei Ymir's Tod, oben sahen, was sich genau an die Sin- oder Sündflutsagen anschließt) vernehmen wir folgendes hierher Gehörige:

(524.) Einst lebte ein „Wilder" oder „Riese" mit Namen Serles, wo die Brennerstraße von Innsbruck empor führt. Er war der Bergkönig, hatte eine Königin und einen Rathgeber und war ein wilder roher Jäger, den nichts freute als Waidwerk und Hunde und Blut. Mitleid kannte er nicht. Bei einem seiner Ritte rissen die Hunde nicht nur den verfolgten Hirsch, der sich in eine Kuhheerde geflüchtet, nieder, sondern auch die Heerde. Da wagte einer der Hirten (so was war schon oft geschehn) einen der Hunde niederzuschießen, worauf Serles, vom Weib und Rathgeber angespornt, die ganze Meute auf die Hirten hetzte und sie zerfleischen ließ, wozu er laut lachte.

Aber Gott sah zu. Ein furchtbares Sausen erhob sich in der Luft und ein Ungewitter verdunkelte die Gegend. Als es vorbei war, erblickte man und erblickt sie noch, drei Felszacken spitzig und steil über der jetzigen Straße, — die drei Bösen, um sie herum stehen und liegen ihre Jäger und Hunde, alle in Felsen versteinert. In Wetternächten aber hört man oft das Kläffen vieler Hunde und sieht bei Gewittern Blitze auf die drei Felsriesen niederfahren.

Aehnlich sei der baiersche Wazmann ein Alpenkönig gewesen und mit seinem Weibe und sieben Kindern wegen blutiger Grausamkeit zu Eisfelsen geworden (Alpenburg).

(525.) Die Riesenkönigin Hütt wohnte in den Gebirgen ob Insbruck, damals voll Wälder, Aecker und Wiesen. Als ihr kleiner Sohn, der sich eine Tanne zum Steckenpferd abknicken wollte, dabei ausglitt und in einen Morast fiel, aus dem er schwarz von Schmutz heimkam, ließ ihn die Uebermüthige mit Brot abreiben. Sogleich zog ein Gewitter heran, der Donner schlug ein und als es sich verzog, waren Schloß und Aecker und Wald verschwunden, eine Wüste voll zerstreuter Steine an ihrer Stelle, in der Mitte aber die Riesenkönigin, nordwärts

der Stadt, ein gekrümmtes Felshorn, versteinert bis zum jüngsten Tage. Kindern, die mit Brot leichtsinnig umgehen, ruft man noch zu: „Spart eure Brosamen für die Armen, damit es euch nicht ergehe wie der Frau Hütt!" (Zingerle und schon viel früher Matthissons Erinnerungen III Bd., Zürich, 1816, S. 123 und w., aus dem Munde des Grafen v. Wolkenstein im Jahre 1806).

Aber die Sage und der Name reichen viel weiter hin als Tirol.

Zahlreicher noch sind die Sagen von Bestrafungen riesenhaften Uebermuthes der Menschen.

Letztere werden geschildert als ein reicher Senn oder ein Senn und seine Geliebte, ein König und eine Königin, eine Stadt voll frevlen Volkes, welche bald einen wandernden armen Alten, ein hungernd Weiblein, eine dürftige Mutter ungastlich und schnöd abweisen, während sie die Gottesgaben entheiligen, die Wege auf der reichen Alp mit schönen Käsen und goldgelben Butterstücken pflastern, mit solchen kegeln und so lange, bis das Maß voll ist, die Frevler in Steine verwandelt dastehen, die fette Trift von Felsgerölle überschüttet oder von Gletschereis überzogen wird, oder Alles in einen See versinkt. Nun hört man die Jammerstimmen und das Heerdegeläute aus Gletscher und See hervorschallen, oder erblickt bei hellem Wetter die Häuser und Thürme der „versunkenen" Stadt, aus dem Wassergrunde herauf schauend, und hört die Glocken der Kirchen in der einsamen Tiefe läuten.

Diese Seeen (vergl. Grimm Sagen 111—113), an deren Stelle in Gegenden, die solcher entbehren, Schuttfelder, Steinwüsten und Gletscher treten, unter denen Gärten, Wälder und Alpweiden begraben liegen, — sind lauter Variationen der Flutsage, wobei es auch manchmal nicht an der Rettung einzelner Bevorzugter fehlt:

(526.) Wo der kleine See Lac de Brai, Bret, Bré oder Broz am Fuße des Jorat liegt, dessen Ufer wankend und trügerisch sind, lag einst die keltische Stadt Bramagus, Viromagus. Als ein armer Reisender um Nachtherberge bat, überall schnöde abgewiesen, nur von einem, ebenfalls Dürftigen, aufgenommen wurde, lag des letztern Hütte auf einem Hügel und zu dessen Füßen der See, in dessen Flut man bei hellem Wetter einen Kirchthurm erblicken und in der Christnacht Nonnen beten und singen hören wollte (Kuenlin).

(527.) Nach der Sage war Werdenberg einst eine schöne und große Stadt, die bis ins Feldrietli oder gegen Sevelen hin reichte. Das Schloß des Grafen stand auf dem Ilgenstein ob Altendorf. Als seine schöne, aber gottlose Gattin übel lebte und nach ihrem Beispiele alles Volk, lagerten schwarze Wolken drüber

her, fiel der Regen in Strömen und in einer Nacht versanken Stadt und Schloß und Leute, wovon der jetzige See mit seinen bodenlosen Sümpfen und das Feldrietli noch zeugen. Im See wollten Gläubige, wie das überall ist, Thurmspitzen gewahren. Die Gräfin aber haust noch jetzt unten als große Schlange mit goldener Krone und goldenen Schlüsseln. Meist hält sie sich auf dem Sonnenbüchel auf, in den schönen Buchenwäldern ob Altendorf, aber alltäglich kommt sie ins Feldrietli, wo sie aus einem Brünnlein trinkt und Schlüssel und Krone dabei ins Gras legt. Mancher hätte letztere gerne erbeutet, und Einer ritt einst deshalb ins Feldrietli, wo er neben der Quelle ein weißes Tuch ins Gras breitete. Als die Schlange ihren Schmuck drauf legte, entriß der Gierige das Tuch und sprengte fort, aber die Schlange schoß ihm so pfeilschnell nach, daß er froh war, den Fang wieder fahren zu lassen (Nikl. Senn.)

(528.) Beda Weber hörte im Jahre 1846, als er über Bozen und Neumarkt über das Gebirge nach Capriana im wälschen Südtirol ging, um die blutschwitzende Domenica Lazzaris zu besuchen, von dem ihn führenden Knaben folgende Sage über den Kalterersee zu ihren Füßen, wie dieser sie von seiner wälschen Mutter gehört hatte.

Einst gingen Jesus und der heilige Petrus durch die Welt, um zu schauen, wie es auf derselben zugehe, und kamen in die Gegend, wo jetzt der See liegt, damals aber eine große Stadt war. Es war ein heißer Sommertag und der Staub auf den Wegen fast unleidlich. Jesus fühlte brennenden Durst, sprach in mehreren Häusern ein, ward aber überall abgewiesen, außer in einem Hause am Hügel, wo eine arme Frau wohnte, welche die zwei Wanderer mit Brot und Wasser erquickte. Als dies geschehen war, goß Jesus den Rest des Wassers zum Fenster hinaus, wo es unten allsogleich wuchs und dergestalt anschwoll, daß ein See das Thal von einem Berge zum andern ausfüllte. Die unbarmherzige Stadt ging darin zu Grunde und der Kalterer-See blieb als ein Warnzeichen bis heute (Beda Weber, Charakterbilder).

(529.) In Graubünden erzählt man von einem „todten See", den nie die Sonne bescheint und den Felsenblöcke und ein dunkler Forst umgeben. Einst stand hier ein Schloß und drin lag hart gefesselt ein Greis, der den Besitzer vergebens um Freiheit anflehte. Als er dem Armen hohnlachend den Rücken wandte, raffte er sich mit letzter Kraft zusammen und fluchte dem Schlosse. Plötzlich stand die Luft in Flammen, spaltete sich die Erde und „Es ist ein Schloß versunken, darüber wallt die Flut, die Wogen und die Unken die halten unten Hut" (Flugi).

(530.) Eine arme alte Graubündnerin, die noch einmal zur entfernten Kirche wollte, ehe sie sterbe, konnte, als sie die Sennhütte von Urden im Thale Skanfik erreichte, vor Erschöpfung nicht weiter und bat den Senn um ein Tröpflein Milch. Er herrschte sie roh an, spottete ihres Flehens, molk endlich, als sie nicht nachgab, seine rothe Kuh, that etwas Schädliches in den Trank und reichte ihn der Verschmachtenden. Als sie abwärts eilte, fühlte sie heftige Schmerzen und sank sterbend nieder. Aber sogleich deckten rollende Donnerwolken den Himmel, zuckten die Blitze, spaltete die Erde, die Alp versank und der Urdensee lag an

ihrer Stelle, an dem die Leute eilig vorbei gehen, weil man oft in den Lüften ein laut Geschrei hört. Alle sieben Jahre tost der See Nachts dumpf, dann milkt der Senn seine rothe Kuh, während es donnert und blitzt, und ist er fertig, so versinkt er heulend (Flugi).

Sererhard schreibt davon: „Bei Wetteränderungen fangt der See an aufwallen wie Wasser in einem Kessel, wenn es anfangt sieden, und bisweilen bewegt es sich ungestümiglich, daß es in der Mitte rings herum fahret, wirbelt und ein Trichterloch formiret, bei welchem das Wasser, ehe eine Minute vorbei, sich wieder in die Höhe wirft mit ungestümen und starken mugitibus oder Brüllen, welches Brüllen man etliche Stunden weit bis in die Schallfiker Heuberge hören mag, also daß die Bauern, wenn sie solches hören, sagen: das Wetter wird sich wohl ändern, der See brüllet." Er ist nicht ungeneigt, dies „grausamen Bestien" in der Tiefe zuzuschreiben.

(531.) Im kleinen See des Dorfes Egolzwil (Altishofen, Luzern) liegt ein untergegangenes Schloß, von dem man bei besonders klarem Himmel die Zinnen und das Thürmchen der Kapelle sehen und wo man bisweilen wundersam aus der Tiefe herauf läuten hören kann (Lütolf).

(532.) Wo jetzt der Walchsee ist, war Wald, über den die Umwohner so heftig stritten, daß er zum See wurde, der einst das Kloster St. Johannes am Ufer in einer heiligen Nacht mit allen Betern verschlingen wird. Früher sah man Nachts auf ihm eine unheimliche Fackel, die „Seefackel", angeblich die Seele einer unnatürlichen Mutter, die ihr unehelich Kind hineingeworfen hat. So ist der Achensee im Unterinnthal an der Stelle eines stattlichen Dorfes, dessen Bewohner in der Kirche während des Gottesdienstes spielten. Man sieht zuweilen noch den Kirchthurmknopf glänzen und hört die Glocken zwölf Uhr läuten.

Die Wildschönau neben dem Innthale war einst ein See, in welchem ein ungeheurer Drache hauste. Seine Fluten zerstörten im Innthal eine große Stadt zwischen Wörgl und Haidach (Zingerle).

(533.) Im Simmenthale, in der Gegend, wo jetzt Weißenburg, Oberwil und andere kleinere Ortschaften liegen, soll vor sehr alten Zeiten eine große Stadt gestanden haben. In dieselbe kam eines Abends ein kleines zerlumptes Männchen und flehte von Haus zu Haus um eine Gabe. Es fand jedoch überall Abweisung, bis es außerhalb der Stadt an einem ganz schlechten Häuschen anpochte, wo seine Angst aufs höchste gestiegen war, weil es, aus seinen Aeußerungen zu schließen, was Wichtiges zu erwarten schien. In dem ärmlichen Häuschen wohnte ein Greis mit seiner Tochter, und das Männchen erhielt das Gewünschte. Kaum hatte es die Gabe, so begann es mit einer Hacke einen Graben um das Häuschen aufzuwerfen. Der Greis und die Tochter sahen ihm lachend zu; das aber störte das Männchen nicht, dessen Arbeit kaum fertig war, als sich ein fernes dumpfes Tosen und Krachen vernehmen ließ, welches immer stärker und stärker wurde und immer näher und näher kam. Mit Entsetzen sahen die Bewohner einen Bergsturz über sich und die Stadt herabbrechen, worunter Alles verschüttet wurde, bis auf das gastliche Häuschen, welches der Kleine mit dem schützen-

den Graben umzogen hatte (C. Frick in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung aus Münchenbuchsee).

(534.) Am rechten Ufer des Thunersees, in der Nähe von Ralligen, lag im Alterthume, heißt es, eine Stadt Roll, groß und reich, am Fuße der jähen Ralligstöcke. Die Bewohner darin waren stolz und übermüthig und lebten in Saus und Braus.

In dieselbe kam eines Abends ein Zwerglein (andere nennen den heiligen Beatus) und bat um Nachtherberge. Es wollte ihn aber niemand aufnehmen, außer den Bewohnern eines abgelegenen Häuschens. Diesen sagte er den Untergang der Stadt und ihre eigene Rettung vor. Dann erscholl oben von der Fluh, den Ralligstöcken, ein lauter Ruf, nach Einigen:

Stadt Roll, zirh us mit dinem Volch!
Die spitzi Fluoh ist gspalten,
Schlegel und Weggen si ghalten (sind versorgt),
Zieh us dem Stampbach zuo!

Nach Anderen:

D' Ralligsfluoh ist gspalten,
Schlegel und Weggen si ghalten,
D Stadt Ralligen will undergan,
Flieh, flieh wer fliehen chan!

Die übermüthigen Bürger achteten des dreimaligen Rufes nicht; aber in der Nacht stürzte die Fluh herunter und deckte die Stadt zu, nur das Häuschen nicht, welches den Zwerg aufgenommen hatte, und an dessen Stelle jetzt das Ralligschloß steht, in dessen unterstem Stockwerke zu Zeiten drei Jungfrauen in seidenen Gewändern durch die Gänge schreiten und dann verschwinden.

Ist der See recht klar, so sieht der Gläubige noch die Ruinen der Stadt im Abgrunde (Anton von Känel und Jb. Kunz in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung aus Münchenbuchsee. Wälti. Wyß, Idyllen und Volkssagen aus der Schweiz I. S. 62, 315).

(535.) In altergrauer Zeit lag am Anfange des Grindelwaldthales Schillingsdorf.

Eines Abends kam ein armer Mann in dieses und bat von Haus zu Hause um Herberge. Ueberall wurde er abgewiesen, bis in einem Hause gastfreiere Leute ihm Aufnahme gewährten. Hier habe er die Worte ausgesprochen:

Bußalpburg ist gspalten,
Schlegel und Weggen si ghalten,
und Schillingsdorf wird undergan.

Dieser Spruch versetzte die Bewohner des gastlichen Hauses in nicht geringen Schreck; der Mann aber sprach ihnen dadurch Trost ein, daß er versicherte, sie werden dabei zu keinem Schaden kommen, ihr gastlicher Sinn habe sie vor dem kommenden Unheile bewahrt.

Sie begaben sich zur Ruhe. Ehe aber die Nacht vorüber war, ging des

Mannes Ausspruch in Erfüllung. Ein Theil der Bußalpburg (ein Berg an der Bußalp) riß sich plötzlich los und eine wahre Steinlaue verschüttete das ganze Schillingsdorf, mit Ausnahme des Hauses, in welchem der Arme übernachtete. Ein großer Felsblock hatte sich gerade so vor dasselbe gewälzt, daß er es beschützte jetzt und fortan. Das ist noch heute zu sehen.

Von da an hieß die Gegend Burglauenen. Durch diese Ueberschüttung schwoll die Lütschine so auf, daß sie das sogenannte Schöne Thal versperrte, wovon es jetzt Lütschenthal heißt (P. Anneler in Zuberbühlers handschriftlicher Sagensammlung, Münchenbuchsee 1850).

Dasselbe erzählt man von anderen Orten. Die österreichischen Lustenauer eben so von einem Besuche des Herrn Jesu in Gestalt eines alten Bettelmännchens auf der damals fruchtbaren Alp auf dem Kamor der Schweiz, den sie „Kummerberg" aussprechen; die Bregenzerwälder vom Säntis (Vernaleken). — Es ist ganz dasselbe, wie im ersten Buche Moses zwen Engel erst zu Abraham nach Mamre und dann zu Lot nach Sodom kommen, dann bewirthet werden und am Morgen Lot und die Seinen mit sich nehmen, worauf die frevelhaften Städte Sodom und Gomorrha im Schwefelfeuer in einen Salzsee versinken (1. Moses 18, 19) und wie Zeus und Hermes, die Erde durchwandern, um die Menschen zu prüfen, und dann vom greisen armen Ehepaare Philemon und Baukis aufgenommen, diese mit sich auf einen Berg führen, von wo sie sehen, wie die frevelhafte Gegend zum See wird, aus welchem nur die Hütte der zwei Leutchen hervorschaut und zum Tempel wird, in welchem Letztere von nun an als Priester dienen und bei ihrem Sterben in zwei Bäume vor dem Tempel verwandelt werden.

(536) In einer Sennerei, erzählt man im Unterinnthale, trieben sie den Uebermuth, Stiegen aus Käse und Butter zu bauen, und wiesen ein armes Männchen hart ab. Da bedeckte der Wildalpensee die Sennerei und ihre Bewohner. Solche, die an seinem Ufer schlafen, zieht er hinein. Seine Fische lassen sich nie fangen (Alpenburg und Zingerle).

(537) Es wurde ein alter armer Mann in einem reichen Dorfe der Umgegend von Füßen, der um Nachtherberge bat, hart abgewiesen, worauf er den Fluch aussprach und vor Kälte umkam. Aber ein Erdbeben verschüttete die Goldgruben, versenkte die Häuser, und an ihrer Stelle bildete sich der Drachensee, weil ein Drache den Eingang hütete (Zingerle, Alpenburg).*)

(538.) Magdalena, die Tochter einer armen kranken Frau in Kriens, begab sich in der Noth zu ihrer Mutter Vetter, dem reichen Klaus, der auf der schönen Kastelenalp das schönste Sennthum weidete, um etwelche Unterstützung zu erflehen. Der Vetter hatte für sie nur Hohn und Spott. Das Mädchen eilte, trotz beginnenden Gewitters, von hinnen, klagte auf dem Heimwege unten ihr Leid ihrem Geliebten Aloys, der dort Handbub in der benachbarten Bründlenalp und auch arm war, und ihr, als das Wetter sich verzogen, das einzige Käschen aufnöthigte,

*) Noch eine Menge ähnlicher Sagen siehe in den Büchern dieser beiden Sammler.

welches er in der Hütte hatte. Aber ach, da glitschte ihr Fuß auf dem nassen Alpengrase aus und das Käslein rollte von Band zu Band unaufhaltsam in die Tiefe. Wie Magdalena ihm trostlos nachschaute, die Sterne funkelten bereits, da zupfte etwas sie plötzlich am Gewande, und sich umsehend, gewahrte sie im Dunkel im grünen Kleid und rothen Käppchen und dem Silberbarte bis zum Boden, ein winzig „Bergmannli", auf seiner kleinen Schulter ein Stück von ihrem Käslein, in der Hand ein Büschel Alpkräuter. Ich weiß, sprach die feine Stimme, was dir geschehen. Die Hartherzigkeit ist bestraft. Nimm die Kräuter und den Käse und brings der Mutter heim. Jene machen sie gesund, und wohl bekomm ihr dann der Käse! Damit war der Kleine verschunden. Die Mutter genas, der Käse aber, wie sie ihn anschneiden wollten, war reines Gold. Jetzt waren sie Alle reich genug. Sie kauften die Bründlenalp und das Mädchen wurde Aloysis Frau. Dem reichen Klaus aber war es schlimm ergangen. In jenem Ungewitter hatte ein grauser Schuttfall die Kastelenalp mit einer Trümmerwüste zugedeckt, wobei ein Stein den fliehenden Vetter beide Beine so zerschmetterte, daß sie ihm abgenommen wurden und er an Krücken elend und bettelnd im Lande umherziehen mußte (Der Kanton Luzern, v. Kas. Pfyffer I. S. 235).

(539.) In der Berner Gemeinde Blumenstein, in sehr fruchtbarer Gegend, wohnte eine Hexe. Als die Bewohner diese einst bedrohten, begab sie sich voll Rache ins Gebirge. Plötzlich überzog sich der Himmel mit Wolken, ein Gewitter ohne Gleichen brach über Blumenstein los, der Bach schwoll und trat aus und überdeckte die Gegend zu einem Kieselbette (Studi in Münchenbuchsee in Zuberbühlers Sammlung).

(540.) Südwestlich vom Dorfe Flüeli zieht sich der Schrattenberg, eine Fortsetzung des Pilatus, von Ost nach West. Gegen Norden zeigt der Berg eine hohe Felsenwand, gegen Westen immer höher ansteigend, und mit einem hoch über den ganzen Berg emporragenden Felsenkopfe, „Schibengütsch", endend. Etwas tiefer zeigt sich eine weit in den Felsen hinein gehende Höhle. Der Berg hat südlich fast seiner ganzen Länge nach eine sanfte Abdachung, auf welcher eine Fläche von etwa einer Stunde Länge und einer halben Stunde Breite ganz kahler, von aller Erde entblößter, weißer Kalkfelsen ist. Diese sind von Sörenberg aus wie ein Schneefeld anzusehen, das bis zum Bergkamme emporreicht und von drei Seiten mit grünen Weiden umkränzt ist; die Fläche ist zerklüftet und hat tiefe Rinnen und Löcher; ein sehr tiefes Loch ist am westlichen Ende, in der Nähe des Schibengütsches.

Diese kahle Schratte sei ehemals an der Südseite, der Brienzerfluh gegenüber, die schönste Alp im Lande gewesen, genannt Marienthal, welche zweien, nach andrer Sage dreien Brüdern gehörte, deren einer blind war und im Dorfe Tschangnau unten gewohnt haben soll. Sie beschlossen, die Alp zu theilen, wobei der Blinde übervortheilt wurde. Der, oder einer der Sieger hatte eine Tochter, um welche, wegen ihres Reichthums und ihrer Schönheit, weit herum gefreit wurde. Da soll sie demjenigen ihre Hand versprochen haben, der die steile

Felswand hinauf den Schibengütsch bis an die Spitze der „Schibenfluh" ersteige. So Mancher dies wagte, so Mancher fand seinen Tod dabei.

Als sich allgemeiner Unwille erhob und der Blinde den Betrug inne wurde, stellte er den reichen Bruder vor Gericht an Ort und Stelle zu Rede, und dieser that den Schwur, seine ganze Weide solle der Teufel zerreißen und ihn und sein Kind sonst strafen, wenn der Vorwurf wahr sei. Da erbebte der Berg, der Teufel erschien und kratzte im Nu die Weide davon weg, so daß man die Spuren der Klauen noch wahrnimmt. Die Weide des Blinden blieb unversehrt. Der Meineidige liegt vom Teufel ins tiefe Loch in der Nähe des Gütsches hingeschleudert und wird von den Vorübergehenden mit Steinen beworfen; die Tochter ist in die Höhle unterm Gütsch (das „Schibenloch") gebannt, wo sie ihren Schatz hütet. Das Loch ist so groß, daß ein ganzes Sennthum Kühe Raum fände (Mir zugesendet vom Pater Gottfrid, Senior des Kapuzinerklosters zu Schüpfheim im Entlebuch. Sieh auch: der Kanton Luzern von Kas. Pfyffer I. Bd. S. 242, 443. Vergl. Kohlrusch, Schweiz. Sagenbuch I. 204 und Vernaleken S. 41).

(541.) „Der ewige Jude" (über ihn unten) wanderte drei mal am Entlebuch vorbei und fand das erstemal auf der Schratten einen Weinberg, das zweitemal eine Alp, das letztemal den kahlen zerrissenen Felsen (Mir zugesendet vom Pater Gottfrid, Senior des Kapuzinerklosters zu Schüpfheim. Vergl. Kas. Pfyffer, der Kanton Luzern).

(542.) Vor alten Zeiten war der Langeneckberg im Bernischen ein schöner Weinberg, im Thale unten das schöne Dörflein und auf der Bergspitze die Kirche mit weiter Aussicht. Die Menschen jedoch, so schön die Gegend war, verwilderten. Da erschien einst ein Bergmännchen bei ihnen und verkündete: Jetzt ist dieser Berg ein schöner Weinberg; komme ich das zweitemal, wird er eine Viehweide, und wenn ich das drittemal komme, ein Gletscher sein. Die Bewohner nahmen sich den Spruch zu Herzen. Da kam mit dem Zwerge die Umänderung. Die Trauben und das Obst reiften nicht mehr, die Feldfrüchte arteten aus und die Gegend konnte nur noch als Viehweide benützt werden.

Jetzt denken die Leute oft mit Schrecken der noch bevorstehenden ferneren Umwandelung (Stucki in Zuberbühlers handschriftlicher Sagensammlung, Münchenbuchsee 1851).

(543.) Im Urbachthale, wo die Wetterhörner gen Himmel ragen, lachte vor Zeiten eine grasreiche Alp, Eigenthum einer jungen Sennerin, die Sommers oben lebte. Diese war jedoch übermüthigen und harten Wesens, die keinem Andern was gönnte und jeden Armen mit Schimpf von ihrer Hütte wegwies. Da gewann ein junger Bursche ihre Liebe, Einer der zu ihr paßte, glatt, gewandt, einschmeichelnden Wesens, der ihr so schöne Worte machte, daß sie völlig von ihm eingenommen wurde. Sie hielten Hochzeit. Jetzt aber ließ der Bursche die Maske fallen und zeigte, nun er seinen Zweck erreicht, wer jetzt Meister sei.

Eines Tages kam ein Armer auf die Alp, der dem Verschmachten nahe war und um eine Labung flehte; die Uebermüthige überhäufte ihn mit Schmähworten; da verfluchte er die Alp und sank verscheidend nieder. Sogleich brach ein Ungewitter

los und überdeckte die schöne Alp mit dem Gauligletscher. Unter diesem hört man oft das dumpfe Geläute der Heerdeglocken und vernimmt die Wehklage des „Gauliwibli" und ihres Buhlen:

„I und mi Kathrin
und mini Chue Brün
und min Hund Rin*)
müssend immer und ewig uf Blümlisalp sin."

(Dieselbe Sage existirt bezüglich vieler anderer Gletscher der Schweiz, sowie Tirols; vergleiche die Sage vom Rosengarten bei Alpenburg).

(544.) Weit die schönste Alp im Berner Oberlande war vor Zeiten die Blümlisalp (es ist eine solche hinten im Lauterbrunnenthale an der Jungfrau, und eine, die Frau. hinten im Kienthale). Die Sage erzählt von ihr, der Senne, der sie besaß, habe hundert Kühe drauf sömmern und deren jede dreimal des Tages melken können, von jeder zwei Melkeimer voll. Dadurch wurde er über die Maßen reich, aber eben so übermüthig und hartherzig. Seine Hütte sei ihm allmälig zu schlecht vorgekommen, er habe sie niederreißen und eine neue bauen lassen, zu welcher er eine Treppe und einen Weg machen ließ aus lauter schönen Käsen, wozu die goldgelbe Butter das Pflaster abgeben mußte. Gewaschen wurde sie täglich mit süßer Ankenmilch. Darüber ging er mit seinem Hunde.

Im Thale unten hatte er eine alte Mutter. Diese begab sich einst auf den Berg, ihren Sohn zu besuchen. Da die Hitze groß war, bekam die Frau starken Durst und bat ihn um einen Trunk Milch. Da reichte er ihr sauergewordene, in die er noch Sand streute.

Aber der Frevel blieb nicht ungestraft. Im Heimgehen kehrte sich die beleidigte Mutter um, sprach einen Fluch über die Alp aus und sogleich wurde diese zum ewigen Firn..

(545.) In Vättis erzählt man (Nikl. Senn, „Bündnerische Volkssagen" 1854 S. 7) folgende Sage.

Wo jetzt der mächtige Sardona-Gletscher sich weit ausdehnt, blühte und grünte einst die herrlichste Alp. Der Senne, einer Witwe Sohn von Elm im Glarnerlande, war stolz auf seinen Reichthum und baute eine neue Sennhütte. In Elm hatte er eine Geliebte, Kathrin, die oft zu ihm herauf kam und sein Herz völlig in Banden nahm. Früher hatte er seine alte Mutter, wenn sie auf Sardona kam, freundlich aufgenommen und immer beschenkt entlassen; jetzt achtete er ihrer nicht mehr und sie gerieth in Mangel, während er der Dirne eine Treppe und einen Weg aus den schönsten Käsen bis zur Sennhütte baute. Als er einst gar die Alte höhnisch mit Mist im Korbe, statt Butter und Käse, fortschickte, fluchte sie der Alp und ihm und sogleich überzog der Gletscher die Weide auf ewig und der Senn und Kathrin kamen in Sturm und Schneewirbel um.

(546). In dem jetzt nicht mehr bewohnten Alpenthale Calvaisa hinter Vättis lag einst die schöne Alp Sardona bei der Scheibe. Dort war ein Senn, der

---

*) So heißt der Hund auch im „Reinecke Fuchs".

eine arme Mutter hatte. Eines Sommers, als gerade seine Liebste bei ihm war, kam die Mutter, ihn um Mich zu bitten. Der Rohe, um sie schnell los zu werden, habe ihren Kübel mit Jauche gefüllt und Milchschaum oben drauf geschüttet, die Frau weggehend und durstig werdend, habe, als sie gegen die Klosteralp kam, den Kübel geöffnet und den Hohn gewahrend, Sohn und Alp verflucht, worauf Regen und Schnee fielen und die Sardona mit Eis überdeckten. Man will den Verfluchten oft rufen gehört haben:

Mi Schatz und i
und mi Hund Ladi
müeßend ebig underem Chessi si.

Denn unter den Kessel flüchteten sie, als das Verderben hereinbrach (Erzählte mir 1866 der alte Sebastian Hobi von Valens).

(547.) Auf dem Glärnisch heißt eine mit Schnee bedeckte Kuppe „Brenelis Gärtli." Sie war einst eine weidereiche Alp, die einem reichen Hirten, Brenelis Vater, gehörte. Diese heirathete einen unbemittelten Jüngling, dessen Mutter das junge Paar zuweilen besuchte. Aber die hochmüthige Schwiegertochter behandelte die alte Frau schnöde, während sie eine Treppe von lauter Käsen bis zur Hütte baute. Einst wünschte die wieder schlecht bewirthete Frau, die Käse möchten alle zu Stein werden. Es geschah und ewiger Schnee bedeckte den „Garten."

(548.) In Werdenberg u. a. O. wuchs früher die nährige, mit Milchstoff angefüllte Pflanze Ziprian, und so ergiebig, daß man genöthigt war, die Kühe dreimal des Tages zu melken. Das machte die übermüthigen Sennen ungeduldig, so daß sie das Pflänzlein verfluchten. Einer auf den Alpen von Sax rief im Zorn:

Verfluochet sei der Ziprinn,
daß ich drümal muß melchen gun.

Oder es fluchte ein Mann der Ebene, welchen die Sennen oben beleidigten, oder eine mißhandelte Frau oder eine Sennerin, welche das öftere Melken in ihren Liebeleien mit einem Senn störte, so daß auch sie den Fluch rief:

Verfluochet sei der Zipriu',
Daß i muaß vom Tanza ga melche gu!
Er soll immer und ebig dürra stuh'.

Jetzt steht er verdorrt und abgestorben (Nikl. Senn).

(549.) Das Rotthal ist ein schauerliches Gletscherthal am Nordabhange der Jungfrau im Berner Oberland, hoch über der Stuffsteinalp, zuerst vom Gebirgsforscher Dr. Hugi in Solothurn genau beschrieben. Wer von der Stuffsteinalp hinaufschaut, ahnt nicht von ferne, daß da hoch an der Felsenwand sich ein stundenlanges Firnthal öffne. Der Eingang ist schmal, erweitert sich aber bald zu einem langen und schaurigen Schneefeld, gleich einem erstarrten, rings von himmelhohen Felsen eingeschlossenen Meere, das sich in eigener Ausdehnung bäumt, seine starre Masse über die Ufer schiebt, selbe in schwindelerregenden Gehängen

bald in tausend Schründe zerreißt, bald in unsäglichen Formen aufthürmt und in tausend Schreckgestalten durch das gräßliche Tobel über die Abgründe herabhängt, so daß im Nachschieben grause Lasten sich losreißen und schmetternd im Sturm zerstäuben. In dieser Bergeshöhe herrscht die Stille einer ausgestorbenen Welt. Aber wenn im Sommer, zur Erntezeit und im August, auch im Herbste, man in den Ebenen der Kantone Bern, Freiburg, Solothurn, Aargau und Luzern ein sehr dumpfes, einem fernen Kanoniren nicht unähnliches Tosen und Knallen vernimmt, meist bei wolkenlosem Himmel, das Wetterschießen, so erwartet man Regen, und sagen die Solothurner, die todten Burgunder im Murtensee regen sich und machten den Schweizern bös Wetter. Die Berner aber meinen, „die Notthalherren" übermüthige dahin Gebannte, durch einen großen Bock hin getrieben „exerziren", der Luzerner aber: das sind die Herren im „Enziloche."

Das Volk zu St. Moritz in Wallis verbannt alle vornehmen Verbrecher nach Plannevet, um dort zu büßen, und dort verursachen sie Ungewitter und Ueberschwemmungen (Kuenlin).

(550.) Ein Bergzug des Entlebuchs endigt in den schaurigen Steinwüsten der Schratten- und der Bölisfluh, des Heiden- und des Enziloches, mit unzähligen Trichtern, Schlünden, Zinken, wenig betreten. Ein Getöse, wie unterirdisch, bricht daraus hervor. Das Enziloch am Fuße der hohen Enzen ist eigentlich eine große Höhle am Abhange des Napfs, auch Sentisloch genannt. Ob es Enzi-Loch heißt von den hierher gebannten Enten, Riesen? Hierher nämlich schickt die Sage alle berüchtigten Frevler, Bedrücker, Betrüger, Landvögte, durch Geistliche gebannte Quälgeister. Um so größer ist aber der nächtliche Geisterlärm hier. Ihre Stimme rollt wie Donner oder Kanonen. Sie sammeln die Gewölke zu Gewittern, diese Thalherren, die dort Wetter schießen oder Felsblöcke aus der Tiefe herauf wälzen, bis sie ihnen entgehen und wieder in die Tiefe rollen. Hirtenknaben gewahrten einst, wie ein dienender Geist eine Menge Purpursessel im Halbkreise vor die Höhle stellte, auf welchen die Thalherren Platz nahmen und beriethen, wobei von ihnen ein grauer, alles überziehender Dunst ausging (Rochholz II. S. 37, verglichen mit Kas. Pfyffer, der Kanton Luzern, I. Bd., St. Gallen 1858 S. 244. Die obige Vermuthung vom Ursprunge des Namens Enziloch wird zur Gewißheit durch die Angabe bei Lütolf S. 27, daß die donnernden Wesen „Enzi-Mannle" oder „Fluo-Mannle" heißen).

Nach einer andern Sage ist das bösartige Weib eines Entlebuchers ins Enziloch verbannt worden und tost dort.

Jenes Wetterschießen heißen sie um Escholzmatt „gurniglen", weil es vom Gebirge her ertönt und Gurnigel bei ihnen nicht nur der Berner Gurnigel heißt, sondern auch das Schrattengebirg (Lütolf).

Vergl. Grimm Sagen 234 (Kindelsberg) und 235—242.

Vierter Abschnitt.

Die Schicksalsmächte.

Tod und Teufel.

Waren schon die wilden Naturkräfte seltenen Vorkommens dem Menschen so furchtbar, daß er sie unter dem Bilde riesiger Ungethüme scheute, so mußte es in noch höherm Grade die Macht sein, welcher Niemand entgeht, ja alles Leben der Erde unterliegt, der Tod. Er wird von den Menschen, welche das Leben über Alles lieben, gefürchtet und verabscheut und daher als ein böses, Allem was den Menschen freut, feindliches Element betrachtet. Daher wurde er auch, als an die Stelle der natürlichen Auffassung von Glaubensdingen die moralische trat, mit dem aus Persien her unter die übrigen Völker gebrachten persönlichen bösen Prinzip, dem Satan oder Teufel, bald gesellig verbunden, bald gar zusammengeworfen, so daß kaum mehr ein Unterschied zwischen Beiden wahrzunehmen war. Als Personen gedacht, treten Tod und Teufel zwar erst seit der Herrschaft des Christenthums auf; aber sie sind in so vielen Zügen deutliche Nachfolger und Ersatzmänner der gestürzten und mit Hohn und Fluch aus der Welt getriebenen Riesen, daß sie sich nothwendig an diese anschließen. Die übermüthig handelnden und sich gegen die späteren Götter auflehnenden Menschen waren ja, wie die dasselbe vorher übenden Riesen, Diener des Bösen und dafür dem Tode verfallen. So sind es denn nun Tod und Teufel, welche als die Mächtigsten aller Riesen, gleich den heidnischen solchen, das arme Menschengeschlecht schrecken und erwürgen; aber der Humor des Volkes geht darüber nicht zu Grunde; auch diese zwei furchtbarsten Gewalten, die physische wie die ethische, theilen das Schicksal der Riesen: von den ihnen zum Opfer bestimmten Menschen gefoppt und um ihre Beute geprellt zu werden. So lösen sich in der Volkssage die furchtbarsten und ernstesten Fragen der Welt in ein erschütterndes homerisches Gelächter auf,

während sie daneben zu den in kurzen Zügen hingeworfenen ergreifendsten und mit Schauer erfüllenden Bildern Anlaß bieten:

Die Neugriechen denken sich die Pest als blinde Frau, welche die Städte von Haus zu Haus durchwandert, Alles tödtend, was sie berührt; tappend und tastend geht sie die Mauern entlang, und wer sich vorsichtig in der Mitte des Gemaches hält, den kann sie nicht erreichen. Nach einer andern Volkssage sind es drei fürchterliche Frauen, die in Gesellschaft durch die Städte ziehen und sie verheeren: die erste trägt ein großes Papier, auf welchem sie die Namen der dem Tode Verfallenen in ihr Register einschreibt; die zweite eine Scheere, womit sie den Lebensfaden ihrer Opfer abschneidet; die dritte fegt die Todten mit einem Besen weg. Den Besen geben, nach Afzelius, auch die Schweden der Pestjungfrau in die Hand. Wo sie mit demselben vor dem Thore kehrt, sterben die Leute im ganzen Dorf (Grimm und Nork). Die Russen stellen sich das Wechselfieber als ein Weib vor, das in der Nacht einherschleicht und Opfer sucht, die Neugriechen die Blattern als eine Kinder schreckende Frau. Der russische Volksglaube weiß von neun Schwestern, die das Menschengeschlecht mit Fiebern plagen und in Erdhöhlen an Ketten gefesselt liegen, bis sie losgelassen werden, worauf sie die Menschen anfallen. Slavische Stämme kennen auch die Viehkrankheiten als Todesgeister, aber in Viehgestalt (Nork).

(551.) Im vierzehnten Jahrhundert war im Bernerlande ein großer „Sterbet.“ Damals, erzählt man, soll ein sonderbar „Mannli“ und seine Frau mit einem Besen und einer Sense durch das Diemtiger Thal hinein gegangen sein, und auf die Frage, wohin und was sie wollen, geantwortet haben, sie wollen „hinten anfangen und herauswischen.“ Auf dieses habe der „Sterbend“ plötzlich angefangen. Die Menschen niesten und sanken dann hin. Man habe in dieser Noth nichts gewußt, als so oft Jemand nieste, zu sagen: Helf dir Gott! und daher sei die noch jetzt vielenorts übliche Sitte dieses Spruches gekommen. Die Seuche sei, heißt die Sage, so groß gewesen, daß eine Kuh in einer Nacht an den neunten Erben gefallen sei; es habe ein Mann die Leichen von hinten bis in die Mitte und ein anderer dann bis auf den Kirchhof geführt. Auf dem Wege nach der Kirche steht der große ebene „Brotstein“, wo diese Männer Brot und Wein zu sich genommen haben. Es heißt, in den inneren „Bäuerten“ des Diemtiger Thales sei eine einzige Weibsperson übrig geblieben, zu welcher später ein Bettler kam, und von diesen Zweien sei die Gegend wieder bevölkert worden (S. Wiedmer in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung, Münchenbuchsee, 1850 und 1851).

Bei Lütolf (S. 114 ist die Sage kurz angeführt) mäht der Tod durchs Thal

mit der Sense und fegt „die Frau Töbin“ mit dem Besen das Abgeschnittene weg. —

(552.) „In dem jar MCCCCC und VI ward von vil gloupsamen lüten in dem land zur Switze zwüschend Art und Kilchgassen ein gestalt eins wibs gesähen. Dieselb was altunschaffen und wüst bekleidet mit einem heidnischen gebend (bei Tschudi Sidendecke) vmb das hopt, mit langen großen zenen und gespaltnen füßen. Darab die lüt ser erschrakend, etlich sturbend, etlich wurdent ouch vast krank, und fing man an zuo Switz vast der pestelenz ze stärben“ (Schilling, Chronik S. 168).

(553.) Die Pest im Jahre 1611 oder 1629 brach in Toggenburg zuerst zu Gupfen aus, damals einem einzigen Hause der Gemeinde Henau (jetzt zweien Brüdern Spitzlin gehörend). Dort erschien Nachts „ein weißes Fräuli“ mit einem weißen Besen emsig die Thürschwelle kehrend, worauf ein weißlicher Rauch aufstieg. Sogleich brach die Seuche aus; ein Glied der Familie nach dem andern starb hin, der Rauch blieb immer sichtbar. Da bohrte der einzig noch übrig gebliebene Sohn ein Loch in die Wand, der Rauch fuhr hinein und die Pest verließ das Haus. In der übrigen Gemeinde aber wüthete sie fort, in jeglichem Hause durch das Fräulein angemeldet und sein Wischen, und erst mit der Seuche verschwand es. Die Sage geht, ein Henauer habe den Ruf vom Himmel vernommen:

Esset ihr die Pimpernelle,
So sterbet ihr nicht so schnelle.

Man folgte der Mahnung (s. Nr. 306 b), und wer es that, blieb verschont (Andr. Hofmann, evgl. Pfarrer, Henau in Toggenburg).

(554.) In Valens glaubte man noch vor sechszig Jahren, man sehe zuweilen spät Abends „das Todtenwibli“ in Häuser schleichen, wo unfehlbar darauf Jemand starb (Flav. Egger).

(555.) Unweit Flums beim Kapellchen ob der Seez wandert in Hemdeärmeln das „Aeuliwibli.“ Wer es gewahr wird, wird plötzlich geschwollen (Rud. Kubli).

(556.) Der Seveler Zimmermann S. G. ging einst nach Oberschan „zur Spinni“ (zum Nachtbesuche). Als er früh Morgens durchs Seveler Holz heimkehrte, es war noch nicht Tag, sah er im Buchenwalde, nahe am Wege ein Weibchen und fragte verwundert, was sie so früh da mache. Sie antwortete, aber ohne sich umzukehren, sie sammle Laub für die Schweine. Jetzt erst gewahrte er, daß sie am einen Fuße einen rothen, am andern einen schwarzen Strumpf trug. Es war das bekannte „Plattenwibli“, das bald darauf starb. Als man mit dem Sarge vom Hause weg zog, fragte ein Mädchen seine ins Haus gekommene Mutter, wen man begrabe, und sagte, als diese geantwortet: „Nein, das Plattenwibli sitzt ja in der Küche auf der Herdplatte. Schau nur!“. Die Mutter hieß das Kind schweigen und folgte dem Leichenzuge. Im Hause aber geistete es von da an (Nikl. Senn).

(557.) Im Fichtelgebirge sagt der gemeine Mann, wenn er ein gewisses Ge-

heul hört (das Ungläubigere den Katzen zuschreiben) „die Klag- (oder Winsel-) Mutter läßt sich hören", und fürchtet einen nahen Todfall (Panzer).

(558.) Einst übernachtete Jesus mit Petrus und den andern elf Jüngern bei einem armen Schneider. Nach dem Schlafen stellte Petrus diesem drei Wünsche frei. Er wünschte: 1) daß, wer auf seinen Birnbaum steige, nicht mehr herunter, 2) wer auf seinen Sessel sitze, nicht mehr weg könne, und 3) ein Alter von hundert Jahren. Nach den hundert Jahren wollte der Tod ihn holen, ließ sich aber auf den Baum locken und mußte, um herabzukommen, ein zweites Hundert Jahre gewähren. Nach den zweihundert Jahren klebte der Tod auf dem Sessel fest und gab neue hundert Jahre. Nach dieser Frist mußte der Schneider mit (Schönwerth).

In J. W. Wolfs Rodenstein und Schnellert, Nr. 16 ists ein Fischer, der den abholenden Tod auf den Birnbaum zaubert.

(559.) In Eisenberg bei Komotau in Böhmen erzählt man: Bei einem alten Mann, einem Schmiede, kehrte einst der heilige Peter ein, blieb über Nacht und gab ihm am Morgen drei Wünsche frei. Der Schmied wünschte sich: 1) einen Stuhl, von dem Keiner ohne seinen Willen aufstehn könne; 2) einen Kirschbaum, von dem kein Hinaufgestiegener ohne seinen Willen wieder herab könne, und 3) daß er bei jedem Spielen gewinne. Das letztere machte den Schmied zum reichen Manne. Endlich wollte niemand mehr mit ihm spielen, da kam der Tod und wollte ihn holen. Der Schmied schlug auch ihm ein Spiel vor und gewann noch zehn Jahre Leben. Als der Tod wieder erschien, bot er ihm den Stuhl, und der Tod saß und durfte nur um neue zehn Jahre frei fort. Als auch die um waren, ließ er ihn auf den Baum steigen, dessen Kirschen ihm in die Augen stachen und ließ ihn erst wieder herab, als er verhieß, nie wieder zu kommen (Vernaleken).

(560.) Im echt tschechischen Böhmen (Ober-Cerekwe) wurde ein alter Mann bei einem Schmiede bewirthet und diesem dafür der Wunsch gewährt: hundert Jahre zu leben und daß Niemand ohne sein Erlauben von der Bank aufstehen könne. Nach hundert Jahren kam der Tod, saß aber fest und nun konnte im Dorfe nichts mehr sterben und die Erde füllte sich so an mit Lebendem, daß endlich alles zum Schmiede laufen und ihn bitten mußte, den Tod wieder frei zu lassen (Vernaleken).

(561.) Im Städtlein Jüterbogk lebte ein Schmied, der viel gereist war, mit Kaiser Friedrich II. den Zug nach Mailand und Apulien mitgemacht und dort den Bannerwagen der Stadt erobert und viele Reichthümer gewonnen hatte. In seiner Kunst war er über die Maßen geschickt und hatte eine Stahltinktur, die jeden Harnisch und Panzer undurchdringlich machte. Er wurde über hundert Jahre alt*).

*) In Panzers „Baierische Sagen und Gebräuche" I. 94 ist die Sage als: „Der Schmied von Mitterbach." Hier hat jedoch der Schmied durch lockeres Leben all das Seine verthan, dann dem Teufel Leib und Seele verschrieben und aufs neue geschwelgt.

Einst saß er in seinem Garten unter einem alten Birnbaume, da kam in graues Männlein auf einem Esel geritten, das sich dem Schmiede schon ft als Schutzgeist bewiesen hatte. Dieses herbergte bei ihm und ließ den sel beschlagen, und sagte nachher, er solle drei Wünsche thun, aber dabei das Beste nicht vergessen. Da wünschte der Schmied, weil ihm Diebe oft die Birnen estohlen, es solle keiner, der auf den Birnbaum gestiegen, ohne seinen Willen ieder herunter kommen, eben so niemand in seine Stube ohne seine Erlaubniß, ußer durchs Schlüsselloch. Bei jedem dieser thörichten Wünsche warnte das Männ-in: „Vergiß das Beste nicht!" und da that der Schmied den dritten Wunsch: aß seine Schnapsbulle niemals leer werde. „Deine Wünsche sind gewährt", rach das Männchen, strich noch über einige Stangen Eisen, die in der Schmiede gen, mit der Hand, setzte sich auf seinen Esel und ritt von dannen. Das Eisen ar in blankes Silber verwandelt und der Schmied ein noch reicherer Mann als orher, denn die Tropfen in seiner Bulle waren, ohne daß er es wußte, ein ebenselixir. Endlich kopfte der Tod an, der ihn so lange vergessen zu haben hien; der Schmied war scheinbar auch bereit, ihm zu folgen, bat ihn aber, m ein paar Birnen von seinem Baume zu holen vor dem Sterben, da er ihn us Alterschwäche nicht selbst mehr besteigen könne. Der Tod stieg auf den Baum, nd der Schmied sprach: bleib oben! denn er hatte Lust, noch länger zu schmieden. er Tod fraß alle Birnen vom Baume, dann ging sein Fasten an, und vor unger verzehrte er sich selbst mit Haut und Haar, so daß er jetzt nur noch ein ürres Gerippe ist. Auf Erden aber starb jetzt niemand mehr und es entstand llerlei Unheil. Endlich ging der Schmied zum Tod und unterhandelte mit ihm, aß er ihn fürder in Ruhe lasse, und ließ ihn los*).

Da sich der Tod am Schmied nicht rächen konnte, hetzte er ihm den Teufel uf den Hals, daß er ihn hole. Dieser machte sich flugs auf den Weg; aber der luge Schmied roch den Schwefel voraus, schloß seine Thüre zu und hielt mit einen Gesellen einen ledernen Sack vors Schlüsselloch. Wie Urian hineinfuhr, a er nicht anders in die Schmiede konnte, wurde der Sack zugebunden, zum Ambos getragen und nun ganz unbarmherzig mit den schwersten Hammern auf

*) In der baierschen Sage kommt der Teufel, als die Zeit um ist, Abends nd will sich auf die Ofenbank setzen. Daran hindert ihn die kluge Schmiedin und t ihn auf einen Polsterstuhl, sagend, ihr Mann beschlage des Wirthes Rosse und erde bald kommen. Indeß bewirthete sie ihn mit Essen und Trinken. Ihr Mann ar aber bei einer alten Wahrsagerin und Zauberin im Dorfe, sich zu berathen, m fröhlich heim und bat den Teufel um Verlängerung der Frist, die dieser rund schlug und zum Aufbruche mahnte. Als sie hinterm Hause durch den Garten andelten, bat der Schmied den Teufel, ihm als letzte Gunst einige Kirschen zu len, die dort am Baume so schön röthlich leuchteten. Der Teufel thats und ollte, als er genug glaubte, wieder herab; aber er konnte nicht, denn der Schmied hatte mit einer weißen Zauberkreide von der alten Frau einen Kreis um en Baum gezogen und ließ ihn nicht los, bis er ihm, mit Widerstreben, die Hand-hrift herabgeworfen.

ihn los gepocht, daß ihm Hören und Sehen verging und er sich in seiner Noth nicht mehr zu retten wußte, bis er das Wiederkommen ebenfalls auf immer verschwor*).

Nun lebte der Schmied lange Zeit hindurch in bester Ruhe, bis er, da alle Freunde und Bekannte gestorben waren, des Erdelebens satt und müde wurde. Machte sich deshalb auf den Weg und ging zum Himmel, wo er bescheidenlich anklopfte. Da schaute der heilige Petrus hervor und wies ihn ab, weil er bei seinen Wünschen das Beste vergessen, die Seligkeit. Auf dies hin wanderte der Schmied der Hölle zu. Wie das aber der Teufel wahrnahm, schlug er das Höllenthor zu und setzte die Hölle in Vertheidigungsstand. Da nun der Schmied weder in Himmel noch Hölle Zuflucht fand, stieg er hinab in den Kiffhäuser, wo er des Kaisers und seines Gefolges Handpferde besorgt (Ludwig Bechsteins deutsches Märchenbuch).**)

(562.) Zu einem armen Schmiede kam zu der Zeit wo der Heiland noch auf Erden war, ein Geselle, der ihm bald wieder auf die Füße half. War ein Pferd zu beschlagen, so schnitt ihm der Geselle kurzweg den Fuß ab, legte ihn auf

---

*) In einer Sage aus der Oberpfalz in Eschenfelden (bei Panzer) ist ein Schmied sehr von Teufeln geplagt und als er sich ihrer nicht mehr erwehren kann, bannt er sie durch das Schlüsselloch seiner Hausthüre in einen vorgehaltenen Sack, legt ihn auf den Ambos und schlägt mit seinem Hammer so darauf, daß sie vergebens sich in die Nähte flüchten und in Flöhe verwandeln. Auf ihr Versprechen, ihn ferner in Ruhe zu lassen, läßt er sie los bis auf den Schlimmsten, den er in den tiefen Wald bringt und mit dem Schwanz in einen Baum klemmt, wo er, durch seine Zauberformeln gebannt, hungert, bis die „Sonne durch ihn scheint“ und andere Teufel ihn erquicken und endlich befreien.

**) In der Baiersage hat sich der Schmied ein zweitesmal unterschrieben und als der Teufel wiederkam, ihn zu holen, bat er; noch drei Wünsche thun zu dürfen. Der erste war, eine hohe und dicke Mauer um Haus und Feld und Wiesen und Berge binnen einer Nacht; der zweite, so schnell er auf seinem schnellen Schimmel reite, vorne den Weg zu pflastern und hinten aufzureißen. Der dritte, auf eingeholten Rath der Hexe, der Teufel möge eine krause Locke seines Haares gerade schmieden. Erstere zwei Dinge that der Teufel beim letztern erlag er. Der Schmied unterschrieb ein drittesmal und der Teufel kam nach Verlauf wieder und führte ihn diesmal der Hölle zu. Dort kam er in die pechschwarze Rauchkammer der Zech- und Spielgesellen, die sich freuten, den berühmten Teufelsbändiger zum Gespan zu erhalten. Er trank und spielte mit. Als aber die Teufel nach Sitte erschienen, die Gesellschaft zu necken, griff der Schmied nach seinem Hammer und schlug tüchtig auf sie los und brachte sie in seinen Schnappsack, wo er sie jämmerlich mit seiner Beißzange zwickte, bis sie kläglich um Gnade baten und der Höllenfürst ihn entließ. Der sagte den Kameraden Lebewohl und marschirte dem Himmel zu, wo Petrus ihn nicht einließ. Nun drückte er die Thüre mit Gewalt auf, warf den Apostel von der Himmelsleiter herab und drang bis vor Gottes Thron, der ihn aber verwies und „in Ewigkeit zu wandern“ verdammte. Seitdem wandert er ohne Unterlaß (Panzer).

den Ambos, beschlug ihn und heilte ihn dem Thiere wieder an. Ehe er den Meister verließ, hieß er ihn drei Wünsche thun. Da wünschte der Schmied 1) daß Niemand, der in seinen alten Nägelsack greife, die Hand wieder herausbringe, 2) niemand, der sich an seinen Kühlstein stelle, wieder weg und 3) niemand der auf seinen Apfelbaum steige, wieder herab könne.

Mit dem Gesellen wich aber des Schmiedes Glück; er war bald wieder so arm wie vorher. Als er zerstört auf dem Feld umherging, begegnete ihm ein grünes Männchen, welches ihm Hilfe verhieß um das zu Hause, was er nicht wisse. In sieben Jahren werde es das holen. Der Schmied unterschrieb und erhielt Geldes genug. Daheim aber weinte die Frau; sie war schwanger. Der Schmied jedoch achtete wenig darauf, baute auf Zeit und Rath und wurde ein reicher Mann.

Die Frau genas eines Knäbleins. Nach den sieben Jahren erschien der Teufel und forderte dieses. Die Frau jammerte aber so, daß der Schmied beschloß, statt des Knaben selbst zu gehen. Der Teufel wars zufrieden und sie verließen das Haus.

Auf dem Wege erklärte der Schmied, er habe was vergessen und bat den Teufel ihm das zu bringen, was im Säckchen an der Wand hänge. Der Teufel ging, konnte aber die Hand nimmer heraus bringen und wurde vom Schmied und seinen Gesellen mit den Hämmern so zerbläut, daß er froh war, sich los zu bitten und den Schmied ungeschoren zu lassen.

Als er dem Obersten der Teufel sein Abenteuer erzählt, sandte der einen zweiten. Den stellte der Schmied an den Kühlstein und richtete ihn mit den Gesellen nicht weniger arg her.

Der dritte Teufel blieb auf dem Apfelbaume festgebannt und erlitt dasselbe.

Jetzt kam der Teufel selbst, und da er die drei Zauber kannte, hieß er den Schmied kurz machen und ihm folgen. Als sie auf dem Wege einem Priester begegneten, der das Sakrament zu einem Kranken trug, bat der verlegene Teufel in des Schmieds Ranzen schlüpfen zu dürfen bis Der vorüber sei. Der Schmied nahm ihn auf, drehte sich aber um, kehrte heim und Alle zerhämmerten den Teufel auf dem Ambos, bis er schwur, ihn in Ruhe zu lassen.

Als der Schmied starb, wies ihn Petrus vom Himmel ab und zur Hölle, weil er dem Teufel gehöre. In der Hölle, wie die Teufel das Thor öffneten, schlugen sie es wieder zu, als sie ihn sahen. Jetzt stellte er sich abermal vor die Himmelsthüre und als er hörte, unser Herrgott sei eben auf der Jagd und eine Frau, die im Baden ertrunken war, kommen sah, packte er diese auf die Schulter, klopfte und sagte, er bringe da die Wildsau, die unser Herrgott geschossen. Petrus ließ ihn ein. Als aber der Herrgott kam und ihn sah, zankte er Petrus und befahl, den Schmied wieder fortzuschaffen. Der erklärte trocken, er sitze auf dem Seinigen, dem Ranzen, und der Herrgott wußte nichts als einen großen Umgang zu veranstalten, wozu man dem Schmiede die Fahne gab. Als er vor der Thüre war, schlug Petrus, wie ihm geboten war, schnell zu und seither geht

der Schmied immer zwischen Himmel und Hölle herum und heißt auch der ewige Jude (Schönwerth).

(563.) Zu Schönwald in Mähren hatte sich ein Schmied aus Noth dem Teufel verschrieben. Als er einst trübsinnig am Flusse saß und fischte, kam ein Mann zu ihm, den er in seine Wohnung führte, wo ihm dieser verlieh, daß der Tisch, an dem sie saßen, ihm Alles verschaffe, was er wünsche, und daß er Gewalt habe über die Teufel. Der Tisch lieferte Speise und Trank nach Wunsch und es ging ihm in Allem wohl. — Als nach einigen Jahren der Teufel erschien, ihn zu holen, ließ ihn der Schmied auf einen Stuhl sitzen, von dem er nicht mehr aufzustehn vermochte. Als er ihn auf Bitten losgelassen und der Teufel sein Verlangen wiederholte, hieß er ihn auf den Kirschbaum in seinem Garten steigen, wo er ihn aber etliche Jahre sitzen und zappeln ließ. Nun brachte der Teufel dreißig kleinere Teufel und hieß den Schmied folgen. Da öffnete dieser einen großen Kohlensack und erklärte, mit dem Teufel gehn zu wollen, der in diesen Sack hinein springe. Da sprangen Alle hinein, der Schmied schnürte zu und ließ seine Gesellen aus Leibeskräften auf den Sack loshämmern. Dann erst öffnete er wieder.

Als der Schmied sterben sollte, befahl er den Seinen, Schürze, Hammer und Zange in seinen Sarg zu legen. Es geschah und als er zur Hölle kam, that der Wächter einen Schrei: da komme der, welcher sie habe zermalmen wollen. Nun schloß man das Thor und der Schmied ging zum Grabe zurück (Vernaleken).

(564.) Der Zigeuner und die drei Teufel. „Unser Herr Christus wanderte mit Petrus und Johannes durch mancherlei Länder, um zu sehen, wie es in der Welt ginge. Da kamen sie eines Abends im Siebenbürger Sachsenlande zu einem Zigeuner und baten um Herberge. Nur die Frau war zu Hause; der Mann war im Wirthshaus. „Ich möchte euch gerne aufnehmen," sprach die Zigeunerin, „aber mein Mann wird euch mißhandeln, wenn er nach Hause kommt!" „Nu, es wird ja nicht arg sein!" sprach der Herr; „wir legen uns gleich in den Winkel zum Schlafen und da wird er uns schwerlich bemerken!" Jetzt wollte sie die Zigeunerin nicht abweisen, sie machte ein Streu und die drei Wanderer legten sich: der Herr zunächst, Johannes in die Mitte, Petrus an die Wand. Als der Zigeuner schwer angetrunken nach Hause kam, fing er an zu schelten und zu lärmen und auf seine Frau loszuschlagen: „Du glaubst, ich sei betrunken, Du lügst!" „Aber Mann, ich habe ja gar nichts gesagt!" Indem erblickte er die Drei auf dem Boden: „Ha, Schlange, wen hast Du hier?" „Es sind müde Wanderer!" „Ei zum Donner, konnten die nicht auf der Gasse schlafen?!" Da ließ er seine Frau und fing nun auf den Erstbesten an zu schlagen und das war Christus. Der Herr regte und rührte sich nicht. Als am Morgen die Wanderer dankten und fortgehen wollten, hatte der Zigeuner seinen Rausch verschlafen und bat um Verzeihung, daß er sie mißhandelt habe: er habe es nicht gerne gethan, allein wenn er lustig sei, müsse er Jemanden schlagen. Der Herr sprach sanftmüthig: „schon gut, kein Mensch ist ohne Fehler!" Damit gingen sie fort.

Nach einem Jahre aber kehrte der Herr mit den beiden Jüngern wieder da ein. Der Zigeuner war auch jetzt nicht zu Hause, sondern wie gewöhnlich, wenn

er Geld hatte, im Wirthshaus. Christus hatte sich diesmal in die Mitte gelegt. Als der Zigeuner betrunken heimkam, schalt und lärmte er abermals und schlug auf seine Frau, und als diese ihm sagte, es seien wieder die drei armen Wanderer da, ließ er seine Frau, und schlug auf den Mittleren los. „Die Reihe ist jetzt an dem!" sprach er bei sich; es war aber wieder Christus, den er geschlagen hatte. Am andern Morgen bat er abermals um Verzeihung und der Herr sagte wieder: „Schon gut, kein Mensch ist ja ohne Fehler!"

Zum dritten Mal, wieder nach einem Jahre, kehrten die drei Wanderer bei dem Zigeuner ein; jetzt hatte sich Christus an die Wand gelegt. Als der Zigeuner betrunken aus dem Wirthshause nach Hause kam, schlug er mit Vorbedacht den dritten. „Jetzt dürfen sie einander nichts vorwerfen!" sprach er bei sich, „jeder hat seinen Theil bekommen." Allein Christus hatte auch diesmal die Schläge empfangen. Als sie am andern Morgen Abschied nahmen, bat der Zigeuner wieder gar sehr um Verzeihung für seine Unart: er meine es gar nicht schlecht; allein wenn er in der Lust sei, müsse er Jemanden schlagen. Da freute sich der Herr, daß er im Grunde ein so gutes Herz habe und sprach zu ihm: „Erbitte Dir dreierlei Gnade!" „So bitte ich", sagte der Zigeuner, „um einen Beutel voll Geld, der nie leer wird, zum zweiten um einen Spiegel mit der Eigenschaft, daß, wer einmal hineinsieht, sich nicht von der Stelle rühren kann, bis ich ihn fortstoße, und zum dritten um einen Birnbaum vor meinem Haus, stets voll von Früchten mit der Eigenschaft, daß, wer hinaufsteigt, nicht herunterkommen kann, bis ich ihn herunterstoße." „Es soll Dir werden!" sprach Christus und damit zog er mit Petrus und Johannes weiter.

Der Zigeuner freute sich sehr, wie er am nächsten Tage seine Wünsche erfüllt sah. „Jetzt habe ich, was mein Herz begehrt; nun kann ich immerfort lustig leben!"

Von da an war er jeden Tag vom Morgen bis zum Abend im Wirthshaus und lebte wie ein Kaiser oder König, aß stets Schweinefleisch und trank stets süßen Roselie. Endlich aber, als es Zeit war, daß er sterben sollte, kam der Teufel und sprach: „Na, Bruder Midi, jetzt bist Du mein, auf und folge mir!" „Gleich auf der Stelle, nur daß ich meine Sachen zusammennehme, sieh indeß in jenen Spiegel, was für ein schöner Kerl Du bist!" Der Teufel that das gerne, denn er denkt ja auch, er sei schön, und wo er kann, besieht er sich im Spiegel. Der Zigeuner ging indeß in seine Schmiede und machte eine Zange glühend und kam dann und faßte den Teufel an seiner Nase, versengte und dehnte sie; der Arme konnte sich nicht von der Stelle rühren; er brüllte aber vor entsetzlichem Schmerze. Da stieß ihn zuletzt der Zigeuner, daß er zur Thüre hinausflog. Der Teufel aber war froh, daß er sein Leben hatte und lief was er konnte. Als der Teufel außer Athem in der Hölle ankam, erzählte er seinem Vater und seinem Bruder, was ihm begegnet sei, und die mußten die Wahrheit an seiner Nase erkennen. „Du elender Kerl!" sprach sein Bruder, „warte, ich will ihn gleich lehren und holen!" Da ging er zum Zigeuner und ohne einen guten Tag zu bieten, rief er von der Gasse, denn er wollte gar nicht ins Zimmer, damit er nicht in den

Spiegel sehe, ihm trotzig zu: „He, Midi, du bist mein, auf, folge mir!“ „Auf der Stelle!“ sprach der Zigeuner; „ich will nur ein wenig einsacken, daß wir auf dem weiten Wege zu essen haben!“ Damit ging er hinaus und brachte einen großen Kohlensack und sprach zum Teufel: „Sei so gut und steige auf den Baum und fülle diesen Sack, bis ich meine Reisekleider anlege.“ Das gefiel dem Teufel; denn er hatte die schönen Birnen schon lange angesehen und sie zu kosten gewünscht. Der Zigeuner aber ging in die Schmiede, nahm eine lange Eisenstange, schärfte sie an dem einen Ende und machte die Spitze ganz glühend. Dann kam er und stach damit auf den Teufel, daß dieser laut aufheulte; er kletterte immer höher am Baum, damit der Zigeuner ihn nicht mehr erreichen könne. Der aber nahm zuletzt eine Leiter und stocherte immerfort den Teufel in die Seite; der war zuletzt bis in die höchste Baumspitze hinauf, da brach diese ab und er plumpte wie ein Sack herunter und brach noch ein Bein. Dennoch raffte er sich schnell auf, und lief unter großem Geheul in einem fort bis in die Hölle. Da kam sein Bruder schadenfroh und rief: „Aha! da hast's! sagt' ich dir's! da hast's!“ Der Zerschlagene aber hielt immerfort die Hände an seine zerstochenen Seiten und zeigte seinen zerbrochenen Fuß und jammerte entsetzlich. Der alte Teufel stand da und wußte nicht, was er sagen sollte; endlich seufzte er: „Das muß ein gedonnerter Kerl sein, den möchte ich auch kennen lernen!“ Er hatte aber dennoch keine Lust, hinzugehen.

Der Zigeuner lebte von da wieder lustig und ungestört noch eine gute Zeit. Als er endlich fühlte, daß er sterben müsse, befahl er, daß man seine lederne Schürze, Vorschürze und Nägel, Hammer und Zange neben ihn lege. Als er gestorben war, kam er vor die Himmelsthür und klopfte an. Da erschien Petrus gleich mit den vielen Schlüsseln und öffnete. Wie er aber den Zigeuner sah, rief er: „du gehörst nicht hierher, du hast liederlich gelebt!“ und schlug damit die Thüre gewaltig zu. Da bat der Zigeuner gar unterthänig, er möge ihn doch einlassen; er wolle alle Schmiedearbeit im Himmel umsonst thun und schlug gleich einige Nägel in die Himmelsthüre, die herausgefallen waren; aber Petrus war nicht zu erweichen. Da blieb dem Zigeuner nichts anders übrig, als in die Hölle zu gehen und da sein Glück zu versuchen. „Da hast du wenigstens das Feuer umsonst!“ tröstete er sich, „du kannst immer deines Handwerkes pflegen.“ Als er an das Höllenthor gelangt war, nahm er seinen Hammer und klopfte. Da kam der junge Teufel mit der langgedehnten Nase und sah durch die Thorritze; gleich erkannte er den furchtbaren Mann und lief voll Entsetzen davon und schrie: „Er ist hier, er ist hier!“ Als der andere das hörte, der auf dem Baum gesessen, lief er mit und den alten Teufel packte die Furcht Anfangs auch und er lief gleichfalls und sie kamen in den innersten Höllenwinkel und verkrochen sich. Da sprach der alte Teufel: „Ich möchte ihn doch auch nur sehen“ und wie sehr ihn die beiden Söhne zurückzuhalten suchten, so ging er doch, denn seine Neugierde war zu groß. Er öffnete das Thor nun ein wenig und steckte seine Nase hinaus: Tschack! schnappte der Zigeuner die Spitze davon mit seiner Zange ab. Der Alte drückte die Thür schnell zu, klemmte aber dabei seinen Bart ein und konnte jetzt nicht frei werden, wie sehr er herumzerrte; seine Söhne fürchteten sich aber, ihm zu Hilfe zu kommen

und so mußte der Alte seinen Geist elendiglich aufgeben und seitdem spricht man nicht mehr vom alten Teufel, sondern nur von seinen Söhnen, dem langnasigen und den hinkenden Teufel.

Die Zeit aber wurde dem Zigeuner vor dem Höllenthor endlich zu lang; er versuchte noch einmal an der Himmelsthüre; doch Petrus blieb unerweichlich. Zuletzt wurde er auch zornig und sprach: „Weil man mich denn weder in den Himmel noch in die Hölle einläßt, so ist es mir recht; ich gehe wieder auf die Erde, da gefällt es mir ohnehin besser!" Und so findet man den Zigeuner bis auf den heutigen Tag hier. Wenn er Geld hat, ist er im Wirthshaus; hat er keines, ergeigt er sich einen Trunk, oder nimmt den Hammer und macht Schuh- und Lattnägel (Siebenbürg. Märchen).

(565.) Der berühmte isländische Zauberer Thorleifr Thordarson († 1647) schloß einst mit dem Teufel (Kölski) einen Vertrag, ihm anzugehören, falls er ihm drei Dinge verschaffe: 1) einen Sack, aus welchem wider seinen Willen niemand mehr herauskomme; 2) einen Prügel, mit welchem er nie müde werde zuzuschlagen; 3) daß der Teufel zur Probe in den Sack schlüpfe. Als alles geschehn war, prügelte Thorleifr aus allen Kräften auf den Teufel los, bis dieser, der erbärmlich schrie, es nicht mehr aushalten konnte und herausfuhr, wodurch der Vertrag gebrochen und Thorleifr frei war (Maurer, Isländ. Volkssagen).

(566.) Ein Bauer und der Teufel mietheten einmal ein Stück Landes gemeinschaftlich. Damit später kein Streit um den Ertrag entstehe, sagte der Teufel: Laß uns würfeln, wer das was über der Erde oder aber das unter ihr wächst, bekommen soll. Der Bauer wars zufrieden. Der Teufel aber glaubte der Pfiffigere zu sein und warf die meisten Augen, so daß er nun haben sollte, was oben wachse. Der Bauer aber, der das Feld zu bestellen hatte, besäete es mit lauter Rüben; da bekam der Teufel im Herbste nur das Kraut. Das ärgerte ihn, aber er konnte nichts dazu sagen. Als sie für das zweite Jahr würfelten, warf der Teufel mit Absicht die wenigsten Augen. Der Bauer aber säete nun Waizen und im Herbste bekam der Teufel die leeren Wurzeln. Der Teufel schimpfte dem Bauer die Haut voll und kündigte ihm an, übermorgen müsse er sich mit ihm kratzen.

Hatte der Bauer erst gelacht, so wurde ihm jetzt bange. Sein Weib merkte das und erwiderte, als sie die Ursache erfahren: sei nur ganz ruhig, ich will schon mit ihm fertig werden. Aber Du mußt ausgehen.

Der Mann ging am bestimmten Tage aus und als der Teufel kam, that die Frau recht böse und ärgerlich. Als der Teufel fragte: was fehlt ihr denn, kleine Frau? „Ach, antwortete sie, was hab' ich für einen wilden Mann! Da seh' er einmal her, wie er mir mit dem Nagel seines kleinen Fingers diesen großen Riß quer in meinen schönen eichenen Tisch gekratzt hat." — Dem Teufel war das nicht ganz recht, er fragte aber, wo ihr Mann jetzt sei. — „Wo wollt er anders sein als in der Schmiede? Er ist schon wieder dort und läßt sich die Nägel schärfen; er muß wieder was Rechtes im Sinne haben." — „Da hat sie ganz Recht, gute Frau, sagte der Teufel, es muß ärgerlich sein, so einen im Hause zu haben."

Damit machte er, daß er so schnell als möglich zur Thür hinaus kam (Müllenhof). —

(567.) Zu Herrn Wernhard von Strätlingen kam in großer Winterkälte „der Tüfel in eines Bilgers G'stalt." Der Ritter erbarmte sich und schenkte ihm seinen Mantel. Als er später auf einer Wallfahrt auf dem Berg Garganus in der Lombardei gefangen wurde, erschien der Teufel in seinem Kerker, brachte ihm seinen Mantel wieder und erklärte, er habe von St. Michael den Befehl, ihn heim auf sein Schloß zu tragen, weil seine Frau diese Nacht mit einem Andern Hochzeit halte. Es geschah, Wernhard kam als fremder Spielmann nach Strätlingen zur Mahlzeit, wozu er eingeladen wurde und wo er sich durch einen „halben Ring" zu erkennen gab und „Wib, Schloß und Herrschaft wiederumb erlanget" (Einiger Chronik).

(568.) Vor vielen Jahren hörte ein Fischer von Langen-Prozelten am Main Nachts bei abscheulichem Schneegestöber vom andern Ufer her rufen: Fährer hol! so laut, daß er es trotz dem Sturme deutlich vernahm.

Da dauerte den Mann der Wanderer, er fuhr ans linke Ufer und sah, als er noch nicht ganz gelandet, einen großen, starken Mann in dunkelm Mantel in den Nachen springen, welcher augenblicklich so tief ins Wasser sank, daß kaum fingersbreiter Rand blieb. Der Fischer, um den unheimlichen Gast bald los zu werden, ruderte aus Leibeskräften. Dieser aber, sobald er in die Nähe des rechten Ufers gelangte, sprang hinaus und machte sich ohne Lohn noch Dank davon. Wo er aber ans Ufer gesprungen, sah der Fischer im harten Gesteine — eine große Geisklaue, die man unterhalb Langen-Prozelten noch sieht (Herrlein, die Sagen des Spessarts).

(569.) Ein Bauermädchen, reich und schön, war so stolz, daß sie jeden Freier mit einem Korbe entließ, da keiner ihr vornehm genug war. Da kam Einer, niemand wußte woher; aber er that groß und trug einen hellgrünen Rock und einen rothen Bart, so daß die erbosten Burschen ihn „Eisvogel" nannten. Darüber ärgerte sich die Dirne gewaltig, und einst als ihr Geliebter bei ihr eingeschlafen war, nahm sie eine Scheere und schnitt ihm den Bart „wurzweg." Da floh Feuer aus dem Bart und versengte ihr das Gesicht, so daß es zeitlebens schwarz blieb; er selbst verschwand brüllend. Es war der Teufel gewesen (Schönwerth).

(570.) Ritter Kuno von Castelen (zwischen Willisau und Ettiswil) war ein habsüchtiger Mann, der einst sich dem Teufel verschrieb, damit er ihn zum Reichsten der Gegend mache. Der Teufel erschien in Zwerggestalt, mit Knotenstock, Bocksfuß und einer Bärenmütze, seine Hörner zu verbergen, und verwandelte alle Steine und alle Holzblöcke im Hofraume der Burg in Gold, was so glänzte, daß der Ritter erblindete und dem Zwerge in die Arme sank. Sogleich trug dieser ihn fort, die Schätze aber versanken in die Erde. Alljährlich am Charfreitag zur Mittagsstunde kommt etwas davon ans Tageslicht, aber als Holz oder Stein. Wer es dann erhascht und sieben Tage lang in finsterer Truhe liegen läßt, findet es als gediegenes Gold (Wanderer in d. Schweiz VIII. 145, Kas. Pfyffer, der Kanton Luzern I, 241).

(571.) Nahe beim Klösterchen Mariä Krönung bei Baden führt ein Fußweg bergan auf den Kreuzberg. Von dessen Bergscheitel aus erblickt man südöstlich eine Senkung, wo sich ein wildes rauhes Thal eröffnet, um welches hohe Bergwände einen Halbkreis bilden. Mitten auf dem Abgrunde erhebt sich eine fünfzig Fuß hohe Säule von Nagelfluh, einem Schloßthurme auffallend ähnlich, genannt die Teufelskanzel, weil von ihr herab der Teufel gepredigt habe.*) Zerstreute, eingesunkene Nagelfluhtrümmer gleichen hier Ruinen. Die Leute sagen, man höre hier bisweilen dumpfen Gesang oder ein klägliches Geschrei. Der Abgrund heißt Teufelskeller. Seine Steinbrocken sind aus den Urgebirgen von Glarus und Graubünden her. Jetzt ist es eine Zuflucht von Habichten, Uhus, Nattern, Eidechsen, Füchsen und wilden Katzen (Rochholz).

Daß in diesen Sagen mit Vorliebe Schmiede als Bekämpfer von Tod und Teufel auftreten, hat seinen guten Grund darin, daß dieser Beruf in den Mythen stets als ein solcher von Göttern (Vulkan und der Hammerträger Thor) und Göttersöhnen oder Heroen (Wieland u. s. w.) erscheint, deren Aufgabe es ja eben ist, als Allmächtige das Böse und die Lebensverneinung zu überwinden. Namentlich scheint der Schmied von Jüterbogk auf den Licht und Leben bringenden slavischen Morgengott (Jutro bog) hinzuweisen, nach welchem obige Stadt wahrscheinlich benannt ist (Nork Myth. der Volkssagen S. 569. Vergl. Grimms Sagen 207—210 und 328; Nork Myth. der Volkss. S. 358, 374 ff., 413 ff.).

Die gegenwärtige Vorstellung des Todes als eines Gerippes mit der Sanduhr und der Sense ist neu. In den Todtentänzen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts erscheint er stets als abgemagerter Leichnam, erst im sechszehnten in erwähnter Gestalt. Von derjenigen des Teufels sprachen wir bereits oben, und fügen hinzu, daß der Teufel der Volkssage wenig mit dem persisch-jüdisch-christlichen Ahriman-Satan, sondern mehr mit den heidnischen Riesen gemein, aber auch Vieles von den Göttern erhalten hat. Sein Bocksfuß erinnert an Thors Böcke, sein Pferdefuß an Loki's Verwandlung als Pferd, seine grüne Kleidung und Farbe an Odins Erscheinung als wilder Jäger, seine Verwandlung als Hund an den Höllenhund, sein schnelles Erscheinen an Odins und Thors Ritte und Fahrten. Die nordische Todesgöttin Hel, Loki's Tochter, ist es ohne

*) Bei Baden-Baden gibt es nicht nur eine Teufels-, sondern ihr gegenüber auch eine Engelskanzel, und die bezügliche Sage ist unter den schönen Fresken der Trinkhalle abgebildet.

Zweifel, welche in der Volkssage zu des „Teufels Großmutter" wurde. (Vergl. G. Roskoff, Gesch. des Teufels, 2 Bde., Leipzig, 1869).

Hexen und Feeen.

Es ist Thatsache, daß in der deutschen Sagenwelt die Stelle der Riesen, d. h. der gewaltigen Naturkräfte, oft von den Hexen, sowie in der keltisch-romanischen Sage von den Feeen, eingenommen wird. Es ist dies eine Stellvertretung, welche offenbar durch Fortschreiten der Civilisation bedingt wurde. Die letztere führte nämlich eine stufenweise Erhöhung des Geistes über den Körper mit sich; gleichlaufend mit Ausbreitung und Befestigung der Bildung, wurde der Körperkraft weniger und der Geisteskraft mehr Wirsamkeit zugeschrieben, wenn auch die Thaten der letztern dieselben blieben, wie die der erstern gewesen waren, nämlich staunenswerthes, mächtiges Schaffen sowohl als Zerstören.

Damit kehrte die Sage naturgemäß wieder zu dem Standpunkte zurück, den sie in den Erzählungen von den Zwergen eingenommen, nämlich zur Annahme hoher geistiger Gaben ohne großen, mächtigen Körper. Die Hexen und ihre keltische Modifikation, die Feeen, als Nachfolgerinnen der Riesen, haben jedoch nichts zwerghaftes; sie kämpfen nicht, wie die Zwerge, vergebens gegen die Uebermacht der Menschen an, sie dienen nicht, wie dieselben, den Menschen; sie trotzen vielmehr erfolgreich den Sterblichen und verfügen über deren Wohl und Wehe. Wie im Christenthum der Teufel an die Stelle der Riesen trat, so sind daher auch die Hexen und Zauberer des Teufels Begleiter und Untergebene. Ihr Ursprung reicht jedoch weit über das Christenthum in die altdeutsche Mythologie hinauf.

Uralt ist die Parallele zwischen den Tages- und den Jahreszeiten. Es liegt sehr nahe, den Morgen dem Frühling, den Mittag dem Sommer, den Abend dem Herbst und den Winter der Nacht zu vergleichen. Die wilden, dämonischen, schädlichen Naturkräfte, welchen die Riesen entsprechen, walten vorzugsweise im Winter oder sind einer winterartigen (d. h. kalten und unfreundlichen) Unterbrechung anderer Jahreszeiten ähnlich. Dem Winter analog ist die Nacht, und daher die den Riesen zunächst verwandten und sie substituirenden Machtwesen solche, welche die Nacht und das in ihr regierende Ge-

stirn, den Mond, bedeuten. Die Jahreszeiten wirken mehr auf die Körperwelt, die Tageszeiten mehr auf Gemüthsstimmungen; daher sind die Personifikationen jener groß und stark, aber wenig geistig begabt, diejenigen der Tageszeiten aber umgekehrt geistig hervorragend, körperlich nicht.

Die Nacht wird vom Monde und vom Sternenheer erhellt, und diese Erscheinungen sind so überwältigend in ihrer Mannigfaltigkeit, daß ihnen, mehr als der sich stets gleichbleibenden Sonne, Einfluß auf das Menschenleben zugeschrieben wird. Das Dämmerlicht, das die Gestirne der Nacht hervorbringen, abwechselnd mit völliger Dunkelheit, stimmt den Menschen mehr zur Annahme dunkler, räthselhafter, sein Leben regierender Mächte und Wesen, dämonischer Gewalten, als der helle Tag mit seiner blendenden Sonne, der kein Auge Stand hält, die keine Beobachtung gestattet. Am Tage arbeitet der Mensch und hat daher keine Zeit, über Räthsel des Lebens und der Welt nachzudenken; die Nacht ist daher die Periode, welche das Grübeln über Schicksal und Fügungen begünstigt, namentlich da der geheimnißvolle, zaubergleiche Schlaf und der diese Eigenschaften in noch höherm Maße besitzende Traum zu räthselhaften Beziehungen und Ideenverknüpfungen auffordern.

So wurde denn schon im Alterthum der Mond als ein auf das Schicksal der Menschen einwirkendes Wesen aufgefaßt. Das Auffallendste an diesem Weltkörper ist aber die Veränderung seiner Gestalt. Astronomisch genommen sind seiner Gestalten vier: Neumond, erstes Viertel, Vollmond und letztes Viertel. Dem Augenschein aber fallen blos drei Gestalten auf, entweder in der Weise: wachsender, voller und abnehmender Mond (den unsichtbaren Neumond nicht gerechnet), oder in dieser: leerer, halber (zu- oder abnehmender) und voller Mond. Daraus ergab sich von Alters her entweder eine dreifache Gestalt des Mondwesens oder seine Zertheilung in drei Gestalten oder Personen.

Beispiele sind die dreileibige Hekate einerseits, und anderseits die Kleeblätter der Eumeniden oder Erinnyen (Furien), Gorgonen oder Phorkiden, Moiren (Parcen) und Chariten (Gratien). Nicht weniger gehört der Wettstreit der drei Göttinnen Hera, Athena und Aphrodite vor Paris, d. h. der Mondgestalten vor der Sonne, in diesen Anschauungskreis. Im deutschen Märchen erhielt sich derselbe in den Ge-

stalten von Ein-, Zwei- und Dreiäuglein, und in vielen anderen Dreizahlen von Geschwistern, unter denen zwei mißgestaltete oder boshafte die dritte, schöne und gute, demüthigen und verfolgen. Es sind die unvollkommenen Mondgestalten, welche neidisch auf den Vollmond sind, der sie aber gehörig beschämt. Hierher gehört namentlich Aschenbrödel (Aschenputtel) das auch in Island ähnlich erzählt wird. Zu einem ganzen Volke wurden die Mondgestalten in den Amazonen, welche in der einen Brust (der Mondgestalt) und dem mondförmigen Schilde ihre Bedeutung als Nachtwesen, bei welchen das männliche Element (Tag und Sonne) unterdrückt ist, verrathen.

Bekanntlich hat auch der Norden seine Amazonen, die Valkyrjar, Walachuriun, Walküren, welche der Schlacht vorstehen, den Kämpfern weissagen, ihnen Sieg oder Tod bringen. Sie reiten in den Krieg und geleiten die Gefallenen nach Valhöll (Walhalla). Auch blieben sie Jungfrauen. Wöluspa nennt ihrer sechs, Grimnismal dreizehn, was sich auf die Mondumläufe des halben und ganzen Jahres beziehen muß. Dessenungeachtet können die Walküren auch (Simrock d. M. S. 344) auf die Wolken, und später auch auf Mächte des Seelenlebens bezogen worden sein.

Die bleibendste Bedeutung unter diesen Gestalten behielten die Schicksalsgöttinnen (Moiren): Klotho, welche den Faden des Lebens spann, Lachesis, welche ihn hielt und Atropos, welche ihn abschnitt. Ganz ihnen entsprechend sind die nordischen Nornen, Nornir: Urdhr, das Gewordene, Verdhandi, das Werdende und Skuld, das werden Sollende, Künftige. Sie sitzen an dem Brunnen bei der heiligen Esche, bestimmen jedes Menschen Lebenszeit, fällen über Jeden ihr Urtheil und werden als Spinnerinnen des Lebensfadens vorgestellt, wie die Moiren. Sie sind, sagt Simrock, göttlichen Ursprungs, aber bei Riesen auferzogen, sie sind älter, als die Götter selbst, weil diese altern. In der Norna-Gest-Saga heißen sie Völvur oder Spâkonur; zwei von ihnen beschenken das Kind mit brennenden Kerzen, die Dritte wünscht ihm nicht längeres Leben, als die Kerze brennt, worauf die erste sie löscht und aufbewahrt.

Diese drei verhängnißvollen Spinnerinnen leben denn auch unsterblich, wenn schon in verblaßtem Bilde, in den Sagen und Märchen des Volkes fort. Man vergleiche Grimm's Märchen „die drei

Spinnerinnen," sowie „Frau Holle und die zwei Mädchen" mit den entsprechenden bei Bechstein und Panzer und folgenden Sagen:

(572.) Es war in alten Zeiten, als Aare sangen, heilige Wasser rannen von Himmelsbergen, da hatte Borghild Helgi den Muthgroßen geboren in Bralundr. Nacht war in der Burg, Nornen kamen, welche dem Edeling das Alter bestimmten. Diesen Fürsten begabten sie, der Kühnste zu werden und der Könige bester zu dünken. Sie schnürten mit Macht die Schicksalsfäden, da brachen die Burgen in Bralundr; sie breiteten aus goldene Fäden, und festigten sie mitten unterm Mondessaal. Sie bargen östlich und westlich die Enden, da hatte der König das Land in der Mitte (Edda, das erste Lied von Helgi dem Hundingstödter).

(573.) Im 158. Kap. der Nialssaga sieht Dörrudr durch eine Felsenspalte singende Frauen an einem Gewebe sitzen, wobei ihnen Menschenköpfe als Gewicht, Därme zum Garn und Wift, Schwerter zur Spule, Pfeile zum Kamme dienen. In ihrem schauerlichen Gesange bezeichnen sie sich selbst als Valkyriur und ihr Gewebe als das für den Zuschauenden. Zuletzt zerreißen sie es, besteigen ihre Pferde und sechs reiten gen Süden, sechs gen Norden (Grimm).

(574) Auf der Leewasserbrücke unweit Ingenbohl und Brunnen im Kanton Schwiz sieht man zuweilen Mitternachts eine Spinnerin sitzen und spinnen, das Rad Silber, der Flachs Gold, ihr Auge funkelnd, ihr Gesicht weiß. Führt man Mädchen, die nicht gern spinnen, ihr zu und sie thun ungeberdig und wenden sich ab, um sie nicht zu sehn, so bleibt ihnen der Kopf verdreht (Reithard, Gedichte und Sagen aus der Schweiz).

(575.) In Thüringen lebt die Sage vom spinnenden Mädchen am Brunnen und der Spindel, wo jedoch die böse Schwester, der sie den Verlust klagt, sie in den Brunnen stürzt. Auf das weite Feld gekommen, findet sich ein weißes Männchen bei ihr ein und dann begleitet sie ein „Barbel" mit Geige und Sang. Eine rothe Kuh bittet sie, sie zu melken, da die Milch sie drücke, und endlich gelangt sie zu einer prachtvollen, vielthorigen Stadt, wo das Männchen sie fragt, ob sie hinein wolle durch das Gold- oder das Pechthor. Sie wählt bescheiden letzteres und wird geführt durch ersteres, wo alles von Golde leuchtet und ihr Antlitz schön und ihre Kleider vergoldet werden. Weiter: ob sie im weißen oder schwarzen Hause wohnen wolle. Gleicher Erfolg. Endlich: ob sie mit den schönen Spinnerinnen Goldflachs spinnen und essen oder mit Katzen und Schlangen speisen wolle? Sie schweigt und kommt zu jenen und endlich durch das Goldthor, von einem andern Männchen begleitet, golden heim, wo der gelbe Hahn sie ankündet. Die Schwester geht auch, folgt einem schwarzen Männchen, begehrt durchs Goldthor und kommt durch das pechige in einer Nebelwohnung zu Schlangen, Kröten und Katzen, wo sie weder Nachts noch Tags Ruhe findet (Panzer).

(576.) Auf der Altenoren-Alp im Glarnerlande trieben Geister ihr Unwesen. Namentlich saß auf dem Käsboden im „Heuet" jedesmal, wenn der Knecht des

Alpbesitzers mit einer Heubürde auf den Gaden ging, im Heuloch eine Jungfrau, mit Stricken beschäftigt, die ihm, so wie er die Leiter aufstieg, jedesmal die Bürde auf den Gaden hinein „stürden" half. Als er das einst einem andern Knecht, welcher das Heu zusammen rechete, erzählte, erklärte dieser, er wolle jetzt einmal tragen und die Jungfer etwas anrühren. Als er dem Gaden zuging, saß diese wie gewöhnlich im Heuloche, rückte jedoch nicht vom Platze, als er die Leiter hinanstieg, zerkratzte ihm, als er sein Vorhaben muthwillig beginnen wollte, tüchtig das Gesicht und warf ihn die Leiter hinunter, daß ihm das Spaßen verging (Jost Zweifel im Hof, im Linththale).

(577.) Nahe bei Kissingen in Unterfranken stand die Burg Botenlauben, worin einst drei Schwestern in die Tiefe versanken. Sie ließen sich zuweilen sehen: Zwei kreideweis, die dritte halb weiß halb schwarz, mit einem Geißfuße. Nur die Zwei waren gut, die Schwarze böse: bei Kindtaufen war die letztere immer dem Kinde feindlich. Sie wohnten auch Hochzeiten und Begräbnissen bei; ja sie zogen in den Krieg, ritten auf Pferden und thaten mehr als die Helden (Panzer).

(578.) Zu Ober-Larg im Elsaß steht ein seit längerer Zeit unbewohntes Haus, von dem die Sage geht, es seien drei Spinnerinnen drinn, die unaufhörlich fortspinnen. Drei Buben aus dem Dorfe wollten sie einst sehn und gingen in das Haus bis auf den Speicher. Da saßen nun wirklich die drei und spannen so schnell, daß die Räder ganz feurig wurden. Die, welche in der Mitte saß, war viel größer als die zwei anderen, und ihr langes Haar fiel zu beiden Seiten über die Schultern herab (Wolf Zeitschr. f. d. Mythologie I. Bd. S. 401).

(579.) Das Städtchen Ziegenhals in Schlesien hieß einst „goldenes Eck", „goldener Eckstein" und hatte den Namen wohl vom Schlosse, welches drei Schwestern bewohnten. Diese nämlich seien so reich gewesen, daß sie ihr Geld, statt zu zählen, mit Gefäßen maßen.

Nun wollten sie einst theilen. Das machten sie so: Eine von ihnen, welche blind war, sollte jedesmal mit der Hand über das Gefäß fahren, ob es voll sei. Sobald jedoch die Reihe an sie kam, hatten sie das Gefäß umgestürzt, so daß nur der Boden mit Golde bedeckt war.

Nach der Theilung trennten sich die Drei und die Blinde verließ das Schloß. Als sie aber die Schloßbrücke kaum überschritten, vernahm sie hinter sich ein lautes Getöse. Als sie zurückkehrte, um zu erfahren, was vorgefallen, fand sie keine Spur mehr vom Schlosse; es war mit den falschen Schwestern in den Grund versunken, wo ihre Schätze noch sind (Ueber Land und Meer, V. Bd., 1861, S. 131).

(580.) Lambrechtofenloch heißen bei Lofer in Tirol mehrere in den Felsen sich verbreitende Gänge, wo sich vor Altem drei sehr reiche Schwestern aufhielten, die eine davon blind, die dritte, die Böse, halb schwarz, halb weiß. Als die zweite starb, betrog die Böse die Blinde beim Theilen des Schatzes, indem sie, wenn sie den Theil für diese machte, den Metzen umkehrte und dann blos den

Boden bis an den Rand mit Golde füllte und die Blinde mit der Hand d'rüber wegstreichen ließ, zum Beweise, es sei voll; für sich füllte sie den Metzen ganz. Dafür mußte die Böse büßen (Panzer).

(581.) Bei Alpenburg S. 188 theilen drei Schwestern von Lofer nach des Vaters Tode, und zwei betrügen die jüngste, blinde: Dafür werden sie nach dem Tode zu schwarzen Hunden mit glühenden Augen und kommen in jene Höhle. Bei Zingerle 1859 S. 221 heißt es blos, die zwei Bösen seien bestraft worden und müssen „im Loferer loche" den Schatz hüten, bis Jemand ihn hebe. Wer hinein komme, finde eine Truhe voll Geld, von einem Hunde mit feurigen Augen bewacht. Die Jungfrauen lassen sich öfter, besonders in den heiligen Zeiten, sehen; die welche der Erlösung näher sei, zeige sich halb schwarz halb weiß.

(Die blinde Schwester ist natürlich immer der unsichtbare Neumond, die halb schwarze und halb weiße der Halbmond, die ganz weiße der Vollmond).

(582.) Die drei heiligen Jungfrauen, bald genannt St. Anbetta, Gwerbetta, Villbetta; bald Ainpet (Einbeth), Wolbett (Warbeth, Worbetta), Wilbeth (Firpet), bald Aubet, Guerre und Cubet oder Aubeta, Carona und Bavina verehrt zu Meransen in Tirol, in Ober- und Niederbaiern, Worms, Straßburg und anderswo, gelten bald als aus der Zahl der elftausend Jungfrauen der heiligen Ursula, welche, verfolgt von Attilas Horden in Meransen Zuflucht gefunden, wo man eine Quelle und einen Kirschbaum zeigte, die auf ihre Bitte entstanden seien und zu denen man in Schlehdorf, besonders zu Pestzeit, namentlich Nachts in Prozession mit Fackeln wallfahrtete, bald als bloße Gebetsymbole (Ein- oder Anbet, Wohlbet, Vielbet). (Panzer). Bald heißt es, auf dem am Kochelsee liegenden Hügel sei einst ein Kloster gewesen, früher ganz im Wasser und darin haben drei Jungfrauen gewohnt, zwei davon weiß, die dritte schwarz mit weißem Schleier, von einem Hündchen begleitet. Im Berge bei Schlehdorf war eine ihnen gehörende Goldader. Sie spannten von ihrer Kapelle bis nach dem eine Stunde entfernten hochliegendem Fels bei Ohlstadt, genannt die Fesch, ein Seil (Panzer).

Eine Sage versetzt sie in den Karlsberg unweit der Würm in Ober-Baiern als drei sehr schöne Jungfrauen, auf Erlösung harrend, in der heiligen Nacht bei Lichtern singend, einen Hort hütend, auch in Schlangengestalt durch Küssen zu erlösen (vergl. Nr. 8 und 41).

Im Wormser Dome zeigt man drei Bilder, gekrönte Töchter eines burgundischen Frankenköniges mit den Namen St. Einbede, St. Warbede, St. Villebede von den Hunnen gemartert (Panzer).

Auch in der alten Peterskirche in Straßburg zeigte man ihre Gräber, als Ursulas und nachher Aureliens Gefährtinnen (Zingerle).

(583.) Im Elsaß und in Basel sind Chrischona, Ottilia und Margaretha bald Töchter eines Ritters auf Mönchenstein, bald auf Pfeffingen, auf Pfirt, bald auf den drei Schlössern Rapoltstein. Im Langenholz, zwischen Werenzhausen und Hagenheim gehören sie unter die elftausend Jungfrauen der heiligen Ursula, und ihre drei Gräber, nahe an einem „Römersträßchen", sind ein uralter

Wallfahrtsort mit Votivzeichen. In Altkirch heißen sie Mechtund, Chunegrund, Wibrand, in Frauenroth Pellmerge, Schwellmerge und Krischmerge. Die drei Erstgenannten winkten sich einander Tags mit einem Schnupftuche, Nachts mit Lichtern und riefen sich durch ein Sprachrohr zu (Elsaß. Volksbüchlein von Aug. Stöber).

(584.) Im kleinen Dorfe Schildturn in Niederbaiern ist mitten im dreizehnten Jahrhundert die Kirche gebaut und unter andern zur Ehre der drei heiligen Jungfrauen aus der Gesellschaft der heiligen Ursula: Ainbeth, Barbeth, Willbeth" eingeweiht worden. Ein Altarbild, späterer Kunst, zeigt die Mittlere weiß gekleidet, die andere im blauen Mantel, die dritte im rothen. Man wendet sich in allen Nöthen an sie, namentlich unfruchtbare und gebärende Frauen, und weiß von Hilfe in Pest (Panzer).

(585.) Vor vielen hundert Jahren kamen drei Jungfrauen in die Gegend von Langenaltheim in Mittelfranken, wo sie sich, da noch alles Wald war, verirrten. Sie gingen drei Tage herum, ohne einen Ausweg zu finden; da hörte die Aelteste, Adelheid, ein Glöcklein läuten und ging mit den Schwestern Adelgard und Laura dem Tone nach und aus dem Walde. An dessen Ende trafen sie einen großen Birnbaum voll reifer Früchte und unter ihm einen klaren Brunn. Beide erquickten sie. In der Nähe lagen einige Häuser und ein Kloster, Langenhaid. Sie fanden hier gastliche Aufnahme und bauten an der Stelle des Baumes und Quells eine schöne Kirche, unter deren Altare sie begraben sein sollen. An der Kanzel sind ihre Bildnisse, die Aelteste mit aufgehobenem Finger, in langem scharlachrothem Kleide, mit Gold gestickt und schwarzem Talar, ebenfalls mit Golde, die Haare fliegend, der Schleier weiß; die zwei Jüngeren in betender Stellung, die Kleider himmelblau, die Talare schwarz, alle drei mit kostbaren Ringen und Halsgeschmeide (Panzer). — (Das blaue Kleid bezieht sich ohne Zweifel auf den Himmel, das rothe auf Morgen- und Abendroth, das schwarze auf die Nacht, der weiße Schleier auf den Tag).

(586.) Ein Herzog und eine Herzogin waren lange verheirathet, ohne ein Kind zu bekommen, so sehr sie eines wünschten. Da traf die Herzogin, als sie in einem Nußwalde lustwandelte drei hochgewachsene schwarzgekleidete Weiber, fragte sie wie sie heißen und erhielt die Antwort: sie nennen sich Blák ápur, d. h. Schwarzröcke; wie sie heiße, brauchen sie nicht zu fragen, da sie dies recht gut wissen und auch was ihr fehle und wie zu helfen sei. Sie solle an den nahen See gehen und einen Fisch essen, den sie dort finden werde. Zur Kindtaufe wollen sie dann alle drei eingeladen sein. Die Herzogin that alles und gebar zur Zeit ein wunderschönes Mädchen. Sogleich ließ sie Alles zum Empfange der drei Schwestern herrichten; aber die Schaffnerin versah es und legte nur zwei Gedecke auf den Tisch. Die Schwarzröcke erschienen, aber die Jüngste ging leer aus, und als die zwei Aeltern dem Kinde den Namen ihrer eigenen Mutter Märthöll beigelegt und ihm eingebunden hatten, es solle schön werden wie die Sonne, nur goldene-Thränen weinen und einen Königsohn zum Manne gewinnen, fügte die Jüngste bei, Märthöll solle in der Brautnacht ein Sperling werden

und in den ersten drei Nächten nur je eine Stunde die Sperlingshaut ablegen, auch ewig Sperling bleiben, wenn ihr nicht innerhalb dieser Frist die Zauberhaut abgenommen und verbrannt werde.

Märthöll wurde wirklich wunderschön, alle ihre Thränen waren rein Gold und ein Königssohn kam, um sie zu werben. In der Nähe des Königshofes lebte ein altes Paar; die Frau war die Amme Märthölls gewesen und ihre Tochter Helga war ihrer Milchschwester sehr zugethan. Deshalb zog sie mit Märthöll und dem Königssohne weg. Um dem Fluche auszuweichen, suchte Märthöll Helgen an ihrer Stelle dem Gatten unterzuschieben; der jedoch, Verdacht schöpfend, schlug beide Frauen, Beide weinten, aber nur der rechten Braut Thränen waren Gold. Dennoch gelang den Beiden in der Nacht die Vertauschung, und Märthöll wurde zum Sperlinge, während Helga statt ihrer in des Königssohnes Armen ruhte. Aber letztere war nicht im Stande, dem argwöhnischen Manne über Nacht ein Tuch voll Gold zu weinen; da stach sie ihm einen Schlafdorn (svefnthorn) ein, ging auf die Heide und rief: „Komi, komi Maerthöll, komi min vina, komi ljósa maer á ly eggötu; eg á ad gjalda, en grata ekki má (Komme, komme Märthöll, komme meine Freundin, komme glänzendes Mädchen auf die Heidegasse; ich soll Gold gelten und ich kann es nicht weinen) — Da kam der Sperling, weinte in menschlicher Gestalt eine Stunde lang lauteres Gold und flog als Sperling wieder davon. Helga kam am Morgen und lieferte ihr Gold ab. So ging es in der zweiten und dritten Nacht; in letzterer hatte Helga den Schlafdorn nicht fest genug gesteckt, der Königssohn war im Schlafe unruhig, der Dorn fiel aus und er erwachte. Als er seine vermeinte Frau weg schleichen sah, folgte er ihr unvermerkt und ward Zeuge ihrer Begegnung mit Märthöll. Nun sah er den Zusammenhang der Sache ein, sprang eilig hinzu, erfaßte das abgeworfene Sperlingshemd und verbrannte es. Damit war der Zauber gelöst (Maurer, Isländische Volkssagen).

(587.) Zur Heidenzeit standen die Heilquellen Badens im Schutze dreier weißer Frauen, die man selten ansichtig wurde. Geschah was, das ihnen mißfiel, Unreinlichkeit und dergl., so blieb das Wasser aus bis sie es wieder rinnen ließen. Besonders widmeten sie ihre Aufmerksamkeit dem „Verenabade." Wer sie erblickte, wurde nie wieder krank. Man nannte sie „die drei Mareien (Kohlrusch).

Jetzt ist das St. Verenabad jenes geräumige, gegen hundert Personen fassende in Baden, welches die Armen aller Kantone benützen, aber heimlich auch junge Frauen, die nicht gebären können. Im Mittelpunkt ist auf einer Säule ihr hölzernes Bild, überm Haar eine hohe Flitterkrone mit stets frischem Blumenkranze.

(588.) In der Rückwand des Frauenaltares zu Winterbach in Schwaben stehen drei etwa zweihundert Jahre alte Frauenbilder: Maria Salome, Maria Magd. und M. Kleose. Das Volk nennt sie „die drei Majen" (Panzer II. 153).

Bei Eichstädt liegt an der Altmühl der Mojehof, ein uralter Name, dessen Bauer Moiebauer heißt, der Wald das Moieholz, worin „das Moiaweible"

am Brunn sich zeigt, klein, schneeweiß, einen Schlüssel tragend (Panzer II. 151).

Ein Moiehof ist bei Ziemetshausen und ein Maienholz. Ebds. 152.

Aber in sehr alten Glossen wird lamia und ulula übersetzt „Holz muoja", worin Grimm unrichtig sehen möchte „die muhende." S. 401.

(589.) In Aislingen bei Dillingen brennt nie mehr als ein First ab. Das dankt das Dorf den drei Majen, Jungfrauen, die das Dorf auf allen Vieren umkrochen. Früher war ein Stein errichtet, auf welchem „die drei Majen" ausgemeiselt waren und betete man alle Sonntage in der Kirche zu ihrem Andenken (Panzer).

(590.) Bei Frickenhausen im Neuffenerthale zwischen Neuffen und Nürtingen, am Kaibrunnen hörte man drei schneeweiße Frauen, genannt „Nonnen"*) oft singen, und sah sie in den Weinbergen umhergehen, besonders die eine, die sich nicht selten allein zeigte. Kam aber ein Mensch auf sie zu, so flohen sie immer in den Wald. Regelmäßig erschienen sie am weißen Sonntage (Meier).

Daran schließen sich die den nämlichen Inhalt bergenden Reime, mit welchen in süddeutschen Landen seit uralter Zeit die Kinder beschwichtigt und belustigt werden.

(591.) Riti reiti Rößli,
z' Bode stoht e Schlößli,
z' Bode stoht e guldi's Hus,
es luagend drei Jungfraue**) drus;
die Erst spinnt Side,
die ander schnezzlet Chride***)
die dritt goht zum Gloggehus (oder Sunnehus)
und loht die heilig Sunnen us****)
Sunne, Sunne chum bald wieder,
Schatte, Schatte, leg di nieder.

---

*) Korruption aus „Nornen."

**) Andere: drei Mareie.

***) Andere: die andere wickelt Weide,
oder: die zweite lernt geigen.

****) Andere

Die erst spinnt Sida,
die zwoat glorifigat (singt Lob)
die dritt thuat 's Thöarle uf
und loht 's hoalig Sünneli us.

(Vonbuns Vorarlb.-Sagen 1850, S. 66).

Oder:

Die dritte geht an's Brünnchen,
findt ein goldig Kindchen.

(592.)

's Sünneli schint,
's Vögeli grint,
's hocket unterm Lädeli,
's spinnt e Sidefädeli.
's spinnt en lange Fade,
er langet bis go Bade,
vo Züri bis uf Hauestei,
vo Hauestei bis wiedrum hei.
z' Rom ist es guldigs Hus,
lueget drei Mareie drus,
die eint spinnt Side,
die ander schnäzlet Chride,
die dritt spinnt Hoberstrau,
die viert ist eusi liebi Frau,
si sizt ennet a der Wand,
hät en Oepfel i der Hand;
si goht dur ab zum Sunnehus

Oder:

Die dritte sitzt am Brunnen,
hat ein Kindlein gfungen (Panzer).

Häufig:

Eins spinnt Seiden,
eins wickelt Weiden,
die andre geht ans Brünnchen,
findt ein goldig Kindchen. —

Liabi Frau, mach's Thürl auf,
laß die liabi Sunn herauf,
laß in Regen drina,
laß in Schnee vabrina!
Sunn, Sunn, kumt,
die Engelein falln in Brunn.

(Kinderreigen um Preßburg in Wolfs Zeitschr. 2, 192.)

Oder:

Die ein' spinnt Seide,
die ander spinnt Roiste,
die dritt spinnt Haberstrau. —

Oder:

Die erst spinnt Seiden,
die zweit lernt's Geigen,
die dritte zieht's Lädle auf,
läßt die heilig Sonne nauf. -

(Meiers Schwäb. Kinderreime).

und loht di heilig Sunnen us
und loht de Schatte dinne
für ihri liebe Chline,
und wemmer s' g'hört singe,
chömmet alli Engel z' springe.

(Rochholz Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz).

(593.) Ridde, ridde Roß,
ze Basel steht e Schloß,
ze Basel steht e Herrehüs,
Gücke drei scheni Jungfern — n — erüs,
d' ein spinnt Side,
d' ander dräit Wide,
d' dritt schnit Howerstroh,
s' Kindel machts au eso (Straßburg).
Ridde, ridde Reßle,
z' Basel steht e Schleßle,
z' Rom steht e Glockehüs,
's luege schene Jungfre drüs:
Eine spinnt Side,
d' andre gäle Wide,
d' dritte spinnt's klore Guld,
d' vierte — n — isch mim Kindle huld.

(Mühlhausen).

In Gebwiler dazu:

's isch en Engele — n — an der Wand,
hat e roder Aepfel in dr Hand.

Es darf nicht in Verwunderung setzen, daß in diesen Versen die drei Jungfrauen auch „Mareien" genannt werden. Maria trat überall an die Stelle heidnischer Gottheiten und Heroinen, und so auch der Parcen (s. Nork Myth. d. Volksf. S. 888), wie sie auch an die der Feen und Hexen trat s. oben).

Das Nämliche, nun, was die antiken Moiren und die nordischen Nornen sind die keltisch-romanischen F e e n. Offenbar vom lateinischen fatum, Schicksal, ist das italienische fata, französisch fée (wie aus amata, aimée u. s. w.) gebildet.

In Schottland, wo der Feeenglaube sehr reich an Sagen ist, ertheilt man diesen Wesen sowohl gute als böse Eigenschaften, je nachdem sie versöhnt oder gereizt werden. Zu Appenzell in der Schweiz ist F e i ein Schimpfwort für eine ausschweifende Weibsperson geworden. Aus T i r o l erzählt A l p e n b u r g mehrere hübsche Feeen- oder Faien-Sagen. Im schweizerischen E n g a d i n (romanischer

Sprache) spielen die Dialas, Feas, Fedas, Nymfas dieselbe Rolle, und helfen übrigens den Menschen ganz in derselben Weise wie die Zwerge. Die Feeen erscheinen gewöhnlich in der Zahl von drei, sieben oder dreizehn, von denen die letzte, wie Atropos und Skuld, einen unheilvollen Einfluß auf das Schicksal, gegenüber dem heilsamen der übrigen, ausübt. Bekannt ist in dieser Beziehung das wunderliebliche Märchen vom Dornröschen, wo auch die verhängnißvolle Spindel der Schicksalsspinnerinnen ihre Rolle spielt. Die guten Feeen beschenken die Kinder mit Tugend, Schönheit, Reichthum und allem Glück, die bösen mit frühem Tod oder mancherlei Unheil. Diese ihre Einwirkung auf das Schicksal hat denn auch mannigfache Verwechslungen und Verschmelzungen der Feeen mit den Nixen, mit den Elfen, mit den Riesinnen und endlich mit den Hexen herbeigeführt.

Der Letzteren, der im volksthümlichen Verstande genommenen Hexen, Vorbilder im klassischen Alterthum sind die dämonischen Zauberweiber: Medeia, die Weberin flammenden Gewandes und Kindermörderin, die auf dem Drachenwagen in die Lüfte fährt. Ino, welche Unfruchtbarkeit im Lande bewirkt und ihre Stiefkinder tödtlich haßt und verfolgt, Kirke, welche Menschen in Thiere verwandelt, Kalypso, welche die Wanderer verzaubert Die Alten kannten auch ein gespenstigs Weib, Empusa, welches, von der Nachtgöttin Hekate gesandt, auf einem Beine sich bewegte und allerlei schreckbare Gestalten annahm. Alle diese Gestalten versinnbildlichen die durch ihre veränderte Temperatur Krankheiten befördernde Nacht, besonders im Winter, und nicht minder den wegen seiner Einwirkung auf Gesundheit und Krankheit, Fruchtbarkeit und ihr Gegentheil u. s. w. berufenen Mond.

All dies kommt nun auch den nordischen Hexen zu. Wir halten uns nicht bei der Etymologie dieses dunkeln Wortes auf. Ebenso unterlassen wir ein näheres Eingehen auf das Hexenwesen und die Hexenprocesse, welche tragischen Erscheinungen, dem Volke zum Verbrechen gewordene Erinnerungen an seine alten heidnischen Culte, in des Verfassers Kulturgeschichte der neuern Zeit Bd. I (Leipz. 1870 S. 332 ff.) ausführlich behandelt sind. Bereits unter den Thiersagen haben wir oben öfter Gelegenheit gehabt, der Hexen und ihrer Verwandlungen in mancherlei Thiere zu gedenken, ebenso bei Anlaß der Nixen und Zwerge, noch mehr aber der Riesen. Die

Hexen wirken gleich den Nornen auf das Schicksal der Menschen und gleich den Walküren, von deren Rossen Thau und Hagel niederträuft, auf die Fruchtbarkeit der Felder ein; daher sind sie Geistesriesinnen und vermögen Alles, denn sie sind ja Himmelsmächte; ihre Versammlungen bei Nacht, unter des Bösen Vorsitz, zu welchen sie durch die Luft und den Höhen zu reiten, bedeuten natürlich nichts anderes, als die nächtliche Versammlung des schwebenden Sternenheeres. Wenn dann Mädchen und Frauen wegen Unfleißes im Spinnen, dieser Beschäftigung der Nornen, oder wegen Tanzens in den Mond versetzt werden, so sind sie eben abgeblaßte Mondgöttinnen. Geschieht dasselbe Männern (besonders wegen Holzdiebstahls), so trägt hieran das germanische Genus des Mondes die Schuld (der Mann im Mond). Mit der körperlichen Plumpheit der Riesen ist den Hexen daher auch die geistige Unbeholfenheit genommen. Die verschiedenen Modifikationen, in welchen sie das dichtende Volk auftreten läßt, erscheinen anschaulich in folgenden ausgewählten Hexensagen:

(594.) Ein König in England hatte zwei Töchter. Die ältere lud die jüngere an den Strand, jene ist schwarz wie die Nacht, die jüngere schön und glänzend wie der Tag. Die letztere geht voraus, die andre folgt und stößt sie ins tiefste Meer. Die Jüngere bittet, ihr ans Land zu helfen und bietet ihr das rothe, goldne Band. Jene weigerts, da sie das Band ohnehin erhalten werde. Dann den rothen, goldnen Kranz, endlich den Bräutigam. Dieselbe Antwort. Da finden Fischer in finstrer Nacht die schneeweiße Leiche und bringen sie zu Lande. Ein Harfner bildet eine Harfe daraus, aus der schneeweißen Brust den Klangboden, aus den Fingern die Schrauben, aus dem Goldhaare die Saiten. Er nimmt die Harfe und spielt darauf im Hochzeithofe vor dem Brautpaare die untreue That. Am folgenden Tage büßt die Braut auf dem Holzstoße (Volkslieder der Schweden, aus der Sammlung von Geyer und Afzelius, von Mohnike, 1830, S. 23).

(595.) Auf dem Hundsrücken, der sich in nordöstlicher Richtung vom Rothsee bei Luzern bis Buchrain hinzieht, lebte einst ein böses Weib, so bös, daß ihr Mann sie verließ, in den Krieg zog und dort umkam, wie er gewünscht hatte. Jetzt war sie wieder ledig und konnte sich wieder verheirathen, fand aber keinen Freier, weil Jedermann sie fürchtete. Sie schrieb die Ursache ihren zwei Töchterchen zu, beschloß sich ihrer zu entledigen und nahm sie im rauhesten Winter in den Wald, wo sie sie, trotz Weinen und Bitten, verließ. Daheim fragte sie die Nacharen, ob sie sie nirgends gesehen haben; man suchte, fand aber nichts, bis ein Holzhacker die Armen todt im Schnee entdeckte. Sie aber, die noch immer keinen Mann fand, wurde, als der Winter wieder erschien, wahnsinnig, lief in jenen Wald, rief wild ihre Namen und kratzte sich die Finger in Schnee und Eise blutig, die Kinder zu finden. So starb sie.

Nun sieht man in dunkeln und kalten Nächten Wald und Klüfte durchirren; kommt aber die Zeit wo Schnee alles zudeckt und die Kinder umkamen, so hören Holz suchende Kinder oft ganz nahe ein Stöhnen und Ächzen, bald ein jammervolles Schreien, und eilen unterm Rufe: „das Nacht-Huri kommt" („das Huri" heißt im Emmenthal die rufende Nachteule) entsetzt nach Hause (Kas. Pfyffer, der Kanton Luzern, I. Theil, S. 236).

(596.) Unterhalb Volmarstein am Ufer der Ruhr liegt eine steile Felswand, „der hage Stein," wo sich oft zwei weiße Jungfrauen sehen ließen. Sie wandelten, gewöhnlich vor Mitternacht, schweigend am Ufer hinauf bis zum Wietkamp, gingen dann wieder hinab und verschwanden. Als einst ein Hirt, der mit seiner Heerde am Wietkamp lag, sie so wandeln sah und ein gewaltiges Rasseln, wie von Eisenketten, hörte, nahm er eine Kuhkette, rasselte damit ebenfalls und rief: „dat kan ik wol bêter." Augenblicklich stürzten sich die Jungfrauen auf ihn los und drehten ihm das Genick um (Kuhn in Hagens Jahrbuch IX. 99, 100).

(597.) In Framsrüte (Gemeinde Walzenhausen) bemerkte der Bauer Kasp. Sturzenegger, daß seine Kühe plötzlich rothe Milch gaben. Auf den Rath eines Mannes, dem er dies klagte, hieß er seine Frau Buchenholz ins Heerdloch legen und verbrennen, bis der Pfannenring roth sei und er wieder aus dem Stalle komme, worauf er auf die Glut von der rothen Milch goß. Bald darauf vernahm er, ein Weib in Striland, einer Anhöhe auf der Grenze zwischen Walzenhausen und Wolfhalden, liege verbrannt voll Blattern auf den Tod. (Erzählte mir Sturzeneggers 70 jährige Tochter Frau Urs. Kellenberger in der Held, Gemeinde Walzenhausen, 1870).

(598.) Ein Weib in „Kilchenrüti" (Appenzell), wo obiger K. Sturzenegger Knecht war, brauchte unter ihrer Schürze mit der Hand nur gewisse Manipulationen zu machen, um Butter in Fülle herzuzaubern, die sie natürlich anderen Leuten aus den Töpfen nahm (Erzählte Dieselbe).

(599.) Eine andere (vielleicht noch junge) Hexe, erzählt man in Walzenhausen, die ebenfalls ihrer Nachbaren Butter in ihren Besitz zu bringen verstand, vergaß sich einmal in der Zauberformel; sie sagte ein Wort zu viel, worauf nicht nur ihr „Buder" (Butterfaß) sogleich überlief, sondern (wie in Goethe's Wasserholen durch den Besen) die ganze Stube voll wurde, so daß die nächsten Hexen und Hexenmeister herbeiliefen und sie tüchtig straften (Erzählte Dieselbe).

(600.) Eine Hexe wollte ihren Mann in die Ordensgeheimnisse einweihen und lehrte ihn, wie er das „Steckli" salben und durch den Kamin auf den Misthaufen fahren solle. Dort habe er auszurufen:

Ich stehe auf dem Mist,
und verlasse den Herrn Jesus Christ.

Statt dessen rief er jedoch, sobald er unten anlangte:

Ich stohna uff em Mist
und verschlaha was 's Tüfels ist.

Damit schlug er die Hexe todt. (Erzählte Dieselbe).

(601.) Christian Not von Riedgarten, Pfarrei Rechthalten im Kanton Freiburg, ging einst im Frühling vor Tag nach Plasseyen und dann in die Berge, wo er in einem „Vorsatz“ (Mai- oder Vorsäß') etwas zu thun hatte. Bei Tagesanbruch befand er sich zu Ruffenen hinter Plasseyen, wo noch Alles schlief. Er setzte den Weg still gegen den Ries- (Kies-) grund des Ruffenenbaches fort, vernahm oben im Schuttbette des letztern brummende Töne, die sich näherten, und erblickte endlich eine häßliche, zerlumpte Weibsgestalt, welche in einem fort sang:

West' und Hosen,
Knöpf (Knospen) und Rosen,
Spiel und Karten,
Speck und Schwarten,
Kraut und Ruben,
Meitschi und Buben,
Roß und Rinder,
Weib und Kinder,
Hühner und Hähndel,
Säck und Bändel,
das giebt sich zusammen
wie Herren und Damen.

Als Not über den Bachsteg war, wanderte das Weib, immer im Brummbasse singend, eben unter demselben durch, nach der Sense eilend, über welche sie huschte und dann gegen die Vorsäße von Guggisberg.

In der „Kräutera“ oder „Schwarzenburgera“ hatte sie das Sennwesen so bezaubert, daß im Mai nicht mehr gekäset und geziegert werden konnte. Die Guggisberger ließen den Zauberbanner Brünacker kommen, welcher die Hexe herbannte und unter den Schwellen des Milchgadens etwas wegnehmen ließ, das sie dort hingelegt hatte. Sogleich konnte wieder gesennet werden.

Ein Plasseyer hatte sie, als sie den Bann gespürt, über Ruffenen hinunter eilen und von Schweiß triefend, ohne Strümpfe und Schuhe auszuziehen und ein Wort mit Jemanden zu reden, mit einem Sprunge über die Sense setzen sehen (Kuenlin).

(602.) Zwei Knaben gingen einst auf den Sevelerberg in ein Haus, in welchem sie zwei Mädchen wußten. Diese zeigten große Freude, gingen in die Küche und backten Küchelu für die zwei Bursche. In der Thüre fand sich eine Spalte, durch diese schauten die zwei Knaben und staunten: Ueber der Pfanne hing eine gewaltige Kröte, welche jedesmal wieder angestochen wurde, so oft der Fettstoff in der Pfanne alle war. Die Mädchen sagten lächelnd zu einander: die Zwei sollen uns nicht mehr entrinnen. Die Jünglinge hatten am Sehen und Hören genug, begehrten nichts von den Kücheln und machten sich eilig auf und davon (N. Senn).

(603.) Im Kanton Freiburg lebte früher in der Gegend von Corbières die berühmte Zauberin **Catillon**, genannt **la Toascha** (in der Ostschweiz ruft man

einer scherzhaft zu, wenn sie Streiche macht „du Täsch"!), die Hexe, die drei hübsche Töchter hatte. Die kamen jede Woche mit einem Korbe voll Eier auf den Markt. Es mangelte den Mädchen nicht an Kiltgängern. Ein solcher bemerkte einst, daß sie unbemerkt einen Krug aus einem Winkel zogen und daraus gierig leckten. Da er was Köstliches darin vermuthete, nahm er, wie er einen Augenblick allein im Zimmer war, den Krug und leckte ihn leer.

Auf der Heimreise befiel den Kilter heftiges Bauchgrimmen; er eilte nach Hause, seine Eingeweide begannen sich zu bewegen und er fühlte, wie unter Lärm und Hagel ein ganzer Kratten voll Eier sich entlud (Kuenlin).

(604.) Wandert man aus Rapperswil über die lange Seebrücke ins Schwizersche, so stehen auf dem Felde bei Hurden drei hölzerne hohe Kreuze am Wege. Einige wähnen, es seien Zeichen, daß dort die Rapperswiler einen sie besuchenden römischen Kaiser bewillkommt; Andere aber erzählen: drei Bursche aus Rapperswil seien einst auf ihrer Wanderschaft Abends bei einem alten Mütterchen in der Fremde zusammen getroffen. Ueberm Essen redeten sie herzlich von ihrem Vaterlande und ihrer lieben Halbinselstadt und äußerten, als ihre freundliche Wirthin meinte, die könnten sie bald sehen, wenn es ihnen gar am Herzen liege, das wäre ihre größte Seelenfreude, da sie noch Monate lang zu Fuße wandern müssen. Die Alte zauberte sie in Schlaf. Als sie erwachten, wollte eben der Tag aufgehen, und hörten sie ein Glöcklein klingen. Ach, rief der eine verwundert aus, wären wir nicht hier, so wollt' ich wetten, das wäre das Kapuziner-Glöcklein und läutete zur Morgenmette. Kaum gesagt, so merkten sie, sie liegen im Hurderfelde, und sahen die alten dunkeln Thürme des Grafenschlosses übern See her schauen. Sie kehrten froh zu den Ihrigen und ließen am Orte wo sie erwacht waren, die drei Kreuze aufrichten. (In Rapperswil). —

Der Platz „bei den drei Kreuzen zu Hurden" hat auch sonst gespenstischen Ruf. Wallfahrter sahen dort im Vorbeigehen gelbes glänzendes Laub liegen. Sie hoben davon auf und fanden es in Rapperswil als lauteres Gold (Gall Morell bei Lütolf).

(605.) Auf dem jetzt zertrümmerten Schlosse zu oberst im Bernerdorfe Worb wohnten einst zwei Zwillingsbrüder, bei deren Geburt eine Zauberin, die Egghexe, geweissagt hatte, sie werden Beide in derselben Stunde sterben. Man ließ die Prophetin verbrennen. Die Brüder wurden, erwachsen, die ärgsten Zwingherren, so daß das Landvolk bald nichts sehnlicher wünschte, als der Zauberin Wort erfüllt zu sehen. Als der eine der Zwillinge die schöne Tochter eines der Burgherren der Umgegend ehelichte und diese bei einem Waffenspiel ihren Schwager zu krönen hatte, entbrannte dieser leidenschaftlich gegen sie, so daß er auf verruchte Entwürfe fiel. Der Bruder, davon benachrichtigt, stellte ihn auf der Wendeltreppe des Schlosses zur Rede; dieser antwortete trotzig-spöttisch, sie zogen Beide von Leder und fielen tödtlich wund.

Bei stürmischem Wetter hört man in der Mitternachtstunde Waffengeklirr und darauf dumpfes Röcheln (G. Siegfried in Münchenbuchsee, in Zuberbühlers Sammlung).

(606.) Mi Muetter isch e wißi Tub,
flügt all Johr über's Gloggehus,
nimmt dört alli Nester us,
und Nächten cha si fahre;
si hoppet über d' Aare
und hoppet weidli wiederum hei
mit ihrem alte Stumpebei.
Si hocket uf es Stöckli
und chochet Milch und Bröckli;
sie südet suri Oepfelschniz,
und gangi ihr über de Hase,
si nimmt en Bitz und gäng en Bitz
und git mer 's Schit uf d' Nase.
Und wenn i säge: loß mi goh,
se springt s' mer mit dem Stecke no,
en giri giri gix
jetz han' i mini Wix.

(Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz 1857, S. 151).

(607.) Zwischen Wahlen und Grindel, im bernischen Amtsbezirke Laufen (im Jura), stehen auf einem niedrigen, aber sehr schroffen Felsen, Ueberreste des Schlosses Neuenstein, welches im dreizehnten Jahrhundert (1288) der Basler Bischof Peter Rich zerstört haben soll. Wie die Basler anrückten, sei des Burgherrn Tochter in ihrem Zimmer am Kämmen ihrer Haare gewesen, als der Vater hereinstürzte und sie an den Haaren fassend, durchs Fenster mit ihr entkam.

Viele Wahlener wollen die „Schloßjungfer" jedes Jahr in den vier Fronfastenzeiten vor dem Schlosse sitzen gesehn haben, wie sie ihre Haare kämmt und ihren verborgenen Schatz hütet (J. Burger in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung, Münchenbuchsee 1850).

(608.) Am Fuße des Jura, unweit des Waadtläuderdorfes Berolles und in geringer Entfernung vom sogenannten Römerwege liegt ein vereinzelter runder Hügel von ziemlich großem Umfange, auf dem Gipfel mit Eichen, Buchen und Tannen bewachsen. Hier kommen die Hexen zusammen, mit bezaubernder Musik ihren Sabath zu feiern, wovon er Nernetcan (Nerne-Feld) heißt. Dann erhebt sich oben auf ihm ein Anrichttisch, besetzt mit goldenen und silbernen Geschirren und eine Tafel mit köstlichen Speisen. Alle reihen sich in einer riesenmäßigen Runde aneinander, umgeben den Hügel, und um sie trabt während des Mahles ein graues kopfloses Pferd. Früher habe auf Nernetcan ein Kloster gestanden. Diese Versammlung heißt la chette. (Mém. et docum. de la soc. d' histoire à Genève VII. p. 2. Sollte es so gar ferne liegen auch hier an die „Nornen" zu denken?)

(609.) Der Sarganser Geiger „Hans Jöri" (Großvater der Großmutter des

Sammlers) ging spät Abends über den Rhein ins Lichtensteinische, wo er Morgens aufspielen sollte. Unterhalb Balzers, es dunkelte tief, wurde er von fremdartig Gekleideten von der Straße abseits gerufen und traf eine glänzende Gesellschaft. Man setzte ihn auf einer Bühne, wo auserlesenes Essen und Trinken für ihn stand, indem ein Herr ihm bedeutete, er möge sich durch nichts beunruhigen lassen', auf nichts achten und namentlich keine Gesundheit trinken. Er schwieg, spielte tüchtig und ließ sichs schmecken. Es wurde toll und bunt getanzt vor ihm und ihm fehlte an nichts; nun kümmerte sich niemand weiter um ihn, so daß ihn am Ende langweilte und er, warm werdend und der Mahnung vergessend, bei einem Trunke zu sich selber sagte: „Gsundheit Hans! Gseg' ders Gott, Hans! Fürchts der nüt, so geschieht der nüt!" Kaum über die Lippen, so war Alles verschwunden, es ging gegen Morgen und Hans Jöri fand sich auf dem Vaduzer Galgen, statt des silbernen Bechers einen Kuhhuf in der Hand (Erzählte des Sammlers Vater). Daß man, bei Hexentänzen eingeladen, so wie man den Namen Jesus ausspricht, alles plötzlich verschwinden sieht und sich in einem Gestrüpp oder unter einem Galgen findet, weiß auch Nikl. Senn.

(610.) Wie in Italien (Venedig?) eine vornehme Dame ihren einquartirten Soldaten, als er seinen Heimathort Weißtannen nannte, fragte, ob er auch den Gafarra-Bühl kenne und ihm dann gestand, sie habe dort manch vergnügten Abend zugebracht, erzählt man in Chur, eine Pariserdame habe einen Brettigauer, der im siebenzehnten Jahrhundert als Schneider in Paris lebte, nach verschiedenen Frauen seiner Heimath und auch nach der Alp Pardenn gefragt, wo Aehnliches vorgeht und wo sie oft gewesen sei. Ganz dasselbe begegnete einem Brettigauer in Holland (Mündlich).

(611.) Der Gafarrabühl im einsamen Weißtannerthale der Seez ist ein Ort, berühmt durch Zusammenkünfte nächtlicher Frauen. Dort hinein ritten zuweilen die Stiftsdamen von Schennis herauf, die Oberin an der Spitze, das Thal hinein. Sie hatten früher eine Alp dort. Bald gelten sie bedeutsam als die Frauen edler „Vinetier" die aus ihrer sagenberühmten Stadt hierher ritten, um die Nacht in Schmaus und Tanz zuzubringen. Ein Hirte fand dort einst einen seidenen Damenschuh (Von des Sammlers Mutter erzählt).

(612.) Es ist dasselbe mit dem Vorstehenden, wenn ein Soldat in Holland mit einer Hexe auf einem Besenstiele Abends heim nach Grabs reitet und am Morgen wieder auf seinem Posten ist (Nikl. Senn).

(613.) Indessen kamen etliche Pfeifer und Spielleute von ungefähr zu einem Hexentanze, wo sie aufspielten und gut bewirthet, endlich in einer Kammer in ein staatlich Bett gebracht wurden. Am Morgen erwachten sie unterm Galgen (Brandls „Narrenkurzweil" Innsbruck 1695).

(614.) Im Jahre 1649 luden an einem gräflichen Orte junge Töchter Sonntags Abends einen Spielmann auf die Nacht zum Tänzeaufspielen. Es geschah, wie er glaubte, auf dem Grafenschlosse im großen Saale. Er verlangte endlich zu trinken, worauf ihm ein silberner Becher gebracht wurde. „Gesegn' es mir Gott, wie ist das ein guter Wein!" rief er, und im Nu war alles ver-

schwunden und er saß auf dem Galgen des Ortes, hatte aber den Silberbecher noch (Ebendas.).

(615.) Ein Schreiner aus Weinfelden, der eines Abends spät nach Hause ging, sah in dem Hölzchen, welches „Löli" heißt, ein „Fräuli" um eine Tanne herum tanzen. Er wünschte ihm guten Abend, gerieth aber in Zorn, als er keinerlei Antwort erhielt, nahm sein Richtscheit und schlug es der Tänzerin über den Rücken. Wie es jedoch in viele Stücke zersprang, wurde ihm unheimlich und er machte sich auf und davon (Aus Nieder-Uzwil).

(616.) Im Walde vom Kloster Triefenstein bis zu den Höfen von Eichenforst längs des Mains, besonders aber wo ehemals das Raubschloß, die Neuenburg, gestanden, läßt sich zu Zeiten eine sehr schöne Frau sehn, gewöhnlich in weißes oder himmelblaues Gewand gekleidet, von sehr feinem Schleier umwallt. Einem Holzhacker, der Frau und Kinder krank daheim hatte, reichte sie eine Handvoll dort wachsender Rehlinge (eßbare Pilze), die daheim Goldstücke waren. Einen Mann aus Altfeld, dem bei einem Franzoseneinfall eine große Summe Geldes, die er gerüstet, um einen Gläubiger zu zahlen, geraubt worden und der dem Main zulief, sein Leben zu enden, schickte sie mit dem Troste heim, das Geld liege an seinem Platze. Es war so. Drei Handwerksbursche, die auf der Wanderschaft in die Ruinen der Neuenburg traten, sahen auf einmal die Frau vor sich und reichten verlegen ihre Hüte hin. Sie brach drei Fichtenzweige ab und reichte jedem einen und verschwand. Zwei warfen, so wie sie von den Ruinen entfernt waren, die ihren, als Hexenzweige, weg; der Dritte steckte den seinen auf den Hut. Er fand sich in der Herberge als schwer Gold, das ihn zum reichen Manne machte. Die zwei anderen suchten nun die ihren vergebens und man sieht sie ewig dort umherwandeln und suchen (Wolf Zeitschr. f. d. Myth. I 275—278).

(617.) Einst, als schwere Hungersnoth im Lande an der Saar herrschte und nicht wenig Leute umkamen, trieb ein Hirte von Dillingen, der sieben Kinder und kein Brot für sie besaß, seine Heerde frühmorgens sorgenvoll dem „heiligen Berge" zu, wo ein Kloster versunken ist. Plötzlich öffnete sich vor ihm der Fels und eine weiße Nonne winkte ihm zu folgen. Durch dunkle Gänge gelangten sie zum Speicher, wo eine große Masse Getreides auflag. Die Nonne winkte ihm, ein schweres Malter aufzuheben, führte ihn dann abwärts bis zum Thore, wo der Schwestern Chorgesang an sein Ohr schlug, legte zum Zeichen, daß er über das Geschehene schweigen solle, ernst die Hand an die Lippen und ließ ihn hinaus, worauf der Fels sich wieder schloß. Freudig eilte der Hirt heim und erquickte die Seinen. War der Sack leer, so ging er zum Felsen, betete, er öffnete sich und er holte sein Korn. Sein Weib drang vergebens in ihn, sein Geheimniß zu erfahren, folgte ihm aber einst von ferne und rief, als der Fels sich öffnete: „Georg, geh schnell!" Das Thor schlug zu und blieb von da an geschlossen (Moselsagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. 193).

(618.) Zwischen Ober- und Niederbüren stand früher eine große Eiche. Hier wohnte ein Fräulein in rothem Röcklein, einen Besen in der Hand. In das Dorf selbst kam es nie, nur in dessen Nähe.

Einst war der große Kohler von Niederbüren noch spät Nachts im Wirthshause zu Oberbüren. Dort fragte ihn einer, ob er sich nicht fürchte vor dem „Eichfräuli". Er verneinte keck und als er bei der Eiche anlangte, forderte er das Fräulein heraus. Sogleich erschien ein großer Geißbock, welchen Kohler, ob er wollte oder nicht, besteigen mußte. Das Thier marschirte mit ihm durch Dornen und Hecken bis an die Thur, wo er „fürchterlich verkratzt" heimkam (Ober-Uzwil).

(619.) Ein Hüter von Altendorf sah im „Feldrietli" bei hellem Tage auf einem Baume ein lumpiges Weiblein, welches keinen Kopf hatte, aber einen schwarzen Hut in der Hand. Der Mann wurde krank und starb bald (Nikl. Senn). Im Berneroberland erzählt man von einem „kopflosen Walliserwibli." —

(620.) Im Haslenholze unweit Waldkirch, gegen Lehn zu, neckte ein Weibsbild in lumpige Kleider gehüllt, Vorübergehende, namentlich Weibsbilder, sprang um sie herum, holte sie große Strecken weit auf dem Wege ab und begleitete sie bis zu einem Riegel beim Haslenholz, dem Bösgatter, wo es unter gewaltigem Lärmen und Krachen verschwand (J. A. Eigenmann).

(621.) In Mitte des Dorfes Schennis steht noch ein alter Heidenthurm der beim Brande 1824 eingeäscherten St. Gallenkirche, die schon zur Römerzeit gestanden haben soll. Um diese Kirche liegt ein Rasenplatz, der ehemalige Gottesacker. Entlang diesem zieht sich von der Landstraße ausgehend eine Gemeindestraße auf die „Gastermatt", die „Gallengaß". Diese wandelte sonst, namentlich in Fronfastennächten zur Mitternachtstunde, das „St. Gall-Weibchen."

Zur Zeit als man noch vom Toggenburg aus mit Saumrossen Post und Waaren nach Glarus spedirte, habe einer der Säumer bei der Schmiede, nahe bei der Gallenkirche, Halt gemacht, um zu füttern und die Pferde beschlagen zu lassen. Es war schon Mitternacht und man redete vom St. Gallenwibli. Der Säumer, ein junger entschlossener Bursche, erklärte, Bekanntschaft mit dem Weibchen machen zu wollen, nahm ein Licht und ging auf die Kirche, des Weibchens Ausgangspunkt, los. Drinn sah er nichts als auf einem Stuhle einen Kratten voll Roßnägel. Er nahm zwei davon mit, die sich in Thaler verwandelten. Als er aber die anderen holen wollte, war nichts mehr da (Nach einer Mittheilung des Lehrers Seliner von Schennis und mündlich).

(622.) Ein Bauer ging von Altendorf nach Buchs und traf ein Weib, das auf dem gleichen Wege Altendorf zu ging. Sogleich sah er es durch den Zaun auf einen Fußweg gehen, um ihm auszuweichen. Er betrachtete den Zaun aufmerksam, fand aber nicht die mindeste Oeffnung, wo sie hätte durch können.

Ein sonst an gar nichts Uebernatürliches glaubender Schneider von Buchs arbeitete mit seiner Tochter in Räfis und kehrte Abends, es war noch taghelle, mit ihr heim. Etwa zweihundert Schritte vom Wege erblickte er unterhalb Räfis eine Frau, die an ihnen vorbei mußte. Er schaute eben nach der hinter ihm gehenden Tochter zurück und wieder vor sich, staunte aber, die Frau nirgends mehr zu erblicken, so aufmerksam er auch umher suchte. Er schwieg darüber, bis die Tochter

verwundert fragte: Vater, hast du nichts gesehen? — Er fragte, was sie meine, und sie erwiderte: so eben sah ich ein Weib, aber plötzlich nirgens mehr. Jetzt erst erzählte er das Nämliche gesehen zu haben. Beide staunten darüber (Nikl. Senn, dem der Betreffende die Erscheinung erzählte).

(623.) In Niedersachsen erzählt man von einer Frau, die mit ihrem kleinen Wilm einsam an einem Walde lebte. Einst mußte die Mutter, es war Johannisabend, in die Stadt und warnte Wilmen, in ihrer Abwesenheit ja nicht aus dem Hause zu gehen, weil im Forste Waldweibchen seien, die diesen Abend spuken. Nachdem sie sorgsam geschlossen, ging sie fort. Das offene Fenster jedoch hatte sie vergessen zuzumachen, und nach einer Weile sah Wilm einen schönen Vogel mit grünen und goldenen Federn. Er wollte ihn haschen, sprang hinaus und ihm in den Wald nach, wo der Vogel in einem halbzerfallenen Thurme verschwand. Wilm trat hinein in einen großen Saal, wo auf einer langen Tafel eine Menge Silbergeschirr mit den köstlichsten Speisen stand, in den Ecken aber Haufen Goldes lagen. Als Wilm nach den Speisen griff, rief ein grauer Vogel aus einem Käfige von der Wand: „Laß das sein! es ist nicht dein, es gehört dem Zwerge drüben vom Berge." Damit flog er herbei und reichte Wilmen ein Stück Brot, der aber zog den Braten und die anderen Gerichte vor, sah jedoch mit Erstaunen, daß Alles was er aß, sich sogleich wieder ersetzte. Mit einem Male hörte er trappeln und trappeln, und die Treppe am Thurme herab kam der Zwerg. Wilm kroch aus Furcht unter das bis zur Erde herabhangende Tischtuch. Der Zwerg trat herein und konnte, wegen seiner Kleine, nur mit unsäglicher Mühe auf den Lehnstuhl hinauf gelangen. Er fing an zu essen, Wilm aber seine Taschen mit Gold aus einer Ecke zu füllen. Jetzt entdeckte ihn der Zwerg, verhieß aber, ihm nichts Leides zu thun und rief ihn zu sich. Wilm sprang auf und stieß ihm aus Furcht eines der silbernen Messer in die Brust. In demselben Augenblicke erscholl ein lautes Hohngelächter und statt des Zwerges sah Wilm ein altes häßliches Waldweibchen vor sich. Dieses verwandelte sich sogleich in ein Pferd, den Jungen in eine Katze, nahm diese auf den Rücken und lief mit ihm fort. Mittlerweile war die Mutter heimgekehrt, hatte den Knaben nicht gefunden und folgte seinen Spuren in den Wald, wo sie dem Rosse begegnete. Nebenher flog der graue Vogel und rief: „geschwind, geschwind, errette dein Kind!" Da faßte die Mutter das Pferd an der Mähne und riß mit der andern Hand die Katze herunter. Die wurde zu einem Aar. Der Vogel mahnte aufs Neue und die Mutter hielt ihn fest, wie er auch mit den Flügeln schlug, und eilte mit ihm aus dem Zauberwalde, worauf sie ohnmächtig niedersank. Als sie erwachte, lag sie vor ihrem Hause und hielt ihren Wilm, den sie erlöst hatte, in den Armen (Wolf Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 400—402).

(624.) Am Schorenstutz, welcher beinahe am Ende des Waldes zwischen Thunstetten und Langenthal liegt, soll in früherer Zeit eine Mutter ihr Kind umgebracht haben. Leute der Umgegend behaupten nun, die unnatürliche Mutter erscheine (geiste) dort mit ihrem Kinde. Man höre letzteres zuweilen schreien, suche man, so finde man nichts. Es giebt welche, sie gehen Nachts nie mehr durch

diesen Wald, weil ihnen die Frau jedesmal in den Weg trete (Brugger in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung).

(625.) Auf der Alp Suls im Berner Oberlande fuhr einst ein Senne mit seinem Vieh in einen tiefern Bergstafel hinab, mußte jedoch wieder hinauf, noch einige Thiere und Geschirr nachzuholen. Als er sich am Brunnen vor der Hütte wusch und sich wieder aufrichtete, gewahrte er zu seinem Erstaunen in der vor ihm stehenden Felsenwand eine thürähnliche Oeffnung. Er stieg hinein und betrat ein etwas finsteres Gemach, wo er bald an der gegenüber stehenden Wand eine Oeffnung erblickte und sich durchdrängend sich in einem hellen schönen Saale befand, wo er einen Haufen Goldstücke und darauf eine goldene Schelle sah, daneben aber eine glänzende Frau, welche zu ihm sprach, davon möge er nehmen, was ihm gefalle; aber er solle das Rechte wählen. Als sie bei seinem Zaudern andeutete, das zu Wählende sei sie selbst, entschuldigte er sich, als verheirathet und wählte die Schelle. Da habe sie gezürnt, daß er sie nicht erlöst und fernerer Qual überlassen (P. Seiler in Zuberbühlers Sammlung).

(626.) Einst kam eine alte Frau von Trub im Emmenthale her in das Dorf Rorbach und erkundigte sich nach drei beherzten Männern, die den Muth hätten, einen großen Schatz zu heben. Als sie ihnen eine schöne Geldsumme versprochen, ging sie Nachts zwischen elf und zwölf in den Altburgwald und zirkelte, in der Mitte angekommen, wo ein Zwingherrenschloß gestanden haben soll, mit einem Säbel einen Kreis, in welchen sie den Säbel steckte. Dem Priester in Uffhausen, des benachbarten Kantons Luzern, hatte sie den Auftrag ertheilt, in dieser entscheidenden Stunde für sie gegen die sieben Geister, die erscheinen sollten, zu beten. Zu ihrem Schrecken indeß erschienen vierzehn solche. Bald kam ein weißer Widder und wollte in den Kreis eindringen; sie vermochte ihn abzuhalten. Dann nahte ein Mutterschwein mit sieben Ferkeln, den Schlüssel zum verborgenen Schatze tragend. Die Zauberin faßte den Schlüssel und es gelang ihr auch diesmal, den Eingang zu versperren, bis ein schwarzer Bock erschien, der in den Ring eindrang und den Zauber vereitelte.

Die Frau trug man halbtodt ins Dorf, wo sie bald verschied. Die Leiche wurde brandschwarz (Furrer in Zuberbühlers Sammlung).

(627.) Im Schloßwalde bei Forsteck sammelte ein Weib von Sax Laub. Plötzlich kam ein schönes Fräulein zu ihm und sagte, sie sei verwünscht und das Weib könne sie um Mitternacht erlösen, dadurch, daß es ihrem Hündchen drei Streiche gebe und vor nichts Furcht empfinde. Um Mitternacht kam das Weib. Das Hündchen war schon da. Beim ersten Streiche kamen allerlei häßliche, furchtbare Thiere zum Vorschein, beim zweiten fielen die Berge donnernd zusammen, die Erde öffnete sich und einem bodenlosen Schlunde entquoll Feuer und Rauch. Da ließ das Weib die Ruthe fallen; das hübsche Fräulein aber jammerte kommend und rief: Nun muß ich wieder zurück ins Innere der Erde und auf meine Erlösung warten, bis das Kind in der Wiege, die man aus jenen Bäumchen machen wird, erwachsen ist. Hiemit verschwand es (Nikl. Senn. Ganz dasselbe erzählt

Lehrer G. Gauer in Azmoos von einer Erscheinung unweit der Ziegelhütte in Wartau).

(628a.) Ein armes Waisenmädchen trat, um ihrem Bräutigam etwas Aussteuer zuzubringen, in einen Dienst. Hier ließ man ihr jedoch wenig Zeit, an der Ausfertigung zu arbeiten, und so spann sie Nachts für sich beim Mondscheine, besonders in Samstagsnächten, wo man nicht spinnen soll. Dabei machte sie das Fenster auf. Je freundlicher der Mond herein schien, desto reicher, aber auch desto bleicher ward sie, weshalb ihre Frau sie oft spottend „die Spinnerin im Monde" schalt. Sie aber fühlte sich vom Monde immer mehr angezogen, und einmal, wo sie ermattet einschlief, träumte sie fühlbar, sie werde in den Mond getragen. Als sie erwachte, befand sie sich wirklich dort und ist die Spinnerin, die man darin mit dem Rädchen sieht. Der Rocken nimmt mit dem Mondwechsel ab und zu, aber immer bleibt noch etwas Flachs dran. Sie darf mit dem Rocken nicht zu Ende kommen, denn ist einmal der Flachs alle, so geht die Welt unter (Schönwerth).

(628b.) Ein altes Weib hatte eine faule Tochter, die nicht gerne spann. Darüber wurde die Mutter zornig und verwünschte sie in den Mond, wo sie nun ewig spinnt. Der sogenannte Altweibersommer ist ihr Gespinnst. (Schwäbisch betheuert man: hab' ich es gethan, so komm' ich in den Mond — und die Mutter bedroht das durchs Fenster in die Nachtkälte hinaus schauende Kind: „guck ett naus 's Maunmändle nimmt di fort." Wolf Zeitschr. I, 169. IV, 49).

Eine Andere ließ ihre Tochter nie an einen Tanz. Gleichwohl, als die Alte einmal fort war, ging das Mädchen auf den Tanzplatz. Die Mutter heimkommend, fand sie dort, verwünschte sie und das „Windgspral" (die Windsbraut) kam und riß sie hinauf, wo ihr Gespinnst die Herbstfäden sind. —

Im Monde sitzt ein altes Weib, die einen Korb flicht, und daneben sitzt ein Hund, der lauert bis der Korb fertig ist. Sieht er, daß sie bald zu Ende kommt, so reißt er den Korb zusammen. Das ist Mondsfinsterniß. Ganz zerreißt er ihn nie, sonst ginge die Welt unter (Schönwerth).

(329.) Im Monde ist unseres Herrgotts Knecht, der zur Strafe Holz hacken muß, bis die Welt zu Grunde geht.

Oder es ist ein Bauer, der an einem Feiertage auf seiner Wiese Kronwitt-Stauden ausgehauen hat. An einer solchen haut er nun unaufhörlich. In einer Nacht kam er vor seines Weibes Fenster und klopfte. Als sie hinaus schaute, hieß er sie sich recht warm anziehen und ihm folgen. Sie thats, nahm Holzschuhe und Pelz und ging mit ihm. Seither scheint der Mann vor, das Weib nach Mitternacht, und weil sie warm gekleidet ist, fällt alle Kälte von ihrem Pelz auf die Erde, weshalb diese nach Mitternacht viel härter ist als vorher, und sind Träume um diese Zeit, wegen der veränderlichen Natur des Weibes, viel unzuverlässiger (Schönwerth).

So hörte Kuhn von einem alten Hirten zu Brodewin in der Uckermark: in den Mondsflecken könne man deutlich einen Mann mit einem Bunde Erbsenstroh

auf dem Rücken erkennen, der an der Thüre des Mondes stehe (Haupt, Zeitschr. IV. S. 390).

(630.) Auf dem Schlosse Burg bei Lauperswil lebte ein Zwingherr mit einer einzigen Tochter, die er sehr liebte. Da er aber gegen seine Unterthanen äußerst hart war, überfielen sie einst sein Schloß, und als er seines Lebens keine Rettung vor sich erblickte, setzte er sich mit der Tochter zu Pferde und stürzte sich rücklings in den Sodbrunnen hinab.

Das Schloß wurde zerstört; aber wenn regnerisches Wetter einfallen will, soll man ihn zuweilen im Sod unten ächzen und allerlei treiben hören (Friedr. Bracher, Münchenbuchsee, Nov. 1850 in Zuberbühlers Sammlung).

(631.) Das „Stadem-" oder „Staven-Wüske" ist ein Weib, welches auf den alten Wurten, Hügeln oder Stavenplätzen, welche sonst Häuser trugen und die nun nackt und kahl vom Meere umspült und vom Dünensande umgeben sind, erscheint, diese Orte umgeht und da wo sonst der Heerd des Hauses stand, sitzt und weint (Kohl, fris. Sagen).

(632.) Das Wispertal unweit Lorch am Rheine soll seinen Namen von den „wispernden" Stimmen haben, die man dort Nachts oft vernimmt. So hörten sie einst drei durchs Thal wandernde junge Gesellen. Sehr froh gelaunt, wurden sie neugierig, zu erfahren, wem die Stimmen angehören, und der älteste und klügste von ihnen, ein Schwertfeger, rief laut: das sind Stimmen von Weibern, die gewiß so häßlich sind, daß sie sich nicht zeigen dürfen. Er hatte kaum die herausfordernden Worte gesprochen, so standen plötzlich drei wunderschöne Jungfrauen vor ihnen, welche sie einluden, sich in ihrem Schlosse zu erholen und zu vergnügen. Die Gesellen hatten in der Gegend nie ein Schloß gesehen, traten ein und wunderten sich nicht wenig über die Pracht, die ihnen von allen Seiten entgegen glänzte. Die Drei gaben ihnen hier ein kostbares Mahl, wobei sie selbst den Wein kredenzten. Die Burschen hatten nie so schöne Wesen gesehen und verlobten sich ihnen.

Am dritten Tage aber hießen die drei Bräute sie, wenn sie dies Leben fortbehalten wollen, wieder in den Wald gehen und dort zu horchen was ihnen der Sperling, die Elster und die Eule sagen werden. Die Gesellen begaben sich hinaus in den Wald und nachdem sie sich durch Gestrüpp und Wurzeln durch gearbeitet hatten, zwitscherte ein Sperling von einem Baume herab. Der Schwertfeger verstand darin einen Hohn: drei dumme Hänse zogen ins Schlaraffenland, wußten sich aber, als ihnen gebratene Gänse vor den Mund flogen, nicht zu helfen, weil der Mund zu klein und die Gänse zu groß waren. Weiter gewandert, kamen sie zu einem zweiten Baume von welchem die Elster trätschte: meine Mutter war eine Elster, meine Großmutter war ebenfalls eine Elster, auch meine Urgroßmutter war eine Elster, und wenn meine Ururgroßmutter nicht gestorben wäre, so lebte sie noch, in welchem Spruche der Schwertfeger die ganze Weltgeschichte zu finden erklärte. Beim dritten Baume saß in dessen Höhlung eine Eule, welche murrte: Wer mit einem Weibe spricht, der wird von einem betrogen; wer mit zweien spricht wirds von zweien, und wer mit dreien, von dreien.

Der Schwertfeger spottete der alten, häßlichen Prophetin und sie entfernten sich. Wie sie aber vor dem Schlosse anlangten, öffneten sich oben drei Fensterlein, aus deren jedem ein altes Mütterchen heraus schaute, alle drei langnasig, triefaugig, ihre Häupter wackelnd und ihre zahnlosen Mäuler heraus kreischend: da unten sind ja unsere holden Bräutigame, wir werden gleich öffnen.

Die jungen Gesellen aber warteten das Oeffnen nicht ab, sie nahmen Reißaus und machten so lange Beine, daß sie noch desselben Tages nach Lorch gelangten, wo sie bei einem Trunke Weines sich erholen mußten (Heines sämmtl. Werk, 1861, VII. Bd., S. 78).

Hierher gehört auch die liebliche Sage von Sneewittchen mit ihren mannigfachen Abänderungen und Nachahmungen, ebenso die waldfrische Rapunzel und das reizende „Brüderchen und Schwesterchen" mit dem schmackhaften Hexenhäuschen, wo auch der Riese als Menschenfresser wieder erscheint.

Es ist gar nicht zu verwundern, daß die auffallend gleichen Züge, wie von den Hexen, auch von vielen christlichen Heiligen, diesen Nachfolgerinnen der heidnischen Nacht- und Mondwesen erzählt werden. Man vergleiche die Legenden von Walpurgis, Margarita, Odilia, Lucia, Hunna, Gertrud, Notburga, Edigna und der Himmelsmutter Maria selbst bei Grimm, Vernaleken, Stöber, Lütolf, Zingerle, Schönwerth und Panzer.

(Vergl. Grimm Sagen 247—251. Die zauberhafte „Heidenjungfrau zu Glatz" [ebend. 317] erinnert in ihren Kraftübungen überraschend an Atalante und Brunhild, d. h. an den Wettkampf von Sonne und Mond).

Hexenmeister und Zauberer.

Seltener als die Hexen sind in der Sage und im Aberglauben des Volkes die Hexer, Hexenmeister oder Zauberer, — nicht, weil man, wie die Unwissenheit in der Mythologie gerne meint, mit Vorliebe die Weiber der Hexerei beschuldigte, um die Männer zu schonen, sondern weil die Hexen die Nacht und den Mond bedeuten, welches weibliche Elemente sind, männliche Hexen daher nur beiläufig, gleichsam als Ergänzung zu den weiblichen, als geübtere, vertrautere Adepten des Teufels, gedacht werden. Auch die Hexer sind, gleich den Hexen, Geistesriesen, welche an die Stelle der rohen Naturgewalt die feinere geistige Macht des Zaubers treten lassen. Weil bei ihnen das weibliche Element der Nacht und des Mondes, wie auch der

Sterne wegfällt und sie überhaupt ihrer Wenigere sind, versammeln sie sich nicht, sondern verschreiben sich einzeln, unter feierlichen Ceremonien, der Böses bewirkenden Macht der Finsterniß, woraus die tiefsinnigsten Allegorien des ewigen Kampfes zwischen dem Guten und dem Bösen ihren Ursprung herleiten.

Diese Allegorien entstammen jedoch erst neuerer Zeit. Ehe der Teufel seine Rolle statt der alten Riesen spielte, waren die Zauberer, so sehr dämonische Macht in ihnen gärte, nicht Verlorene, Verworfene, sondern kunstreiche Arbeiter, besonders Schmiede, d. h. Verfertiger aller möglichen Geräthe, Waffen und Kostbarkeiten, oder auch treffliche, kein Ziel fehlende Schützen, d. h. sie waren menschgewordene Gestirngötter und übten als solche sowol das Amt der Weltschöpfung im Kleinen, als die Kunst der Sterne, über weite Fernen hin richtig am bestimmten Orte einzutreffen. Die in der wilden Jagd dahinbrausten, mußten auch gute Schützen sein, und von den Zwergen ging die Geschicklichkeit in jeder Kunst auf sie über.

Merkwürdig sind in dieser Beziehung die überraschend entsprechenden Züge im klassischen Süden und im düstern Norden. Dort wird uns vom kunstreichen Dädalos, seinem Labyrinth und seinem kühnen Fluge erzählt, dem sein unerfahrener Sohn Ikaros (die Frühlingssonne wie unter den Göttern Phaethon), zum Opfer fiel. Sein Gegenbild im Norden ist der treffliche „Schmied“ Wieland (mittelhochdeutsch, althochdeutsch Wiolant, angelsächsisch Veland, altnorwegisch Völundr), in dessen Großvater Wilkin Grimm mit Recht eine Verwandtschaft mit Vulkan suchte, die auch in seinem eigenen Namen nicht zu verkennen ist. Seine Großmutter (oben Nr. 254) ist eine Nixe, sein Vater der Riese Wade (Wato, Wate, Vadi); er selbst wird von Zwergen erzogen und unterrichtet; seine Gattin ist eine spinnende Schwanenjungfrau, eine von drei Schwestern (mit den Nornen und Walküren verwandt), die sich mit den ebenfalls eine mythische Dreiheit bildenden Brüdern Völundr, Eigil und Slagfidr vermälen, in denen vielleicht die Vertreter dreier sogenannter Elemente (Feuer, Luft und Wasser) verborgen sind. Wieland's Ruhm ist in fast ganz Europa verbreitet; Skandinavien, Deutschland, Lithauen, Britannien, Gallien besingen ihn. Wie Osiris im Sarge, schwimmt er, als Sonnengott, im hohlen Baumstamme, mit dem Gold der Zwerge, auf Strom und Meer. Sein Wettstreit mit dem

Schmiede Amilias, den er schließlich, ohne daß er es merkt, mit dem Schwerte sachte mitten durchhaut, ist der Kampf zwischen Sonne und Mond, und des letztern halbes Licht. Wenn er vom eifersüchtigen Könige Nidung gelähmt wird, ist dies wieder die Verwandtschaft mit dem durch seinen Fall vom Himmel lahmen Hephästos sowol als mit den Zwergen, deren Füße verborgen sind; Gestirnwesen fehlt immer etwas an den Füßen, wie wir schon oben dargelegt. Seine verborgene Liebe zur Königstochter ist die verborgene Liebe zwischen Sonne und Mond. Das Interessanteste aber ist sein dem Dädalos genau entsprechendes, in der Edda und Wilkinasaga geschildertes Fliegen, um dem feindlichen Nidudr (Nidung), d. h. der Nacht, zu entgehen.

Des Fürsten der Schmiede, Wieland, Bruder Eigil ist zugleich der Schützen erster Fürst, und seine Kunst hat sich in demselben Zuge weit in die Jahrhunderte hinein erhalten und ist so bis vor Kurzem in einer nach den folgenden Sagen componirten und dann von unkritischen Chronisten wiederholt erzählten und veränderten patriotischen Version für historisch gehalten worden.

(633.) In dieser Zeit kam, von Wieland herbeschieden, der junge Eigil (in den Eddaliedern Egill), sein Bruder, an Nidungs Hof. Eigil war einer der wackersten Männer und hatte vor allen ein Ding voraus: er schoß mit dem Bogen besser als irgend ein Anderer. Der König nahm ihn wohl auf und Eigil blieb lange Zeit dort.

Einsmals fiel es dem Könige ein, zu versuchen, ob Eigil so ein trefflicher Schütze sei, wie von ihm gesagt wurde. Er ließ dessen dreijährigen Knaben herbringen und ihm einen Apfel auf den Kopf legen, und gebot dem Vater nun, nach dem Apfel zu schießen, aber wohl Acht zu haben, daß er ihn treffe, und nur einen Schuß zu thun, nicht mehrere.

Eigil nahm jedoch drei Pfeile, befiederte sie, legte einen auf die Sehne und schoß mitten durch den Apfel, so daß der Bolzen die Hälfte desselben mit sich wegriß und beide Stücke zur Erde fielen. „Dieser Meisterschuß ist lange hochgepriesen worden — und Eigil ward berühmt vor allen Männern und man nannte ihn Eigil den Schützen."

Der König der den Schuß ebenfalls sehr bewunderte, fragte Eigiln, warum er dem Gebote zuwider drei Pfeile genommen habe. Eigil antwortete: „Herr, ich will nicht gegen euch lügen; wenn ich den Knaben mit dem ersten Bolzen getroffen hätte, so waren diese beide euch zugedacht. Der König aber nahm dieses gut auf, und dünkte Allen, daß er bieder gesprochen habe" (Von diesem Schusse haben die Eddalieder nichts; wohl aber die prosaische Wilkinasage I. Bd. S. 114. 115.) Dieser ältesten europäischen Apfelschuß-Sage geht indessen eine noch ältere asiatische voraus, indem der persische Dichter Farîd Uddîn Attâr um 1175 er-

zählt: Ein König habe einem Lieblingssklaven einen Apfel auf den Kopf gelegt, darnach geschossen und denselben stets getroffen; der Sklave aber sei vor Furcht krank geworden. — Die Erzählung ist allerdings sehr mager, beweist aber, daß diese Mythe ein Gesammteigenthum aller arischen Stämme ist. —

(634.) Ein gewisser Toko machte sich im Dienste des Königs Harald (von Dänemark) durch seine Vorzüge viele Feinde. Einst rühmte er sich bei einem fröhlichen Gastmahle, er sei in der Schießkunst so gewandt, daß er einen auf einen Stab gesteckten Apfel aus weiter Entfernung auf den ersten Schuß treffen würde. Dies wurde dem König hinterbracht, welcher, um den Schützen zu versuchen, ihm befahl, statt von einem Stocke, den Apfel von seines Sohnes Haupt zu schießen, oder aber für seine Prahlerei zu sterben. Toko ermahnte seinen Sohn, sich ruhig zu verhalten, nahm drei Pfeile aus dem Köcher und vollbrachte den gefährlichen Schuß glücklich. Als ihn aber der König fragte, warum er mehrere Pfeile genommen, antwortete er: „Damit ich, wenn der erste fehlte, mit den übrigen meine Unschuld und deine Gewaltthat rächte.“ — Diesen Stürmen folgte indessen bald nachher ein ebenso schlimmes Gewitter. Toko wagte nämlich seine Kunst in Handhabung der von den Finnen gebrauchten Schneeschuhe derjenigen, deren der König sich rühmte, gleichzustellen. Da wurde er aufgefordert, seine Gewandtheit am Felsen Kolla zu zeigen. Nachdem er die schlüpfrigen Platten an die Füße geschnallt, trieb er sein Fahrzeug vom hohen Gipfel in die Tiefe herab. In raschem Lauf gegen Felsen geschleudert, konnte er sich mit unerschrockener Hand im Gleichgewicht erhalten, und indem er es vermied, auf den Trümmern seiner Schneeschuhe in das nahe Meer geführt zu werden, gewann er das Ufer, wo ihn ein Schiff aufnahm. Der König hielt ihn für todt, während er sich zu dem Sohne desselben, Sweno, begab, der die Fahne des Aufstandes gegen den Vater erhoben. Als die Heere Beider sich gegenüber standen, und ein Waffenstillstand geschlossen werden sollte, erging sich Harald im nahen Wald; als er sich aber hinter einem Gebüsche niederließ, um ein Bedürfniß zu befriedigen, wurde er durch Toko überrascht, welcher, vor Rachedurst brennend, ihn mit einem Pfeile tödtlich verwundete. Der König wurde nach Julin gebracht und starb dort bald hernach (Nach dem Lateinischen des Saxo Grammaticus).

(635.) William von Cloudesly rühmte sich vor dem König, auf eine gewisse Entfernung eine aufgesteckte Haselruthe mit dem Pfeile zu spalten, und that es wirklich. Der König lobte ihn als den besten Schützen, was ihn so sehr erregte, daß er sich anerbot, statt der Ruthe seinen Sohn aufzustellen und von dessen Kopf einen Apfel zu schießen. Der König befahl ihm, dies zu thun, und drohte ihm, falls er fehle, ihn hängen zu lassen. William that, was er versprochen, während Alles für ihn zitterte, und der König rief aus: „Gott verhüte, daß du auf mich geschossen hättest; du sollst mein Bogenträger werden.“ (Nach einer altenglischen Ballade in Percy's Reliques of ancient english poetry I.) Beinahe dasselbe wird wörtlich von drei anderen englischen Schützen: Adam Bell, Clym of the Clough und Robin Hood und von dem Friesen Hemming Wulf erzählt.

(636.) Ein gewisser Fürst am Rhein, der Bärtige genannt, hatte in seinem Gefolge einen Zauberer, Punker mit Namen, welcher bei einer Belagerung

Jeden, den er ansah, durch seinen Pfeil verwundete und tödtete. Es wird nun erzählt, daß Einer der Vornehmen seine Kunst prüfen wollte, ihm seinen eigenen kleinen Sohn als Ziel setzte und auf dessen Mütze einen Pfennig legte, den er mit dem Pfeile herunterschießen sollte, ohne die Mütze zu treffen. Als der Zauberer erklärte, er würde dies thun, noch lieber aber unterlassen, damit er nicht durch den Teufel zu seinem Untergang verführt würde, der Fürst aber ihn bewog, es zu vollführen, steckte er einen Pfeil in sein Koller und schoß mit dem andern, den er auf die Armbrust legte, den Pfennig ohne allen Schaden von der Mütze. Als der Fürst dann den Zauberer fragte, warum er einen Pfeil in das Koller gesteckt, antwortete er: „wenn ich vom Teufel verblendet, mein Kind getödtet, hätte ich mit dem andern Pfeil sogleich euch durchbohrt, um so dessen Tod zu rächen. (Aus dem Lat. des „Hexenhammers," Malleus maleficarum II, 15).

Es kann kaum mehr einem Zweifel unterliegen, daß die Apfelschußsage, werde sie von Tell oder einem Andern erzählt, mythischen Ursprungs ist. Der Schütze ist eine der vielen Variationen des Sonnengottes, der sein Ziel nie verfehlt, oder des Donnergottes, von dem das nämliche zu sagen ist. Der Pfeil ist der Strahl, der zugleich belebt und versengt, oder der Blitz, der zulgeich die Luft reinigt und Lebendes vernichtet; er wird daher dem indischen Indra, den hellenischen Apollon und Artemis (Sonne und Mond) und dem nordischen Odin (Wodan) als wildem Jäger zugetheilt. Auch der Apfel hat eine mythische Bedeutung, auf die wir im nächsten § näher eingehen werden; hier mag es sich vielleicht darum handeln, daß besonders die Früchte der Erde oder auch die oft als Früchte dargestellten Sterne zunächst vom Sonnenstrahle getroffen werden; beide sind ja, wenn dies geschieht, reif zum Falle!! Daß der Vater den Sohn auf das Spiel setzt, ist ein weitverbreiteter mythischer Zug, der sich bei Helios, Kronos (dem Verschlinger seiner Kinder), Zeus (mit Bezug auf Hephästos und Dionysos), Dädalos, Abraham und bei dem christlichen Gotte wiederholt. Dasselbe ist auch oft der Fall mit den Töchtern (Iphigenia, Jeftha's Tochter u. s. w.) und bedeutet die nichts scheuende Macht eines Gottes. Der Vogts- oder Königsmord endlich ist der Kampf der Sonne gegen Wolken und Stürme oder der Sonne und des Blitzes gegen die feindlichen Mächte des Winters, Schnee, Eis und Frost, was ja die älteste nordische Sage bereits in Thors Kämpfen gegen die Riesen versinnbildlichte.*)

*) Ueber die weitere Ausbildung der Tellsage s. des Verf. Aufsatz „die Wahrheit über Tell" in der „Gegenwart", 1873 Nr. 19 und 20. Vergl. Pfannenschmidt, der mythische Inhalt der Tellsage, Germ. X. S. 1 ff.

Mit diesen Sagen im Zusammenhang stehen diejenigen, welche das Volk von den Freischützen kennt. (Vergl. darüber Wuttke, Volksaberglaube S. 245).

Wir kommen indessen auf die Schmiede zurück.

(637.) St. Eloi, Eligius, Bischof in Noyon und Tournai seit 640, † in der Nacht vom 30. November auf den 1. Dezember 659, hieß im Volke St. Loi und ist der Schmiede Patron, welchem Stande er vor seiner Weihe angehört habe. Daher der Schmiede Fest am 25. Juni, der Eloitag. Er habe, um die Pferde bequemer zu beschlagen, ihnen die Beine abgeschnitten und dann wieder angesetzt.

Bei einem Bilde in der Spleekapelle unweit Sargans, welches, wenn ich mich recht erinnere, St. Loi darstellt, erzählte mir als Knaben mein Vater: als er einmal auf den Gruß „Meister" geantwortet: „Ja Meister über alle Meister", habe Gott seinen Uebermuth dadurch bestraft, daß er das abgeschnittene Pferdebein nicht mehr ansetzen konnte, bis er in sich ging und bereute.

Noch bequemer hatte es der heilige Abt Kolumban, der, wenn sein Pferd zu beschlagen war, nur dessen Füße in die Schmiede geschickt, das Pferd aber zu Hause gelassen habe. (Aus dem österreich. Klosterleben I. Bd., Berlin, S. 288).

Der nämliche Name kommt aber auch wieder als derjenige eines geschickten Schützen vor.

(638.) In der russischen Sage war der Held Ilja von Murom, dreißig Jahre lang, wie mehrere Solche der deutschen Sagen, ein unthätiger Knabe, der dann aus Thatendurst zum ruhmreichen Könige Wladimir in der Sonnenstadt Kiew zog. Unterwegs erschlug dieser russische Sigfrid den wilden Räuber Nachtigall, der seit dreißig Jahren den Waldweg versperrt hatte, wie Vögel pfiff, wie Schlangen zischte und wie Wölfe heulte. Ilja schoß ihm durch neun Aeste hindurch ein Auge aus und nahm ihn gefangen mit nach Kiew. Vergebens wollte den Wilden seine Frau mit Gold auslösen, vergebens verfolgten seine neun Söhne in ihren schwarzen Waffen und rabenköpfigen Helmen, daher Raben genannt, den Ilja. —

Im Norden hieß ein Name des Donnergottes Helias (serbisch Ilija), und man sah darin zuweilen den Propheten Elias, welcher Regen vom Himmel erflehte und im Feuerwagen gen Himmel fuhr, ja nach der Sage kurz vor dem Ende der Welt wieder erscheinen und mit dem Antichrist kämpfen wird (Grimm deutsche Mythologie).

Daß Schmiede und Schützen schon frühe die Hüllen göttlicher und zauberhafter Wesen waren, die auf das Schicksal Einfluß hatten, dafür spricht u. A. die Redensart: es so und so im Leben treffen, noch mehr aber das allbekannte Sprichwort „Jeder ist seines Glückes Schmied." — Unter den Sagen von Zauberern, welche weder als Schmiede, noch als Schützen auftreten, nehmen wir folgende auf:

(639.) Der einzige Sohn einer Witwe aus Neroth im Trierischen war als Soldat in ferne Länder gekommen und in Gefangenschaft gerathen. Als er hier hart gehalten wurde, beschloß er zu entfliehen und irrte in einem Walde umher, wo er zu einer Hütte kam, in welcher ein Greis wohnte. Als er diesen um Rath frag, wie er heim kommen möge, entgegnete der Greis, dies Land kenne er nicht einmal dem Namen nach, führte ihn aber zu der nächsten Hütte, wo sein Vater wohnte. Der kannte das Land eben so wenig und führte ihn zu einem noch ältern Greisen, seinem Vater. Wie der den Namen Neroth hörte, sprach er: „ha, ha, da bin ich wohl bekannt, auf dem Nerother Kopf bin ich oft gewesen.“ Er verhieß ihm, falls er ihm folge, ihn noch vor dem Frühstücke hinzubringen, setzte ihm und seinem Sohne zu essen vor und brachte dann drei Böcke, auf welche die Drei sich setzten, und schon um halb elf Uhr Nachts waren sie auf dem Nerother Kopfe. Bei der dortigen Pfütze stiegen sie ab, der Greis band dem Nerother einen Seidenfaden um den Leib, steckte ihm einen Ring an den Finger und ließ ihn am Faden hinab. Am Boden angelangt, berührte er nach Vorschrift die sich zeigende Thüre mit dem Finger, sie öffnete sich und er verfolgte einen langen Gang, der in ein Zimmer führte, wo mehrere Herren um einen Tisch tranken und Karten spielten. In einer Ecke stand eine Kiste, auf welcher ein großer zottiger Hund mit glühenden Augen lag. Er berührte ihn mit dem Ringe, worauf sich das Thier in eine Ecke verkroch. Dann nahm er aus der Kiste den goldenen Becher und so viel Kostbarkeiten als er tragen konnte, eilte aber, nach Vorschrift, so schnell er mochte, und kam wirklich gerade an als die eiserne Thüre hinter ihm zuschlug, die ihm noch die Ferse verletzte. Der Uralte nahm den Becher, heilte die Ferse, ließ dem Manne alle übrigen Schätze und nahm Abschied von ihm. Der Nerother aber kam zu seiner Mutter, fing einen Handel an und wurde ein reicher Mann (Eifelsagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. B. S. 3, 17).

(640.) Bei Joh. Franz Straparola aus dem Mailändischen (Ende des 15. bis Mitte des 16. Jahrhunderts die Sammlung Venedig 1550—1554) heißt es: Lactantius, der Zauberer, der öffentlich das Schneiderhandwerk trieb, hatte einen Lehrling im Handwerke, der ihn beim Zaubern behorchte. Dieser anerbot seinem armen Vater, sich von ihm als Pferd verkaufen zu lassen, ermahnte ihn aber, den Zaum ja zu behalten, damit er wiederkommen könne. Auf dem Markte erkannte aber der Meister das Thier, kaufte es dem Vater ab, beschwatzte diesen, ihm auch den Zaum abzulassen, band es dann am Hause an und mißhandelte und schlug es. Einst führten die Töchter des Zauberers das Pferd zum Wasser, wo es sich plötzlich zum Fische, machte und untertauchte. Schnell wandelte sich der Meister zum Raubfische und machte Jagd auf den Kleinen. Der sprang als Rubin in einem Goldringe in den Korb der Königstochter, die am Strande Steinchen auflas. Sie nahm den Ring heim, wo er sich ihr als schöner Jüngling zeigte, den sie liebgewann, dann aber als Ring in ihrem Besitze blieb.

Nun wurde der König, ihr Vater, krank, Lactantius heilte ihn als Arzt und forderte den Ring als Belohnung. Sie wollte ihn nicht herausgeben, wurde aber endlich dazu gezwungen. Nun sagte ihr der Jüngling, sie solle den Ring, sobald

sie zum Zauberer komme, an die Wand werfen. Sobald er auf die Erde fiel, wurde er zum Granatapfel, zerplatzte und die Körner rollten überall hin. Der Arzt verwandelte sich in einen Hahn, um die Körner aufzupicken; eines aber verbarg sich, sprang als Fuchs auf den Hahn, packte ihn und biß ihn todt.

Drauf gab der König dem schönen Jünglinge die Tochter zur Gemahlin.

(641.) Ein Zauberer dingte einen Bettelbuben, der in Lumpen seinem Vater Brot zutrug, seine Bücher abzustauben, mit dem Gebote, beileibe nicht darin zu lesen. Der Bube that den Dienst fleißig, las aber in den Büchern und lernte daraus die Kunst, sich in Thiere u. a. zu verwandeln. Als seine Zeit aus war, ging er zum Vater, verwandelte sich in ein schönes Pferd und hieß den Alten es auf den Markt führen, aber ja den Zaum zu behalten. Er that es, der Zauberer kannte das Thier, bezahlte theuern Preis und ritt davon, ohne daß der Alte den Zaum beachtet hatte beim Anblicke des Goldes. Als das Roß vor Müde fast zusammen sank, stieg der Zauberer ab und band es an einen Baum. Aber ehe er was weiteres vornehmen konnte, verwandelte sich das Pferd in eine Krähe und der Zauberer in einen Habicht, als welche sie heftig kämpften. Bald fiel die Krähe zu Boden, war aber sogleich ein Ring. Der Habicht schluckte diesen und erstickte dran (Schönwerth).

(642.) Der Zauberer im unterirdischen Gange des Rodenecker Schlosses, Lauterfresser, der Schrecken der Umgegend, konnte sich in alle beliebigen Gestalten verwandeln. Einst stand er (in Rübezahls Weise) als Strunk am Wege, auf welchen ein Glashändler seine Krätze abstellte. Der Strunk verschwand und das Glas fiel in Scherben. Da jammerte der Krämer und zerraufte sich das Haar. Sogleich stand an der Stelle ein Stier, den der Mann mit sich fortnahm und verkaufte. Kaum hatte ihn der Käufer im Stalle, als er verschwand und in Gestalt einer großen Fliege auf und davonflog. Als er ein andermal Butter wünschte, flog er als Mücke in den Schlegelkübel einer Bäuerin. Diese nahm die Mücke heraus und schleuderte sie auf den Boden, auf dem Lauterfresser sogleich seine wahre Gestalt wieder erhielt, aber hinkend blieb (Zingerle).

Man vergleiche damit die beiden Zauberlehrlingsmärchen bei Bechstein: „der Zauberer und die zwei Kinder“ und „der Zauberlehrling und sein Meister“, und folgende schweizerische Originalsage „Jeger-Dovi.“

(643.) Kaspar Zellweger nennt unter den im Jahrhundert vor der Reformation im Lande Appenzell einheimischen Geschlechtern die Jeger. Diesem gehörte ein Mann an, den die Volkssage als Zauberer erster Klasse kennt, David Jeger, in der Landessprache Jeger-Dovi. Sie weiß weder seine genaue Zeit noch seine Heimatgemeinde zu nennen, und sagt blos, er habe in einer Epoche gelebt, wo die Schweizer bereits in fremde Kriegsdienste zogen. Er war seines Berufes ein Schreiner, sonst aber Zauberer und Geisterbanner. David hatte für seine zwölf Töchter ein kreisrundes Bett verfertiget, worin das ganze Dutzend schlief.

Damals hatte die Tochter eines Königes in Spanien ein sonderbares Uebel

befallen, welches an das Besessensein erinnert. Sie war so lahm, daß sie sich gar nicht regen konnte, und die bösen Geister umflogen sie in Gestalt großer, schwarzer Vögel, wobei sie oft ohrenzerreißend kreischten. Alle Aerzte des Landes wurden nach einander zu der Kranken gerufen, aber keiner wußte das Uebel zu heilen oder nur zu mildern. Da ließ ein unter den Schweizersöldnern dienender Appenzeller verlauten, in seiner Heimat sei Einer, der der Prinzessin helfen könnte. Die Sache kam vor den König, welcher den Soldaten kommen ließ und den David zu sich lud, und zwar vier mal, denn der Wundermann beliebte nicht vorher zu kommen, indem er dachte, die Patientin werde ihm nicht fortlaufen. Endlich machte er sich auf, und zwar in seiner Innerrödlertracht, was durch Frankreich allen Gaffern genug zu schauen gab. „Luagid ehr no, dachte David, ehr werid scho wider ufhöre."

Er kam Nachts auf spanischem Boden an und in einen Wald, wo sich ihm ein einsames Wirthshaus von äußerst verdächtigem Anblicke zeigte. Durch seine Wissenschaft aber durchschaute er es sogleich und trat herzhaft ein, von einer Alten, die mit einem Mädchen allein in der Stube saß, Nachtessen, Wein und ein Bett verlangend. Es war ein „Mörderhus", die Mörder aber noch abwesend. Die Vettel brachte das Verlangte, worin aber Dovi Blut und Menschenfleisch erkannte. Er faßte die Vettel so scharf ins Auge und befahl ihr, sie alte Hexe nennend, so drohend, rechte Sachen zu bringen, daß sie es zitternd that. Während sie draußen war, eröffnete ihm das Mädchen, da sein Leben jedenfalls verloren sei, möge er gegen die Alte ja rücksichtsvoll sein, da in diesem Falle ihm freigestellt bleiben werde, sich seine Todesart selbst zu wählen, welche außerdem eine schreckliche sein würde.

Sowie David gegessen und getrunken, verlangte er sein Nachtlager. Die Alte wies ihm eines ohne Licht. Er aber machte sogleich hell, wo er dann ein völliges Mordgemach mit Fallthüren erblickte. Er zog das Bett vor die verschlossene Thüre, die er außerdem mit allem Vorhandenen verbarrikadirte, und blieb angekleidet und wach. Nicht lange so hörte er die Mörder heimkommen, die bald die Treppe heraufpolterten und als sie die Schlafzimmerthüre verschlossen fanden, drohend Oeffnung forderten. David hieß sie kaltblütig Geduld haben, und sprach, als sie sich zum Einbrechen anschickten, eine Bannformel aus, wodurch sie augenblicklich, jeder in seiner Stellung, erstarrt dastanden.

Jetzt begab er sich hinab in die Wirthsstube, wo er die Alte, die sich zuerst hartnäckig weigerte, unter Androhung gleichen Schicksales nöthigte, ihm, mit Licht vorausgehend, in alle Gemächer und Schlupfwinkel des Hauses zu führen, wo er in einem die reichsten Schätze an Gold, Silber, Kostbarkeiten und Geld, in einem andern die schönsten und kostbarsten Waffen und Geräthe, in einem dritten Gewänder und Tücher, in anderen eingesalzene Leichen, im Keller Wein und Speisen jeder Art, in einem anderen frisch herabgestürzte Todte und endlich in einem Verließe, welches ihm die Führerin sorgfältig verbergen wollte, einen Jüngling und ein Mädchen, beide von wunderbarer Schönheit, entdeckte, welche, im Walde aufgefangen, von den Mördern freiwilligen Hungertod gewählt hatten, um doch miteinander zu sterben, und bereits so entkräftet waren, daß sie ihm nicht ohne Mühe er-

öffnen konnten, wer sie seien. Sogleich zwang David die Alte, den Beiden eine Erquickung zu bringen, bannte die Hexe darauf und begab sich eilig in den nächsten Waffenplatz, wo er, so sehr man es weigerte, befahl und endlich nöthigte, den Befehlshaber, den Alles zu fürchten schien, aus dem Schlafe zu wecken, und diesen, der ihn zuerst niederstechen wollte, ihm unverweilt mit einer Truppenschaar ins Mörderhaus zu folgen, da der Bann mit Tagesanbruch aufhören würde, wo dann die Mörder und die Alte, die man in ihrer Erstarrung antraf, gefesselt und in die nächsten Kerker abgeführt wurden.

Jetzt reiste der Appenzeller in die Hauptstadt, wo er vor den König verlangte, und als die Wachen ihn abwiesen, sich sogleich auf den Heimweg machen wollte, indem er ausrief: „wenn der Chünig mi nöd brucht, i bruch ihn nöd“, als der König den Mann erblickte und als er hörte, er habe zu ihm verlangt, ihn kommen ließ. Hier sah er lächelnd eine Schaar der berühmtesten Aerzte, als er seinen Namen genannt und ins Krankenzimmer geführt worden, und erklärte, die studirten Herren mögen entfernt werden, damit er seinen Versuch beginnen könne. Die Prinzessin lag todtblaß und bewegungslos auf ihrem Schmerzenlager und die schwarzen Vögel erhoben, wie der Mann eingetreten war, einen noch viel ärgeren Höllenlärm, und schlugen auf die Gequälte mit ihren Flügeln los. Wie diese den Schweizer erblickt, sagte sie mit schwacher Stimme, dieser Mann werde sie heilen. Als David sie angeschaut, erklärte er, zur Heilung nichts zu bedürfen als zwei kohlschwarze Pferde mit weißen Ohren. Der König erschrak, denn gerade zwei solche besaß er, die ihm jedoch lieber waren, als fast Alles was er hatte. Er ließ zuerst im ganzen Reiche solche ausschreiben, gab aber, als diese nirgends aufzutreiben waren, und er die Tochter äußerst liebte, die zwei Thiere her. David zapfte ihnen eine Portion Blut ab, ließ die Königstochter in kaltes Wasser legen, dann abtrocknen und mit dem Blute waschen. Sogleich befand sich die Kranke bedeutend besser. David nahm die Kur den andern Morgen wieder vor, da die schwarzen Unholde gegen sie noch viel häßlicher und wilder thaten, und ihr Befinden besserte sich noch mehr. Als sie nach der dritten Kur aufsitzen konnte, war es als wenn die Vögel sich verzweifelnd gegen eine Wiederholung wehren wollten, aber der Zauberer blieb beharrlich, nahm die vierte vor, und die Königstochter stand auf von ihrem Lager und war gesund. Die schönen Pferde, sobald der Appenzeller sie besprach, hatten ihre frühere Kraft wieder. Der König wußte sich vor Freuden nicht zu fassen, und hätte der Tochter ihren Wunsch, ihren Erretter, dem kein Mensch ein Alter ansah, zu heirathen entsprochen, hätte dieser nicht zu Aller Staunen erwidert: solche Ehre könne ihm freilich nicht zutheil werden, da er daheim bereits ein „Froweli“ und zwölf große Töchter habe. Ihr Vater erklärte ihn als seinen größten Wohlthäter, sich aber trotz dem für einen unglücklichen Vater, da vor wenig Tagen sein einziger Sohn auf räthselhafte Weise verschwunden sei. Der Zauberer meinte, auch da könne vielleicht Rath werden, wenn seine Majestät ihn in einen gewissen Wald begleiten wolle. Sie brachen sogleich auf, nahmen auf dem Wege den Truppenbefehlshaber wieder mit, und im Mörderhause stellte David den zwei erstaunten Männern dem einen seinen Sohn, dem anderen seine ihm ebenso abhanden gekommene Tochter vor, worauf ihn Beide mit Dank und

Anerbietungen überhäuften. Das Volk der Umgegend wurde drei Tage lang bewirthet, und dann die unermeßlichen Reichthümer des Mörderhauses in die Residenz gebracht, wohin man auch das Mädchen desselben mitnahm. Die Alte mit den Banditen entgingen der verdienten Strafe nicht. Der schlichte Mann lächelte, als er Vicekönig einer schönen Provinz werden sollte und meinte, er wolle bleiben, was er bisher gewesen und lieber „dahäm wieder schrinera." Bloß ein Goldstück nahm er als Andenken an diese Begebenheit mit und begab sich, nachdem er seinem Landsmann, der ihn dem Könige empfohlen, und den dieser reich beschenkte, begrüßt, fröhlich zurück in seine Bergheimat (Erzählte mir Frau A. Barbara Hohl, geb. Kellenberger, in Vorder-Hasle, Gemeinde Wolfhalden, am 26. Okt. 1870).

Jeger-Dovi (David) hatte sich eine „Bäre" (Schubkarren) gefertiget, die von selbst aufwärts, ja über die steilsten Felsen, ging, sobald er sie irgend was zu holen schickte. Die Nachbaren plagten ihn aber so arg, sie ihnen zu leihen, daß er im Unwillen, um ihrer los zu werden, das Kunstwerk auseinander nahm (Nämliche Quelle).

Unverkennbare mythische Züge finden sich ferner in folgenden Sagen:

(644.) Daß die Hexenmeister und Hexen, so enge man sie auch gebunden, frei wurden, so wie sie die Erde berührten (wie Antäos der Sohn der Erde im Kampfe mit Herakles), ist in der Schweiz und Tirol allbekannte Sage, Zingerle erzählt wie das mit dem Zauberer Matthias Lauter von Tschötsch in der Umgegend von Brixen geschah. (1859. S. 326 Nr. 573). Oft baten zum Tode Geführte begleitende Buben, sie mit Kothe zu bewerfen, da sie bei jeder Berührung von Erde ihre Fesseln sogleich sprengten (Ebds. S. 328, 330, 334).

(645.) Der gallische Glaubensapostel Germanus aus Trier, der um 644 im Jura Grandval baute und im Jahre 666 auf Anstiften des Herzoges Eticho mit seinem Probste Randoald auf der Brücke bei Courrendelin ermordet wurde, wohnte erst in der Höhle eines Felsens zwischen Münster und Courrendelin an der Bern-Baselstraße. Die Grotte liegt in einer Höhe von etwa 60 Fuß, aber der Heilige betrat sie ohne Hilfe einer Leiter, indem ein Wunder ihn jedesmal hinaufhob (Der Zögling J. Burger in Münchenbuchsee, in Zuberbühlers Sammlung).

(646.) Der irische Beatus, der im Berner Oberlande am obern Thunersee in der nach ihm benannten Grotte hauste, fuhr, so oft er eine der umliegenden Gemeinden besuchen wollte, auf seinem Mantel über den See (Allgemeine Sage).

(647.) Der heilige Wolfgang fuhr auf einem Wagen über die Donau. Der heilige Gebhart theilte den Po und ging trockenen Fußes hindurch, der heilige Benno durch die Elbe, der heilige Gotthart durch die Donau, und so viele Andere (Menzel, christl. Symbolik I. 299).

(648.) Wo in Esthland der Tohsmare- oder Tohsmall-See liegt, war Land, dessen Bewohner höchst üppig lebten. Alle Warnungen ihres Zauberers waren fruchtlos. Da erschien er auf einem weißen Pferde und sagte den Untergang

voraus. Er erfolgte bis dort, wo der Zauberer, sich der wenigen Uebrigen erbarmend, seinen Stab in die Erde stieß und ausrief: To malli! (dies der Rand!) Der Stab steht noch als abgestorbene Eiche. Er hieß Kint oder Kinte, geschickt, riesige Steinwälle und Gebäude zu errichten, deren Stücke er durch seine weiße Stute zusammen führte.

Auch im nördlichen Kurland warnte er die Thalbewohner, wo später der Widelsee bei Dondangen entstand, vergeblich, und erschien 1837 als dieser See plötzlich ins Meer abfloß, abermal mit seiner weißen Stute warnend (Kruse).

(649.) Zwei Eheleute, edeln Geschlechtes, mit Gütern gesegnet, aber ohne Kinder, was sie sehr schmerzte, beschlossen, um von dem Ihrigen zu genießen, auf Reisen zu gehn. Kaum waren sie wieder daheim, fand sich die Frau schwanger und nun kränkte es Beide erst recht, daß sie nun nichts mehr besäßen. Dennoch freuten sie sich als ein schöner Knabe zur Welt kam. Der wuchs zu ihrer Freude heran, und zeichnete sich in allen ritterlichen Künsten vor Allen aus. Als ihn aber an einem Tanze ein reiches Fräulein verschmähte, erklärte er seinen Eltern entschieden, in die weite Welt zu wollen, wovon er sich nicht abbringen ließ. Beim Abschiede gab ihm die Mutter das wenige Geld, das sie hatte, in die eine und eine eiserne Uhr in die andere Tasche. Als er in einem Walde unter einer Eiche saß und ausruhte, überzählte er sein Geld; die Uhr, deren Schwere ihm lästig und deren Aussehn unscheinbar war, schleuderte er ins nahe Heidekraut. Als er jedoch erwachte und die Zeit zu wissen wünschte, suchte und fand er die Uhr wieder und öffnete sie. Wie staunte er als er im eisernen Gehäuse ein silbernes und in diesem ein goldenes entdeckte, worin ein beschriebener Zettel die Worte trug: „mein Knecht Johannes!“ Als er sie aussprach, stand ein graues Männlein vor ihm und fragte freundlich: „was befehlt ihr, Herr?“ Er wünschte in einer Stunde in London zu sein, und der Kleine fuhr mit ihm durch die Luft. Aehnlich wurden alle seine Wünsche erfüllt und er sah sich weit in der Welt um. Jetzt hörte er von einer wunderschönen Grafentochter in der Nähe, die bisher alle Bewerber abgewiesen. Sogleich begab er sich beim Schloßgärtner in Dienste, wo er unter den Fenstern des Fräuleins, dem der junge schöne Gärtner gleich aufgefallen war, durch sein Männlein binnen drei Tagen einen Lustgarten schaffen ließ, den die Tochter längst gewünscht hatte. Als diese aus dem Fenster schaute, wandelte durch die Stauden und Blumen, statt des Gärtners ein staatlicher junger Edelmann. Sie forderte ihn von ihrem Vater zum Gatten und dieser legte ihre Hände zusammen. Das Männlein baute ihnen einen Palast in der Nähe des Schlosses; aber der letzte Freier des Fräuleins, ein benachbarter reicher Graf, der einen Schimpf darin sah, daß man ihm einen Fremdling vorgezogen, suchte Rache. Als der junge Mann eines Tages auf der Jagd seine Uhr verlor, fand der Feind sie, kam in den Besitz des Zaubers, und ließ durch das Männlein, das dies ungern genug that, den Palast sammt der Gräfin auf sein eigen Gebiet versetzen. Der unglückliche Gatte machte sich auf, sie zu suchen und kam zu einer Hütte, deren Bewohnerin, ein Weiblein, ihm Hilfe verhieß. Sie war eines Riesen Dienerin, dessen Weisheit und Milde sie rühmte. Als dieser erschien, begleitet, wie immer, von Hunden, Katzen und

Raben, die ihn verstanden, und als er des jungen Mannes Anliegen erfahren, sandte er seine Raben aus, die Uhr zu holen. Es war Nacht, sie fanden und brachten sie. Jetzt ließ er sich und den Palast wieder heim versetzen (Märkische Sage aus Albringwerde in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 338).

(650.) Als ca. 1514 eine große Tagsatzung zu Baden im Aargaue stattfand und die Ehrengesandten der dreizehn Kantone und der zugewandten Orte in dem dortigen Herrengarten bewirthet worden, kam der Steucheler, Stadtpfeifer oder Spielmann von St. Gallen in dortiger Stadt unter das Multerthor auf die Brücke, wo er auf den Bänken derselben etliche vornehme Bürger traf, unter ihnen auch den Theofrastus Paracelsus, der zu selbiger Zeit in der Stadt St. Gallen, bei der Rose (jetzt Herrn Wild-Ruoschs „zur Wahrheit") bei seinem Freunde Doktor Bartholomä Schobinger am Portnerhofe wohnte. Der Pfeifer stand bei ihnen still und sagte endlich: „Jetzt werden sich die Herren Gesandten zu Baden im Herrengarten lustig machen, denn ich habe gehört die angestellte Gastung finde heute statt. Wenn ich jetzt dort wäre, wollte ich mit meiner Zwerchpfeife ein Trinkgeld aufheben." Darüber sagte Theofrastus zu ihm: hast du Lust, das Trinkgeld zu verdienen, so gehe nach Hause, leg dich an, nimm deine Pfeife zu dir und komme wieder hierher, so will ich dir ein Pferd geben, darauf du in einer halben Stunde in Baden sein sollst. Der Pfeifer erwiderte: Herr Doktor, ich weiß wohl, daß ihr mehr könnet als andere Leute, ich will heim und meine Pfeife holen. Damit ging er, legte andere Kleider an, nahm seine Pfeife zu sich, kam unter das Thor zurück und sagte: Herr Doktor, jetzt bin ich geputzt, wo ist nun der Gaul, darauf ich in einer halben Stunde in Baden sein soll? Theofrast antwortete: gehe hinaus zur Schießhütte (jetzt Herren Rittmeiers) dort wirst du einen Schimmel gesattelt angebunden finden; lös ihn ab, sitz auf, aber hüte dich, daß du kein Wort redest, bis du zu Baden absitzest!

Der Steucheler ging hin, fand den Schimmel bei der Schießhütte angebunden, saß auf und nach einer halben Stunde (es ist sonst 20 Stunden weit) ließ sich das Thier zu Baden an der Schloßhalde zur Erde nieder und verschwand. Sobald der Pfeifer abgestiegen, ging er in den Herrengarten und fing an auf seiner Zwerchpfeife vor den Herren Eidgenossen meisterlich zu spielen. Wie ihn der Ehrengesandte von St. Gallen erblickte, rief er: Steucheler, bist du auch da? welcher Teufel hat dich hierher getragen? Der Pfeifer entgegnete: Ja, Herr, der lebendige Teufel und kein anderer Heiliger. Und nun erzählte er wie Alles ergangen, schloß aber damit, Gott solle ihn behüten, er begehre auf diesem Schimmel sein Lebtag nie mehr zu reiten.

Der gelehrte Pfarrer Bartholomä Anhorn erzählte dieses Abenteuer dem Bürgermeister Georg Huber im Jahre 1638, ein 86jähriger, wie er es in seiner Jugend vom Steucheler selbst, der damals ziemlich alt war, aus seinem eigenen Munde gehört hatte (Mitgeth. von Alt Buchdrucker Wegelin*).

---

*) Zum Andenken war in der Laube der Schießhütte bis auf unsere Tage der Schimmel mit rother Decke an der Mauer gemalt und soll das Gasthaus nächst dem Thore das „Rößli" zum Schilde gewählt haben (Verwaltungsraths-Präs. Näf in St. Gallen).

Hieran schlöße sich denn auch der Sagenkreis vom Doktor Faust, bezüglich dessen wir werweisen:

a) auf das Volksbuch: Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt,

b) auf die Sammlungen in Scheible's Kloster: Band I und II (Doktor Johann Faust), V (die Sage von Faust) und

c) auf das Werk von Reichlin-Meldegg: die deutschen Volksbücher von Johann Faust und Christoph Wagner u. s. w. (3 Bdch., Stuttgart 1848).

In diesem Sagenkreise, namentlich in seiner neuzeitlichen dramatischen Bearbeitung, erstieg das Geistesriesenthum, der nordische himmelstürmende Titanismus die höchste Stufe der Vollendung.

Vergl. Grimm Sagen 129 (Eppela-Gaila), 252, 253, 255—258, 337.

Der Zaubergarten und der Riesenbaum.

Das Element des Riesengroßen und Zauberhaften im Reiche der Volkssage spricht auch aus der Vorstellung des Weltalls mit seinen glänzenden Körpern als eines verzauberten Gartens mit unzähligen heilsamen Bäumen und Blumen oder auch eines einzigen ungeheuren Baumes mit golden und silbern leuchtenden Früchten, der indessen in vielen Märchen, namentlich z. B. slavischen, auch britischen, zu einer Bohnenstange oder Kohlstaude ernüchtert wird, welche plötzlich zum Himmel emporwächst, an welcher man emporklettern und die Herrlichkeiten des Himmels kosten kann. Es ist dies die versinnlichte Sehnsucht des Menschenherzens nach der Unendlichkeit und Ewigkeit, die ihre Symbole in der Gestirnwelt haben. In diesem himmlischen Garten lebten die Thiere, unter welchen man sich die Gestirne dachte, badeten die Nixen in silberhellen Brunnen, hüteten die Zwerge die goldenen Aepfel, wehrten die Riesen jeden unberufenen Eindringling ab. Weil es eben keine irdischen, eßbaren Früchte waren, hatten sie Zauberkraft und waren das Ziel des Begehrens der Sterblichen, denen sie jedes Gut des Lebens brachten; weil aus dem Heer der Gestirne eine geheimnißvolle Sprache spricht, eine Harmonie der Sphären ertönt, wenn sie auch Niemand hört, darum waren die Bäume des Himmelsgartens oft sprechende, singende und spielende (wie in Tausend und eine Nacht und in einer österreichischen Sage vom Mitternachts singenden Baume, dessen

Reiser alle verborgenen Schätze öffnen). Dort blieben die goldenen Aepfel der Hesperiden, vom Drachen des Himmels gehütet, dort weidet die goldene Herde, dort hängt das goldene Vließ der Argonauten, — dort braust der weite Ocean, an dessen Ufer die Schwestern Phaetons als Pappeln trauern und Bernsteinthränen weinen, — dort auch rinnt (als Milchstraße) der Rhein, in welchem der goldene Nibelungenhort versenkt ist, den Niemand mehr finden und holen kann. Dort sind die Gärten des Midas (Herod. 8, 138). in welchen die Rosen wild wachsen, jede von sechszig Blättern und von ungewöhnlichen Wohlgeruch, wo Seilenos gefangen wurde, der Begleiter des fruchtbringenden Sonnengottes, und vom Ursprung der Götter und aller Wesen harmonischer Ordnung singen mußte, und wo sich ein vor Kälte unersteigliches Gebirge erhebt. Dort wurde Alles, was der mythische Midas berührte, zu Gold, weil dort nichts als Gold ist, und daher rinnt auch dort der goldene Strom Paktolos, in welchem sich der Hungernde gebadet. Dort nur konnten die goldenen Aepfel wachsen, von deren Genuß man sterben mußte; dort rollen diese Früchte umher, mit welchen Melanion (nach anderer Sage Hippomenes) die einsame von der Bärin (des Himmels) gesäugte Jägerin (Mondgöttin) Atalante aufhielt und im Wettlaufen besiegte (und die goldenen Aepfel, welche auch in der Edda eine Rolle spielen und nicht minder der Baum der Erkenntniß mit dem Apfel Eva's, umschlungen vom Sternbild der Schlange). Dort auch ragt der Hain des Zeus, in welchem Atalante und ihr Geliebter, weil sie sich nicht mäßigten, in (die Sternbilder der beiden) Löwen verwandelt wurden. Dort ist daher auch der Rosengarten der Dietrichssage zu suchen. — Und in Folge dieser Vergleichung der Gestirne mit Bäumen und Früchten wurden auch, wie wir bereits (oben S. 85 ff.) mit Bezug auf die Thiere nachgewiesen, bei vielen heidnischen Völkern, und so besonders bei den alten Deutschen, die Bäume und namentlich die Haine heilig geachtet. In ihnen wohnten die Götter, weil sie ja im Himmel wohnten, an den man Bäume u. a. Pflanzen versetzte. Dies wird dadurch bestätigt, daß (Simrock d. M. S. 491) die Friedhöfe, diese Brücken zum Himmel, in älterer Zeit Rosengärten hießen Nichts anderes als das durchsichtige Himmelsgewölbe, ist auch in dem Glasberge zu suchen, den viele Märchen als Aufenthalt der abgeschiedenen Seelen (wofür die Sterne vielfach gelten) kennen, und

der an dem nordischen Glashimmel (Glerhimin), vielleicht auch an die Götterburg Gladsheim erinnert*).

(651). Wie der Himmel mit seinen Sternen ein Rosengarten ist, dessen Rosen zu pflücken nur durch Kampf und Tod erlangt wird, so wiederholen sich Rosengärten auf der Erde. Der berühmteste ist jener der Grimhild zu Worms, in dessen Bäumen die Vögel sangen und dessen Rosen und der Besitzerin Kuß nur durch Kampf und Blut erlangt wurden.

„Rosengarten" heißt im Volksmunde noch heute die romantische, üppige Umgebung von Algund und der Burg Tirol (in Gratsch, am Fuße der Burg). Der König darüber hieß Laurin, greise, weise, gütig, und hatte eine faienschöne Tochter. Diese wünschte einen Gatten und bat den Vater um Land im Sonnenlichte, denn er selbst wohnte im Krystallpalaste des Berges, auf dem die Burg Tirol steht. Der Vater gab ihr welches und sie reutete aus und pflanzte, namentlich Rosen. Das wurde der „Rosengarten." Sie umzog ihn blos mit goldseidenen Schnüren (Alpenburg).

Nach Anderen lag er, wo sich ob Plarsch am Fuße des Berges riesige Felsblöcke abgelagert haben (Zingerle).

(652.) Auf den Waldwiesen unweit Brugg im Aargau hatten sich „schöne Frauen" einen Lustgarten angelegt, den man Beijel nennt, und sangen darin so schön, daß alle Waldthiere schwiegen. Vor den Leuten entwichen sie und nur alljährlich am Charfreitag soll man ihre reizvollen Gestalten erblicken können, und wenn ein armes Kind am Holzlesen im Walde einschlummert, so hat es beim Erwachen schon manchmal einen Blumenkranz auf dem Haare gefunden (Rochholz).

(653.) In Brixen erzählt man, der heilige Ingenuin habe einen Lustgarten, das Abbild des Paradieses, angelegt; dieser sei Jedermanns Augen verborgen gewesen, außer wen Gott hin leitete. Das geschah dem heiligen Albuin, der dorther einige Aepfel holte, die man bis heute St. Albuins-Aepfel nennt (Zingerle).

Solcher „verzauberten, verwünschten" Gärten mit lieblichen Blumen und Früchten, auch verzauberten Menschen, sind in den Sagen eine Unzahl. Mag man sie historisch da und dort weisen und suchen, die Alten irgendwo im Westen, wo der Sonnengott Abends in ihnen absteigt und ausruht, sei es nun auf der Faiakeninsel bei Alkinoos oder sonst „des Föbos alter Garten an der Erde Rand", sie sind, wie die „glückseligen Inseln", der Sternhimmel.

(654.) Im Selkethale, unweit Ballenstedt, in Anhalt am Harz, wo die Burg Falkenstein sich erhebt, lebte ein Schäfer, Tidian, ein Sonntagskind. Eines schönen Abends ging er sinnend am Abhange des Berges und stieß auf eine Blume, die er noch nie gesehen. Er pflückte sie, steckte sie auf seinen Hut und erblickte staunend eine geöffnete Grotte, deren Boden mit Goldsande bedeckt war und eine

*) Vergl. Simrock deutsche Myth. S. 141. Menzel, Unsterblichkeitslehre I S. 67 ff. In Grimms Märchen (25) führt der Weg zum Glasberg über Sonne, Mond und Morgenstern und der Wind zeigt den Weg dahin.



Stimme hieß ihn nehmen, so viel er begehre. Da er arm war und ein Mädchen liebte, welches ihm dessen Eltern verweigerten, füllte er seine Tasche und brachte den Sand dem Goldschmiede in der Stadt, der ihm denselben, es war das reinste Gold, abkaufte. Von da an, so oft der Neumond sich über dem Falkenstein erhob, fand der Schäfer die Grotte offen, hörte jenen Spruch und füllte sich seine Tasche.

Derzeit wollte sich der Graf von Falkenstein vermählen. Er kam zum Goldschmied wegen eines Ringes vom feinsten Golde. Der hieß ihn einen von Tidians Golde nehmen und sagte ihm auf Befragen, wo dieses herkomme. Der Graf ritt sogleich zum Schäfer, zwang ihm sein Geheimniß ab und holte nun von Zeit zu Zeit von dem Golde.

Als der Graf aber recht reich war, faßte ihn der böse Geist mit der Furcht, Tidian möchte den Schatz endlich leeren, und er blendete undankbar den Mann. Sobald er nun bei Wiederkehr des Neumondes in die Grotte trat, an welcher der Schäfer traurig saß, rief die Stimme Fluch über ihn und er kam nie mehr heraus. Des Schäfers Braut aber, die von des Letztern Unfalle gehört, heirathete ihn und pflegte ihn.

Einst als sie am Berghange mit ihm hütete, sah auch sie die Wunderblume und vernahm die Einladung, sie zu pflücken und ihren Mann damit zu heilen. Sie pflückte die Blume, strich damit über Tidians Augen und er sah plötzlich wieder. Sie lebten froh und zufrieden zusammen bis in die spätesten Lebenstage, obwohl die „Tidianshöhle" sich von jenem Ereignisse an nicht wieder öffnete (Bertram in „Gubitz Volkskalender" 1844 S. 97).

In der Schweiz ist es (und sie hat den Namen daher) die Schlüsselblume, die auch „Fräulischlößli" heißt (Staub „Das Brot" Lpzg. 1868, S. 41, Note 3).

(655.) Im Berner Oberlande stand auf einer Anhöhe das Schloß Jagberg, der Sitz von Zwingherren, welches endlich vom Volke in eine Ruine verwandelt wurde. Dort erblickte ein Holz lesender Knabe zwei schneeweiße Tücher ausgebreitet, auf dem einen weiße, auf dem andern gelbe Bohnen. Endlich wagte er von jedem Tuche einige zu nehmen und brachte sie heim, wo zu seinem und seines Vaters Staunen die weißen Bohnen silberne und die gelben goldene Münzen waren. Eilig nahm ihn der Vater wieder mit zur Ruine, wo sie jedoch nichts mehr finden konnten (Joh. Chr. Neuenschwander, Münchenbuchsee Nov. 1850, in Zuberbühlers Sammlung).

(656.) Vor etwa hundert Jahren kam an einem Tanzsonntage nach Unter-Erendingen (Aargau) ein wunderschönes, sittsames, niemanden bekanntes Mädchen auf den Tanzboden und forderte einen bescheidenen, unschuldigen Jüngling zum Tanze auf, was dieser erröthend annahm. Er tanzte selig mit ihr, so hold war sie und so süß redete sie.

Bei Anbruch der Abenddämmerung äußerte sie den Wunsch, heimzugehen und bat um die Begleitung des Jünglinges. Er ließ sie ungern, gab aber nach und begleitete sie. Aber statt auf Ober-Erendingen zu, führte sie ihn ans sogenannte Steinböckli, eine kleine kahle Haide mit einem Berglein. Als sie am Fuße des

letztern anlangten, stand sie still und eröffnete ihm, in dies Berglein sei sie zu großen Schätzen verwünscht, dürfe nur von Zeit zu Zeit hervor unter die Menschen, könne auch nur von einem reinen Jüngling erlöst werden, wenn er den Muth habe, ihr zwischen zwei feurigen Drachen hindurch, den Hütern jener Schätze, zu folgen. Habe er jetzt diesen Muth nicht, so möge er am nächsten Charfreitage früh bei Sonnenaufgang auf die rechte Seite des Bergleins gehen. wo er ein Häufchen Schlüsselblumen und sie selbst, deren Hüterin, antreffen werde. Sie werde selbe an jenem Tage dort sonnen, dürfe ihn dann nicht anreden, wohl aber ihm antworten; er solle keck das Gespräch anheben von den Blümchen pflücken und dann thun, was sie ihn heißen werde. Und sieh, plötzlich öffnete sich das Berglein und innen in der goldglänzenden Höhle lagen die zwei Feuer sprühenden Drachen und erhoben sich furchtbar drohend, als sie den Fremdling erblickten. Die Jungfrau schritt in den Berg, aber der scheue Jüngling folgte ihr nicht und der Eingang schloß sich unvermerkt und war nimmer zu sehen.

Traurig kehrte der Jüngling heim, sagte keinem Menschen von seinem Abenteuer, dachte Tag und Nacht an die Maid und erschien am Charfreitage am bezeichneten Orte. Da lag ein Häufchen gepflückter Schlüsselblümchen in der Morgensonne und obenauf saß die Jungfrau, einen Schlüsselbund an der Seite, den Jüngling innig anschauend. Ihr Blick aber verwirrte ihn so, daß er sich nicht getraute, sie anzureden. Nur ein Schlüsselblümchen hob er auf und eilte verwirrt heim zu. Auf dem Wege gewahrte er, daß das Blümchen ein hellglänzendes Goldstück war. Andere, denen er davon sagte, suchten vergebens nach den Blumen und dem Eingange, aber ein armer, braver Erendinger der sich dort ein Hüttchen baute, pflanzte, im Vertrauen auf das „Heidawibli' Reben, die den beliebten „Heidafwibli-Wi" liefern, und die kühle Quelle, welche die Jungfrau hervorsprudeln ließ, heißt noch „das Heidewibbrünneli" (Wochenbl. für Freunde d. schön. Lit. und vaterl. Gesch. Soloth. 1846).

(657.) Einer hatte Begierde, die Schätze der Kobolde unter der Wildenburgruine zu gewinnen, und da er wußte, daß man hierzu die „weiße Geißchrutblume" haben mußte, suchte er in den höchsten Alpen bis er sie fand. Damit stieg er beim Wildenburger See in den unterirdischen Gang, der zur Burg führt, und stand bald vor der großen, eisernen, verbarreten Thüre, die sich, mit der Pflanze berührt, knarrend öffnete. Dann betrat er eine Felsenkammer, dunkel, worin aber der Schatz wie ein Strahl leuchtete. Furchtlos raffte er von den zahllosen an den Wänden herumliegenden Goldklumpen, was er tragen konnte, zusammen und machte sich auf den Rückweg, als eine leise Stimme ihn kläglich erinnerte: Laß 's Best nit liegen! Laß 's Best nit liegen!" Drob erschrak der Goldgierige, und den Mamon für das Beste haltend, rannte er schaudernd von dannen. Erst als die Thüre hinter ihm zuschmetterte, erinnerte er sich, daß er die Zauberblume hinter sich vergessen habe. Weder er noch ein Anderer hat seitdem den Eingang wieder gefunden (Dalp, die Schweiz in ihren Ritterburgen II. S. 443).

(658.) Gerade so fand ein Mann aus dem Dorfe Hohl unweit Hanau, plötzlich in unbekannte Gegend gelangt, vor sich eine leuchtende, ihm unbekannte

Blume, die er pflückte. Wie er das gethan, geschah ein Donnerschlag bis in die Grundfesten der Erde, that sich ein Thor auf und blendeten ihn unermeßliche Schätze im weiten Gewölbe. Nicht wissend wohin langen, wählte er lange und ging, trotz dem Rufe: nimm nur das Beste! wieder hinaus. Kaum war er heraus, erscholl abermal derselbe Donner, war Thor und Gewölbe verschwunden und er gewahrte erst, daß er die Blume drinnen vergessen, die erst wieder nach hundert Jahren blüht (Herrlein, Sagen des Spessarts).

(659.) Im Zobtenberge Schlesiens kennt die Sage ein zauberisches Inneres, wo ein großer Schatz Goldes liege. Einzelne schöpften davon, fanden aber später den Eingang nicht mehr. Einst gelangten ein blödsinniger Mann und ein unmündiges Mädchen vor die Thüre, traten ein, wurden von einem alten bärtigen Manne herumgeführt und am Ende mit einem Aste voll Kirschen oder Pflaumen beschenkt, welche zu Hause gediegenes Gold waren (Büsching Volkssagen zc. 1812).

(660.) Ebendaselbst ging eine arme Kräuterfrau mit ihren zwei kleinen Kindern ins Gebirge, um ihren Korb mit Wurzeln zu füllen, die sie dem Apotheker bringen wollte. Sie verirrte jedoch und stieß auf Rübezahl in Bauerntracht, welcher, als er ihre Verlegenheit erfuhr, sie nicht nur auf den rechten Weg leitete, sondern, ihre Wurzeln ausleerend, den Korb mit Blättern füllte, die er von einem Busche abstreifte, welche ihr mehr nützen würden. Die einfältige Frau konnte sich nicht enthalten, als sie im Weitergehen wieder schöne Wurzeln sah, das Laub auszuschütten und den Korb wieder mit solchen zu füllen. Als sie daheim den Korb umstürzte, fanden sich mehrere unten stecken gebliebene Goldstücke darin, in welche das Laub sich verwandelt hatte. Vergebens aber suchte sie auf dem Wege nach den übrigen (Ebendaselbst).

(661.) Rübezahl besaß im Riesengebirge einen eigenen Garten, den man jetzt seitwärts auf dem Kuppenplane, nicht weit von der Wiesenbaude, an einem Abhange zeigen will. Das Gebirge ist reich an den herrlichsten, saftigsten Kräutern, welche die Anwohner seit alter Zeit zu den kräftigsten Essenzen benützen. Darunter ist berühmt die Springwurzel, welche den Geistern zur Nahrung diente und die gefährlichsten Krankheiten heilte, wenn es gelang, sie zu graben, was der Geist des Gebirges nur Auserwählten als Gunst gestattete (Novellen von Heinrich Steffens I. Bdchen., 1837, S. 33—40).

Damit hängt der Glaube an übernatürliche und überhaupt zauberhafte Wirkungen von Wurzeln, Kräutern, Blumen und Früchten zusammen.

(662.) Der 15. August, Himmelfahrt Mariens, war zugleich der Tag, an welchem alle Arten nutzbarer Gewächse in den Kirchen mit Weihwasser besprengt wurden, um sie gegen Zauber zu schützen, die „Kräuterweihe", in Würzburg und Nürnberg Wurz- oder Wurzelweihe", in Baiern der „Büschelfrauentag", wo die Mädchen viele und große Blumen- und Kräuterbüschel zum Altare „unserer lieben Frau" bringen und weihen lassen. Zu jedem sollen 77 ver-

schiedene Kräuter genommen werden, die sämmtlich mythologisch sind, wie Frauenblecken (Blatt), Frauenmantel, Frauenschuh, Austerle (von der Austris, Ostra), Gretel in der Hecke, Bärmutter, Mädchenmohn, Mummel (Wasserlilie) brennende Liebe, Teufelsabbiß, Weihraute (puta graveolens), Wetterglocke u. a., in der Mitte Himmelbrand (Königskerze). Die Kränze oder Büschel werden sorgfältig aufbewahrt in den Rauhnächten, Theile davon unters Kopfkissen gelegt, im Stalle für das Vieh aufgehängt, bei Gewittern ins Herdfeuer geworfen, mit der Asche Sterbende gerieben, und der Rest am nächsten 15. August verbrannt. Auf der Schneekoppe des Riesengebirges fanden sich bei der „Kräuterfeier" namentlich die vielen Kräutersammler ein. Da außerdem der 15. August die Zeit der vollendeten Ernte bezeichnet, war es wohl schon heidnisch ein Erntedankfest (Menzel christl. Symbolik I. S. 402).

(663.) Am 1. Mai feierte Rom das Fest der Bona dea und die Kelten ihr Bealtein, weshalb der zweite der Pfultag hieß. Am 3. wurde das vergrabene heilige Kreuz „erfunden" und am 4. ist „das Ende der acht kalten Nächte" (seit 27. April), am 9. ist Sommers Anfang. Dann heißt es: St. Pankraz (12. Mai), kein Reif nach Servaz (13. Mai), kein Schnee nach Bonifaz (14. Mai). Dieser ist der letzte der sogenannten „Winterhelden." Der 11., 12. und 13. sind die drei Jernuatt, Eisennächte, und am 15. kommt gerne Regen („St. Sofia weint," Sophia plorat, mingit).

Das Grab des heiligen Servatius (13. Mai, der zweitletzte sogenannte Loostag des Frühlings, wo man noch Frost fürchtet), grünt auch im Winter und wird nie mit Schnee bedeckt (Greg. Turon. hist. Franc. II. 5).

In Bern sagte eine Bümplizer Bäuerin meiner Frau: Bohnen könnet ihr noch getrost stecken, es ist ja noch nicht Bonifazi. Die Detzemer an der Mosel warfen St Bonifazens Bild in die Hecken, weil ihnen die Bohnen erfroren waren (Hocker, deutscher Volksglaube 226).

Ebenso tief bedeutsam und poetisch wie die Idee des zauberischen Himmelsgartens ist aber die Darstellung des Weltalls mit seinen Sternen als eines ungeheuern Baumes mit goldenen Aepfeln oder Blättern, wie er in einer Menge Sagen vorkommt. Die gewöhnlichste ist die von der Esche (Ask), Namens Yggdrasill, Weltbaum, gepflanzt mitten im Weltall, welches davon auch Askiburg (Eschenburg) heißt. Von der Esche sagt Vergil, ihre Wurzeln reichen so tief zur Unterwelt wie der Wipfel zum Himmel (Georg. 2, 291).

Diese Esche hat drei Wurzeln. Eine davon reicht auf die Seite von Asgard, und ob ihr quillt unterm Baume der Urdar- oder Nornenbrunnen, weil aus ihm täglich drei Nornen steigen: Urd (das Gewordene), Werdande (das Werdende) und Skuld (das Sollende, Künftige), welche der Menschen Geschick bestimmen, Wasser aus dem Born nehmen und die Esche besprengen, wovon der Thau und der

Honigthau auf die Erde fällt. Im Brunnen leben zwei Schwäne. Es gab aber, außer diesen göttlichen Nornen, noch andere vom Alfen- und Zwerggeschlecht, darunter auch bösartige. — Die zweite Wurzel geht zu den Thursen, wo Ginnungagap war. Dort ist der zweite oder Mimersbrunnen des weisesten Riesen, weil er jeden Morgen von dem Wasser der Weisheit trinkt. — Die dritte senkt sich tief hinab nach Niselheim, und dort ist der Höllebrunnen Hvergelmer, wo der Drache Nidhöggr am Baume nagt, um ihn zu stürzen. In der Esche Zweigen sitzt ein vielwissender Adler, und zwischen seinen Augen ein Habicht. In den Zweigen laufen vier Hirsche, welche deren Knospen abbeißen; und das Eichhörnchen Ratatöskr rennt am Stamme auf und ab, um zwischen dem Adler oben und dem Drachen unten Unfrieden zu stiften. So hat der Baum Feinde und „leidet Noth." Bei Nidhöggr unten sind so viele Schlangen, daß keine Zunge es zu beschreiben vermag (Die jüngere Edda. Gylfaginning 15, 16).

(664.) Die Esche ist von Gott in dem Sinne gesegnet, daß sie der Schlange feindlich ist, die man mit dem kleinsten Zweige davon tödten kann. Dies Thier würde auf der Flucht eher in ein Feuer springen als in den Schatten eines Eschbaumes, und wer sein Haus mit Laub davon bestreut, ist sicher vor Gewürme. Ja macht man mit einem Eschenstecken einen Kreis um eine Schlange, so bleibt sie drin liegen. Ein Schriftsteller von 1715 erklärt dies daher, „daß der Eschbaum unter dem Einfluß der Sonne und des Jupiters stehet, die Schlange hingegen dem Saturno und Merkur unterworfen ist" (Panzer I. S. 252).

In Devonshire bannt man durch Umkreisen mit einem Eschenzweige die Schlangen und nimmt ihnen das Gift. Man befestigt auch Eschenzweige am Halse des Viehes, um es vor dem Bisse dieses Gewürmes zu sichern.

Im Werdenbergischen glaubte man, wenn am Charfreitage vor Sonnenaufgang ein Eschenast in den drei höchsten Namen in drei Streichen so abgehauen werde, daß er am dritten falle, dann liegen gelassen bis die Sonne ihn bescheine, so heile sein Holz alle Wunden und stille jeden Schmerz (Mill. Senn). Eben dasselbe sagt Dr. Wartmann in St. Gallen, und der Volksglaube in Schwaben heilt jede Schnittwunde, wenn man mit einem Eschenspane drüber fährt und diesen dann eingräbt wo weder Sonne noch Mond hinscheint. Die Esche ist ferner nach dem Volksglauben, ein sicherer Schutz gegen Zauberer. Sie widersteht ferner wie auch die Linde, dem Blitz und wird daher mit Vorliebe zu Hausgeräthen und Stöcken, namentlich zu der sogenannten Wünschelruthe verwendet.

(665.) Damit hängt ohne Zweifel in verschiedenen Gegenden der Schweiz und Deutschlands die Sitte zusammen, im Frühjahre (manchenorts zur Pfingstzeit) einen Burschen in grüne Büsche und Zweige eingehüllt, bald zu Pferde, bald

zu Fuß, als Zeichen der gekommenen schönern Zeit, durch die Straßen der Städte und Dörfer zu führen. Er heißt „der Lattichkönig", der „grüne Mann," in Sargans „der Staubenmann."

Jack in the Green hieß der Mann, den in London die Schornsteinfeger am 1. Mai so unter ein zuckerhutförmiges Laubgeflecht stellten, daß man ihn nur von den Knieen an sah, und mit dem sie durch die Straßen tanzten und Geldspenden sammelten.

Bei den Slaven kämpfte der in Stroh eingehüllte Winter mit dem in grüne Zweige vermummten Frühling, wo letzterer siegte.

(666.) In der Gegend von Werle in Westfalen herrscht die Sitte, wenn der Roggen gemäht ist, einen grünen Baum, sei es eine Weide, Birke oder dergleichen, auf dem Felde aufzurichten, welchen man den „Hâkelmei" nennt (von Hakel und Mai, engl. Maibaum). Dann schleichen sich die Mäher an den Hof, wo sie die Sensen streichen und von der Wirthin ein Maaß Branntwein erhalten, damit sie ihr nicht im Garten den Kohl mähen. Haben die Mägde die letzte Garbe gebunden, so reißen sie den Hakelmei um und schleichen ebenso an den Hof. Hier aber erwartet die Wirthin sie mit Wasser, das sie ihnen entgegenspritzt, und wenn sie demungeachtet ihr einen grünen Kranz umwerfen können, haben sie das Recht, ihr mit der Harke das Haar zu kämmen. Beim letzten Fuder bindet man den Hakelmei hinten an und schleift ihn heim, wo abermal Branntwein folgt.

In Velmede an der Ruhr nennt man den Busch, den man, einen Hahn oben drauf, aufs letzte Fuder steckt, Hakelmei, in der Gegend von Volmarstein Hörkelmei. In der des Lippeschen Waldes zu Kohlstätt und Ahden, setzt man beim Einfahren des letzten Getreides einen hölzernen vergoldeten Hahn auf das Fuder, welcher Frucht im Schnabel trägt und gewöhnlich nachher vor dem Hause aufgehängt wird (Kuhn in Von der Hagens Jahrbuch IX. 100, 101).

Zu Weihnacht oder Fastnacht thun oft mehrere Bauern sich zusammen zu einem Picknick, das sie den Hakelmei nennen, wie man bei Allem was auf die Neige geht, sagt: nun gehts auf den Hakelmei (Vergl. oben S. 194).

(667.) Bekannt ist uns bereits die germanische Sage von der Schöpfung der ersten Menschen aus Esche und Erle (oben Nr. 523). Jährige Erlen-Zweige in der Weihnacht geschnitten, schützen ein Haus vor Brand (Bern).

(668.) Der Hollunder hat seinen Namen nicht von hohl, wegen seines dicken Markes, sondern ist der Baum der Holla, Huldra, Holun-Tra, Hollas Baum, heißt darum schweizerisch Holder, und gilt, wie die Schwalbe, als überall des Menschen Schritten folgend und die Nähe von Wohnungen andeutend, als geheiliget. Seine Frucht giebt eine beliebte, gesunde Speise und heilsame Latwerge, wie seine Blüte einen geschätzten Thee, und mit seinen Zweigen bestreut der Sarganserländer an seinem Hauptfeste, dem Fronleichnamstage („Unser Herrgottstag, fête-dieu) alle Gassen und Stadt- und Dorfplätze.

Mit drei „Holderschössen", vor Sonnenaufgang „unbeschrien" geholt, heilt man

die „Schwinig" (Gliederabnahme). Mit einem Holderzweige konnten Hexen Wetter machen (Lütolf S. 223).

Bestätigt wird diese Namensherleitung auch durch den des Reckholders (Wachholder). Sein Holz ist das beliebteste Räucherungsmittel in den Stuben, wie seine Beere, und fehlt auf keinem Ofen. Der Name Reck-Holder geht auf die gleiche Göttin, wovon weiter unten.

(669.) Die Eiche war der heilige Baum des Zeus, daher im ältesten griechischen Orakelplatze Dodona hoch verehrt. Ein Eichenkranz war des Gottes Schmuck. Von der Eiche aßen die ersten Menschen, ehe der Ackerbau ihnen Brot brachte.

Diese heilige Eiche, aus deren Blättern die Orakelstimme sprach, was Holz von ihr in der Argo ebenfalls that, ist nur in der Legende auf die Erde versetzt; sie war in Wahrheit der Sternenbaum, von welchem man Rath holte.

Eine Eiche war es auch, an welcher im Sonnenlande Phrixos das goldene Widderfell aufhängte.

(670.) Walse oder Völsung, der von Odin stammte, Gatte der Tochter des Riesen Hrimnir, König über die Heunen (Kelten) und Vater Sigmunds, war weit herum der berühmteste Held. Von ihm wird gesagt, daß er einen Saal habe bauen lassen, groß und staatlich, und der Art, daß eine Eiche in dem Saale stand, deren Zweige über das Dach des Saales hinaus ragten, der Stamm aber tief in dem Saale stand. Diesen Baum nannten sie Barnstock, Kinderstamm (Volf-Saga Kap. 5).

(671.) Der Teufel, sagt man im Unterinnthale, habe einst eine Bitte an den Herrn gethan und dieser sie ihm zugesagt, sobald an den Eichen alle Blätter abgefallen sein werden. Da diese aber im Herbste zwar welkten, aber blieben und im Frühlinge neu sproßten, fuhr der Böse rasend über sie her und zerfetzte sie aus Zorn mit seinen Klauen. „Daher hat das Eichenlaub seine krallenförmige Gestalt" (Zingerle).

(672.) Der Donner schlägt nicht gern in eine Eiche, oder wenn er es thut, zündet er nicht; die Eiche gehört zu den heiligen Hölzern. Hingegen zieht die Birke das Wetter an, und haben die Hexen ein Gewitter gemacht, so zerreißt es zuerst die Birke (Globus IV. Band, 1863, S. 46).

Eine Unzahl Eichen, ein Beleg früherer Verehrung des Baumes, enthalten in katholischen Gegenden Bilder und Heiligstöcklein, ohne daß jemand einen Grund davon wüßte (Lütolf).

(673.) Auch die Birke (abgesehen von ihrem Gebrauche für ungeberdige Kinder) ist ein Mittel gegen die Hexen. In Ober-Uzwil begegnete einem Bauer, daß so oft Milch gesotten wurde, sie sich schied, „brach." Da rieth ihm Jemand, so wie man wieder siede und die Milch wolle aufgehen, solle er mit einer Birkenruthe drin rühren, bis sie sich wieder setze. Der Mann that es, sah aber sogleich ein Weib hereintreten, welches ihn angelegen bat, er möge doch die Milch „anrichten." Er blieb aber taub und rührte fort bis die Milch ganz eingesotten war, und das Weib starb sogleich (Aus Nieder-Uzwil).

(674.) In Würtemberg ist es ebenfalls Sitte, daß man beim letzten Korn-

schneiden ein kleines „Wispel“ von etwa achtzig bis hundert Aehren stehen läßt, so was ein starker Mann mit vollem Griffe fassen kann. Der Schriftsteller, worin ich dies lese (Griesinger, Silhouetten aus Schwaben, Ausg. 1863, S. 122) meint, den lieben Vöglein zu lieb. Aber er fügt sogleich bei: „Damit jedoch der stehen gebliebene Kornwispel nicht umfalle und die Aehren zu Grunde gehen, stellt man einen kleinen Maien, d. h. eine junge Birke von acht oder neun Fuß Höhe in seine Mitte und befestigt die Halmen daran. Drauf knien alle Schnitter andächtiglich nieder und beten ein stilles Vaterunser.“ —

(675.) In Luzern hielt man es für rathsam, um wieder mit Getreide gesegnet zu werden, von der letzten Kornernte ein Büschel Korn aufzubewahren und etwa bis zur nächsten Ernte unter den „Unterzug“ in der Stube zu stecken (Lütolf).

Das Gleiche meldet Staub („Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte, Lpzg. 1868, S. 23) aus dem Zürcherschen, wo „altväterische Frömmigkeit noch jetzt ein Häufchen Heu oder Getreide auf dem Erntefelde gewissenhaft zurückläßt, um sich den Segen des Himmels auch für das kommende Jahr zu sichern.“ Sie heißen es (scherzhaft, wie den Sauerteig beim Brotbacken) „das Hebeli.“

(676.) Da die Eiche nicht überall vorkommt, vertritt oft die Tanne ihre Stelle. Eine solche auf dem Kreuzhubel bei Dagmersellen (Luzern) heißt „die heilige Tanne.“ Sollte man diesen Titel von den vielen daran hangenden Votivtafeln und dem Marienbilde, zu welchem Frauen wallfahrten, welchen ungetaufte Kinder gestorben, herleiten wollen (und nicht vielmehr diese Verehrung von einer heidnischen)', so ist dies sicherer bei dem stolzen alten Tannenbaum, eine Stunde von Wolhausen an der Straße nach Entlebuch. Auch er heißt „die heilig' Tanne.“ Einer trieb vom Entlebuch daher angekauftes Rindvieh und erblickte, wie er sich dem Baume näherte, um selben Hand in Hand einen Reigen tanzende Kinder. Als er näher kam, huschte eines nach dem andern, so klein geworden wie Mäuschen, durch ein Loch unter die Tanne (Lütolf).

(677.) Auf der Bramegg bei Malters (Luzern) stand noch vor einigen Jahren eine uralte mächtige Tanne. Wurde ringsum alles abgeholzt, diese schonte man warnend von Vater zu Sohn und Enkel. Es sei ein Geist hineingebannt, hieß es, und das Umhauen würde Unglück bringen. Ein Sohn nun achtete dies nicht und trotz Abmahnen ließ er den Baum hauen. Wie er fiel, traf den Ungläubigen plötzlich ein furchtbarer Schmerz im Beine, an dem er sterben mußte (Lütolf).

Die Fichte war der Göttermutter Kybele heilig und ihr Fruchtzapfen prangte oben an den Stäben bei ihren Festen.

(678.) Wo das Dorf Tannenkirch im Elsaß liegt, stand einst nur ein Kirchlein mitten im Walde. In dasselbe flüchtete sich einst eine schöne Jungfrau vor der wilden Zudringlichkeit eines Ritters. Als er auch ins Heiligthum eindrang, flehte sie zur heiligen Jungfrau, worauf die Mauern sich um sie verengten, bis sie zu einer Tanne wurden, welche das Mädchen in ihrem Stamme verschloß

und schirmte. An die Stelle kam ein neues Kirchlein und es entstand Tannenkirch (A. Stöber, die Sagen des Elsasses).

(679.) Eine der Bachweiden heißt wegen ihrer schönen gelben Rinde „Dotterwibli“ (salix vitellina), und ist heilkräftig wider die Warzen. Man faßt eine junge an, ohne sie auszureißen und dreht sie unter dem Spruche:

Wibli, Wibli, i bind di,
Wibli, Wibli, i wind' di,
bis und so lang,
daß mir d' Warza vergang.

Dann vergeht sie (Nikl. Senn).

Oder nach Dr. Wartmann in St. Gallen:

Wiebli, Wiebli, i winde di
und binde di
und setze dich in Bann
bis und so lang,
daß der X von X die Warze vergang.

(680). In Haselstauden schlägt der Blitz nicht ein, weil die Mutter Gottes auf der Flucht nach Aegypten unter einer solchen untergestanden ist (Zingerle).

Von der Haselstaude brach man die Wünschelruthe (wunsciligerta) (Gr. S. 926, 927). Unter Haselstauden erschien der Teufel Hexen (Lütolf S. 223).

Nach einer Aargauer Sage bei Rochholz N. M. S. 196 schreibt man der Hasel dieselbe Kraft zu, Schlangen zu tödten, wie der Esche. Unter Haselstauden fand man die geldheckende Alrune.

Auf Eichen und Haselstauden sitzt die um ihren ermordeten Liebling trauernde Faraild.

Volkslieder reden mit der „Frau Hasel.“ Eichen und Haseln hatten Frieden auch wo das Hauen sonst erlaubt war. Sie beide indessen hatten Widerwillen gegen einander (Grimm S. 617).

(681.) St. Matthias, der Apostel, gesteinigt am 24. Februar, soll (ein Oedipus) ein ausgesetztes Kind gewesen sein, dann in des Pilatus Haus und Dienst gekommen, sein Liebling geworden, unter einem Apfelbaume seinen Vater erschlagen, der die Aepfel stehlen wollte, und dann, ohne sie zu kennen, seine Mutter geehlicht haben. (Menzel, christl. Symbol. II. 115). Er ist ein Zerstörer des Winters („St. Mathis bricht's Is; findt er keins, so macht er eins“).

(682.) Das schwedische Volksbuch (Hagens Germania VI) erzählt dasselbe vom Apostel Judas, über dessen Häßlichkeit und vorherige ahnende Träume der Mutter beide Eltern so erschraken, daß sie das Kind in einem Kästchen ins Wasser thaten, wo es an eine Insel trieb. Hier nahm die kinderlose Königin den Findling und erzog ihn fürstlich. Dafür erschlug er später ihren eigenen nachgeborenen Sohn, floh und kam in die Dienste des Pilatus. Da wünschte dieser einst Aepfel, die er in einem Garten erblickte. Judas stieg über den Zaun, holte die Aepfel, schlug den Besitzer, der dies wehren wollte, todt und ehelichte dessen Frau. Der

Mann war sein Vater gewesen, die Frau seine Mutter. Als Beide es erfuhren, wurde Judas Jesus Jünger und Verräther (Menzel, christl. Symbol. II. 232, 233).

(683.) Es ist manchen Ortes Volksglaube, daß in der Mitternachtstunde der Christnacht alle Aepfelbäume blühen und Früchte tragen (und alles Wasser Wein wird) (Menzel, christl. Symbolik I. S. 71).

(684.) Der Weihnachtbaum mit seinen schimmernden Aepfeln und vergoldeten und versilberten Nüssen und dgl. ist dasselbe Bild und daher fortwährend der ewig grüne und ewig leuchtende Zauberbaum der deutschen Jugend (Vergl. Simrock d. M. S. 541 f.); denn er ist wie die anderen Bäume ein Bild der Welt im Kleinen, deren bevorstehende Verjüngung im Frühling er zur Zeit des wiederwachsenden Tages verkündet, wie schon die Alten an demselben Tage den Geburtstag des erstarkenden Sonnengottes Mithras feierten, und seine Lichter bedeuten die Sterne, welche die Welt erleuchten, und die Gaben, welche er trägt, die Geschenke, die der Himmel der Erde zukommen läßt.

An diese Bilder von der Größe und Ewigkeit der Welt reihen wir die Erwähnung, daß der Glaube unserer heidnischen Ahnen neun Welten baute. Die Edda versetzt drei derselben über, drei auf und drei unter die Erde. Ueber der Erde thronen Asgard, die Burg der Götter, Liosalfaheim, die Heimat der weißen oder Lichtalfen, und Muspelheim, der Ort des Feuers (d. h. die Sonnengegend). Die Erdoberfläche beherbergt Midgard oder Manheim, das Reich der Menschen, Wanaheim, das der Wanen, und Jötunheim, das der Riesen. Unter der Erde verborgen sind endlich Swartalfaheim, der Wohnort der Zwerge oder Schwarzalfen, Niflheim die Stätte des Nebels, der Dunkelheit, und Niflhel, das Todtenreich. In unserer Volkssage ist die Erinnerung an diese neun Welten durch die Einprägung der drei christlichen Jenseits-Stätten, Himmel, Fegfeuer und Hölle, gründlich ausgemerzt, und wenn das Volk auch die Zwerge und Riesen noch kennt, so weist es ihnen doch keine von unserer Erde verschiedene Region an.

Wie aber die Menschen überhaupt auf den Gedanken des Daseins anderer Welten als der unsrigen kamen, das läßt sich nach unserer Ueberzeugung nicht aus einem angeborenen ethischen Bedürfniß erklären, indem weder Kinder noch ganz ungebildete Nationen jemals von selbst auf die Idee einer persönlichen Fortdauer gekommen sind.

Nur die Erziehung, sei es die individuelle oder die durch Civilisation bewirkte nationale, hat dieselbe überall da, wo sie sich findet,

zur Reife gebracht, und zwar durch logische Schlußfolgerungen, jedoch nur da, wo die Menschen der Fortdauer zu bedürfen glaubten, d. h. wo sie mit dem Leben auf der Erde unzufrieden zu sein Ursache hatten. Viele Völker, welche sich ein sehr ausgebildetes System der Sittenlehre schufen, blieben, ungeachtet aller „ethischen Bedürfnisse“, ohne alle oder doch ohne klare und ausgebildete Begriffe von persönlicher Fortdauer, nach dem Tode. Die Chinesen, die Inder und die Israeliten vor der babylonischen Gefangenschaft wußten nichts von einer solchen Fortdauer; die Griechen und Römer hatten blos eine nebelhafte Vorstellung davon. Wo dies anders war, d. h., wo man es zu lebhaften, farbenreichen Schilderungen eines Jenseits brachte, da gelangte man zu dieser Vorstellung durch die Beobachtung, daß auf jeden Untergang der Gestirne wieder ein Aufgang, auf jede Nacht wieder ein Tag, auf jeden Winter wieder ein Frühling, auf jedes Absterben der Pflanzen wieder eine Verjüngung derselben, auf die Einpuppung der Insektenlarven eine Verschönerung, Veredelung und Erhebung des Insektes folgte.*) So mußte es, nach der schlichten Schlußfolgerung der in einem rauhen Klima mit dem Leben und dessen Mühen und Sorgen Geplagten, auch mit dem Menschen der Fall sein, er auch mußte nach dem Tode wieder erstehen, ja nicht nur er, sondern auch das Thier, wie die zahllosen deutschen Volkssagen von Thiergespenstern beweisen. Nicht ohne wesentlichen Einfluß auf diese Vorstellung blieben die Träume von verstorbenen Bekannten, durch welche Letztere als fortlebend erschienen (Peschel, Völkerkunde S. 271). Durch die gesammte Sagenwelt der deutschen Nation zieht sich daher eine Sehnsucht nach persönlicher Fortdauer; es sprechen dafür nicht nur die Schöpfungen vieler Welten in der Idee und die Vorstellung von Reichen der Dämonen, sondern namentlich auch die Menschenähnlichkeit der Götter und die Macht der menschlichen Seelen nach dem Tode, mit welchen Gegenständen sich unser nächstes und letztes Buch beschäftigen wird.

*) Vergl. Wolfgang Menzel, die vorchristliche Unsterblichkeitslehre I. S. 33—35.

Drittes Buch.

Die Götter- und Heldensage.

Erster Abschnitt.

Die Götter.

Im Allgemeinen.

Wir haben bisher gesehen, daß die Volkssage ihren Ursprung in der Verehrung der Naturerscheinungen, und zwar vor Allem der Gestirne, hat und denselben solche Gestalten giebt, wie sie volksthümlicher Fassungskraft angemessen sind, und darum auch, mit der Bildung der Menschheit fortschreitend, gewisse Stufen und Perioden durchmachen, von denen eine jede folgende dem Ideal des Menschenwürdigen näher kommt, als die vorhergehenden. Diese Gestalten der Naturerscheinungen sind daher im Anfange der Sagenbildung, so lange sich der Mensch noch nicht zur Erkenntniß und Schätzung seines eigenen Geisteslebens emporgeschwungen hat, noch rein körperlich: erst sind es wirklich vorkommende, die Thiere, dann aus Thier- und Menschengestalten gemischte, die Nixen und Zwerge, hierauf ganz menschenähnliche, aber dem Menschen an Körperkraft überlegene, die Riesen, deren Kraft jedoch nach und nach, in den Hexen und Feeen, eine geistige wird, während die Größe zur wirklichen des Menschen herabsinkt; das leitende Prinzip in den Handlungen dieser Gestirnwesen ist aber der Zauber, d. h. der Kampf des Geistes gegen die ihm widerstrebende Natur. In der nun folgenden, höhern Entwickelungsperiode der Sagenbildung, geht der Gläubige über die Körperwelt hinaus in die des Geistes; die Gestirne sind ihm nicht mehr die Götter selbst, sondern Bilder oder Werkzeuge derselben, die Götter selbst aber sind Geister, in der Gestalt zwar den Menschen ähnlich, aber feiner organisirt, unsichtbar, wenn sie wollen, und unsterblich. Die Götter sind Abstractionen aus der Natur, deren höhere Entwickelung der Geist ja ist, — nichts von ihr durchaus Verschiedenes,

sie sind Gespenster, d. h., Hirngespinnste; sie haben daher alle Eigenschaften, welche der Mensch in der Natur und in sich selbst vermißt, aber gerne haben möchte: Allwissenheit, Allmacht und Allgegenwart. Daher wirken sie nicht mehr durch Zauber, wie Riesen und Zwerge, d. h. sie brauchen nicht die Naturmächte zu überlisten, um sie sich gehorsam zu machen, sondern diese sind ihnen von vornherein untergeben, ihrem Machtspruch unterthan. Die Götter sind daher auch den Menschen so sehr überlegen, daß sie nicht mehr mit ihnen verkehren, wie Nixen, Zwerge und Riesen, sondern in unheimlicher gespenstiger Weise ihre Anwesenheit gleichsam nur ahnen lassen, weder zu fassen, noch genau zu betrachten sind, und verschwinden, ehe man sie nur recht wahrgenommen hat.

Im Morgenlande.

Die Götter des Polytheismus waren stets Vertreter entweder der Gestirne oder der irdischen Naturmächte, ersteres in gebildeterer, feinerer, letzteres in sinnlicherer, roherer Auffassung. Die drei ersten und obersten Nationalgötter Indiens, unter denen es ursprünglich keinen eigentlich Höchsten oder Uebergeordneten gab, waren:

1) Der Himmelsgott Varuna (Uranos) mit seinem Zwillingsbruder Mitra (jener den Nacht-, dieser den Taghimmel vorstellend) und ihren Geschwistern, den Adityas (Kindern der Aditi, einer erhabenen Göttin des Alls), sowie den Göttern der Lichterscheinungen, unter welchen die Sonnengötter Surya und Savitri hervorragen.

2) der Donner- und Schlachtengott Indra, der „Großarmige“, der mit des Blitzes und Donners mächtigen Waffen das schwarze Gewölk theilt und die Luft reinigt, — mit den ihm untergeordneten Wind- und Regengöttern, und

3) der Gott des Feuers Agni (ignis), zu welchem zunächst Soma, der Gott des Opfers und Brahmanaspati, der Gott des Gebetes gehören. Erst späteren Ursprungs ist die aus dem Letztgenannten gezogene philosophische Abstraction Brahma, die Kraft des Gebetes, die Weltseele, und noch später dessen Zertheilung in eine Dreieinigkeit (Trimurti) mit Wischnu und Siwa, dem erhaltenden und zerstörenden Prinzip, an der Seite.

Die Theogonie der Aegypter ging von dem „Baumeister des

Weltalls“ (Demiurgos, Ftha, Ftah, Ptah, dem griechischen Hephästos, s. oben S. 135) aus. Um ihn sammelten sich zuerst die Götter der sieben Planeten: der Sonne (Ra, später Osiris), des Mondes (Isis), des Merkur (Thoth), des Mars (Molech oder Zom), des Jupiter (Amun, Ammon), der Venus (Nephthys, Nebti) und des Saturn (Seb, der Vater Typhon's). Ein zweites Göttergeschlecht bildeten die Gottheiten der zwölf Bilder des Thierkreises, also auch der zwölf Monate des Jahres (neben Wiederholungen der vorigen noch Neith (Athena), Horos (Apollon), Bubastis (Artemis) u. s. w.

Im Süden.

Deutlichere, schönere, menschlichere Gestalten als die formlosen indischen und die thierköpfigen ägyptischen Gottheiten waren die **griechischen.** Ihnen gingen als Urgötterpaar der Himmel, Uranos, und die Erde, Gaia, voran, ursprünglich wol eher Zeus, der älteste Himmels-, Donner- und Sonnengott, aus dem nach Preller (Griech. Myth. S. 38) erst später ein Vater Kronos und ein Großvater Uranos abstrahirt worden sind. Ihre Kinder waren die schon (S. 215) erwähnten sechs Titanen und sechs Titaniden, ohne Zweifel die zwölf Monate vorstellend. Der jüngste von ihnen, Kronos (Saturn), die verderbliche Wintersonne, stürzt seinen Vater, entmannt ihn,*) (d. h. beraubt ihn seiner Kraft), unterwirft seine Brüder und verschlingt seine eigenen Kinder, drei Söhne und drei Töchter. Diese sind ohne Zweifel ursprünglich die von der Sonne verdunkelten sechs Planeten, wurden aber, gerettet und herangewachsen, die Männer zu Bildern dreier Gestalten der Sonne (Sommer-, Herbst- und Frühlings-, und Wintersonne, oder Sonne am Himmel, — Zeus, im Meere auf und untergehend, — Poseidon, und in der Unterwelt, untergegangen, — Pluton); die Frauen aber zu ebensovielen Bildern der Gestalten des Mondes (Hera: voller, Demeter, Göttin der Fruchtbarkeit: wachsender und abnehmender, und

---

*) Braun sagt mit Unrecht, (I. S. 49): „Wir würden denjenigen nicht um seine Fantasie beneiden, der diese Sage dem blauen Himmelsgewölbe anzudichten im Stande wäre.“ Die ältesten, noch rohen Völker hatten eine andere Fantasie als wir und kannten kein anderes Bild, welches die Entkräftung so deutlich darstellt, wie jenes.

Hestia, die Verhüllte: Neumond). Ebensoviel hat aber auch eine andere Deutung für sich: die Geschwister stellen die Theile der Welt und die Elemente vor: Himmel (Zeus), Meer (Poseidon), Unterwelt (Pluton); Luft (Hera), Erde (Demeter), Feuer (Hestia). Aber die Wintersonne wird von der Sommersonne überwunden, Kronos von Zeus gestürzt, und das dritte Göttergeschlecht, das vollendetste, alle Schönheit des griechischen Geistes vereinigende, tritt die Herrschaft an. Wie die Titanen und Titaniden, so sind auch die Olympier sechs Götter und sechs Göttinnen, also wieder die zwölf Monate (Zeus, Poseidon, Hephästos, Ares, Apollon, Hermes; Hera, Demeter, Hestia, Aphrodite, Artemis, Athena). Unter ihnen stellen speziell Apollon die Sonne und Artemis den Mond dar; aber auch die übrigen zeigen deutliche Bezüge: die Männer auf die Sonne, die Frauen auf den Mond. Weil jedoch der Sonnengott als Solcher auch Himmelsgott ist, so wird, da die weibliche Ergänzung des Himmels die Erde ist, die Mondgöttin sehr oft zugleich Erdgöttin und in diesen beiden Eigenschaften vielfach verwechselt, so z. B. die ägyptische Isis und ihre Metamorphose, die griechische Io, welche von dem hundertaugigen Argos (dem Sternhimmel) bewacht wird, den der Sonnengott Hermes tödtet. Das Bild Beider ist die Kuh, deren Hörner den Mond darstellen. Hephästos ist die Sonne als Feuer, Ares die kämpfende, Hermes die eilende Sonne; nicht unter die Olympier gerechnet wird Dionysos, die fruchtbringende Sonne. Aphrodite ist der aus dem Meere aufsteigende, Artemis der die Gestirne jagende Mond; Athena scheint sich, als Erzeugerin des Oelbaums, mehr auf die Erde zu beziehen; doch erinnert ihr Eulenauge (γλαυκῶπις) ebenso an das Gestirn der Nacht. Ethische Bedeutungen, wie Krieg, Liebe, Weisheit, Keuschheit u. s. w. sind späte Erzeugnisse griechisch-römischer, religös-ethischer Spekulation.

Im Norden.

Die nordische Mythologie hat einen düsterern, an Gestalten ärmeren Charakter als die antike. Theils der Umstand, daß im Norden die Gestirne öfter verhüllt sind als im Süden, theils der andere: daß die beiden wichtigsten Weltkörper, Sonne und Mond, in der germanischen Sprache das Geschlecht haben, welches ihrem Charakter

diametral widerspricht (die mächtige Sonne weiblich, der sanfte Mond männlich) bewirkten, daß dort beide als Gottheiten ziemlich in den Hintergrund traten. Voran ging ihnen ein anderes Paar, dessen Geschlecht und Charakter besser zusammen paßten: Tag und Nacht. Dag (der Tag) war der Sohn des Asenabkömmlings Dellingr oder Deglingr (Morgenroth oder Morgendämmerung) und der Jöten=(Riesen=) Tochter Nott (Nacht). Dag und Nott wurden vom Allvater an den Himmel gesetzt und erhielten Jedes ein Roß und einen Wagen, auf welchem sie die Erde umfahren. Das Roß des Tages hieß Skinfaxi (das glanzmähnige), dessen Mähne Luft und Erde erleuchtet, das der Nacht Hrimfaxi (das thaumähnige), aus dessen schäumendem Gebiß der Morgenthau auf die Erde fällt. Mani und Sol, oder „Herr Mond“ und „Frau Sonne“, wie sie das Volk nennt, sind (nach der ältern und jüngern Edda) Kinder des Mundilföri, und auch ihnen wurde göttliche Verehrung erwiesen; die Sonne fuhr mit zwei Pferden, der Mond ohne solche. Der Tag fuhr der Sonne voraus, mit welcher er vermählt war und eine Tochter Swanhild, genannt Goldfeder (Gullfiödr), zeugte, die durch Alf Stammmutter des Geschlechtes der Alfen (Elfen) wurde, (den gleichen Namen trägt eine Tochter des Sonnengottes Sigurd in der Heldensage; ihren blutigen Tod unter den Hufen der Rosse (Volsunga-Saga) deutet Simrock sinnig auf das Abendroth. Die Nacht fuhr ebenso dem Monde voraus. Der Tag hatte einen heiteren, fröhlichen Charakter, die Nacht einen traurigen düstern; Beide waren sich feindlich und lebten im Streit mit einander.

Alle diese Wesen gehörten jedoch nicht zu den Hauptgottheiten. Der oberste Gott der alten Germanen, das Haupt und der Vater des Göttergeschlechtes der Asen (Aesir), daher auch Allfadur, Allvater, — war der Gott des Himmels, deutsch Wuotan, Wodan, angelsächsisch Voden, nordisch Odhinn, Odin. Sein Wesen umfaßt das All, er ist daher sowol der weise, fürsorgende Welterhalter, als der Ordner der Kriege und Schlachten, welcher den Sieg verleiht. Er erfüllte den Menschen, was die Alten mit „Wunsch“ ausdrückten, d. h. Alles, dessen sie zu ihrem Heile bedurften. Die sieben Sterne des großen Bären hießen sein Wagen, der Himmelswagen. Er war aber auch der älteste Sonnengott, wie dies stets der Himmelsgott zugleich war (z. B. Zeus); denn obschon die Sonne im

Deutschen weiblich ist, mußte doch ihr männlicher Charakter über die Grammatik den Sieg davon tragen (s. Simrock d. M. S. 180. 205, 208). Wir werden den zahlreichen Zeugnissen von seiner einstigen allgemeinen Verehrung noch oft begegnen. In Gylfaginning erscheint er als Glied einer Dreieinheit: Hâr (der Hohe), Jafnhâr (der gleich Hohe) und Thridhi (Odin, der Dritte). Seine Brüder sind Wili und We (oben S. 217). Auch erscheint er oft mit zwei Gesellen, Hönir und Lodur oder Loki, welche mit ihm vielleicht die drei überirdischen Elemente, Luft, Wasser und Feuer, bedeuten, — welche Dreiheit, wie bei den Griechen, später in ein Dutzend vervielfältigt wurde. — Nach den nordischen und angelsächsischen Stammsagen ist Odin der Stammvater aller dortigen Königsgeschlechter.

Mit Wodan wetteifert an Alter und Vorrang der Gott des Donners und Blitzes, also auch ein Himmelsgott, deutsch Donar, nordisch Thorr, Thor. Er reitet nicht, sondern fährt entweder in einem Wagen mit zwei Böcken, wovon es donnert, oder er geht zu Fuß. Er trägt einen langen feuerrothen Bart (den Blitz) und führt in Eisenhandschuhen einen steinernen Hammer, Miölnir (den Donnerkeil oder das Symbol der Weltschöpfung, wie der ägyptische Ftha, der Demiurgos); er schleudert denselben in seinem Zorne und Kampfe gegen die Winterriesen (oben S. 218) weithin; in der östlichen Schweiz trat an seine Stelle der heilige Jakob, welcher seinen Wanderstab vom Kronberge bei Appenzell bis nach Compostella in Spanien geworfen haben soll. Das Hammerzeichen (T) war daher ein heiliges nnd ging als entsprechendes dem christlichen Kreuzzeichen voran. Von der Mythe, daß Thor's Hammer einschlage, kommen Flüche wie: der Hammer schlage dich. Auch die Bezeichnung des Teufels als „Meister Hämmerlin“, wie dessen rother Bart führen auf Thor zurück. Dem Donnergott heilig war der Hirschkäfer, Schröter, auch genannt Donnerguge oder Donnerpuppe, welcher nach der Sage Kohlen ins Hans trägt und es anzündet, – sowie unter den Pflanzen der Donnerbart (Hauswurz), die Donnerbesen, das Donnerkraut, die Donnerdistel, namentlich aber die Eiche. Auch der Donnersberg und zahlreiche mit „Donner“-, in Skandinavien mit „Thors“- zusammengesetzte Ortsnamen, wie nicht minder zahlreiche skandinavische Namen wie Thoralfr, Thorhildr, Thorketill u. s. w., sind auf ihn zurückzuführen, wie auf Wodan der Wuodenesberg in Hessen, der Godesberg, ehemals Gu-

denesberg bei Bonn, der Odenwald, der Odensberg in Schonen, Odhinsve (Odense) auf Fünen und zahlreiche Orte mit Odhins- oder Othens- in Schweden und Norwegen und mit Woodnes- oder Wednes- in England.

In Schweden und Norwegen scheint Thor, in den übrigen germanischen Ländern Odin mehr verehrt worden zu sein; dort erscheint Thor unter den Ahnen Odins, hier, und auch in der isländischen Edda, als des Letztern Sohn. Im „Grimnismal" der alten Edda sagt Odin: Odhin heiß ich nun, Thundr (Donner, Thor) hab' ich geheißen. — Wahrscheinlich war daher Thor der ältere Gott, welcher später durch Odin verdrängt und herabgesetzt wurde. Thor hat in der That in Allem das alterthümlichere Gepräge; er ist der Gott des Volkes und geht zu Fuß mit dem Hammer in der Hand; Odin ist der Gott des Adels, reitet und führt den Speer. Im Tempel zu Upsala stand, nach Adam von Bremen, Thor in der Mitte, Odin und Freyr zu seinen beiden Seiten. Ueberdies ist Thor Herr über Leben und Tod. Er schlachtet seine Böcke und ißt sie in Gesellschaft, belebt sie aber wieder durch Weihung der aufgehobenen und auf die Felle gelegten Knochen, — ein Zug, der auch in vielen Märchen wiederkehrt (z. B. vom Machandelboom) und in den Sagen vom Nachtwolf (oben S. 105). — Die Römer (Tacitus) verglichen Odin mit Merkur*), Thor wurde später mit Jupiter zusammengestellt, und daher wurden auch die nach Merkur und Jupiter benannten Wochentage von den Deutschen dem Wodan und Thor gewidmet (Dies Mercurii — Wodanstag, englisch Wednesday — Mittwoch; Dies Jovis — Thorstag, englisch Thursday — Donnerstag).

Ein fernerer germanischer Gott, den die Römer (Tacitus) mit Mars zusammenstellten und der auch dessen Tag erhielt (Dies Martis — englisch Tuesday — Dienstag), war (gothisch) Tius, (althochdeutsch) Ziu oder Zio, (altnordisch) Tyr, (genit. Tys), (angelsächsisch) Tiw, welche Formen alle mit Deus und *Ζεύς, Διός*, ver-

*) Sollte es mit des Letztern griechischem Namen (Hermes) zusammenhängen, daß eine Bildsäule der heidnischen Germanen Irmansul oder Yrmensul hieß (wie die griechischen „Hermen")? Hiärmen heißt noch in Westfalen sowol der Teufel (der oft die Rolle der ehemaligen Götter erhält), als ein starker Mann (Kiärspels-Hiärmen, der Löwe des Kirchspiels).

wandt sind, und nicht weniger mit dies, Tag, was indessen alles aus der Wurzel div, leuchten, stammt, daher Tius-Zio wahrscheinlich der älteste Himmels-, Tages- und Sonnengott, der „Gott" schlechtweg ist, der wol erst mit der Zeit, wie Thor, herabgesetzt wurde und daher auch mit Letzterm ursprünglich zusammenfallen muß (wie Simrock d. M. S. 367 vermuthet). Tyr galt als Sohn Odins; aber Odin und Thor selbst haben Beinamen, welche wieder auf Tyr zurückführen (Ersterer: Sigtyr, Hangatyr u. s. w., Letzterer: Reidhartyr u. s. w.). Auch ihm waren Berge heilig, ebenso Pflanzen; wie Odin einäugig, wurde er zum Zeichen göttlicher Einfachheit und Ursprünglichkeit einhändig gedacht, weil nach der Edda (Oegisdrecka, Einleitung) ihm der Wolf Fenrir die rechte Hand abgebissen habe. In Deutschland heißt er auch Er, Eri, Ear, Eor (Ares?). In Dänemark nennt man den Teufel „alter Erich."

Der nordische Freyr, hochdeutsch Frô (wovon das weibliche „Frau") war aus dem Geschlechte der Wanen, das zwischen den Asen und Alfen stand, und in der Sagenwelt spärlich erwähnt wird, wurde aber den Asen beigesellt, in Folge eines Friedens nach langem Streite, welchen die gegenseitige Hingabe von Geiseln besiegelte (die Wanen erscheinen sonst weiter nicht als besondere Wesenklasse in der Sage). Freyr vertritt, gegenüber dem düstern ernsten Charakter der vorher genannten drei Götter, das heitere, freundliche Element. Er gab aber weder einem Wochentage den Namen, noch wurde er mit einem römischen Gott in Parallele gesetzt. Mit dem Kriege hat er nichts zu thun; Fruchtbarkeit und Friede sind sein Werk. Das Pferd Freyfaxi und der Eber Gullinbursti (dessen Goldborsten die Nacht gleich dem Tag erhellten) waren ihm, dem Sonnengotte geweiht; er war der Sohn Niördhr's (wol eine männliche Variation der Erdgöttin, gothisch Nairthus, bei Tacitus Nerthus), welcher nach der Edda über Wind, See und Feuer gebietet und daher ohne Zweifel auch Sonnengott war.

Söhne Odins sind Baldr und Hermodhr; der nordische Mythos von Baldr's frühem Tode durch seinen blinden Bruder Hödhr auf Anstiften Lokis, die schönste und ergreifendste Episode der nordischen Mythologie, bedeutet des Tages oder Sommers Untergang den er bei dem Herannahen der Nacht oder des Winters findet. Baldr ist ein Sonnengott, der gleich jedem Solchen untergehen muß, um

einst wieder verjüngt aufzuerstehen. Die Mistel, welche ihm den Tod gibt, ist ein Winterkraut, und die Feuer zur Sommersonnwendzeit im Norden wurden zu seinem Andenken gebrannt, weil zu dieser Zeit der junge Sonnengott des Frühlings dem kräftigern des Sommers weicht.

Heimdallr war der Wächter der Götter, denen er auf dem Gjallar-, d. h. gellendem Horne jede Gefahr anzeigte; andere Asen waren der sangreiche Bragi, der richtende Forseti, der Baldr rächende Wali, der winterliche Uller, der alle Götter überlebende Widar u. s. w. Der Asen zählte man gewöhnlich (außer Odin) zwölf; doch war man nicht einig über ihre Namen; Manche der Genannten wichen in verschiedenen Aufzählungen Anderen. Gewöhnlich aber füllte die Zahl, die als jene der Monate zum Wesen einer Götterschaar gehört, ein Sohn der von den Asen überwundenen Jötunn, der vor ihnen herrschenden Riesen, Loki, der Sohn Forniotr's, nach anderer Angabe des Farbauti und der Laufey, der das Feuer bedeutet, ursprünglich wol von dessen beiden Seiten, der wohlthätigen und der verderblichen, (s. „Die Sagen von Loki“, Haupt's Zeitschr. VII. S. 1 ff., von Weinhold), mit der Zeit aber immer mehr blos als zerstörendes Element. Obschon stets Begleiter der Götter, namentlich Thors (des BlitzesFeuer ist natürlich Genosse des Donners), sinnt er doch fortwährend auf Zwietracht und Verrath, bis er dafür die (oben No. 249) berichtete Strafe erleidet; er erscheint daher seit der Christenzeit häufig mit dem Teufel verwechselt und vermengt. Identisch mit ihm ist Logi (die Lohe, verzehrende Flamme), der sich mit ihm im Schnellessen mißt, und auch dessen Herr, Utgardloki. Sein ältester Name, als Genosse Odins, ist übrigens Lodr (der Lodernde). Nach ihm ist der letzte Wochentag benannt (nordisch Laugardagr, Lögerdag, später nach Saturn Saturday, endlich nach dem hebräischen Sabbath „Samstag“ oder, mit gänzlichem Verluste eines selbständigen Namens, Sonnabend, Abend vor dem Sonntag). Loki's Bruder Oegir, Aegir, vertritt, wie Jener das Feuer, so das schreckende, verderbliche Meer (oben S. 220), wie der dritte Bruder Kari (ebendaselbst) den verheerenden Sturm. Als Sohn Farbauti's hat Loki den Bylleistr und Helblindi zu Brüdern. Ersterer, der „Sturmlöser“, entspricht dem Kari, Letzterer, der an Hel erinnert, dem verschlingenden Meergott Oegir. Nach Weinhold's Untersuchungen vertrat übrigens Loki ursprünglich alle drei Elemente zugleich, mit

denen er auch stetsfort in der Mythe vertraut erscheint. Als Vertreter aller zerstörenden Mächte ist er denn auch Todesgott und fällt, wie auch sein Tag, mit Kronos-Saturn zusammen. Er muß überhaupt, wie er auch von dem ältern Riesengeschlechte stammt, der Odin'schen Götterwelt vorangegangen sein. Aber er überlebt auch die Naturreligion und wird in dem homerischen Eddalied Oegisdrecka oder Lokasenna zu der Götter bösem Gewissen, das auf ihren Untergang hindeutet. Weinhold will ihn sogar im Reinecke-Fuchs wiederfinden.

Den Asen entsprechen, in Verdoppelung des griechischen Olymp, Asinnen, deren ebenfalls zwölf angenommen, aber mit noch größerer Willkür gezählt wurden, als ihre männlichen Genossen. Die zwei bedeutendsten sind: Odins Gattin Frigg und die nordische Venus, Freyja, die Schwester Freyr's. Beider Namen und daher auch Personen, müssen (wol als Erdgöttin) ursprünglich vereinigt gewesen sein; ihnen ist der sechste Tag der Woche geweiht (Friggiardagr nordisch, Friatac althochdeutsch, Freitag). Andere Asinnen sind: Sif, Thor's, Nanna, Baldr's, Idun, Bragi's Gattin, Gefion u. s. w. Auch Sif, deren Haar (das Gras und Korn) Loki abschneidet, ist eine Erdgöttin, so auch die pflügende Gefion, während Nanna und Idun jünger sind und bereits den Uebergang zu ethischen Ideen bilden. Dem Loki entspricht in der weiblichen Götterwelt seine fürchterliche Tochter Hel, die Unterwelt, ursprünglich jedoch die älteste Erdgöttin, der wir wieder begegnen werden, und dem Oegir seine Gattin Ran.

Die nordischen Götter bewohnten eine Burg, welche sie mitten in der Welt gebaut hatten, Asgard genannt. Mitten in der Burg lag das Idafeld (Idavöllr), wo die Asen richteten. Es war umgeben von zwölf Häusern der Asen, jedes mit einem besonderen Namen, welche die Asen aus Erz, Gestein und Holz errichtet, theilweise mit Silber und Gold gedeckt hatten und darin alle Geräthe von Gold waren. Die zwölf Häuser sind die Häuser des Thierkreises, das Gold die Sterne wie in allen Sagen. Merkwürdig ist, daß der Name Ida im Norden wiederkehrt, wie er in Kleinasien und auf Kreta einen alten Göttersitz, die Heimat der ebenfalls in der Bau- und Bildnerkunst bewanderten idäischen Daktylen (oben S. 134) bezeichnet hatte; sollte er etwa auch an „Eden" erinnern? Verwahrt ja Idun, Bragi's Gattin, in einem Gefäße die Aepfel, welche die Götter

genießen sollen wenn sie altern; denn sie werden alle jung davon, und um ihrer willen wird sie von den Riesen durch Loki's Verrath geraubt. Eine dunkle Stelle in einem der älteren Eddalieder läßt sie von der Weltesche herabfallen und im Thale der Nacht weilen. Es ist die Blumenwelt, welche jährlich abfällt und doch, ewig jung, wieder erneuert wird. In Asgard, und zwar in den Häusern Walhall und Wingolf, werden die Helden aufgenommen, welche auf dem Wahlplatze fallen; sie heißen da Einherier und vergnügen sich mit Essen, Trinken und kriegerischem Spiel.

Wie mächtiger Donner und blutiger Nordlichtschein hören und lesen sich die Geschichten, welche die beiden Edden von den nordischen Göttern und ihren Kämpfen mit den Riesen erzählen. In der deutschen Volkssage hat sich nichts davon in der ursprünglichen Form erhalten. Wo sie die Mythen bewahrt hat, die früher Deutschland und Skandinavien gemein waren, in letzterm Lande aber, das die Römer nicht erreicht, länger und vollständiger fortdauerten, — das ist in vielen, theilweise von uns bisher mitgetheilten Sagen von den Thieren, Zwergen und Riesen enthalten. Die Götter sind in unserer Sage, ihres mehr geistigen als körperlichen Wesens wegen, weit mehr verwischt worden. Die deutsche Volkssage kennt im Grunde nur noch den höchsten Himmelsgott und die höchste Erdgöttin, Beide in abgeblaßter, gespenstiger Gestalt, und das übrige Götterheer nur noch als Ganzes, als umziehende Schaar, die namentlich nächtlicher Weile ihr Wesen treibt, weil das Christenthum den Tag in Beschlag genommen und dem alten Heidenwesen nur die Nacht übrig gelassen hat Und in dieser, im glänzenden Heer der Sterne, unter der schützenden Aufsicht des milden Mondes, aber auch unter dem störenden Einflusse der wilden Stürme und der düsteren Wolken waltet und schaltet der alte Göttermythos noch immer trotz Taufe und Abendmahl, trotz Priesterthum und Kirche.

Von deutlichen Ueberresten der in der Edda erzählten Göttergeschichten in unserer Volkssage sind uns nur folgende wenige Beispiele bekannt geworden, die wir ihren Urbildern anreihen:

(685.) Die Götter wollten bei Oegir (dem Meergotte) zu Gast sein, erfuhren aber durch Zaubermittel, daß demselben der erforderliche Braukessel fehle. Oegir, der den Göttern schaden wollte, bat Thorn, ihm den Kessel zu schaffen. Thor erfuhr durch Tyr, daß dessen Stiefvater, der Riese Hymir (Ymir), der

an des Himmels Ende wohne, einen solchen Kessel besitze. Beide Asen machten sich auf den Weg dorthin, wo sie des Riesen Kebsweib unter Kesseln verbarg, weil ihr Geselle oft Gästen gram und grimmes Muthes sei. Als Hymir heim kam, verrieth ihm das Weib die Asen und vor seinen Blick barst eine Säule, hinter welcher sie waren und alle Kessel brachen bis auf einen. Der Riese wagte ihnen jedoch nichts anzuhaben und bewirthete sie, wobei Thor allein zwei Stiere von drei vorhandenen verzehrte. Sie mußten daher am andern Tage, um Speise zu schaffen, auf Fischfang ausgehen. Als Köder holte Thor im Walde den Kopf eines wilden Stiers. Während dann Hymir zwei Walfische fing, warf Thor den Köder nach der Midgardsschlange aus, zog sie zum Schiffsrande empor und schlug sie mit dem Hammer auf den Kopf, daß die Erde erbebte und die Schlange zurücktaumelte. Noch mehr Kraftproben verlangte dann Ymir von Thor, der zuletzt den Kessel, den Tyr nicht bewegen konnte, aufpackte und davon trug. Hymirs ihn verfolgende Genossen erschlug er mit dem Mjölnir und brachte den Kessel glücklich zu den Göttern, die daraus bei Oegir nun jährlich zechten (Aeltere Edda, Hymisquidha).

(686.) In Trient wird an der Fastnacht auf dem Platz unter einem kupfernen Kessel gefeuert und Plenta gekocht, worauf Erwachsene und Junge um das Feuer sitzen, trinken und tanzen. Nun kommen Andere und versuchen den Kessel zu stehlen, was dem Gewandtesten zuweilen gelingt, indem er über Alle mit dem Kessel davonspringt.

Alljährlich am nächsten Sonntage nach Michaelis versammeln sich die jungen Leute beiderlei Geschlechtes auf dem Bergschlosse bei Gablingen in Schwaben, bringen einen der großen kupfernen Kessel, in denen man Käse kocht, stellen ihn in die Mitte des Schloßhofes und füllen ihn mit Wasser aus dem Schloßbrunnen. Dann umringen den Kessel so viele Raum finden können und fangen an zu trinken; aber sogleich springt Einer aus seinem Verstecke, drängt Einige der Umstehenden weg, entreißt ihnen den Kessel, schleppt ihn eine Strecke weit und versteckt sich wieder. Die Anderen verfolgen ihn und beklagen den Raub des Kessels. Diesen Brauch heißt man „Balsaribrauch, Palsaribrauch" (Panzer).

(687.) Freyja wünschte einen kostbaren Halsschmuck, Brisinga-Men, den die Zwerge gefertigt, zu besitzen. Um ihn zu erlangen, gab sie sich ihnen preis (was für die ursprüngliche Identität der Götter und Zwerge spricht); Odin aber ließ ihr das Kleinod durch Loki entwenden (Olaf Trygvasonar Saga 17).

(688). Woud, ein König in endlosem Gürtel und weitem Mantel, hatte eine Gemahlin Freid, die das schönste Frauenbild war und sich ganz in ihre Haare hüllen konnte. Um aber einen Halsgürtel zu haben, der alle Herzen für immer fesselt, gab sie sich den Zwergen preis. Woud wurde in der That von dem Schmuck gefesselt; doch als er den Preis erfuhr, entwich er von ihr und nahm das Kleinod mit. Da suchte ihn Freid durch alle Länder und weinte Abends Thränen, deren jede eine Perle wurde. Endlich fand sie ihn wieder und zeigte ihm die Perlen, deren gerade soviel waren als Sternchen im Halsband. Da ward er gerührt und reichte ihr zur Versöhnung den Schmuck. Weit sei er herum gewandert; aber Keine habe er gefunden, ihr gleich an Schönheit (Schönwerth).

Daß Frigg und Freya ursprünglich eine Person, die Erdgöttin, waren, erhellt hieraus klar.

(689.) Den schönen Mythos von Baldur liest man am Besten in Simrocks Edda S. 317 ff., (Gylfaginning 49), worauf wir verweisen. Weniger bekannt und fremdartiger ist seine Entstellung in einer von Saxo Grammaticus (III) überlieferten dänischen Sage, (erzählt von Menzel, Unsterblichkeitslehre II. S. 200), nach welcher Hotherus (Höder) ein König von Dänemark und Norwegen ist, der mit Balderus, Odins Sohn, um Nanna kämpft, sie erringt und schließlich, von Balder wieder besiegt, ihn durch List tödtet.

(690.) Zwei mächtige Brüder, Hather und Hother, geriethen in Streit. Der letztere wurde verjagt, verliebte sich in die schöne Nanna, eine Nordfriesin, und wollte sie verführen. Allein sie war bereits mit Balder, den weisesten aller Riesen, vermählt. Da schenkte die Zauberin Hel dem Hother ein gefeites Kleid und belehrte ihn, wie er den guten Balder tödten könne. Hierauf überfiel er denselben, brachte ihn um und raubte ihm die schöne Nanna (Nordfriesische Sage auf Sylt.)

Der wundervolle Balder-Mythos ist hier allerdings sehr verstümmelt und entstellt, aber die Erinnerung an ihn unverkennbar.

(691.) Von der Asin Idun sagt das Eddalied „Hrafnagaldr Odhins“, (Odins Rabenzauber):

Im Thale weilt die vorwissende Göttin,
Herab von Yggdrasils Esche gesunken,
Alfengeschlechtern Idun genannt,
Die jüngste von Iwalts älteren Kindern,
Schwer erträgt sie dies Niedersinken,
Unter des Laubbaums Stamm gebannt.

In Bragi's Gesprächen (Bragaröđur) in der sogenannten jüngern Edda wird Idun von Loki den Riesen ausgeliefert, aber auf Befehl der Asen wieder geholt, indem Loki, in Freya's Falkengewand, sie durch die Lüfte mit Adlersschnelle, dem nachfliegenden Riesen kaum entgehend, wieder nach Asgard trägt und die Asen ein Feuer anzünden, wodurch sie den Riesen fangen und tödten.

(692.) Ida, Gräfin von Toggenburg, wurde fälschlich der Untreue beschuldigt und auf Befehl ihres strengen Gemahls aus dem Fenster der Burg in den Abgrund gestürzt, aber von Engeln aufgefangen und in einen Wald gebracht, wo der Graf sie auf der Jagd wieder fand und ihre Unschuld erkannte. Sie blieb aber im Walde und besuchte nur täglich die Frühmesse in der Kirche, wobei ein Hirsch mit Lichtern auf dem Geweih ihr voranging (Legende in der Grafschaft Toggenburg, Kanton St. Gallen).

Dasselbe wird von einer Ida von Hohenfels in der Oberpfalz und von der frommen Ruchtrud von Almanshofen in Baden erzählt. Beide Iden wiederholen in ihrer unfreiwilligen Luftreise und Verborgenheit, wie im Namen, Idun, die fallende, schwindende und wieder erscheinende Vegetation, die nordische Persephone.

(693.) König Gylfi beherrschte das Land, das nun Swithiod (Schweden) heißt. Von ihm wird gesagt, daß er einer fahrenden Frau zum Lohn der Ergötzung durch ihren Gesang ein Pflugland in seinem Reiche gab, so groß als vier Ochsen pflügen könnten Tag und Nacht. Aber diese Frau war vom Asengeschlecht, ihr Name war Gesion. Sie nahm aus Jötunheim vier Ochsen, und spannte sie vor den Pflug. Da ging der Pflug so mächtig und tief, daß sich das Land löste und die Ochsen es westwärts in's Meer zogen bis sie in einem Sunde still stehen blieben. Da setzte Gesion das Land dahin, gab ihm Namen und nannte es Seeland. Und da wo das Land weggenommen war, entstand ein See, den man in Schweden nun Löger (Mälar) nannte. Und im Löger liegen die Buchten so wie die Vorgebirge in Seeland (Jüng. Edda, Gylfaginning 1).

(694.) Karl der Große war auf der Jagd von einem Hirsch verwundet worden. Da heilte ihn die heilige Lufthildis durch bloße Berührung mit dem Finger. Um sie zu belohnen, versprach er ihr so viel Land, als sie, während er schliefe, mit ihrer Spindel würde umfurchen können. Da setzte sie sich zu Roß, schleifte die Spindel an einem Faden hinter sich her, jagte blitzschnell voran und umritzte durch diese Art ein weites Gebiet, welches noch jetzt der Liftelberg heißt (Simrock Rheinsagen S. 146).

Lufthildis ist eine deutliche Wiederholung von Gesion. Beide sind offenbar Nachtgöttinnen, welche dem schlafenden Tage ihr Gebiet abringen. Den Pflug der Gesion werden wir bei Berchta wieder finden; die Spindel der Lufthildis erinnert an die Schicksals- oder Nachtgöttinnen (Nornen) wie auch in vielen Sagen ein gesponnener Faden als Maß gilt, z. B. bei Chriemhilds Rosengarten im Heldenbuch. Ihr Name Hilde deutet ebenfalls auf Berchta oder Hulda (s. das Kapitel: Die Nachtfrau und ihr Gefolge).

Zweiter Abschnitt.

Die Schatten der Götter.

Spukgeister und Gespenster.

Die Götter sind in ihrer individuellen Gestaltung und Ausbildung, wie Feuerbach schlagend nachgewiesen hat, die Wünsche der Menschen; sie sind das, was die Menschen gerne wären. Daher macht der Volksglaube aus jedem Menschen nach dem Tode Das, wofür er die Götter hält, einen Geist, ein Gespenst. Der Mensch

wird, wie er glaubt, nach dem Tode unsterblich wie ein Gott; er wird allwissend, indem er vom Himmel herab, wie aus einer Theaterloge, beobachten kann, was auf der Erde geschieht; er wird allmächtig, indem er bei der Gottheit für seine Angehörigen oder (als Heiliger) für seine Verehrer Fürsprache einlegen darf (wie er ja schon im ersten Leben durch Gebet und Opfer allmächtig gedacht wird und den Willen der Gottheit bestimmt), — und er wird endlich auch allgegenwärtig, indem er „geistet" oder „spukt", wo, wann und in welcher Gestalt es ihm beliebt (oder auch vorgeschrieben wird).

Solcher Gestalten menschlicher Gespenster gibt es denn auch mannigfaltige; die Sage sieht indessen ihr Umherwandeln und Spuken in der Regel als Strafe für begangene Unthaten an. Wie zu den Götter-Gespenstern, nimmt sie auch zu den Menschen-Gespenstern die Gestalten und Kennzeichen von Naturerscheinungen her, welche für die Sinne etwas Auffallendes haben. Zuerst wie immer von den Sternen.

Die Sterne leuchten, sind feurig, daher feuerfarbig, in rothen Gewändern. Ein Volksspruch sagt von einem Verräther, er verdiene einen „rothen Rock", was keinen andern Sinn hat, als: er sollte „verbrannt werden". Dies ist auch des Herkules verzehrendes Sonnegewand. Dionysos war roth gekleidet, roth färbte man dieses Gottes Schnitzbilder (wie der indische Siwas roth ist), aber auch anderer, namentlich Naturgottheiten, des Pan, des Priapos, der Satyren, ja nach Plutarchos gar die Bilder aller Götter. So tief wurzelte diese Idee, daß, sagt Mone, „Jesus auf alten Gemälden fast durchgängig ein röthliches Kleid, als sol novus, wie ihn die Kirchenväter nennen", trug (Creuzers Symb. Bd. I. S. 126—129).

Daher spuken denn die Menschen-Gespenster mit Vorliebe in feuriger Gestalt, als Irrlichter und Irrwische, Feuergeister oder feurige Männer.

Sie haben Menschengestalt, bald baumhoch, bald zwergig, nur im Rücken ausgehöhlt wie eine Mulde, oft eine Fackel in der Hand. Sie zeigen sich bald einzeln, bald mehrere zusammen, laufen häufig hin und wieder, mit und gegen einander, wobei, namentlich wenn sie sich schütteln, Feuerfunken wegfahren. Reichen sie die Hand, so raucht und brandet der Händedruck. Sie

lassen sich vorzüglich zu heiligen Zeiten, im Spätherbst und Winter, sehen, Abends und Nachts, ausnahmsweise Tags. Jedoch ins Dorf gehen sie nie, immer drum herum, und gelten beim Volke überall als Abbüßer früherer Verbrechen, meist Diebstahls, Markenverrückens, Betruges. Es giebt gute und böse. Sie thun Niemanden was, wenn man sie nicht beleidigt, und ruft man sie, so leuchten sie einem Nachts heim oder zur Arbeit, wofür sie Lohn erwarten, Brosamen, Mehl, schwarze Pfennige, am liebsten eine schwarze Henne. Täuscht man sie oder beleidigt sie, so führen sie irre oder hucken auf und man muß sie schwer tragen bis sie abspringen. Sie setzen sich auch auf Wagen und fahren mit. Auf Schlachtfeldern sind sie oft zahlreich. Im Zorn zünden sie zuweilen Häuser an.

(695). Wer in seiners Anstößers Boden hinübergepflügt oder einen Markstein versetzt, muß nach dem frühern Volksglauben in Sargans und anderswo als Irrwisch, „füriger Mann" (andernorts „bründliga Ma") wandern, bis er erlöst wird. Sie brennen lichterloh, daß man durch die Rippen durchschauen kann. Auf Betende gehen sie los, Fluchen vertreibt sie. Redet man sie an, so müssen sie Rede stehen; wer aber ihnen das erste Wort läßt, fährt übel, noch übler wer ihre dargebotene Rechte faßt, statt ihnen ein Scheit Holz, einen Rechen-, Furken-, Schaufel- oder Peitschenstiel zu reichen, in welchem Falle ihre fünf Finger angebrannt erscheinen (Allgemein schweizerisch, wie bei Hebel auch).

(696.) Ein wandernder Hausirer berichtet: „Ein helles großes Feuer, es war ein brennender Mann, der in seinen Lebzeiten Marken gerückt hatte, brannte vor drei Jahren in einer stockkuhdunkeln Augustmitternacht auf der Wiese, die jetzt dem Bruggmüller gehört. Ich sah furchtlos dem um die Marken fahrenden brennenden Manne zu. Erzürnt darüber setzte er sich blitzschnell auf meinen Kasten und drückte mich beinahe zu Boden. Erst als ich unter die Hausthüre kam, rannte er wieder in die Hölle, wo er seine Sünden abbüßen muß" (J. K. Tobler von Wolfhalden, „Die Wege des Herrn", 1864 S. 43).

(697.) Im untern Toggenburg und anderswo nennt man die sogenannten brennenden Männer „Zößler" d. h. Funken werfend. In der Gegend von Uzwil sprang ein solcher immer im Felde herum. Einst bat er einen Begegnenden dringend, Schaufel und Haue zu holen, um eine Marke, die am unrechten Orte stehe, zu rücken, da er vorher weder Rast noch Ruhe habe. Der Mann gewährte ihm und wollte dem glühenden Manne, als der Stein gesetzt war, die Hand reichen; dieser aber begehrte blos den Hauenstiel, in welchem man hierauf die fünf Finger eingebrannt sah (Aus Nieder-Uzwil).

Im Ganterswiler Felde habe es früher ganze Schaaren Zößler gegeben, so daß sie gleichsam eine Kette bildeten. Sie sprangen einander nach (Dorther).

Schwarzenbacher, die in der heiligen Nacht über die Brücke beim Töbeli

gingen, sahen zwei solche, aber ohne Kopf, und einen schwarzen Hund mit feurigem Auge (Mündlich bei Ober-Uzwil).

Vergl. bei Lütolf S. 135 „Von den Züttern oder füwrigen Mannen.“

(698.) Der Laufenburger Schiffer Josef Zimmerman, der eines Abends spät mit seinem Weidlinge von Säckingen heimwärts fuhr, sah, als er dem sogenannten Scheffigen (Landungsplatze) gegenüber war, den jenseitigen steilen Abhang herunter einen feurigen Mann kommen und fortwährend winken, ihn herüber zu holen. Der Schiffer, wohl überlegend, daß er keine andere Wahl habe, wenn er heim wolle, fuhr hinüber und ruderte mit ihm ans jenseitige Ufer zurück. Dort wollte ihm der Brennende zum Danke die Hand reichen, statt deren der Zimmermann ihm blos das Ruder bot, in welches deutlich alle fünf Finger eingebrannt erschienen, wie am Platze wo er gesessen, der ganze Sitztheil (Rueb).

(699.) Ein Gamser, Christelis Franz, verließ spät Abends das Wirthshaus im Dorfe um sich in sein Wohnhaus im nächsten Weiler zu begeben. Es war tief Nacht, und statt die etwas weitere Landstraße wählte er den nächsten Fußweg über die Hub, obschon er oft gehört, es sei dort nicht geheuer und wenige es um diese Zeit gewagt hätten. Er gewahrte indessen nichts bis nahe seinem Hause (er sah es bereits) er durchs Dunkel den unheimlichen Ruf hörte: Wo soll ich ihn hin thun? Wo soll ich ihn hin thun? — Der Franz, einen Spaßmacher hinterm Rufe vermuthend, antwortete: du Narr, wo du ihn genommen hast! — Plötzlich schoß es dem Blitze gleich heran und vor ihm stand ein schwarzer Mann mit weißer Zipfelkappe, neben ihm ein Markstein. Jetzt wußte der allmälig Nüchterngewordene schon wen er vor sich habe, und um auf alle Fälle sicher zu sein, rief er den bekannten Spruch: Alle guten Geister loben Gott den Herrn! und das erste und das letzte Wort sollen mein sein. — Dann fragte er den Unbekannten, woher er so spät komme, und wollte ihm die Hand reichen. Dreimal versuchte er es und dreimal griff er wie in den Wind. Dann erwiderte jener seufzend, er habe einst zu dieser Stunde diesen Markstein verrückt, und müsse seither wandern, bis Jemand mitleidig den Stein an seine Stelle setze. Geschehe das nicht, so verzögere sich seine Erlösung bis aus einem diese Mitternacht hervorkeimenden Tannenschößlinge eine Wiege werde; das Kind darin, sobald es erwachsen sei, werde es zuwege bringen. Auf seine dringende Bitte (er hätte Franzen zu Tode geredet, wenn dieser sich nicht das letzte Wort vorbehalten) versprach der Gamser, getröstet durch die weiße Mütze und ein zum größern Theile weißes Hemd, was den Geist als erlösbar darstellte, Hilfe, holte daheim Pickel und Schaufel und folgte dem Geiste bis zu einer bezeichneten Stelle, wo er den Markstein eingrub. Sogleich verschwand der Geist vor seinen Augen, erscholl ein Freudengeschrei durch die Lüfte, und zeigte ihm in der Nacht eine Erscheinung, er habe Ruhe gefunden und wolle für seinen Retter flehen, daß er bald zu ihm gelange.

Wirklich erkrankte der Mann bald, und an seinem Todbette erschien der Erlöste, welcher ihm die Hand reichte, um ihn ins Land des ewigen Friedens zu geleiten. Seine Nachkommen wurden reich (Chr. Schöb von Gams, Lehrer).

(700.) Auch in der baierschen Oberpfalz kennt man die „feurigen Männer“, „feurigen Landsknechte“, die sich in finsteren Nächten neben Wäldern zeigen

und dem Wanderer um ein Trinkgeld heimleuchten. Auf dem Pinzerberge bei Auerbach sieht man sie nicht selten. Sie haben die Gestalt einer Back-Mulde. Oft führen sie auch irre. Sie sind „arme Seelen", die auf Erlösung harren. Andern Orts heißen sie Lichtträger (Globus IV. Bd. 1863 S. 171).

(701.) Im hintern Reichenstein bei Zweisimmen im Kanton Bern hauste ein Freiherr, der den Schlündibach so in den Burggraben leitete, daß ein kleiner See die Burg umgab. Der Volkdränger starb, und wenn das Wetter ändern will, sehen Gläubige einen feurigen Ritter durch den Graben hinfahren (Sam. Wiedmer, Münchenbuchsee Nov. 1850 in Zuberbühlers Sammlung).

(702.) Im deutschen Valserthale Rätiens erzählen sie, einst haben die Valser die schöne Alp Lamperts an die Blegnothaler verkauft, und man habe gemeinschaftlich die Marksteine gesetzt. In der Nacht sei jedoch ein Blegner herüber, habe den Markstein ausgegraben und weiter gerückt. Bei dem Thun sei er aber erlahmt und todt liegen geblieben, und so wie die Zeit jährlich wiederkehre, reite er dort auf flammendem Rosse, von bösen Geistern gejagt, um, und müsse reiten bis die Marke wieder am alten Platze stehe (G. Theobold, das Bündner Oberland, 1861 S. 172).

(703.) Im Flumser Rathhause war ein runder Tisch in der vordern, alten Stube. Einst wollte im Hause gegenüber Jemand Nachts Licht machen, kam aber nicht zurecht damit, ging, als er Licht im Rathhause sah, hinüber und erblickte um den runden Tisch feurige Männer sitzen, deren einer dem Erschrockenen zurief: du, wärest du nicht mein Götti (Pathe), würdest du „z' Huttlen (zu Fetzen) verrupft" (Von einem Kantonsschüler).

Wenn die Sage einen sog. Bilmezschnitt kennt, d. h. einen unsichtbaren nächtlichen Diebstahl, wobei Einer auf einem Bocke, am linken Fuß eine goldene Sichel, durch die Saat reitet und einen Schnitt (Bocksschnitt) durch die ganze Kornsaat thut (s. oben S. 192), und wo man den Thäter sehen kann, wenn man einen Maulwurfsrasen herausschneidet und verkehrt auf den Kopf nimmt, die Wurzeln oben, das Gras unten; wenn mann erzählt, wie das Flachspferdchen Einem nächtlich sein Hirsefeld abfrißt; wie ein Nachbar dem andern über die Marke pflügt oder gar den Markstein versetzt und später dafür als feuersprühender Wandler büßen muß, oder wie durch Meineid Güter, Wälder, ganze Alpen gewonnen werden, so ist das nichts anderes, als wenn Hermes schon als Knabe Apollos Rinder und dann den Köcher stahl und jedem der Götter etwas, oder Herakles Anderen Rinder und Rosse und Königreiche, und dem Apollon den Dreifuß u. s. w.; es ist das Walten des in der Nacht die himmlische Weide abmähenden Mondes, am Tage des ohne Gränze überallhin pflügenden Sonnegottes. — Hierher gehört

auch Gefion's abgepflügtes und Lufthildis abgesponnenes Land (s. No. 693 und 694).

(704.) Oestlich von Kleindietwil im bernischen Bezirk Aarwangen zieht sich eine niedrige Hügelkette von Süden nach Norden. Auf einem der Hügel lag ein Schloß, bewohnt von einem harten Zwingherrn, der das Landvolk quälte. Als einst ein hablicher Bauer unweit davon mit zwei schönen Ochsen pflügte, erschien der Zwingherr und forderte ihm die Thiere ab. Der Bauer erwiderte, das solle geschehen, sobald die Furche zu Ende gepflügt sei. Der Herr wartete, aber wie der Plug gewendet werden sollte, kehrte sich der Bauer, den Karst in der Hand, plötzlich um, schlug den Dränger zu Boden und begrub ihn in die Furche (Rud. Friedr. Stucker in Zuberbühlers Sammlung).

(705.) Hinten im Lutherenthale war einst ein Herr von Waldsberg die Geißel des Landes. Einst, als er mit Knechten und Hunden hinausritt auf die Jagd, fand er im Thale ein Bäuerlein mit dem Ochsen mühsam ein Fuder Heu einschleppen. Uebermüthig befahl er ihm, das Fuder den Luthernberg hinan zu fahren, wo nicht, so nehme er ihm das Thier. Der Bauer flehte zur Mutter Gottes und fuhr die steile Wand hinan. Dort steht die alte Bergkapelle, unten aber im Felde ein steinern Kreuz.

Denselben Bauer fuhr er ein andermal an, als er ihn am Pflügen traf. Er befahl, das Thier herzugeben, die Muttergottes werde ihm auch heute helfen. Da bat der Bauer, ihn nur noch die letzte Furche ziehen zu lassen. Der Edeling gab es zu, rief aber, als er den Mann zu mehreren Malen dieselbe Furche und tief ziehen sah, „Halt, Schurke! das ist keine Furche mehr, das ist ein Grab, das Roß und Reiter bergen möchte. Spann los!“ Der Bauer gehorchte, machte aber zugleich die Pflugschar los und zerschmetterte dem Zwingherrn das Hirn, so daß er in die Grube hinabsank. Der Bauer deckte mit Erde zu, und dort steht darum das steinerne Kreuz (Kas. Pfyffer, der Kanton Luzern, I. Bd. S. 241, 242).

(706.) Nachdem Kadmos den Drachen, welcher die Quelle des Ares bewachte und Menschen zerriß, getödtet hatte, säete er, auf Anrathen der Athene, dessen Zähne in die Erde. Daraus erhoben sich sogleich bewaffnete Männer. Kadmos, um sie von sich abzuhalten, warf Steine unter sie, worauf sie allsogleich einander selbst anfielen, wobei die Meisten erschlagen wurden (Apollod. III 4, 1). Die andre Hälfte der Zähne schenkte Athene dem Aietes, Sohn des Sonnegottes Helios. Diese säete Jason und warf, als die Gewaffneten auf ihn los wollten, auf Medeens Rath ebenfalls einen Stein (oder Steine) unter sie, worauf sie sich selbst bekämpften und Jason sie nieder machte (Apollod. I. 9, 23).

Es ist dies der Streit der Nachtgestirne, welcher ein Ende hat so wie der Feuerball der Sonne aufgeht, was Phädrus mit dem Fabelchen ausdrückt: De principatu contendebant sidera, Sol oritur, omnis cessat hic contentio.

Ebenso bedeutet die Sage vom Grenzzwiste zwischen Nachbarstaaten oder Gemeinden, wo Wettläufer mit dem Hahnenschrei ihre Wohnung verlassen und der zu spät anlangende müde den Sieger

noch weiter trägt, bis er erschöpft sterbend niedersinkt, seien es nun die Filänen zwischen Karthago und Kyrene, wo ihre Altäre noch lange verehrt waren, oder Zwei zwischen Glaris und Uri oder zwischen dem rhätischen Maienfeld und dem walgauischen Balzers (Flugi S. 101), ursprünglich den Streit und Wettlauf zwischen Sonne und Mond mit dem Siegen des einen und dem Sterben des andern. Wenn es sich dabei auch um Lebende, nicht um Gespenster handelt, so sind dessenungeachtet die Züge dieselben; was in der älteren Sage und Mythe noch lebte, das ist für die neuere, unter der Herrschaft des Christenthums, gestorben, spukt aber noch immer.

(707.) In den Gesta Romanorum (wol schon um Mitte des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben) steht: ein König wollte seine Tochter nur dem zur Gemahlin geben, der sie im Wettlaufe besiege; wer aber den Kürzern ziehe, dem werde der Kopf abgeschlagen.

Ein armer Jüngling unternahm das Wagestück. Er warf ihr zuerst einen Kranz von Rosen auf die Bahn; sie hob ihn auf und während sie ihn auf den Kopf setzte, kam er ihr vor. Zürnend schleuderte sie den Kranz weg und überlief ihren Gegner. Zum zweiten Male warf er einen goldenen Gürtel hin, sie nahm ihn auf und gürtete sich damit; als sie aber sah, daß sie zurückblieb, riß sie ihn in drei Stücke, lief dem Jünglinge wieder vor, schlug ihn ins Gesicht und rief: Armseliger, du sollst mich nimmermehr zur Gemahlin haben. Da warf er zum dritten Mal einen Beutel hin, in welchem ein vergoldeter Apfel steckte mit der Inschrift: wer mit mir spielt, wird des Spieles nie müde. Sie fing mit dem Apfel an zu spielen, der Jüngling erreichte das Ziel vor ihr und erhielt die Königstochter.

(708.) Einst stritten die Urner und die Glarner lange und heftig über die Grenzen ihrer gegenseitigen Weiden. Da beschlossen endlich beide Völkerschaften, zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche aus beiden Ländern tüchtige Läufer mit dem ersten Hahnenschrei abzusenden', und wo Beide zusammentreffen, die Marke zu setzen. Jetzt wählte man beiderseits die besten Jäger zum Laufe und jedenorts einen Hahn. Die Urner fütterten aber den ihrigen äußerst dürftig, damit er vor Hunger früh krähe, während die Glarner dem ihrigen vollauf gaben, um ihn freudig und üppig zu machen. Am bestimmten Morgen krähte der Hahn in Altdorf zuerst und der Urner Läufer lief, während der Glarner, wo der Hahn faul schlief, erst spät abkommen konnte. Und so geschah es, daß der Urner, wo es noch „Urnerboden" heißt, weit in die streitigen Matten herabkam, als der Glarner erst keuchend und erhitzt bei ihm anlangte. Fast niedersinkend vor Mattheit und Kummer, daß seine Landsleute ihm die Schuld des Verlustes beimessen werden, flehte er den Sieger so bewegt an, sich von ihm noch so weit tragen zu lassen. als er mit seinen letzten Kräften vermöge, daß der Urner, ihn ansehend, nachgab. Da trug ihn der Glarner noch eine gute Strecke weit, bis er todt nieder sank.

(709.) Verwandt mit dem Wettlaufe ist das Mähen um die Wette; beides bedeutet der Sterne Wettstreit, welcher ein Ende nimmt, wenn die Sonne aufgeht. Der Himmel ist, wie ein Garten, so auch eine endlose Wiese.

Auf der Gaißenwiese bei Waldthurn sieht man Mitternachts zwölf Geister mähen.

(710.) In einer kleinen Wiese am Unterkofelgut in Ulten sah man öfters um Mitternacht drei Männer unter Heulen und Fluchen mähen. Wetzten sie, so flogen die helllichten Funken davon (Zingerle).

(711.) Odin zog von Hause, und kam an einen Ort, wo neun Sklaven Heu mähten. Er fragte sie, ob er ihre Sensen wetzen solle. Sie nahmen sein Anerbieten dankbar an, er zog einen Wetzstein aus seinem Gürtel und schärfte die Sensen. Nun schienen sie ihnen weit besser zu schneiden, und sie feilschten um den Stein. Da warf er den Stein in die Luft, und da Alle ihn greifen wollten, kamen sie so ins Handgemenge, daß sie einander mit ihren Sensen tödteten (Edda, Bragaröđur 58).

(712.) Vor alter Zeit lebte im bernischen Ober-Aargau ein sehr reicher Bauer, der weit herum Güter besaß und eine einzige Tochter hatte, Namens Verena. Bei ihm diente ein treuer Knecht, Ulrich, mit Verenen im Hause aufgewachsen. Deshalb waren sich Beide seit der Kinderzeit in Liebe zugethan, und Ulrich bat endlich den Meister um ihre Hand. Der Bauer hatte dies erwartet; er war Ulrichen gut und verhieß ihm, um seinen Nachbaren gegenüber doch etwas zu thun, die Tochter, falls er, die Sense in der linken Hand, ein Kreuz in seine Großmatte mähe.

Ulrich ging die Bedingung ein und mit dem ersten Tagesgrauen frisch ans Werk. Verena blieb bei ihm und reichte dem Geliebten von Zeit zu Zeit einen Labetrunk. Aber ein Bauer, dessen Sohn Verenen ebenfalls gerne gehabt hätte, ließ dem Mäher vergifteten Wein reichen. Ulrich fühlte sich matt davon, wollte aber nicht aufhören, begehrte, als er noch einige Striche zu mähen hatte, von Verenen ein Glas Wasser, trank es und mähte mit dem letzten Reste seiner Kraft das Kreuz zu Ende, und sank todt ins Grab. Verene fiel zu ihm. Manche wollen den Namen des Dorfes Madiswil davon herleiten (Jak. Huber in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung aus Münchenbuchsee).

(713.) Es bleibt der nämliche Zug, wenn statt des Mähens gehackt, geklopft oder sonstwie gearbeitet oder Lärm gemacht wird. — Hinter dem bernischen Gurnigelberge, an der Grenze von Nünenen, ist ein großer Hügel, aber fortwährend dem Herunterbrechen ausgesetzt. Die schönen Wiesen des Nünenenberges reizten den verwegenen und ungerechten Besitzer des Gurnigels, sein Vieh dort zu weiden, was er, trotz den Einsprachen der Nachbaren, rücksichtslos that. Ja er steckte willkürlich für seine Weide einen Zaun aus. Jetzt klagten sie beim Landgerichte, und der Usurpirende habe, wie in einer Unzahl Sagen, von dem streitigen Erdreich in seine Schuhe gethan und dann vor Gericht geschworen, wenn er nicht auf seinem Eigenen stehe, wolle er nach seinem Tode nicht ruhen, bis er den „Gurnigelhubelbruch“ herunter gegraben habe. Nun behielt er die Weide, wurde

aber, als er gestorben war, von Holzhauern oft gehört," wie er arbeitete, mit der Spitzhacke Felsenstücke ausgrub und ablöste und dann in die Tiefe rollen ließ (Friedr. Hügli und Rud. Stucker in Zuberbühlers Sammlung).

(714.) Vor alter Zeit stritt ein gewaltthätiger Mann auf dem Gurnigel-Hubel seiner Nachbaren Eigenthum an in Wald und Weide, und errichtete endlich über das Ihrige eigenmächtig einen Zaun. Umsonst mahnten sie ihn, diesen weg zu rücken, er blieb taub und sie sahen sich gezwungen, die Sache vor das Landgericht zu bringen. Nach der einen Sage nun, wie sie ähnlich an vielen Orten wiederkehrt, nahm er von seinem eigenen Erdreich in seine Schuhe, und schwur nun vor dem Gerichte auf dem streitigen Boden, wenn er nicht auf seinem eigenen Grund und Boden stehe, wolle er keine Ruhe haben bis er den Gurnigelhubel hinunter gegraben habe. Nach der andern that er ohne Gericht den Schwur, er wolle nach seinem Tode den Gurnigel herabhacken, wenn er Unrecht habe.

Damit gewann er. Aber er entging den Folgen seines Frevels nicht. Als er gestorben war, mußte er ans Werk. Von Zeit zu Zeit hörten ihn Holzhauer mit der Spitzhacke hacken an dem großen Hügel hinten, östlich am Gurnigel, an der Grenze von Nünenen, am „Gurnigelhubelbruche", wo eine beständige Zerbröckelung sichtbar ist, und dann Stücke in die Tiefe rollen (Stucker und Hügli in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung von Münchenbuchsee). Sagen desselben Inhaltes finden sich in den Sammlungen von Flugi (Graubünden), Meier (Schwaben) und Maurer (Island) (S. oben Nr. 102).

(715.) Auf Schloß Brandis unterhalb Lützelflüh lebte in alter Zeit ein reicher, aber geiziger und wegen seiner Härte gefürchteter Zwingherr. Als einst der warme Fluhluft von den Bergen kam und den Schnee schmolz und die Emme hoch anschwoll, fragte der zum Jagdtreiben aufgebotene Müller im Dorfe um Erlaubniß, heute daheim bleiben zu dürfen, da er heute nothwendig schwellen müsse, wenn ihm das Wasser nicht die Mühle wegnehmen solle. Der Zwingherr aber befahl ihm, beim Treiben nicht zu fehlen, da man eine Bärenspur entdeckt habe. Der arme Müller, welcher im Thale unten das Wasser seine Mühle wegreißen sah, rannte angstvoll hin, nach den Seinen zu sehen. Da fehlte der Säugling. Wie er das bejammerte, erschien der Herr zu Pferde und schalt ihn, daß er sein Geschäft verlassen. Der Mann erhob seine geballte Faust gegen ihn und nannte ihn Mörder und des Teufels Sohn. Da schlug ihn des Ritters Streitaxt todt zu Boden. Die Müllerin aber fluchte diesem, daß er keine Ruhe finden solle. Seither, so oft der Fluhluft kommt und die Emme überfließt, stöhnt es in des Ritters Grabe auf dem Kirchhofe zu Lützelflüh, er muß auf, die schwere Streitaxt fassen, wo er lockere Pfähle findet, hämmern, wo keine sind, neue einschlagen, und erst wenn der Hahn kräht, darf er sich wieder zur Ruhe legen (Joh. Ellenberger in Zuberbühlers handschriftlicher Sagensammlung in Münchenbuchsee).

(716.) Bei Büchel am obern Rheine hört man bei Witterungswechsel oft ein beständiges Klopfen, wie wenn man Pfähle in die Erde schlüge. Das ist der „Pfählschlaher." Es heißt, die Bangser gegenüber haben einst die Schweizer

„übermahret“ (zu ihrem Schaden gewuhrt). Das büße nun der Urheber auf diese Weise (Nikl. Senn).

In Wildhaus wollte man in heiliger Zeit, z. B. am Weihnachtabende, oft das sogenannte Hagen gehört haben, d. h. drei Schläge von Solchen gethan, welche Nachbaren „übermarchet“ hatten (Lehrer Ulr. Hardegger).

(617.) In der Spessartgegend erzählt man, im Schloßkeller einer ehemaligen Burg in der Kertelbachswiese sei ein Kessel voll Gold neben einem Tische, an welchen ein graues Männlein immerfort rechne und Geld zähle. Mittags schlage es elf mal auf den Deckel des Kessels, dann erwachen drei Gestalten in einem Winkel aus ihrem Schlafe, treten hinaus, messen die Felder, schlagen Pflöcke und setzen die Steine, die sie ehemals verrückten, wieder an ihren Ort. Mit dem zwölften Glockenschlage schwinden sie wieder in den Keller, schlafen bis Mitternacht und gehen, feurig, wieder an ihre ewige Arbeit (Herrlein, Sagen des Spessarts).

(718.) Ein Senn, sagt man in Flums, welcher oft Vieh vernachlässigte, mußte nach seinem Tode „geisten“, d. h. fortsennen. Viele sahen ihn so, namentlich wie er alljährlich zu gewisser Zeit ein Beil wetzte. Einst fragte ihn einer, was er damit wolle. Auf diese Frage, war die Antwort, habe er bereits sieben Jahre gewartet. Der Fragende, wenn er ihn erlösen wolle, solle die Nacht bereit sein, er werde mit einer Kuh kommen, und falls er ihr mit diesem Beile, eines Hiebes, beide Vorderbeine abzuhauen vermöge, sei alles von ihm verdiente Gold sein. Es gelang (Rud. Stucki).

(719.) Am Abhange des Kamor im Rappentobel erscheint zuweilen der „Rappatobelgiger“, welcher durch sein Geigen die Wanderer in das gefährliche Tobel lockt (Nikl. Senn).

(720.) In Feldkirch erzählt man, es habe in uralter Zeit ein Fräulein Ida auf der Schattenburg ihr Kind umgebracht, wofür sie jeden Samstag Nachts wandert, vom Schlosse herab über den St. Leonhardsplatz und bis hinab an die Ill, wo sie ihre blutigen Hände wäscht (Vonbun). (S. oben Nr. 264). (Vgl. Grimm Sagen 121).

Und so setzten sich Sagen von Erscheinungen Verstorbener als Spukgeister und Gespenster bis auf die Gegenwart fort. Jede Familie weiß solche zu erzählen und die Leichtgläubigkeit und Wundersucht der Menschen vermehrt sie noch immer in's Unendliche. Ursprünglich haben sie alle, wie jene von allgemeinem Spuk an gewissen Orten, ohne individuelle Zuspitzung, ihren Grund in der Koboldsage, — den ihrigen in der durch die Begierde des Menschen nach Allmacht und Unsterblichkeit hervorgerufenen Göttermythe. Zur fortwährenden Nahrung und Verbreitung der Gespenstergeschichten mögen indessen auch hier und in anderen Fällen krankhafte Visionen und Hallucinationen das ihrige beigetragen haben. Für den vorurtheilslosen Men-

schen kann nicht nur keine wirkliche Erscheinung Verstorbener, sondern auch keine „magische Erzeugung" des Bildes Sterbender durch dieselben stattfinden. Mit Recht hebt Perty (die mystischen Erscheinungen ꝛc.) hervor, daß alle Geister der Geisterseher, Tischklopfer und Psychographen noch nie den mindesten Aufschluß über das „Jenseits" gegeben haben; aber auch für die von ihm angenommenen „magischen Kräfte" liegt nicht die Spur eines Beweises vor. Das öfter erzählte Zusammentreffen einer Erscheinung auf dieselbe Stunde mit dem Tode der erscheinenden Person ist ohne Zweifel entweder Zufall, oder der Visionär hatte Grund, den Tod des Betreffenden zu fürchten, oder das Ganze ist eine durch Verwechselung der Zeit oder auch durch Wundersucht hinterher entstandene Sage.

Ob das in den obigen Sagen erwähnte Klopfen vieler Spukgeister Veranlassung zum Tischklopfen und zu anderm Klopfen moderner Geister gegeben habe, wagen wir nicht zu entscheiden. — Daß endlich der Betrug sich vielfach der Geistererscheinungen zu selbstsüchtigen Zwecken bedient und solche künstlich in Scene gesetzt hat, ist bekannt genug. — Durch optische Vorrichtungen werden sie gegenwärtig auf den Theatern bekanntlich täuschend so dargestellt, wie die Fantasie sie sich einbildet.

Das Doppelgesicht.

Die beiden glänzendsten Gestirne, welche der Erdbewohner erblickt, die brennende Sonne und der matte, kalte Mond, werden bekanntlich von der Fantasie des Volkes beide mit Gesichtern ausgestattet, indem ihre Flecken Augen, Nase und Mund vorstellen müssen. Das ist eine recht gespenstige Vorstellung, welche unwillkürlich Grauen erweckt, wenn man sie nicht von Kindheit auf gewohnt ist, sondern beide Weltkörper als Das auffaßt, was sie sind.

Der regelmäßige Lauf von Sonne und Mond und ihre runde, an einen Menschenkopf erinnernde Gestalt legt allerdings ihre Vergleichung mit zwei menschlichen Wesen, welche in gewisser Beziehung zu einander stehen (Bruder und Schwester, Liebender und Geliebte, Bräutigam und Braut, Mann und Frau u. s. w.), nahe. Je nach dem Charakter des Volkes, welches sich diese Vorstellung macht, und des Klima's, in welchem es lebt, muß dieselbe sich verschieden gestalten.

Bei den griechisch-romanischen Völkern, wo die Sonne (Helios, Sol) männlich und der Mond (Selene, Luna) weiblich ist, waren beide Weltkörper, dem Schönheitssinn der Hellenen gemäß, nur Attribute des betreffenden, mit der höchsten Schönheit ausgestatteten Götterpaares (im ersten Göttergeschlechte Hyperion und Phöbe, im zweiten Helios und Selene, im dritten Apollon und Artemis). Aber auch die verschiedenen anderen Gestalten der hellenischen Mythe und ihre Erlebnisse und Verhältnisse lassen sich auf das ewige rastlose gegenseitige Suchen und Finden von Sonne und Mond zurückführen. Der mythische Tod des ältesten Sonnengottes Hyperion und seines Sohnes Helios, über den Selene trauert, bis sie vom Dache stürzt, und wieder der Sturz des Sonnensohnes Phaëton vom Wagen bedeuten nichts Anderes, als den Untergang der Sonne (wie bei Selene des Mondes). Das Gleiche ist mit dem ähnlichen Sturze des Ikaros, der mit dem Vater Dädalos fliegen wollte, ins Meer, und mit demjenigen des von Zeus aus dem Himmel geworfenen Hephästos der Fall. Der Raub der Persephone und ihre Uebersiedelung in die Unterwelt ist nicht nur die Wegnahme der Pflanzenwelt durch den Winter, sondern auch die des Mondes durch die in der Unterwelt weilende Nachtsonne, bezüglich auf die mondlosen Nächte. So bedeuten auch die Liebschaften des Zeus mit schönen Töchtern der Menschen nicht eine gewöhnliche Untreue, sondern, gleich der entsprechenden seines Sohnes Herakles, wie des ägyptischen Osiris (mit Nephthys) und des nordischen Sigurd (an Brynhild) — nichts anderes, als die Sehnsucht der Sonne nach dem ihr stets entfliehenden Monde, der so verschiedene Gestalten annimmt; ja selbst die erhabene Hera verräth ihren Mondcharakter, wenn Zeus sie zur Strafe für ihr eifersüchtiges Zanken zum Himmel hinaushängt (wie umgekehrt im Norden, wo der Mond männlich ist, die Walküre Brunhild den unmännlichen Bräutigam Günther in der verhängnißvollen Brautnacht aufhängt). So sind auch die Frauen, die den zum Heroen gewordenen Sonnengott Odyssens auf seiner Wanderung, welche die Nachtfahrt der Sonne in unbekannten Regionen bedeutet, aufzuhalten suchen, wie Kirke und Kalypso, ebenso Mondgöttinnen wie die ihn einsam und ausdauernd erwartende treue Penelopeia. So verhält es sich auch mit der Liebe der Artemis zu Endymion; denn der Sonnengott schlummert ja, wenn die Mondgöttin dahin

fährt, ebenso mit der Liebe Aphroditens zu Adonis, welcher auf der Jagd getödet wird, d. h. als Sonnengott untergeht, und wieder belebt wird, d. h. wieder aufgeht. (Orions Blendung ist ebenfalls Sonnenuntergang.) Auch der deutsche Norden besitzt solche Mythen in Menge, namentlich von der Heimkehr des todtgeglaubten Gatten zur treuen (oder auch untreuen) Gattin, von der Verstoßung der verleumdeten Frau und ihrer Rechtfertigung und Wiedervereinigung mit dem Manne (Genoveva, Hirlanda, Helena in den Volksbüchern, Ida von Toggenburg in der Legende) und von der Flucht der beleidigten Gattin (Thetis, Melusina und die Wasserfei des Staufenbergers).

Es ändert nichts an der Sache, wenn zur Abwechselung die wetteifernden Gestirne beide männlich sind; denn poetisch kann der Mond ja eine Nachtsonne genannt werden. Es ist dies der Fall, wenn von den beiden Dioskuren Kastor und Pollux der Eine abwechselnd die Hälfte der Zeit im Himmel und die Hälfte in der Unterwelt zuzubringen hat. Diese beiden Brüder, welche die Tages- oder Jahreshälften vorstellen, kannten auch die Germanen (Tac. Germ. 43) unter dem Namen Alci, Alken. Daß mit denselben Baldur und Hödhur gemeint sind, welche Sommer und Winter oder Tag und Nacht bedeuten, kann kaum einem Zweifel unterliegen (Simrock d. M. S. 295); dieselbe Vorstellung wiederholt sich auch in vielen Sagen und Märchen von ungleichen Brüdern, die zwischen der hingebendsten Liebe und Aufopferung und der bittersten Todfeindschaft die mannigfaltigsten Verhältnisse darbieten. Eine Versinnbildlichung von Tag und Nacht ist ferner das weiße und schwarze Segel, welche von Theseus in so tragischer Weise verwechselt werden und im Norden ihre Wiederholung in der Sage von Tristan und Isolde, mit ähnlicher Wirkung, finden.

Im Norden, wo im Volksmunde die Sonne (Frow Sunna) weiblich und der Mond (Her Mân) männlich ist, erklingen höchst mannigfaltige Sagen (s. oben No. 628 u. 629) von ihrer gegenseitigen Beziehung und von den Ursachen ihres Fliehens, ihrer Verfinsterung und ihres Aussehens:

(721.) Es hatte Mundilföri zwei Kinder, so schön, daß er den Sohn Mani (Mond) und die Tochter Sonne (lat. sol, nordisch Sol) hieß. Darüber zürnten die Asen und versetzten beide an den Himmel, wo die Sonne den von ihnen aus Muspellheims Funken geschaffenen Sonnenwagen leitete, der Mond aber den Gang des Mondes. Er nahm zwei Kinder von der Erde, Bil (Bilr nordisch Wetter) und Hiuki, Kinder Widfinnrs, als sie, einen Eimer tragend, zum

Brunnen gingen, und man sieht sie beständig dem Monde folgen (Wafthrudnismal 23, Gylfaginning 11).

(722.) Zwen Wölfe wollen nach der nordischen Edda Sonne und Mond verschlingen, was ihnen auch am Ende der Tage gelingen wird. Sie sind, wie mehrere, Kinder der Riesin Gygur im Eisenwalde (Jarnvidr) östlich von Midgard. Der Wolf Sköll verfolgt die Sonne, Hati den Mond. Dieser ist wol Managarmr (der Mondhund). Ihr Vater ist der Wolf Fenrir, Lokis Sohn (Vergl. oben S. 60). Bei den Indern und Chinesen verfolgt ein Drache oder Riese beide. So fast überall. Im Mittelalter mußte man verbieten, daß man bei Mondfinsternissen rief: siege Mond (vince luna!) (Grimm).

„Lasset nur ab für den Mond zu beten, daß ihn Gott für den Wölfen woll hüten" (Fischart Prognostikonbüchlen S. 7). Auch im Gargantua des Rabelais wird der Mond vor Wölfen gehütet und in den Bretoner Volksliedern von Villemarqué heißt es: Ihr Söhne der Bretagne, seid ihr noch gewohnt, zu hüten vor dem Wolf den Mond? (Uebers. von Hartmann 1859 S. 271, Rochholz N M. S. 235).

(723.) Am untern Böhmerwalde ist es allgemeine Sage, der Mond, der Feind der Sonne, suche diese zu bewältigen, werde einst Herr über sie und dann werde keine Sonne mehr scheinen und die Welt untergehn.

Bei Sonnenfinsternissen beteten alte Leute, daß der Mond nicht Meister werde und schlug man mit Messern auf alte Pfannen oder Sensen, wie beim Bienenschwärmen, warf auch Brosamen ins Feuer und hielt die Kinder in der Stube, deren Fensterläden man schloß. Während der Zeit fällt giftiger Thau vom Himmel, weshalb an dem Tage kein Vieh weiden darf. Auch die Brunnen vergiftet es (Schönwerth).

(724.) Hrabanus Maurus berichtet, die Bevölkerung um Fulda stehe dem „leidenden Monde" (laboranti) bei der Mondfinsterniß dadurch bei, daß sie Pfeile und Wurfgeschosse in die Höhe schleudere, um damit das Unthier zu verjagen, welches den Mond zu zerreißen suche.

(725.) Sonne und Mond sind Weib und Mann. Als in der Brautnacht der Mond sich allzukalt bezeigte und lieber schlafen als zärtlich sein wollte, schlug ihm die Sonne als Wette vor, wer zuerst erwache, solle bei Tage allein scheinen dürfen. Er ging sie ein, indem er lachte; aber sie erwachte früher, schien, weckte ihn und erklärte, daß sie von nun an nie wieder eine Nacht zusammen verbringen werden, was sie eidlich beschwor. Sein Lachen ist ihm geblieben.

Doch blieb ihre beidseitige Liebe. Sie treffen sich öfter, aber machen sich jedesmal Vorwürfe. Wird es arg, so kommt es zur Sonnenfinsterniß. Ihr Schmerz erwacht oft und ihre Reue; dann weint sie blutige Thränen und geht blutroth unter. Er aber trauert eben so, nimmt ab bis zur Sichelgestalt und wächst wenn er hofft (Schönwerth).

(726.) Zwei alte kinderlose Eheleute, der Mann alle Feiertage Wachholderstauden auf seiner Wiese ausgrabend, die Frau „Mond" genannt, reden zusammen ab, der zuerst erkrankende Mann wolle sie nach dem Tode abholen. So geschieht's, und

seitdem scheint der Mann vor, das Weib nach Mitternacht. Da sie einen Pelz trägt, der keine Kälte annimmt, fällt diese alle auf die Erde (Schönwerth).

(727.) Als die Sonne am Morgen aufging, war sie überrascht, ein Mädchen im Monde zu erblicken. Auf einmal hörte sie den Bräutigam um sein Lieb klagen. Als er vor Jammer matt im Walde niedergesunken war, nahm sie ihn, als sie beim Niedergehn die Erde streifte, auf zu sich. Beim Auf- und Niedergange der Sonne erkannte er seine Braut im Monde, und sie jetzt ihn und beide waren voll Sehnsucht nach einander. Zu dem sah nun der Mond mit Schmerz, daß die Sonne ihm untreu geworden und weinte, und seine Thränen waren die Sternschnuppen (Schönwerth).

Auch nach einem altpreußischen Märchen (bei Temme) waren Sonne und Mond verehelicht und letzterer brach ihr die Treue durch Entführung einer Andern.

Sonne und Mond sind ähnliche, in vieler Beziehung enge verwandte, aber dennoch oft feindliche Wesen. Zusammen erscheinen sie nie oder sie verfinstern einander; naht sich das eine, so muß das andre erbleichen, dies Erblicken deutet ihm den Tod. Daher, wenn auch später mißverstanden, rühren die vielen Sagen vom Unheil und Sterben andeutenden Erblicken seines zweiten Gesichtes, seines Doppelgängers. Walter Scott liefert von diesem bei den keltischen Stämmen seines Landes verbreiteten Glauben zwei Sagen.

(728.) Barbara Mac Pherson, Predigerwitwe in St. Kilda, erzählte ihm, die Bewohner ihrer Insel kennen das zweite Gesicht als todverkündend sehr gut. Die Gestalt gleiche der eigenen in Gesichtszügen und Kleidung völlig, gehe mit ihnen bei hellem Tageslicht aufs Feld und ahme dort alles nach was sie thuen. Sie habe sich bei einem Krankenbesuche beim Kranken erkundigt, ob er ein solches Gesicht auch schon erblickt; er antwortete Ja und fügte bei, er habe absichtlich beim Ausgang aus dem Hause, statt seiner Strumpfbänder, aus Stroh geflochtene angezogen, und auf dem Felde sei das Doppelgesicht mit gleichen erschienen. Der Kranke sei bald gestorben.

Ein Milchmädchen, welches die Kälber in einem Parke zu hüten hatte, habe verschiedenemale eine ihr durchaus ähnliche Gestalt erblickt. Um einen Versuch zu machen, habe sie den hintern Theil ihres Oberkleides über ihren Kopf gezogen, worauf das Gespenst sofort dasselbe sehen ließ. Das Mädchen ward unruhig, wegen des Volksglaubens, fiel bald in ein Fieber und starb.

(729.) Barbara Lutz von Sargans, in Wangs verheirathet, sah in der Küche hinter sich, erblickte sich selber, schauderte, legte sich ins Bett und starb schnell. —

Als Bartolome Lutz in Prod, ob Sargans, krank lag, sagte er einst zu seinem Weibe: Sieh, dort schauen drei Köpfe zum Fenster herein. Der erste bin ich, der zweite der Jeggli Willi, der dritte — er nannte ihn —. Bald starb er (im

Sommer 1823), auf ihn der starke Jakob Willi. Der Dritte erkrankte ebenfalls, kam aber wieder zurecht (Hat mir die Frau selbst erzählt). —

Im aargauischen Frickthale ging ein alter, aber rüstiger, gesunder Mann eines Tages in die obere Kammer hinauf und sah erschrocken sich selbst todtenbleich auf dem Lehnsessel sitzen. Er ging hinunter, erzählte das Gesicht und saß nach wenig Tagen todt im Lehnsessel (Pater Gall Morel).

Auffallend erinnern diese Sagen, deren es, namentlich in Familientraditionen, tausende gibt, und die wol auch bisweilen durch krankhafte Visionen genährt worden sein mögen, an die zwei antiken von Orpheus, der seine Eurydike, sie erblickend, wieder verlor, und von Narkissos, der sich im Anblicke seines Spiegelbildes verzehrte.

Wolken verbergen die Sonne; sie sind des Gottes unsichtbar machender Helm (von „hehlen"). Einen solchen trug der dritte der Kronidenbrüder, Pluton; einen solchen der nordische Meergott Aegir (Aegirshelm, aber nicht von *αἴξ*, *αἰγὶς*, Geis, Ziege). Er hieß auch Tarnhaut (vom Taran, Thor) und Nebelkappe. Sigfrid, der spätere Thor, trug ihn, als Theil des Niblungenhortes, wie alle Zwerge die Nebelkappe tragen. In allen Bergländern heißen Wolken, ob des Berges Stirne gelagert, Berghüte. Sie deuten gut Wetter. So am Rüblihorn, am Moleson, Pilatus, ja überall. Der Isländer nennt bedeckende Wolken hulinhjalmr (Hüllhelm) [Maurer, Isl.]. Es ist nichts andres, als was bei Homer das Entführen von Helden aus dem Schlachtgetümmel oder das Sichbergen von Gottheiten durch eine umhüllende Wolke war.

(730.) Die aus dem Winter wieder erstehende, zunehmende Sonne ist schwach, kraftlos, in der Sage daher ein ausgesetztes, verschmähtes Kind, oder durch Mühsal aufsteigend. In Aegypten verehrte man deshalb noch den Fukrates, Harpokrates, welchen Isis vom todten und verstümmelten Gemahl empfangen hatte, die unscheinbare, noch schwache Sonne des Decembers. Er war nicht nur lahm und hinkend, sondern stumm, was der auf den Mund gelegte Finger andeutete, und der Kopf noch haar- (stralen-) los. (Creuz. Symb. I. 265. 277.)

(731.) Die Stralen des Sonnengottes galten als sein Haar. So die schönen Locken Apollons. Der König Nisos in Megara, Pandions Sohn, hatte mitten auf dem Haupte ein purpurfarbiges Haar, wovon sein

Leben abhing. Als seine Tochter Skylla dies dem die Stadt belagernden Minos von Kreta verrieth und das Haar dem schlummernden Vater ausriß, starb dieser und Megara wurde erobert. Minos aber ließ die frevelhafte Tochter (er selbst ist ein Sonnegott und Skylla der Mond) mit den Füßen an das Hintertheil seines Schiffes anbinden und ertränken (Apollod. III. 15, 8). Dasselbe ist in der Judensage das Haar Simsons, und in mehreren Sagen das, welches man dem schlummernden Teufel ausreißt.

Auch Pterelaos, Poseidons Sohn, hatte von seinem Vater goldenes Haar erhalten, wodurch er unsterblich wurde (Apollod. II. 4, 5).

(732.) Es ist Volkssitte an mehreren Orten, z. B. der Oberpfalz, daß der Landmann, wie er die Sonne, „die liebe Sunna", oder den Mond aufgehen sieht, den Hut abnimmt.

Niemand soll mit dem Finger in die Sonne deuten. Das „in die Sonne Schießen" gilt in der Sage als Frevel, dem furchtbare Strafe folgt; es ist eine Gottverwundung und dasselbe, was das Verwunden mit Schwert oder Messer oder mit Schießen in Kruzifixe, wovon wir bei Zingerle Beispiele haben.

Aechtdeutsch, an die Verehrung der „Sunna" als Göttin mahnend, ist die Vorstellung in der Oberpfalz, an der Donau: Wenn unsere liebe Frau vom Schlafe aufsteht, gehen die Nachtsterne unter und der Morgenstern geht auf; legt sie sich nieder, geht auch der Abendstern hinab, die Nachtsterne aber kommen herauf (Schönwerth).

(733.) Die Alten meldeten symbolisch, der italische Saturnus sei bis in den zehnten Monat (December, wo man am 17. die Saturnalia begann) gefesselt gewesen und dann gelöst worden (Creuz. II. 215). Es beginnt die Sonne nach dem 21. wieder Kraft zu bekommen, und am 25. ist das Geburtsfest des jungen Sonnegottes, natales invicti Solis (Noël).

(734a.) Am Niederrhein geht die Sage, in der Weihnacht (25. Dec.) werde auf die Zeit von einigen Minuten alles Wasser in Wein verwandelt, wie in dieser Nacht lassen die Glocken aller untergegangenen oder versunkenen Kirchen und Kapellen ihr Geläute ertönen; die Sonne thue am Himmel zwei Sprünge und ändere dann ihren Lauf; alles Vieh aber in Stall und Wald liege in diesem Augenblicke auf

den Knieen und bete Gottes Allmacht an, oder man geht hinaus in die Wintersaat, um die Ueberirdischen von kommenden Dingen reden zu hören (Nieritz deutscher Volkskal. 1866. S. 65. 66).

(734b.) In den deutschen Gegenden Oberschlesiens, z. B. Piltsch, nehmen die Hirten am Weihnachtsabend den Rindern und Schafen die Schellen ab und hängen sie sich selbst um. Wer keine Schelle hat, nimmt eine Kette oder sonst was Klirrendes; Manche haben alte Trompeten, Kuhhörner oder Hirtenflöten. Damit erregen sie durchs ganze Dorf einen Höllenlärm, gehen in jeden Hof und erhalten von der Bäuerin Kuchen und Bier (Globus X. Bd. 1866. S. 268).

(734c.) Weihnacht und die folgenden Nächte werden in Niederösterreich alle Räumlichkeiten unter Gebeten und Sprüchen beräuchert, mit Weihwasser besprengt (Rauchnächte) und um Mitternacht auf einen Kreuzweg hinaus gegangen, um die Zukunft zu schauen (Vernaleken).

(735.) Am 11. des ägyptischen Monates Tybi, am 6. Januar, begann am Nil Jubel, der verborgene Sarg des Osiris war gefunden, die Sonne stieg wieder aufwärts, was so im Volkskultus wurzelte, daß die ersten Kirchenväter es für rathsam gefunden, diesen Tag als das Fest des Wiedererscheinens (Epiphania) Christi einzusetzen (Jablonski Tom. 3 p. 361. Creuz. Symb. I. 278).

(736a.) Das Volk ehrt den „lieben", den „guten" Mond ebensosehr wie die Sonne. Wer in ihn schaut, verdirbt sich die Augen. Auch in den Mond darf man nicht mit den Fingern deuten. Wenn er recht hell scheint, ist es schade, den Hut aufzubehalten. Eine Schwangere soll sich vom Monde nicht bescheinen lassen, sonst wird ihr Kind blöd und mondsüchtig; schaut sie ihm ins Gesicht, so wird es immer lachen wie er selbst. Aus einem offenen Brunnen, worein der Mond sich spiegelt, soll man nicht trinken; man tränke den Mond hinein und man fürchtet, von ihm schwanger zu werden. Auf ein Ehebett läßt man ihn nicht scheinen. Wer im Mondlichte badet, ertrinkt gern. Es ist nicht recht, im Mondscheine zu tanzen, namentlich verschlungen.

Was im zunehmenden Monde geschieht, gedeiht, im abnehmenden nicht (Schönwerth).

Bei den Esthen hieß es, die Hand, die nach dem Vollmonde greife, könne im Grabe nicht verwesen (Sievers, Taschenb. d. Deut-

schen in Rußl. 1858, S. 211), oder man steche einem Engel die Augen aus (Myth. Abergl. Nr. 1123. 334. 497). In Belgien und Frankreich beten Mädchen: Lune, lune, belle lune, faites me voir en mon dormant le mari que j'aurai en mon vivant (Wolf Ndl. S. Nr. 271 u. Beitr. 1,122). Blickt ein Mädchen um Fronfasten beim Vollmonde in einen Quell, der an einer Erle hinfließt, so sieht es den künftigen Gatten abgespiegelt (Panzer).

(736b.) Die Bewohner um Quimper in der Bretagne knieten früher vor dem Neumonde nieder und beteten ein Paternoster und Ave, und in den Cevennen verneigte man sich, wenn man den Mond ansah (Wolf Beitr. 1. Nr. 649. Zeitschr. 2, 418). Im 7. Jahrhunderte verbot der hl. Eligius, den Mond „unsern Herrn" zu nennen (Myth. Anhang XXX.).

(737.) Manes („die Guten") waren den alten Römern die Todten, aber auch die dem Menschen im Leben beigegebenen Schutzgeister. Daher galten sie als eines mit Lares, und Mania Larunda als den Laren Mutter (Creuz. II. 851. 852. 864). Das deutsche Wort „Mann", wie Mana, Mond, ist unstreitig dasselbe. Die manes hatten ihren Sitz zwischen Mond und Erde, auch in der Unterwelt, besuchten aber die ihnen liebe Erde dreimal, am 24. Aug. (Herbstanfang), 5. Oct. und 8. Nov. (7. Tag nach Aller-Seelen), welche dies religiosi waren, und ihre Thüre blieb offen (mundus patet, a. a. O. 865). Ja der Gott der nächtlichen Blitze hieß davon Summanus und war der Dis Pater (965. 966).

(738.) In Island sieht man im Monde das Gesicht Adams, in der Sonne Evens (Maurer 185), und Fischart in seiner Uebersetzung von Bodini Daemonomania 1591, 68, giebt es als Hochmut der Männer an, daß sie sich nach dem Monde „Man" und ihre männlichen Nachkommen nach der Sonne „Sön" heißen.

Es scheint aus diesen Sagen hervorzugehen, daß der schlichte deutsche Volksglaube, der die Dinge oberflächlich auffaßt und nicht tiefer in ihren Grund eindringt, wie dies auch bei verschiedenen wilden und barbarischen Völkern, z. B. bei den Khasia im nordwestlichen Indien, bei den Eskimo, bei den Urbewohnern von Darien in Mittelamerika u. s. w. der Fall ist (Peschel, Völkerkunde S. 267 ff.), die beiden Hauptgestirne nach dem grammatikalischen Geschlechte

beurtheilte, also den Mond als Mann und die Sonne als Frau betrachtete. Es liegt jedoch auf der Hand, daß diese Auffassung, weil sie dem Charakter der beiden Weltkörper widerspricht, stets etwas sonderbar Fantastisches, ja etwas unwillkürlich Komisches hat; ein männlicher Mond (Mann im Mond) und eine weibliche Sonne sind und bleiben ein Widerspruch. Daher ist diese Anschauung in der ernsten Poesie unbrauchbar und schwindet überall, wo die Welträthsel mit tieferm Geiste zu ergründen gesucht werden. Ungeachtet des irreführenden Sprachgebrauches hat daher auch der Norden Europas, wie Hellas und Alt-Italien, seine Sonnengötter und Mondgöttinnen, und wir werden diese Thatsache bei Anlaß der Heldensage noch deutlicher hervortreten sehen. Sie hat auch nichts auffallendes oder unglaubliches, wenn wir bedenken, daß unter den stammverwandten arischen oder indogermanischen Völkern die nämlichen Mythenzüge sich nothwendig wiederholen mußten.

Die feurige Kugel.

Sonne und Mond sind feurige Kugeln und spielen als solche die mannigfaltigsten Rollen im Süden wie im Norden; denn die Kugel und ihr Durchschnitt, der Kreis, sowie die unzähligen Dinge, welche Kreis- oder Kugelgestalt haben oder an welchen auch nur solche vorkommt, lassen die verschiedensten Variationen und Symbole zu. Es heißt daher schon im Alwismal der älteren Edda, wo die Namen aufgeführt werden, welche die verschiedenen Wesenklassen den wichtigsten Gegenständen der Welt geben, von der Sonne:

> Sonne sagen Menschen, Gestirn die Seligen,
> Zwerge „Zwergs Ueberlisterin“,
> Lichtauge Joten, Alfen Glanzkreis,
> „Allklar“ der Asen Freunde, —

und vom Monde:

> Mond sagen Sterbliche, Scheibe Götter,
> Bei Hel sagt man rollendes Rad,
> Sputer bei Riesen, Schein bei Zwergen,
> Jahrzähler aber bei Alfen.

Diese Symbole sind denn auch mit merkwürdiger Treue in der Volkssage bis auf den heutigen Tag geblieben.

Bald sind die beiden leuchtenden Körper, nach ihrer Gestalt, Zwirnknäuel, bald goldene Kugeln, wozu als Kegelspiele natürlich die Sterne gehören, die auch als Münzen und ganze Horte von solchen vorkommen; bald erscheinen Sonne und Mond als Räder und durch Ideenverbindung als die dazu gehörenden Wagen, auch als die Kähne ihrer Götter, welche durch die blaue Flut des unergründlichen Himmels fahren, bald sind sie dieser Götter Auge oder Kopf. Ist ja die Sonne des Himmels oder des Tages Auge, der Mond der Nacht ihres. Oft endlich sind Sonne und Mond lediglich, was sie dem Menschen sind, Fackeln, Lichter und Feuer!

Unter allen die älteste und verbreitetste Vorstellung, welche man mit der Sonne und den übrigen Gestirnen verband, muß die des Auges gewesen sein. Den Parsen war die Sonne Auge des Ormuzd, den Aegyptern rechtes Auge des Demiurgos, den Griechen Auge des Zeus. Die Kyklopen hatten, als Sonnengötter, nur ein Auge in der Stirne. So ist Odin einäugig, weil er sein andres Auge um einen Weisheitstrunk aus dem Mimerbrunn hingab, wo es noch heute glänzend schwimmt, und Hagen, welchem Walther das eine im Kampfe auswarf. In Appenzell heißt es noch: wenn man in rinnend Wasser schaut, so erblickt man des Herrgotts Augen (Tobler Idiot. 369b). Der Drache, welcher den Schatz der Nephele bewachte, schloß seine Augen nie, und der Hort konnte nur gewonnen und die Jungfrau erlöst werden, falls man ihn einschläferte oder tödtete.

So wird auch die Mondgöttin Io vom riesigen Argos Panoptes, der am ganzen Leibe Augen hat, bewacht (es ist der Nachtgott mit den Sternen, wie die Tagesgötter, die Kyklopen, nur ein Auge haben). Der Sonnengott (später vielleicht Sturmgott) Hermes schläfert durch sein Spiel ein Auge nach dem andern ein und tödtet ihn mit der Sichel (wie Kronos den Uranos verstümmelt), welche ein Sonnenbild oder auch ein solches des Blitzes (Schwartz S. 183) vorstellt. Folgende Sagen bilden eine Auswahl dieser Vorstellungen und Verbildlichungen:

(739.) Mimir, Mimer, Mimr war nordisch ein Sonnenname. Als die Asen mit den Wanen Krieg führten und Frieden machten, gaben beide Theile einander Geiseln, die Asen den Wanen den Häner, angeblich als Weisen, dazu aber den

Mimir; diese jenen Njord und dessen Sohn Freir und den weisen Quaser. Wie die Wanen jedoch wahrnahmen, daß Häner, so oft Mimir abwesend war, nichts Kluges wußte, zürnten sie, schlugen Mimirn das Haupt ab und sandten es den Asen. Hier balsamirte Odin es ein und verzauberte es, so daß es redete und ihm alles Verborgene sagte. An der heiligen Esche Ygdrasill ist Mimirs Brunn, woraus man Weisheit schöpft. Für einen Trunk daraus gab Odin sein eines Auge, das seither darin leuchtet. Es ist der tiefblaue, reine Himmel und die Sonne drin. Dort beräth sich Odin vor dem letzten Kampfe (Ynglingasaga 4. Kapitel Jüng. Edda. Hrafnagaldr 5. Völuspa 62. Priscae veterum borealium mytholog. Lexicon, Havniae 1828 p. 238. 239).

(740.) Von dem Brunnen zu Bethlehem, aus welchem Maria getrunken, sagt Gregor von Tours, der Stern der Magier lasse sich noch immer darin sehen, aber nur reinen jungfräulichen Augen.

(741.) Thor erschlug den Riesen Thiassi, Allwalds Sohn und Gymers Verwandten, und warf dessen Augen an den Himmel, wo sie zu Sternen wurden (Harb. L. 18), was in der jüngern Edda Odin thut (Lex. Myth. p. 609).

(742.) Nach einer esthländischen Sage kam zu einem Knechte, welcher eben Knöpfe goß, der Teufel und fragte, was er da mache. Ich gieße Augen, antwortete der Knecht. Da wünschte der Teufel auch neue, und kam auf des Knechtes Einladung am andern Tage. Er wollte recht große haben, ließ sich rücklings auf eine Bank binden, fragte nach des Gießers Namen und erhielt die Antwort: Issi (selbst) heiße ich. Dann goß Issi dem Teufel das heiße Blei in die Augen, welcher vor wüthendem Schmerz aufsprang und mit der Bank am Rücken davon lief. Als er den im Felde pflügenden Leuten auf ihre Frage, wer ihm so mitgespielt, antwortete: issi teggi (selbst thats), lachten sie und sagten: Selbst gethan, selbst haben. Der Teufel starb daran (Grimm).

(743.) In Gegenden des mittlern Rheines, zwischen Neckar und Main, im Odenwalde, und jenseits in der Pfalz, zieht junges Volk in den Dörfern umher, und zwei Vermummte, der Sommer in Epheu oder Singrün, der Winter in Stroh oder Moos, singen und kämpfen mit einander, bis letzterer entblößt und zu Boden geworfen wird. Dabei singen sie hier so, dort anders, und darin heißt es z. B. Jajaja, der Sommertag ist da, er kratzt dem Winter die Augen aus. Oder: Stab aus! dem Winter gehen die Augen aus! Oder: Treib aus! dem Winter ist ein Aug' aus. — Blas dem Winter die Augen aus! — Stecht dem Winter die Augen aus! Dasselbe ist's, wenn man, sich dem innern Franken, dem Spessart und der Rhön nähernd, hört: Stecht dem Tod die Augen aus (Grimm).

(744.) Zu Stilfs im Vinstgaue kennt man den Lorg, einen einaugigen Riesen, der in den heiligen Nächten umgeht und Knaben mitnimmt, die er noch auf den Gassen findet.

Im Oberinnthal erschien ein Einäugiger beim Scheibenschlagen (Zingerle).

(745.) An die Stelle des Auges tritt zunächst der Kopf. In der bairischen Oberpfalz heißt es, auf der Pavelsbacher Heide bei Möning gehe der „Kopp" um.

Es ist die Seele Eines, welcher sich dadurch des Nachbars Grundstück aneignete, daß er Erdreich von seinem eigenen Acker in die Schuhe streute und dann, auf dem des Nachbars stehend, den Eid that, er stehe auf seinem eigenen Boden. Er starb aber jähes Todes, „waizt" seitdem auf der Heide und Viele hörten ihn rufen:

Kopp, Kopp auf der Heid!
Hätt' ich geschworen kein' falschen Eid,
Müßt' ich nicht immer schreien:
Kopp, Kopp auf der Heid!

(Globus, IV. Bd. 1863 S. 174).

(746.) Im Osnabrückischen, in der Gegend von Bissendorf und Gesmold, bindet man, wenn der Roggen abgemäht ist, zwei Garben mit einem Stricke zusammen, giebt ihnen die Gestalt einer Puppe, stellt sie dann aufrecht hin und Mäher und Binderinnen rufen jubelnd: „de aule! de aule!" —

In der Gegend von Saldern im Braunschweigischen bindet man drei Garben so, daß die Aehren einen Kopf und das Ganze eine Puppe bildet, und nennt es die „Junfer" oder „Kornjunfer."

In der von Bückeburg werfen die Knechte, wann das letzte Korn abgemäht ist, die Kappen in die Höhe und rufen: Waul, Waul, Waul! womit meist (wie im Sarganserland mit den Fastnachtscheiben) Spott auf Mädchen verbunden wird (Kuhn in von der Hagens Jahrb. IX. 101, 102).

(747.) In den schwäbischen Abend-Spinnstuben oder dem „Lichtkarz", wo man zusammen spinnt und plaudert, kommen, neben Anekdoten aller Art, auch Gespenster- und andere Sagen vor. Unter anderm erwähnt der Verfasser der „Silhouetten aus Schwaben" (Ausg. 1863, S. 280, 281) von einem der Geister: „Kommt dagegen ein einsamer Wanderer, so gesellt er sich zu ihm, wie Einer der desselben Weges geht; plötzlich aber nimmt er einen Fuß oder einen Arm von sich und schleudert ihn weit weg, und dann noch einen Arm und noch einen Fuß, und dann den Kopf und rollt ihn vor sich her, wie eine Kegelkugel, und hüpft ihm nach mit dem Rumpfe, und den Wanderer ergreift Grausen und Entsetzen, und er läuft was er laufen kann über Stock und Stein, immer aber hinter sich drein hört er das heisere Lachen des Geistes und er läuft die ganze Nacht hindurch, und dennoch findet er sich des Morges an demselben Plätzchen, von dem er des Abends davongeflohen." —

(748.) Zu Bamberg, im „Pöpelgäßchen," wo Pöpel in Menschen- und Thiergestalten geisten, ist das Seltsamste eine graue Gestalt, die ihrem Kopfe nachläuft und ihn, der immer bergauf will, unermüdet mit den Füßen abwärts stößt. Mit der größten Mühe gelingt ihr das, bis gegen Ende des Gäßchens Gestalt und Kopf plötzlich Nebelform annehmen und endlich sich in nichts auflösen (Panzer).

(749.) In Auenstein (an der Aaren bei Wildeck) sollten Knaben eine Leiche mit zu Grabe geleiten. Auf dem Kirchhofe stahlen sie sich bald davon und stiegen in den Kirchthurm hinauf. Alle bis auf den diese Sage Erzählenden, waren bereits voran im Glockenstuhle, und er stieg eben nach, als er, gegen das Bodenloch der

Treppe blickend, zu seinem Schrecken, ein gewaltiges Männerhaupt draus auf ihn herabschauen sah, welches in stummer Warnung einen ausgestreckten Zeigefinger gegen ihn erhob. Er konnte sich kaum mehr aufrecht erhalten und rief vergebens den Anderen; sie hatten nichts bemerkt.

Als er erwachsen war, verliebte sich ein reiches Mädchen in ihn, dessen Vater nicht mehr lebte, und auch er war ihr nicht ungeneigt, bis es ihm einmal seinen verstorbenen Vater schilderte und er genau das Haupt erkannte, welches ihn im Glockenstuhle gewarnt hatte. Von Stunde an mied er sie (Rochholz).

(750.) Ein junger Schuster in Konstantinopel verliebte sich in eine vornehme Jungfrau Satalia und nahm, um sich ihrem Stande zu nähern, Kriegsdienste. Als sie aber starb, stieg er in ihr Grab und umarmte die Todte, welche ihm auftrug, zur gehörigen Zeit ihr Erzeugtes abzuholen. Er that es und fand ein Menschenhaupt, mit dem Gebote, es nur seinen Feinden zu zeigen. Er wurde mächtig, denn Alle die das Haupt erblickten, wurden starr (obrigescunt). Dann vermählte er sich mit der Erbin des verstorbenen Kaisers, theilte ihr sein Geheimniß mit, und sie, um die Wahrheit zu erproben, hielt ihm, wie er erwachte, einst das Haupt vor. Sogleich erstarrte er, sie warf das Haupt ins Meer, welches dasselbe aber nicht behielt, sondern aufwirbelte und dort noch gouffre de Satalie heißt (Mapes).

Das schlangenlockige Haupt der Gorgo Medusa, dessen Anblick in Stein verwandelte und welches später bald der Schild, bald der Brustpanzer (die Brünne) Athenens (der Mondgöttin) wurde, ist dasselbe Bild des einsam durch den Himmel schwebenden Mondes, dessen Anblick in hellen Winter und Frühlingsnächten Alles in Eis verwandelt.

(751.) Ein armer Familienvater zu Baden im Aargaue war der Brandstiftung beschuldigt und zum Tode verurtheilt, obschon er noch auf der Folter die Unthat beständig in Abrede gestellt. Noch auf dem Richtplatze, wo nun der Bürgerspital steht, betheuerte er seine Unschuld und erbot sich zum Beweise derselben nach dem Tode noch zu wandern, falls man seine Waisen so viele Jahre erhalten wolle, als er Schritte machen werde. Man verhieß das. Kaum war der Streich geschehen, so wanderte der Rumpf an die dreihundert Schritte bis wo die St. Annakapelle steht, wo ihn Einer umgestoßen habe (Rochholz).

In mehreren Legenden heben enthauptete Märtyrer ihre Köpfe auf und tragen sie. Viele Geister zeigen sich auf dieselbe Weise.

(752.) Nach dem 23. November wo der Wolfs- oder erste Julmonat begann, folgt am 24. bedeutsam der Advent, die Erwartung der Geburt des Herrn, und gleich am 25. feiert die Kirche die heilige Philosophin Katharina, deren Sinnbild das Rad ist, auf welches sie im Jahre 327 in Alexandrien als Christin hätte geflochten werden sollen, wovon in England die gotische Fensterrosette mit ihren Speichen und der Achse „St. Katharina's Rad" hieß. Das Rad zerbrach jedoch durch ein Wunder, als man sie darauf legen wollte, worauf sie enthauptet, ihr Haupt aber von Engeln nach dem Berge Sinai getragen wurde. Lauter mythische Züge der weisen Sonnenfrau, von welcher eine Unzahl waldiger Brunnen

(viel mehr als von anderen Heiligen) „Sanktkatharinenbrunnen" heißen, da sie an die Stelle der „Frau Holle" getreten ist.

(753.) Mit der Gestalt des Kopfes hat die Kugel die nächste Verwandtschaft, sei es als Knäul (wie bei Ariaden und Theseus im Labyrinth auf Kreta) oder als Kegelkugel und dergl.

In Tirol hört ein verehelichter Mann die Saligen-Fräulein singen, was ihn so berückt, daß er sich jeden Abend von Hause wegstiehlt, um sie wieder zu hören, bis seine Frau, um ihn auszuspähen, ihm einen Zwirnknäul in die Tasche steckt und dem Faden folgend, an den geheimen Ort gelangt (Zingerle).

Dieselbe Idee ist die Kugel, welche im arabischen Märchen in Tausend und eine Nacht der greise Derwisch Denen reicht, welche den Wunderberg mit dem singenden Baume, dem goldgelben Sprudelbrunnen und dem sprechenden Baume suchen, und die sie vor sich hin zu werfen und der sie zu folgen haben.

(754.) Beim Eisenstecken in Villanders schaute der Bauer einst Nachts vor dem Schlafengehen noch zum Fenster hinaus und sah drüben am andern Eisakufer auf der Disklerwiese viele Lichter flimmern. Er lud seinen Stutzer und schoß hinüber. Da entstand unter den Lichtern große Bewegung, die Kugel aber rollte im gleichen Nu glühend neben ihm auf den Tisch herein (Zingerle).

(755.) Der Reisende Kohl hat unter vielen anderen frisischen Volkssagen auch folgende. Wenn die Sonne untergeht, wird sie von einer Schaar himmlischer Jungfrauen aufgefangen, welche die leuchtende Kugel in kleine Stücke zerschneiden, die sie als funkelnde Bälle den himmlischen Jünglingen zuwerfen, welche am östlichen Ende der Erde darauf warten, und dieselben über die Erde hinweg den Jungfrauen wieder zuspielen. Des Spielens müde, ballen sie endlich die Bälle (Sterne) wieder zur großen Feuerkugel zusammen, welche dann von den Jungfrauen bis zum Rande des Himmels emporgetragen wird, und mittels des Schwunges, den man ihr dort giebt, den neuen Taglauf vollendet.

(756a.) Zu drei jungen Burschen, welche im Solothurner Dorfe Selzach auf ihrer Bahn kegelten, traten unversehens drei bärtige Fremde und begehrten wettzukegeln. Im Kegeln wuchsen sie zu übernatürlicher Größe; ihre Kugelwürfe tönten im Thale weit wie Donner und fuhren den Jura hinan, die einen bis ins jenseitige Thal, daß man von Betlach bis Grenchen die Bahnrisse noch heute an der Bergwand erblickt, die anderen wieder zu den Werfern zurück. Nach dem Spiele verschwanden sie (Bieler Handelscourier 1859).

(756b.) Das in Luzern seiner Zeit wohlbekannte „Meggermeieli" sah manchmal, wenn es an gewissen Tagen Morgens früh oder Abends in der Dämmerung vorbeiging oder vom Burgweidli nach der Angelfluh fuhr, in den Ruinen der Neu-Habsburg stattliche Ritter, oft in seidenen Wämsern und Baretten, oft in Eisen und Stahl; in ersterm Falle winkten sie ihm freundlich zu, in letzterm waren sie drohend und abweisend. Einmal soll es gewagt haben, der Einladung folgend, die zwischen See und Burg befindliche kleine Wiese zu betreten, wo es mit Staunen die Herren sich an goldenem Kegelspiele ergötzen sah. Auch ein nahe

wohnender Landmann wußte von diesem Kegelspiele (Luz. Wochenblatt 1837 S. 257. Der Wanderer in der Schweiz, VII 124, Lütolf S. 507).

(757.) In einem angeblich unterirdischen Gange der Burg Sargans sind neun Kegel und zwei Kugeln, alles lauter Gold, für ein Glückskind zu gewinnen.

Solche liegen auch unter der Schloßruine zu Taur in Tirol und im Schlosse Maultasch bei Terlan, einst Margarethen gehörend, wo es ihr Jäger gestohlen und vergraben hat. Dafür muß er nun wandeln, um Mitternacht die Kegel aufstellen, dann die Kugel ans Schloßthor werfen, welches sich öffnet, worauf die alten Grafen von Tirol und Görz, manche mit Kronen auf dem Haupte, heraustreten, Margarethe mit ihrem „schimmernden Halsbande" mit. Dann kegeln sie bis Morgen und Georg stellt auf (Alpenburg und Zingerle).

Eben so in dem angeblichen unterirdischen Gange, welcher die Burgen Mörsburg und Sulz mit einander verbindet, im Schlosse Sulzberg bei Rorschach und in Wartau (Vernaleken).

Auf dem Bregenzer Schloßberge haben die alten Grafen im Appenzeller Kriege ein goldnes Kegelspiel vergraben (Vonbun).

Auf dem waldigen langen Hügel links von der Straße von Sargans nach Wallenstad, unweit Ragnatsch (auch Curtnatsch), welcher auch als einer der „Frau Venus-Berge" gilt, und wo zuweilen das Landgericht gehalten wurde, Namens Thiergarten (Thiergget), hörte man oft Nachts Herren mit goldenen Kugeln und Kegeln spielen.

Die Burgherren von Wartau (überm Scholberg) kegelten nie anders als mit Kegeln und Kugeln aus purem Golde.

Im schwarzen See am Seeberg in Tirol sollen neun goldene Kegel und eine goldene Kugel liegen.

Im Zireiner See sei eine große Schlange und die Fische drin haben Gold im Magen. Schafe die daraus trinken, bekommen goldene Zähne. Ein Bauernbursche sah eine eiserne Kette herausschauen, zog daran und sah bald silberne Ringe zum Vorschein kommen. Wie er aber nach diesen haschte, verschwand die Kette (Zingerle. Vergl. Schönwerth III. 141 ff.).

(758.) An die Vorstellung der Kugel reiht sich leicht die des Rades.

Ein Fuhrmann rollte mit viel Mühe ein Rad durchs Riesengebirge und hatte es eben eine große Höhe hinaufgeschleppt, als er es ermüdet an einen Baum lehnte, sich unter einen andern legte und einschlief.

Jetzt nahm Rübezahl die Gestalt des Rades an. Als der Mann erwachte, war er erst nicht im Stande, es fortzubringen, staunte aber, als es endlich wie von selbst sich aufrecht stellte und nun mit großer Schnelligkeit weiter rollte, bergab wie wieder bergan, so daß er keuchend hinten nach eilte, bis es daheim im Thale angelangt, durch die Luft fliegend, vor der Wohnung seines Herrn liegen blieb (Novellen von Heinr. Steffens, I. Bdchen., 1837 S. 71, 72).

Ein Zauberer, der „Düri-Joggeli" bei Teufenthal trieb einst sein Pflugrad wie einen Hund im Felde herum (Rochholz).

(759.) Ein Hüggelmeier, der einst eine bei den Sgönaunken bestellte Ar-

heit abholte, setzte sich, statt zu bezahlen, auf den Tisch und „mâket sin behoves." Wie eilig er sich aber auf dem Pferde davon machte, rollte ihm ein glühendes Rad, nach Anderen ein glühendes Pflugeisen nach, und er erreichte mit Noth seinen Hof, wo im Thorpfosten noch lange die Spur blieb, wo das Glühende hinter ihm hineinfuhr. Draußen aber hörte er eine Stimme; was er gethan, solle der neunte Hüggelmeier noch entgelten. Und so geschah es mit lauter Unglück in Haus und Wirthschaft (Kuhn in Von der Hagens Jahrb. IX, S. 94. Vergl. Zingerle S. 55).

Nach Rochholz (Sagen aus dem Aargaue I. S. 180 ff.) zwang einst auf der steilen Straßenstrecke zwischen Mellikon und Rümikon der wilde Jäger einen gottlosen Roßquäler, ins Rad geflochten, mit Peitschenhieben seinen Wagen fortstoßen zu helfen.

(760.) Das Rad erinnert durch Gedankenverbindung an Fahrzeuge.

Die Sonne, wie der Mond, fahren bald im Kahne durch den Himmelsstrom, den die Erde umwogenden Okeanos (wie der Sonnengott Helios und auf einer seiner zwölf Fahrten Herkules), bald im Wagen durch die Straße des Himmels, beim Volke meiner Heimat „der Weg nach Rom." Darum heißt das bekannteste aller Sternbilder „der Wagen, Thors- oder Karls- oder Wodans-Wagen" und die Milchstraße auf Baltrum „Wagenpât", Wagenpfad (Kuhn Norddeutsche Sagen).

Der mythische König Oenomaos in Elis, Sohn des Ares, berühmt als Wagenfahrer, wußte, er werde durch einen Schwiegersohn umkommen. Darum lud er Jeden, der um seine Tochter Hippodamia warb, zu einer Wettfahrt ein und tödtete Alle, die er besiegte. Aber Pelops, des Tantalos Sohn, gewann des Oenamaos Wagenlenker, der einen Radnagel an seines Herrn Wagen nur lose einschlug, so daß er im Rennen nachließ und der König umkam, worauf Pelops (ein Sonnengott so gut wie der König) die Tochter ehelichte und ein Ahne des Agamemnon und Menelaos wurde.

(761.) Im Firmiß, im Elsaß, einst See, jetzt Moor, lag einst ein krystallen Schloß, der Sitz von so übermüthigen Geistern, daß Gott das Schloß zerstörte und den See ausfüllte. Aus dem See fuhr zuweilen ein goldener Wagen herauf. Drei Brüder wagten einst, in den See zu steigen und denselben anzufassen. Wie sie dem Ufer nahten, rollte ein Stein in die Räder und hemmte sie; der Jüngste rief, wie die Brüder ziehen sollten, worauf, da man dabei nicht reden durfte, Flammen die Drei umgaben und der Wagen dem Grunde zu rollte (Aug. Stöbers Sagenbuch).

(762.) Ein goldener Wagen liegt auf der Berghöhe Emmenhorn an der Straße von Hergiswil nach Luteren (Luzern). Es darf, wer ihn haben will, keine Silbe dabei sprechen. Einige Männer hatten ihn einst schon fast ob der Erde, als das unbesonnene „Hü!" (Zuruf an die Pferde beim Ziehen) ihn wieder in die Tiefe versenkte. Eben so am „Chilpel" (Kirchbühl) neben der Luteren bei Schötz. Auch im Walde Stockacher auf der Höhe westlich der Landstraße von St. Erhard nach Ufikon, wo eine Sagenstadt gestanden habe von der „Kammer" (mit römischen

Resten) bis zum Zofinger Römerbade, sei unter einem der vier (wahrscheinlich Grab-) Hügel ein goldener Wagen. Dort ist es „unghürig“ (Lütolf).

(763.) Im Schönauerthale in Tirol sah man einen Mann in Bauernkleidern mit einem glühenden Pfluge, der rundum Feuer sprühte, in finstern Nächten über das Ackerfeld auf und ab fahren und den Pflug mit den Händen halten, wobei er vor Schmerzen rief: „O weh, o weh, der Pflug so hoaß und Niemand mir zu helfen woaß!“ Es war Einer, der im Leben beim Umackern jedesmal einige Furchen in des Nachbars Acker hineingepflügt und auf diese Weise einen großen Theil fremden Bodens gewonnen hatte (Alpenburg, Zingerle).

(764.) In einem Wald im Scheibenthal bei Rattenberg in Tirol sieht man Nachts oft flammende Baumstämme durch den Wald herabrollen, daß die Funken nach allen Seiten ausfliegen, was ein Fremder für einen Waldbrand halten würde. Es rührt daher, daß ein herzloser Mann einer armen Witwe diesen Wald durch einen Prozeß abgestohlen, und nun sind er und seine Helfer zur ewigen Strafe in heißglühende Stämme verwandelt und müssen in der sogenannten heißen Pein sich wälzen und rollen (Alpenburg, Zingerle).

Mit diesen Sagen sind folgende, die sich sämmtlich auf das Wasser beziehen, nahe verwandt.

Das Wasser war unseren Voreltern heilig; es spiegelt den Himmel wieder, es ist sein Ebenbild, ein Himmel, und himmlischer Wesen Aufenthalt. „Wer in das Wasser spuckt, speit unserm Herrgott in die Augen.“ (Curtze, Waldecker Volksüberlief. S. 412.) Die Perser verboten, Steine ins Wasser zu werfen. Von einer Menge unserer Bergseen glaubte man, ein hineingeworfener Stein errege sogleich ein Gewitter. Manche von ihnen messen zu wollen galt als Frevel. Missest du mich, so friß ich dich, rief es zum Hirtenknaben am wilden See auf dem Altmann, und aus dem Schwarzwälder Tittisee. Sie sind „unergründlich“, eben weil der Himmel der Typus derselben ist. So giebt es auch viele Heiden-, Todten-, Hunger- u. a. Brunnen, deren Namen und Sagen an mythische Bedeutsamkeit erinnern (Vergl. Feierabend, die Ueberreste des altgerman. Wasser- und Feuerkultus in der Schweiz, Internationale Revue, Wien 1866, I. S. 835 ff.). So fordern Seen und Flüsse an verschiedenen Orten regelmäßig zu gewissen Zeiten ein Menschenleben, und zwar meist an Johanni (der höchsten Kraftentwickelung der Sonne, der sie geweiht waren und zugleich dem Wiederbeginn des Abnehmens der Tageslänge, was einer Mahnung an den Tod entspricht). Manche Gewässer geben ihre Opfer niemals wieder heraus, wie der Tod.

Dem gegenüber steht die Heilkraft vieler Wasser; denn der Himmel, der sich im Wasser spiegelt, bringt sowol Leben als Tod.

(765.) Im Masmünsterthale des Elsasses liegt ein See. Ein Knabe sah einen Stern vom Himmel und hinein fallen, lief an den Strand, sah viel Sterne drin leuchten und kam nie wieder. Seither sieht man den See voll goldner Sterne und mitten unter ihnen ein bleiches Antlitz (A. Stöbers oberrhein. Sagenbuch 1842 S. 35).

(766.) Oberhalb Luchsingen, im Glarnerlande, auf der Alp Oberblegi mit lieblicher Aussicht auf das von der Linth silbern durchzogene Großthal, liegt mitten in saftigen Weiden einer- und kahlen Riesenen andrerseits der dunkelblaue Oberblegisee, der einen unterirdischen Abfluß hat, den Läuggelbach. Einst bekam der Geisler von Läuggelbach das Gelüste, den eine halbe Stunde weiten See kreuzweise zu durchschimmen. Vergebens warnte ihn der Senn mit den Worten, man solle nicht Gott versuchen; der Uebermüthige habe erwidert: „sei es Gott lieb oder leid, ich will hinüber.“ Der Senn schwieg und schaute ihm nach, wie er hineinsprang und schwamm. Beinahe aber hatte der Schwimmer das jenseitige Ufer erreicht, als er plötzlich in die Tiefe sank. Zu derselben Stunde schöpfte seine Mutter unten im Läuggelbache Wasser, sah aber entsetzt den Kopf ihres Sohnes in die Gelte fallen und wurde inne was geschehen sei. —

(767.) Geht man von Sennwald im Werdenbergischen Forsteck zu, so trifft man rechts von der Straße, nahe beim Badhause einen Sumpf, einst See und noch der Eglensee geheißen. Obwohl jetzt bald zugewachsen, bleibt er in der Sage unergründlich und sah man früher noch die Spitze eines Thürmchens in seiner Tiefe, da ein Schloß in ihn versunken sei (Nikl. Senn).

Sonderbar ist, daß zwei ähnlich unergründliche kleine Seen, einer im Zugerschen, der andere zwischen Bern und Muri, ebenfalls Egelsee, Egelmoossee heißen.

(768.) Bei Sargans, im Riede gegen den Rhein liegt eine, jetzt ebenfalls klein gewordene, aber noch immer zur Warnung mit Buschwerk umgebene, mit Schauer im Vorbeigehen betrachtete Wasserstelle, dunkel und für unergründlich gehalten, die schon Tschudis Gallia comata mit dem heutigen Namen nennt, „Urtel, ein untergegangner Ort“, ein Rest der ehemals bis hierher gegangenen Stadt Sargans, wo das Rathhaus („Urtel,“ Urtheil) gestanden habe, und früher noch Hausdächer erblickt worden seien.

(769.) Alte Valenser wissen viel von dem reichen Garlett zu erzählen, der im Schlosse wohnte, auf dessen dicker Mauer nun Konrad Ruch sein Haus hat. Er habe vom Schlosse einen unterirdischen Gang zur Kirche gehabt und auf eigenem Boden von der Hausbesitzung Clarina bis auf die Voralp Branggis wandern können. Einst wunderte ihn, wie tief eigentlich der dortige Wangserfee sei und er nahm zu diesem Behufe einen Haspel und ein Bund Schnüre mit. Als er einen Stein an die Schnur gebunden und ihn in den See hinabgelassen, fand sich nirgens Grund. Schon war er dran, eine neue Schnur an die bisherige zu binden,

und begann aufs neue, als kochend Bla en aus dem Seegrunde aufstiegen und eine furchtbare Stimme herauf rief:

Ergründest du mich
Verschluck ich dich.

Da gab er den Versuch eilig auf (Zwei Frauen in Valens ganz gleich, eine davon die 59jährige Maria A. Rupp von Vasön).

(770.) Im Thälchen von Champé im Wallis ist ein fischreicher See. Wenn die Hexen den Spiegel desselben mit weißen Stöcken schlugen, erhoben sich sogleich verheerende furchtbare Gewitter (Kuenlin). —

Im See auf dem Dreisesselberge im baierschen Wald an der böhmischen Grenze sind in Thiere verwandelte Geister. Hineingeworfene Steine erregen Sturm (Panzer). Das vom Steinewerfen und Sturm erzählt man ganz gleich in Graubünden, dann vom sogenannten „wilden See“ ob Vilters, vom See auf dem Pilatus und fast von allen. —

Ueber den mit diesen Sagen und Vorstellungen eng zusammenhängenden Feuerkultus der alten Deutschen u. a. Völker handelt unser erster Anhang.

Gespenstige Wanderer und Reiter.

Keiner der alten germanischen Götter hat so viele Erinnerungen unter dem Volke zurückgelassen wie Wodan (denn die Uebrigen sind eben nur seine Vervielfältigungen). Als Himmelsgott, mit dem einen Auge, der Sonne (weil das andere, der Mond, untergegangen, oder umgekehrt)*), überschaut er in der Mythe, auf seinem Throne Hlidhskialf sitzend, die gesammte Welt, oder blickt vom Himmel durch ein Fenster zur Erde nieder, welche Vorstellung das Volk auch von dem christlichen Gotte noch immer hat.

„In den altnordischen Liedern und Sagen, bemerkt Uhland (Sagenforschungen I. S. 138), erscheint oft ein großer, alter Mann, einäugig, bärtig, mit niedrigem Hute, in den Mantel eingehüllt. In der Wildniß und in der Königshalle, im Seesturm und im Schlachtgewühl zeigt er sich; jungen Königssöhnen und lebensmüden Helden tritt er nahe, hier gabenspendend und hülfreich, dort zankstiftend und todbringend. Mancherlei Namen führt er; bald wird er nicht genannt, doch kenntlich bezeichnet, bald auch hat er den rechten Namen, Odin, der Asen Höchster.“ Er trägt einen breiten Hut (die den Himmel bedeckenden Wolken) und einen weiten gefleckten Mantel

*) Dieser Ansicht ist auch Simrock (Deutsche Myth. S. 205—207).

(Wolken- oder auch Sternenhimmel), welche beide immer noch in der deutschen Volkssage spielen, und einen wunderbaren Speer, das Zeichen seiner Kraft und Macht. Weil sein Auge beständig wandert, muß auch er wandern, und diese seine rastlose Wanderung ist es, welche sich auch auf andere Persönlichkeiten, theils zur Strafe, wie auf Pilatus und den ewigen Juden (Feierabend a. a. O. S. 842), theils ohne diesen Zweck, wie auf verschiedene Heilige übergetragen hat. Aber er wandert nicht immer zu Fuß; er hat ein außerordentliches Roß, Sleipnir; es hat acht Füße und ist das beste aller Rosse. Ein nordisches Räthsel (Hervörsaga) heißt: „Wer sind die Zween, die zur Versammlung fahren? Drei Augen haben sie zusammen, zehn Füße und einen Schweif, so schweben sie über die Lande.“ Es ist der einäugige Odin auf seinem achtfüßigen Rosse.

Grimm erzählt, als schaumburgische Sitte: In Scharen von zwölf, sechzehn, zwanzig zieht das Volk aus mit Sensen zur Mahd (s. auch oben No. 711). Es ist so eingerichtet, daß Alle am letzten Erntetag zugleich fertig sind, oder sie lassen einen Streif stehen, den sie am Ende mit einem Schlag hauen können, oder sie fahren nur zum Schein mit der Sense durch die Stoppel, als hätten sie noch zu mähen. Nach dem letzten Sensenschlag heben sie die Werkzeuge empor, stellen sie aufrecht und schlagen mit dem „Streek“ dreimal an die Klinge. Jeder tröpfelt von dem Getränke, das er hat, es sei Bier, Branntwein oder Milch, etwas auf den Acker, und trinkt selbst, unter Hüteschwingen, dreimaligem Anschlag an die Sense und dem lauten Ausruf Wold, Wold, Wold! Die Weiber klopfen alle Brotkrumen aus den Körben auf die Stoppeln; jubelnd und singend ziehen sie heim. Unterbleibt die Feierlichkeit, so ist das nächste Jahr Mißwachs an Heu und Getreide. In Niedersachsen, ebenfalls nach Grimm, läßt man bei der Kornernte ein Büschel Getreide auf dem Feld stehen für Woden's Pferd, so auch in Schweden und Mecklenburg. Hier wird gerufen:

> Wode, Wode,
> hale dinem Rosse nu voder,
> nu Distel unde Dorn,
> tom andern Jar beter Korn.

David Franck (Mecklenb. I. 56. 57.), welcher eine andere Form des „Wode, Wode!“ von „alten Leuten“ gehört hat, fügt bei, auf

adelichen Höfen werde, wenn der Roggen ab sei, den Erntemeiern „Wodelbier" gereicht; auf „Wodenstag" jäte man keinen Lein, damit „Wodens Pferd" den Samen nicht zertrete; in den „Zwölften" spinne man nicht und lasse keinen Flachs auf dem Rocken, „der Wode jage hindurch"; ausdrücklich wird berichtet, dieser „wilde Jäger Wod reite auf weißem Rosse" (Grimm 3. Ausg. I. 142).

Niederländisch heißt das Bärengestirn Woenswaghen, Woonswaghen.

Jonas, der Mönch im longobardischen Bobio, in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts, sagt von Tuggen, in der unseren rätischen Urbewohnern benachbarten alamannischen Landschaft March (Schwyz, Marca Raetiae): Dort wohnen benachbarte Stämme der Sueven (Schwaben). Als er (St. Kolumban) sich dort aufhielt und zu den Bewohnern jenes Ortes gelangte, fand er sie im Begriffe, ein heidnisches Opfer zu bringen; sie hatten ein großes Geschirr, das sie cupa (Kufe) nennen, welches 26 modios (Eimer) faßte, voll Bier in der Mitte. Der Mann Gottes trat hinzu und erkundigte sich, was sie damit im Sinne haben? Sie sagten, sie wollen es ihrem Gotte Wodan, den Andere Merkur heißen, opfern (St. Kolumban's Leben).

(771.) In der Vorstadt zu Brugg liegt ein kleines Haus, das einer fremden im Auslande lebenden Herrschaft gehört und von einer daneben wohnenden Magd in Stand gehalten wird. Alle Läden sind geschlossen, nur zu einem Fenster schaut seit undenklichen Zeiten immer derselbe Mann heraus, so oft die Witterung ändern will. Er trägt einen grauen Hut auf dem Kopfe. Man nennt ihn Günnä, ohne weiter was von ihm zu wissen, als daß er sich hier angekauft und Unrecht begangen haben soll, und daß ihm die Magd, der er jedoch nie begegnet, jeden Morgen das Bett frisch machen muß, wofür jedesmal ihr Lohn auf dem Nachttischlein liegt (Rochholz).

(772.) Bei dem Städtchen Werdenberg, im Ried, wo ehemals der Galgen stand, und an den Wassern in der Umgebung sieht man zuweilen Nachts einen dunkeln, unheimlichen Wanderer langsam und schweigend dem Wasser nach auf und ab gehen (Nikl. Senn).

Eines der Hauptgespenster in Sargans ist ein Mann, der in einem „Lamphute" im Grafenschlosse zuweilen schweigend umhergehend gesehen wurde (Jugenderinnerung von mir selbst).

(773.) Auf dem Gräfenberge in der Spessartgegend wandeln von Zeit zu Zeit drei finstere Gestalten, vermummt wie Räuber, mit großen Schlapphüten. Das

Volk hält sie für drei Gräfenberger, die treulos die gegenüber auf dem Klosterberg, wohnenden und ihnen verbündeten Templer überfallen und umgebracht hatten (Herrlein, die Sagen des Spessart).

(774a.) Ein Weib von Buchs ging von Hag über das Ried heim. Bei der Bülsbrücke trat ein riesiger Mann hervor, welcher nur ein einziges Auge auf der Stirne hatte, groß und glühend. Er sprach kein Wort, begleitete sie eine Strecke weit und verschwand dann wie er erschienen war (Nikl. Senn).

(774b.) Einige Buchser gingen vor vielen Jahren auf die ob dem Wartauischen und Sargans befindliche Alp Valfris, um nach ihrer Habe zu sehen. Es wurde spät und sie mußten im dortigen Hause übernachten. Bei ihnen war auch ein Katholischer. Mitten in der Nacht erwachten sie am lauten Rosenkranzbeten des Letztern, was er so eifrig that, sagt einer der mit gewesenen Reformirten, „als ob er es vom Stück hätte“ (per Stück bezahlt würde). Sie gewahrten indeß den Grund davon bald. Es war nämlich zur Thüre herein ein großer Mann getreten, einen gewaltigen Hut auf dem Kopfe. Derselbe ging zum Sennengeschirr, verrichtete mit Geräusch seine Arbeit, als hätte er vollauf zu thun, und entfernte sich nachher wieder. Der Katholik berichtete, von diesem „Grünhütler“ schon früher gewußt zu haben; er habe nicht geschlafen und ihn gleich erkannt.

Am Morgen lag fast knietiefer Schnee auf der Alp (Nikl. Senn).

(775.) Am linken Main-Ufer, wo der Weg von Leider nach Stockstadt führt, ist der Weg des sumpfigen Landes wegen oft gefährlich und der Wanderer verirrt leicht. Dort lebt jedoch ein guter Geist in einem Schlapphute, blauer Jacke und kurzen ledernen Beinkleidern, der schon Manchen zurecht wies. Man heißt die Stelle „am guten Manne“ (Die Sagen des Spessarts, von Adalb. v. Herrlein).

(776.) Der ewige Jude, welcher, als der leidende Erlöser unterm Kreuze müde an seinem Hause in Jerusalem ausruhen wollte, diesen hart wegtrieb und dafür von ihm die Strafe erhielt, ewig zu wandern, ohne je ausruhn zu dürfen, den man deshalb zu allen Zeiten und überall gesehen haben will, Tag und Nacht, auch beim Essen ewig wandernd, wo er übernachtet, um den Tisch herum, den er in die Mitte der Stube stellt, ist auch in der Schweiz überall gut bekannt, auch in der sonst sagenärmern Ebene. In den Gemeinden Gaiserwald und Andwil erschien er einst als ein steinalt und zerrissen aussehend Männchen, welches Almosen sammelte und durch sonderbares Benehmen, besonders die beständige Unruhe nnd daß er sogar das Essen gehend einnahm, sich verrieth, was er auf Anfrage auch gestand. In Niederbüren, wo er ebenfalls erschien, weiß man hingegen, viel antiker und mythischer, von seiner Riesengröße, und sagt, sein Schatten habe von des „Kobesen Rain bis zu des Schieggen Brunnen“ gereicht, also eine halbe Stunde weit. Von Hochaufgeschossenen heißt es in jener Gegend: „er ist fast so groß als der ewige Jude.“ Er besitze immer denselben Groschen in der Tasche, der sich nach jedem Ausgeben wieder drin finde (A. Ruggle).

Auch im Badischen Schwarzwalde (in Rötenberg) sagt man, der ewige Jude und der ewige Jäger seien Eines (Meier).

(777.) Der unermüdete Wanderer um die Erde, auch Nachts, der christlich „der ewige Jude“ heißt, ist unstreitig Odin. Eine Aargauersage weiß, wie er alljährlich vom Pilatusberge her durch das Aargau an den Rhein wandert. Im Freiamt heißt er Pilatus, an anderen Orten „der Pilger von Rom“, weil er in Pilgertracht erscheint, mit großem Rundhute, hohem Stabe, langer Kutte mit Mantelkragen, in stark beschlagenen Schuhen. In Lengnau, Endingen und katholisch Frickthal nennt man ihn den ewigen Juden. Bereist er diesen Landstrich, so übernachtet er immer in demselben Wirthshause, aber nie zu Bette gehend, sondern immer in der Stube (an anderen Orten um einen Tisch, den er in die Mitte stellt) herumlaufend bis zum Morgen (Rochholz).

Bei Müllenhoff S. 292 klagen die Zwerge über ihres Königs Tod: „As Pilatie duad, Hatje Pilatie duad!“

(778.) Als Pilatus, wegen schlechter Verwaltung aus Judäa abberufen, vor den Kaiser Tiberius trat, sein Strafurtheil zu empfangen, empfing ihn dieser aufs freundlichste, und so wiederholt, ihn immer wieder vorbescheidend, bis man seinen Leib untersuchte und den Zauber in Jesu Rocke entdeckte, den er auf dem Leibe trug. Jetzt wurde er hingerichtet und in die Tiber geworfen, wo aber so schreckliche Stürme hervorbrachen, daß man die Leiche ins ferne Gallien nach Vienna brachte und in den Rodan senkte. Als hier dasselbe geschah, entfernte man den Todten wieder und zwar nach Lausanne, wo auch in demselben Jahrhundert ein Bischof von Genua ihn kennt. Auch hier duldete es den Todten nicht. Der Züricher Schriftsteller Konrad de Mure im dreizehnten Jahrhundert nennt seinen Wohnsitz auf dem Septimer in Rätien: eine Unzahl Sagen aber (Wagner kannte 35 Schriftsteller mit derselben) verlegt diesen für immer in den kleinen See auf dem Pilatusberge, welchen der Geist aber oft verließ, um den Berg zu durchstreifen oder auf einem Felsen zu sitzen oder mit einem Andern, dem Könige Herodes in Streit zu gerathen, auch laufend umherzuirren, immer aber Sturm und Wetter sendend, die Hirten erschreckend, ihre Heerden zersprengend, das beste Vieh die Felsen hinabstürzend. Die Bewohner der Gegend bewegten einen fahrenden Schüler, ihn durch Zauber zu besiegen. Die Beschwörungen begannen, wurden immer stärker und brachten den Geist endlich so weit (in seinem Eifer machten seine Fußstöße den Hügel, wo er ihm gegenüber stand, noch heute graslos), daß Pilatus Ruhe versprach, wenn er ihm eine schwarze Ruthe gebe, in den See zurückzukehren und ihm gestatte, alljährlich einmal auf die Oberfläche zu kommen. Es wurde zugesagt und nun sprengte Pilatus so dem See zu, daß man die Hufttritte noch immer auf einem der Felsen am See erblickt. Alljährlich am Charfreitag steigt er herauf und irrt um den See herum; wer ihn aber gewahrt, stirbt vor Ende des Jahres. Schmäht man ihn aber oder wirft Steine in den See, so sendet er heftige Ungewitter. Letzteres galt so fest, daß die Obrigkeit von Luzern das Besteigen streng verbot und daß selbst Vadian es dahin gestellt läßt, bis 1585 der Stadtpfarrer Müller mit Gesellschaft hinaufzog, Steine ohne Folgen hineinwarf und den See durchwaten ließ.

Hier tobt „der wilde Turst“ von den Hörnern oder aus dem See mit der

Jagd und Hundegebell an der Alphütte vorbei und ins Land hinab (Lütolf). Südwestlich von Vienne nennt man einen Berg Pilat mit einem See, aus welchem Ungewitter entstehen*) (Lütolf).

(779.) Auf dem Vigilijoche, vier Stunden von Meran, liegt der Jochersee, in welchen Pilatus und ein Graf Fuchs gebannt sind. Fuchs saß steinreich auf Löwenberg und lebte in Saus und Braus, spielte Tags und durchbuhlte die Nacht und besuchte Jahr ein Jahr aus den Gottesdienst nicht. Kein Mahnen half. Als einmal wieder Ostern war und das Halleluja erscholl, durchbirschte er die heilige Nacht und trieb mit Dirnen ein loses Spiel. Da stieg der alte Schloßkaplan noch in später Nacht in den Rittersaal hinauf und warnte vor Entweihen der Auferstehungsnacht. Manche Herzen wurden gerührt, nur der Graf blieb kalt und ließ den Priester vom Joch in den See werfen. Dann trieb er sein Leben wild und frech fort bis er einst, wo er „mutterseelenallein" zum Jochersee empor ritt, — nie wieder zurückkam. Er sei in Gestalt eines Wolfes im See, aus dem er oft emporsteige, sich zu sonnen. Murrt und wogt der See, so sagen die Umwohner, Pilatus und der Graf Fuchs raufen mit einander. Der See soll mit dem Kalterer zusammenhangen (Zingerle).

(780.) Wandererreime:

Aus welcher Gegend kommt ihr?
Von Sonnenaufgang.
Wohin gedenkt ihr?
Nach Sonnenniedergang.
In welches Reich?
In die Heimat.
Wo ist die?
Hundert Meilen in's Land hinein.
Wie heißest du?
Springinsfeld
grüßt mich die Welt,
Ehrenwerth
heißt mein Schwert,
Zeitvertreib
nennt sich mein Weib,
Spät-es-tagt
ruft sie die Magd,
Schlecht und recht
nennt sich der Knecht,
Sausewind
tauft ich mein Kind

---

*) Pilatus ist beim Volke noch vielfach einer der „Wetterherren" und man sagt von der Osterzeit: „Pilatus verläßt die Kirche nicht, er richte denn zuvor noch einen Lärmen an." Daher kommen auch aus seinem See (freilich aus allen „verwünschten" Seen) Gewitter (Rochholz).

Knochenfaul
schalt ich den Gaul,
Sporenklang
heißt sein Gang,
Höllenschlund
lock' ich den Hund,
Wettermann
heißt mein Hahn,
Hupfinsstroh
heißt mein Floh.
Nun kennst du mich mit Weib und Kind
und allem meinem Hausgesind.

(Volkspilgerlied bei Musäus, Märchen 5, 130).

(781.) Am Martinitage*) verzehrt in Schwaben nicht nur fast jede ordentliche Familie gemüthlich die „Martins- oder Hafergans" (die Sage will, der heilige Bischof Martin sei durch eine Gans verrathen worden — Hippels Lebensläufe in aufsteigender Linie, I. Thl. Berlin 1828, S. 230), sondern am Abende des Tages, wenn die Sonne hinunter ist und die Lichtlein angezündet sind, verwandelt sich in jedem Dorfe Einer in den heiligen Martin, d. h. er vermummt sich in einen alten Schafpelz, dessen Wolle nach außen gekehrt ist, setzt eine hohe schwarze Pelzmütze auf, die ihm bis über die Ohren geht, schwärzt sich Gesicht und Hände mit Kohlen oder angebranntem Korke und staffirt sich mit einem Worte so aus, daß er ein recht grausliches und bärenmäßig-schreckhaftes Aussehen bekommt. Dann ist er der Pelz-Märte. Nun hängt er einen alten mit Nüssen, Aepfeln, Birnenschnitzen u. s. w. gefüllten Sack um, bewaffnet sich mit einer langen Gerte, ergreift dann eine Kuhschelle oder ein ähnliches Instrument und geht damit auf die Straße, seine Ankunft in die Häuser durch lautes Klingeln anzukünden. Der Pelzmärte, der Pelzmärte! rufen die Mütter und die Kleinen werden schreckensbleich. Aber noch größer ist der Schreck, wenn der Pelzmärte, gerade wie bei uns der St. Niklaus, mit Poltern in die Stuben tritt und in tiefem Baßtone und mit verstellter Stimme examinirt, ob die Kinder brav oder böse gewesen und in letzterm Falle sie zur Strafe herausfordert. Gewöhnlich nimmt es jedoch auch hier ein befriedigendes Ende, und wenn die Kinder genug geängstiget, so werden die guten mit dem Naschwerke beschenkt, die bösen mit Mahnreden abgespeist (Griesinger, Silhouetten aus Schwaben, 1863, S. 252).

---

*) Grimm führt Stellen an, welche den Flug des Martinsvogels, l'oiseau St. Martin, sant Martins Vögalin, im Kinderliede „sunte Martens Vogelken", bald mit rothem Rocke, bald mit goldnen Flügeln vielbedeutend nennen. In der Schweiz heißt so Thors kleiner Liebling coccinella septempunctata, der Sonnekäfer, das Sonnekind.

In Sargans rufen die Kinder, indem sie das liebliche Thierchen an dem in die Höhe gereckten Finger hinauf laufen lassen:

(782.) In Schwaben nennt man die letzten drei Advents-Donnerstage vor Weihnachten „Klöpflestage“ und die Nächte „Klöpflinsnächte“, was der Verfasser der Silhouetten aus Schwaben (Ausg. 1863, S. 195, 254) aus der alten Zeit erklärt, wo die Christen, noch unterdrückt, sich jene Abende heimlich durch Klopfen an die Fenster auf die nahende hohe Zeit aufmerksam zu machen gepflegt hätten. Jene Abende nämlich ziehen die halberwachsenen Buben mit Erbsen, die sie oft ihren Müttern stehlen, in den Dörfern herum und werfen solche oder Wicken, Linsen oder Gerstenkörner in die Fenster, daß oft welche zersplittern. Es heißt auch „die heilig Anklopfet“, und meist fordern und erhalten sie von den Weibern Gaben, wozu die Verse auffordern:

„Anklopfet Hämmerle!
's Brod liegt im Kämmerle,
Aepfel raus, Bira raus,
sonst ists mit der Freundschaft aus.“

Aber der bekannte „Pelzmärte“ bleibt auch nicht aus, er schleicht, diesmal ohne seine Schelle, unbemerkt herbei, eine furchtbare Peitsche in der Hand, mit der er die Muthwiller auf zehn Schritte weit treffen kann, worauf sie schreiend, von ihm verfolgt, davon springen, wobei etwa besonders frech Gewesene oft getroffen werden. In dieser Zeit jedoch heißen sie ihn „Schante Klaas“, St. Niklaus, dessen Fest den 6. December fällt. Die Protestanten sagen mehr „Pelzmärte.“ Am Vorabende der Christbescheerung, dem letzten Donnerstagabende vor Weihnachten erscheint er nicht allein, sondern mit ihm eine Begleiterin, die einer aus dem Himmel gleicht. Sie trägt ein schneeweißes Gewand bis zu den Knöcheln hinab und auf ihrem Haupte eine Goldkrone, ihr Gesicht von hellen Locken umrahmt, wie man die heilige Jungfrau malt (Silhouetten aus Schwaben, S. 254—258).

(783.) Der tirolische Klaubauf ist langbärtig, langnasig, langfingrig, in Urstierhaut gekleidet, die Kopfhaut und die Hörner auf dem Haupte, wie ein Helm, die Augen auf den Weg stierend, die Miene verbissen, das Wesen stumm. So wandert er ruhig durch das Land und „klaubt auf“ was er findet, am liebsten unfolgsame Kinder, betrunkene Bäuerlein, zänkische Weibsbilder, Unbändige mit seinen Stricken und Ketten bindend, Alle hintragend, niemand weiß wo, weil nie Jemand wiedergekehrt ist. Somit ist er kein Orko, kein Blutschink, aber ein eumenidischer Verfolger der Bösen, ein Kobold, ein Knecht Ruprecht und zwar des heiligen Niklaus, dem er die Gaben für gute Kinder nachträgt (Alpenburg).

Im Dorfe Hötting, wo er in dem furchtbaren Felsgeklüfte der „Klamm“ haust, heißt er „Ruxbux.

„Ruxbux aus der Klamm
frißt d' Buebn und d' Madel z'samm.“

Marti-Marti-Vögili,
flüg über ds Töbili,
säg Vater und Muater söllend guat Wetter schigga!

Darum heißt dasselbe auch „Sonnekäferchen.“

(784.) Am 5. December ist der Vorabend des heiligen Nikolaus (im untern Vorarlberg und Rheinthal „der Klös", im obern „der Chlos", im Sarganſiſchen „Samichlaus" Sanct Niklaus) und der Nikolausmarkt (rheinthaliſch und für Appenzell „der Klösler"), wo in beiden Landſchaften am Rheine die Kinderbeſcheerungen gekauft werden und der Hausvater „de Chloſa ſtört", d. h. auf die Stör bittet Die Kinder rüſten lange vorher ihre Gebete, d. h. eine Anzahl Vaterunſer oder gar Roſenkränze, die mit Kreide an der Wand oder durch Einſchnitte (Chrinnen, d. h. Rinnen, Kerbe) in ein Kerbholz notirt werden. Entweder liegt am Morgen des 6. früh Alles auf dem Tiſche, ein wahres Jubelfeſt beſchenkter Kinder, oder der heilige Biſchof mit Inful und Stab, der Knecht mit dem Sacke, worin er Böſe mit fortſchleppt, kommt am Vorabend in die Häuſer und beſcheert und droht und mahnt. Manche legen Heu und Waſſer für ſeinen Eſel vor die Thüre. Neben Kleidungsſtücken, Spielſachen, Süßigkeiten, finden ſich Aepfel, Birnen, Birnenbrot in glänzenden Schüſſeln und auf Tellern. Der Chlaus bringt auch die neugeborenen Kinder aus dem Paradieſe und anderswoher (Vonbun)*).

(785.) Der Name Woud, Woudl, Wouzl kommt in der baierſchen Oberpfalz (außer der Sage Nr. 688) ſonſt noch vor, und namentlich bei den meiſten jener wunderlich geformten Felsblöcke, bei denen der Teufelsſpuck eine Rolle ſpielt. Auch hier reitet er den Grau-Schimmel; aber er und ſein Roß haben keine Köpfe. Im oberpfälziſchen Juragebiete ſchreckt man weinende Kinder mit der Drohung: ſei ſtill, der Wouzl kummt, oder, wie ein altes Wiegenlied um Königſtein ſagt: „Da Wouzl kummt und nimmt — da mit. Er is ſchon drauß'n mit ſein' Gäul."

Es ſcheint jenes Götterpaar auch eines mit dem Winde. Um Neukirchen und Etzelwang heißt es, man ſolle dem Winde, damit er nichts umreiße, drei Hände voll Mehl hinſtreuen und dabei ſprechen:

> Wind oder Windin,
> hier geb' ich dir das Deine
> laß mir des Meine.

Auch hier kam, aus chriſtlich prieſterlicher Oppoſition, um den altverehrten Gott zu verdrängen, die Unſitte auf, den Wirbelwind „Säudreck" zu ſchimpfen, und man ſagt: der Säudreck jagt, womit man auch den Teufel bezeichnet; jedoch hält man trotzdem den Wind in der Dreikönigsnacht für ſegensreich, und öffnet ihm dann Thüren und Fenſter, damit er Glück und Segen ins Haus bringe (Der Globus, VI. Band, Hildburghauſen 1863, S. 44).

---

*) In Luzern war früher Sitte, daß Kinder, die das vermochten, neben die aus Pfaffenkäppchen- oder anderm Holze gefertigten mit „Hicken" (Einſchnitten, im Sarganſerlande „Chrinnen" — Runen genannt) verſehenen Stäbchen („Beile") und neben das Körbchen oder „Beckeli", worin der „Samichlaus" ſeine Beſcheerung thun ſollte, ein Schüſſelchen ſüßen Nidels mit funkelneuem Löffel für den himmliſchen Gaſt hinlegten.

Niklauſens Vorbote, wie der Diener der „Sträggele" (ſ. unten) iſt der „Schmutzli" (Klaubauf, Knecht Ruprecht), der Aepfel, Birnen, Nüſſe und — Ruthen brachte und wohl vom rußigen Geſichte den Namen hatte (Lütolf).

(786.) Am Rigi vorüber, gegen Zug, erhebt sich der Roßberg, an dessen südlichem Fuße Goldau lag. Dort wohnte in einer tiefen Felsenspalte der „Bannhölzler", der Arther und Zuger wilde Jäger und reitet auf seinem geisterhaften Schimmel um die weite Almend von Walchwil und von der Lorze bis zur Sil, von Küßnach bis Immensee und vorbei am Kapellbusche wieder zum Zugersee in einem Ritte, Schweif und Mähne des Rosses glühend und Hufe und Nüstern funkelnd, wie die Augen. Er trägt einen schwarzen, breitgekrämpten Hut (bei uns das gewöhnliche Geisterkostüm, wie im Norden Odins), einen schwarzen Mantel, und vom fahlen Antlitz fällt ein feuriger Bart. Von seinem Peitschenknalle wiederhallen Berg und Thal, er ragt über alle Bäume, wenn er daher braust. Mitternachts reitet er den Schimmel zur Schwemme, dann rollt der See und zischt, als ob Feuer ihn berühre; dann stürzt das Thier hinein und schwimmt nach Immensee und zurück, wo ein rother Streif die Spur zeigt. Er reitet durch den „Kappelbusch" heim und stellt das Roß in den Stall. Als einst drei Bursche im Kappelbusche Sonntags kegelten, rief einer, der wiederholt fehlte, unwillig: „Bannhölzler, komm, kegle du statt meiner!" Sogleich brauste der Bannhölzler heran, riß ihm die Kugel aus der Hand und warf sie so weit, daß sie im „Kaiserberge," zwischen Zuger- und Aegerisee in einer Felsenspalte steckte. (Reithard Ged. und Sagen a. d. Schw. S. 303. Rochholz II. Bd. XXIX. XXX.)

(787.) In einer stürmischen Nacht wurde der Schmied zu Eckersdorf in Schlesien plötzlich aus dem Schlafe geweckt. Es war ein unheimlich aussehender Fremder da, der sein Pferd beschlagen lassen wollte. Auch das Pferd sah nicht aus wie andere und obendrein vernahm er beim Arbeiten ein fortwährendes Wimmern und Wehklagen, ohne erfahren zu können, woher es komme. Als er fertig war, lohnte ihn der Fremde überreichlich, saß auf und war im Hui fort. Zugleich verstummte das Wehklagen.

Am Morgen hörte der Schmied, ein Nachbar sei in der Nacht unselig verstorben und er habe ihn als „das Teufelsroß" beschlagen (Rud. Drescher).

Zu Buchau bei Neurode rief das Pferd des vermummten Reiters beim dritten Eisen: „O wih, Gvotter!" Der Schmied starb sehr bald (Ders.).

(788.) In der baierischen Oberpfalz ist der Hoimann oder Haimann, (schwäbisch Hojema) der Herr und Hüter des Waldes, gewaltig groß, mit einem Scheibenhute und statt des Haares und Bartes Moos und Baumflechten. Er wandelt in den Wäldern umher, schwebt über den Gipfeln der Bäume oder reitet auf seinem Schimmel. Selten verläßt er den Hain, und es ist etwas Ungewöhnliches, wenn er, wie z. B. in Rötz am Allerseelentage, sein Revier überschreitet und bis an das Weichbild des Städtchens wandelt. Sein Ruf ist: „Hoi, Hoi!" und der tönt wie eine Klage, daß sein Reich zu Ende gegangen (Der Globus, 1863, S. 44, oben S. 183).

(789.) Am Grenchnerberge sagt man, wenn von der „Egg" her über den Berg das schauerliche Rufen und Stöhnen, Johlen und Gellen mit allen Stimmen erschallt, „der Beseriß- (d. h. Besenreis-) Dönnel hünet," und macht die Fenster-

laden zu. Es krache dann in den Tannen, als müsse der alte Wald gefällt werden, ein Rudel Lichter tanze vor dem Sturme her, balle sich zu Feuerkugeln, und in ihrer Mitte schreite der Alpengeist, der Dönnel mit rothem langen Barte, in der Hand eine Kienfackel, auf den Schultern eine halbe frischgeschlachtete Kuh. Das Vieh im Stalle schützt vor ihm ein schwarzer Ziegenbock. Im Sennhause angelangt, scheuert er das Geschirr, käset und spielt dabei den berühmten „Liren- oder Trüllbudertanz", der alle Geschirre, Geräthe, Käse und die Thiere in Bewegung bringt, welcher nichts zu widerstehen im Stande ist (Rochholz, Naturmythen, Lpz. 1862 S. 49, nach Fr. Jos. Schild von Gernchen „Aus dem Leberberg, Gedichte und Sagen" Biel 1860 S. 77. Der Dönel sei ein Senne gewesen, der betrügerisch gehandelt habe).

(790.) Ein Buchser begab sich in die Alp und übernachtete dort im „Geißbachställeli." In der Geisterstunde rumpelte es, das Thörchen wurde geöffnet und ein unsichtbares Wesen tappte aufs Heu, wo es den Mann anblies, so daß er am Morgen einen furchtbar geschwollenen Kopf hatte. Man sieht in dem Geiste den sogenannten Haschier von Altendorf-Buchs, welcher nach dem Tode so in seinem Hause rumorte, daß man ihn durch zwei Kapuziner in das schauerliche Geißbachtobel bannen ließ, wo er nun als Geißbachzopfi (von seinem Zopfe) sein Unwesen treibt und auf einem Schimmel herum reitet (Nikl. Senn).

Das Volk sah eben so gläubig den zweitletzten Zürcherschen Landvogt auf Forsteck, einen Escher, wegen angeblich tyrannischen Waltens nach dem Tode auf einem Schimmel beim Eglensee (s. Nr. 767) zu Salez und an anderen Orten im Ried und Walde herumreiten (Derselbe).

(791.) Bei Oberried spuckt am Rhein ein Schimmelreiter, der „Oberrieter Johler." Er sei zur Revolutionszeit am Rhein angelangt, und weil die Schiffsleute nicht gleich da waren, in den Strom gesprengt und umgekommen (Nikl. Senn).

Ein alter Mann in Einsiedeln, der in seiner Jugend als Schlosser in Flums arbeitete, sah dort oft Nachts einen Schimmelreiter am Bache hinabgallopiren und hörte ihn durchdringend rufen: Röllibach (mach?) die rechte March. Beim Justuskapellchen erblickte man einen baumgroßen schwarzen Mann mit einem Hute.

Auch auf der „Heidenburg" einem bewaldeten Hügel auf der „Breite" bei Bassersdorf, Kanton Zürich, sieht man in dunkler stürmischer Nacht oft einen kopflosen Reiter auf einem weißen Pferde von der Burg herunter, aus dem Walde hervor, ins offene Gelände in schnellstem Laufe forteilen und plötzlich verschwinden.

Der Landammann und Bannerherr Wolf Dietrich Reding, reicher Besitzer auf Iberg bei Schwiz, hatte den Ibergern den Boden und Bau einer Kapelle versprochen, zögerte aber und starb ehe er Wort gehalten. Da ging es dort herum seltsam zu und ehrliche Männer bezeugten, den Landammann auf einem Schimmel hin und her reiten gesehen zu haben. Da bauten die Erben 1650 die Kapelle (Lütolf).

Auf dem Waldwege bei Einsiedeln fürchteten noch lange nach der Revolution Nachtwandernde den „Huuper“, der auf einem Schimmel vom „teufa Brüggli“ daher gesprengt kam und mit dem Rufe: Hup, hup! hip, hip! oft den Wandernden auf den Nacken sprang und sich, zum Ersticken schwer, weit (z. B. bis zum Horgenberg-Gatter) tragen ließ. Oft führte er ganz vom Wege ab; ja man habe so Irregeführte schon todt gefunden (Ein gewesener Einsiedler Lehrer. Mittheilung durch P. Gall Morell).

(792a.) Im Tempel zu Arkona auf Rügen hatte der slavische Gott Swantovit einen Schimmel, den niemand besteigen durfte als der Priester. Auf diesem zog der Gott jede Nacht aus, ritt seinen Ritt und am Morgen stand das Roß mit Staub und Schweiß bedeckt im Stalle (Saxo Gramm).

(702b.) In Mellin reitet Einer ohne Haupt auf einem Schimmel um die Grenzen. Es ist der Richter Pohlmann, der einst Erde eines fremden Bodens in seine Stiefel zu falschem Eidschwure gethan. Oder man hat in der dortigen Klosterstallung einen Schimmel für den verzauberten Mönch, der den nächtlichen Grenzenritt thun muß (Kuhn nordd. Sagen). Je nach dem Wetter, das sein Erscheinen andeutet, richtet man die Feldarbeiten ein.

In der Eifel zeigt sich auf der Hochebene zwischen Kirchweiler und Hohenfels allnächtlich ein Reiter ohne Kopf auf einem Schimmel galoppirend, worauf Geheul und Wimmern vernommen wird (Wolfs Zeitschrift für d. Myth. I. S. 316).

(793a.) Ein kohlschwarzer Reiter muß auf einer Berghöhe im Urschaithale in Unterengadin mit seinem Schimmel über die alte Mauer setzen, welche die Grenze bildet zwischen den Alpweiden von Fettan und von Steinsberg. Kommt er ans Ende der Weiden, wo die Grenze eine gewaltsame Einbiegung macht, so öffnet sich die Erde und verschlingt Roß und Reiter. Hier hat er durch einen falschen Rechtsspruch die Gemeinde Fettan verkürzt (Schweizerischer Merkur 1835, S. 234).

Baierisch Hintelang und Wertach stritten um eine Alpe. Doktor Bach, der Wertacher Dechant, schwur seinem Orte, den Löffel unterm Hute, die Alpe zu und muß nun daselbst auf dem Schimmel herumreiten (S. Nr. 102).

Die Geisfelder versetzten ihren Wald an die Geroltshöfer Gemeinde im Steigerwalde; deren Hirte steckte Erde in den Schuh, den Löffel untern Hut und schwur erstern den Forst ab. Dafür ist er jetzt der „Waldpöpel“ (Panzer).

(793b.) Gegen das Versprechen eines neuen Kleides wollte ein Mädchen Nachts in das verfallene Kirchlein von Pappelsee gehn. Da traf es an der Thüre einen Schimmel und dabei ein Streitroß mit einem aufgepackten Bündel. Das Mädchen nahm den Bündel, verbarg sich damit hinter einem Düngerhaufen, als der Schimmelreiter hinter ihr nachgesprengt kam, und brachte ein prächtiges Geschmeide heim (Fr. Mihm, Koburg. Sagen).

(794.) Zwischen Remigen und Riniken im Aargau stand einst, wo jetzt ein Steinbruch ist, ein schönes Schloß. Dessen Besitzer wünschte eine nahe Wiese, um welche die zwei Gemeinden sich stritten und wußte sie durch einen Schiedspruch zu erlangen. Aber sein Schloß verfiel, die Wiese verwilderte, sie ist jetzt Wald, und nach dem Tode reitet er nächtlich auf einem Schimmel rastlos Mönthal zu,

vor ihm her ein brennender Mann, der ihm leuchtet (Birrcher, das Fricktfal 1859 S. 43).

(795.) Ein Amtmann von Waldthurn, zugleich Plager, hinterließ beim Sterben keinen Kreuzer Kirchengeld. Dafür mußte er „zu heiligen Zeiten" auf dem Berge umgehn, d. h. mit Rappen, schwarz wie er, und ein feuerrothes Käppchen auf dem Kopfe. Neckte man ihn, so brauste das Ungethüm heran und packte mit glühender Hand, daß man die Mahle davon wohl sah (Schönwerth).

(796.) Vom Papste Benedikt VIII aus Tuskulum (1012—1024) sagt, nach antipäpstlichen Nachrichten, das im Jahre 1673 gedruckte Büchlein „Perspektiv" auf S. 46. „Dieser Papst hat durch böse Kunst können die Buhlen ihme nachlauffen machen in die Wälder, oder wo er hat wollen, und ist auch nach seinem Todt auf einem schwarzen Roß gesehen vmb einander reitten."

(797.) In der Umgegend von Eisgrub in Mähren hörte Einer Pferdegetrapp hinter sich und erblickte, umschauend, einen Reiter, dem der breite Hut sein Gesicht verdeckte, auf einem dreibeinigen Rosse. Er flüchtete in ein Gitterthor hinein, aber sein Begleiter folgte ihm. Als er den gespenstischen Reiter nicht los werden konnte, schoß er nach ihm. Da erfüllte ein entsetzliches Getöse die Luft und es schien als wäre ein großer Stein aus der Höhe in den nahen Teich gefallen. Nach kurzer Zeit sahen zwei Müller denselben Reiter (Vernaleken).

Der Teufel reitet häufig ein dreibeiniges Pferd, so auch Hexenmeister.

(798.) Der Volksheilige Oswald, hoch verehrt im rätischen Churwallen (Graubünden nebst Sargans), und bald als northumberländischer König († 642), bald als König im Etschlande verehrt, wo er, von Feinden vertrieben zum Ifinger hinauf zog und dort lebte und starb, zu dessen Zeit weder Krieg, noch Seuche, noch Theure und Hunger waren, die Wiesen noch einmal so viel trugen als heute und niemand arm war, ist, als Wetterherr (am 5. August, seinem Todestage) hoch angesehen.

Man hält eine Prozession aus Schenna und Hafling zu seiner Kapelle am Ifinger, wo sein Bild unter Alpnelken gefunden, in die Kirche von Schenna gebracht wurde, aber jede Nacht lichtstrahlend wieder auf den Berg unter die Alprosen ritt, welche dort „Oswaldstauden" heißen. — Er ist nach Obigem zugleich Thor und als vom Raben begleitet, Wodan (Asawalt, Asenkönig) (Zingerle).

(799.) In Freudenthal (österr. Schlesien) kommt am Vorabende Martini (10. November) der heilige Martin auf einem Schimmel geritten und bringt Geschenke, worunter ein „Martinshörndl" (Gipfl) nicht fehlen darf Vernaleken 1859 S. 62).

In Schlesien heißt es, wenn der erste Schnee fällt: „Der Märten kommt auf seinem Schimmel geritten" (Nieritz, deutscher Volkskalender f. 1866 S. 55)*).

*) In Lengenfeld bei Velburg in der baierschen Oberpfalz, sammeln sich alle Pferdebesitzer aus weiter Umgegend am Martinstage bei der Martinskapelle

Am Nieder-Rhein ward noch vor vierzig Jahren der Vorabend des Martinstages durch Anzünden von Feuern auf allen Höhen und Bergen gefeiert und noch jetzt hat dieser alte Brauch hie und da noch nicht aufgehört und sammelt die Jugend Holz und Stroh zum „Martinsfeuer“:

Wir holen Holz und Stroh,
Hohoho! Froh, froh, froh!
Heiliger Sankt Martino!

Das verbrennen sie, voran ein St. Martin auf einem Stecken reitend, auf einem Dorfplatze (Nieritz deutsch. Volkskalender 1866 S. 56).

Sein Fest fällt in den Spätherbst, wo schon im Heidenthum von der guten Jahreszeit Abschied genommen und der Beginn des Winters gefeiert wurde. Wo seine Leiche durchs Land fuhr, grünte und blühte alles wie im Frühlinge, obwohl er am 11. November starb (Menzel, christl. Symbolik II, 111, 112).

(800a.) An beiden Moselufern zeigt man Reste von Templermauern, wo aber die Geschichte keine Templer kennt; man schildert sie als nächtliche Räuber, die, um nicht entdeckt zu werden, ihren Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlugen. Aehnlich in Wüstenbrühl und Larscheid. In der Christnacht habe man sie vernichtet (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 414).

(800b.) Mitten im Dorfe Uttigen im Bernerlande sind Reste einer, wie man glaubt, ehemaligen Zwingherrenburg. Die Besitzer davon waren eine Geißel der Umgegend. Durch unterirdische Gänge konnten sie in das etwa zehn Minuten weit vom Schlosse gelegene „Heidenbühlewäldchen“ gelangen, und um Verfolger irre zu leiten, ließen sie ihren Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlagen, so daß man sie in der Burg wähnte wenn sie fort, oder fort wenn sie daheim waren. Endlich jedoch wurde vom Volke ein Dienstmädchen gewonnen, ein Zeichen zu geben, wenn sie bei Hause wären. Als es einst ein weißes Tuch aushängte, drang man auf die Räuber, deren Anführer einem Pfeilschusse erlag. Das Nest wurde geschleift.

Seither will man oft einen grüngekleideten Mann gesehn haben, der auf den Ruinen herum wandert (Joh. Rolli in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung).

Vergl. Grimm Sagen 128 (wo der Raubritter Johann Hübner Odins Kennzeichen trägt), 271, 272.

---

außer dem Dorfe. Nach dem Gottesdienste erscheint der Pfarrer mit der Prozession, betet mit den Leuten und ertheilt den Segen. Hierauf umreiten die Bauern die Kapelle dreimal und spenden beim dritten Umritte reichlich Geld vor des Heiligen Bilde, das auf einem gedeckten Tischlein steht. Den Pferden kann alsdann ein Jahr lang kein Unheil zustoßen (Rochholz).

Die Legende weiß, wie der heilige Aemilian, als Benediktinerabt auf einem Schimmel durch die Lüfte reitend, ein großes Kriegsheer zum Siege geführt habe (Aus dem österreichischen Klosterleben. I. Bd. Berlin S. 288).

Der wilde Jäger und die Geisterkutsche.

Wir haben (S. 85 ff. des ersten Buches) bereits die wilde Jagd kennen gelernt; es bleibt uns noch ihr Haupt, der wilde Jäger in Person, übrig. Wir haben in demselben ebenso, wie in dem einsamen und gespenstigen Wanderer und Reiter, Wodan zu erkennen, welcher, als Gott des Himmel, auch der Herr der Stürme, der Wolken und des Sternenheeres ist, welche Erscheinungen zusammen die schreckenden Fantome des „wütenden Heeres" bilden. Als Meister aller lärmenden und tosenden Mächte war er der Gott der Kriege, als solcher auch der Herr der Jagd. Ein alter Schwur (in einem ungedruckten Gedicht des Rüdiger von Munir) war „bi Wuotunges her". In Schweden sagt man noch jetzt, wenn nächtlicher Lärm sich erhebt, „Oden far förbi"; in Schonen nennt man nächtliches Geräusch „Oden's Jagd", in Holstein, Mecklenburg und Pommern sagt man: „De Wode tüt", oder „Wode jaget", und macht mitunter eine „Fru Gode" oder „Frau Gaude" aus „Frô (Herr) Woden". In Oesterreich heißt der wilde Jäger Wotn, und wenn er die „saligen Fräulein" verfolgt, Wut oder Wode, in Schwaben Berchtold (Masculinum der unten zu erwähnenden Berchta). In Baiern heißt ein roher und wilder Mensch ein Woudi. In Mittel- und Süddeutschland spricht man ferner vom „wütenden" oder „wütischen Heer", in Baiern und Oesterreich vom „wilden Gjoad", „wilden Gfahr", „wilden Grist" (Geritt) u. s. w., in Schwaben vom Modes-, Modis-, Wuetes- oder Wuotesheer*), in der Schweiz von „Wüetisheer", korrumpirt „Muotis-, Muoltis-, Guetigs-, Guenis-Heer", -Eel oder -Ee**);

---

*) Im Remsthale will man das „Modisheer" nur gehört haben, wenn dem Lande Krieg, Pest oder Theuerung bevorstand. Sein Weg ging über die Milchstraße hin (Meier).

**) M tritt hier an die Stelle von W, wie in unzähligen deutschen Dialekten (z. B. mir, mer, für wir), so auch in dem schweizerischen Kinderräthsel:

De Muot
mit de breit Huot
het meh Gäst,
als der Wald Tannäst,

d. h. Wuotan (nicht „eine Mutter", wie Menzel irrig meint) mit seinem breiten Hute (dem Wolkenhimmel) hat mehr Gäste (die Sterne), als 2c.

in der mittleren Schweiz aber jagt der Thürst (Thor?)*) und an verschiedenen Orten der Schimmelreiter (von Odins Schimmel Sleipnir), auch Hellrüter (Höllenreiter), und in der Altmark: Helljäger! Im Berner Oberlande heißen die in den Alpen donnernden Wetterriesen „die Roththalherren“ (s. No. 550), in Hessen der wilde Jäger „der Rodensteiner“ auf Rodenstein und Schnellart, und die Aargauer sagen bei den zeitweiligen, kanonenähnlichen Luftdetonationen, das sei „der Rotenburger“, was sie auf einen früheren Zwingherrn der Luzerner Rotenburg beziehen, welcher nach im Leben verübten Unthaten, so oft Unwetter oder Krieg drohe, mit seinem Waffengetöse sich hören lasse (Rochholz). In Irland heißt der wilde Jäger, der mit Elfen umzieht, O'Donoghue, und erhebt sich auf weißem Rosse aus dem See von Killarney; in England hat der Jäger und Räuberhauptmann Robin Hood (der allerdings eine historische Person ist) Vieles mit dem wilden Jäger gemein (nach Kuhn, in Haupts Zeitschr. V. S. 480 ff. sogar den Beinamen von Wodan).

In Niedersachsen und Westfalen heißt der wilde Jäger „Hackelbärend“, Hackelberg oder Hackelblock, angeblich nach einem braunschweigischen Oberjägermeister des 16. Jahrhunderts, Hans von Hackelnberg, welcher, bald zur Strafe für sein allzu eifriges Jagen, bald aus Neigung, seit seinem Tode spukt. Der Name ist aber wahrscheinlich ein alter mythischer, zusammenhängend mit der längsten Nacht, im Norden Hökunott, Haukanott, in der Schweiz Häggelenacht, mit Hagen (nordisch Högni), dem Mörder des Sonnenhelden, mit dem Riesen Ecke, mit den Hexen, mit dem „Höllenkönig“ oder Hellekin (Dimin. von Hel), korrumpirt in „Erlkönig“, Harlequin, Carolus Quintus (wie in Hessen der wilde Jäger heißt: Karlequintes). An vielen Orten fällt der Nachtjäger mit dem Teufel zusammen; in Meißen heißt er Hans Jagenteufel. In Dänemark jagt König Woldemar (Wold, Wodan), in Schleswig König Abel, im Badischen „Junker Marten“, in Hessen auch Karl der Große, in Frankreich Artus, Roland oder König Hugo.

Das Gefolge des wilden Jägers bilden die gewaltsamen Todes Umgekommenen und die ungetauft gestorbenen Kinder, natürlich eine christliche Vorstellung, welche dem heidnischen Gott gibt, was der

*) Mit diesem Namen stimmt, daß in Schwaben (unten Sage 801) der wilde Jäger einen Hammer trägt.

christliche nach engherzigem Dogma verschmäht. Im Heidenthum bestand die wilde Jagd eben einfach aus Allem, was zu Wodan gehört; und das waren, außer seinem achtfüßigen Sleipnir, seine beiden Raben, Hugin (der Gedanke) und Munin (die Erinnerung), welche auf seinen Schultern saßen und ihm alles in der Welt Vorgehende berichteten, seine beiden Wölfe, Geri und Freki, welche er täglich füttert, die ihm heiligen Habichte u. s. w.; er selbst verwandelte sich, als Herr des Windes, in einen Adler, oder auch in eine Schlange, das Bild des Lebens und der Gesundheit. Den Zusammenhang der wilden Jagd mit den Gestirnen zeigt die Benennung des Sternbildes vom Großen Bären als Wodanswagen (angelsächs. Woenswaghen, mittelhochdeutsch Himelwagen, dänisch Karlswogn, schwedisch Karlwagn) und der Milchstraße (Himmelsstraße) im Gälischen als Gwydions (Wodans) Burg. Das Nämliche bezeugt auch die mit der deutschen verwandte griechische Sage von Orion, der noch in der Unterwelt das Wild verfolgte und als Sternbild den Verfolger der Himmelsthiere darstellte. Wie Orion geblendet wurde und wie Wodan einäugig ist, so erscheint der wilde Jäger oft ohne Kopf oder mit diesem unter dem Arm. In der griechischen Mythe wird Orion vom Skorpion in die Ferse gestochen, in der deutschen Hackelberg vom Eber in den Fuß gehauen. Mit Recht erinnert Simrock (D. M. S. 198) auch an den Riesen Wate (ein Name mit Wuotan), der seinen Sohn Wölund auf den Schultern durchs Wasser trägt, wie Orion das wunderbare Kind Kedalion (und Christophoros das Jesuskind!) Statt des wilden Jägers erscheint jedoch häufig in der Sage des Volkes sein Wagen, der Wodanswagen, als Geisterwagen oder bisweilen wegen des Klimas als Schlitten, endlich auch modernisirt als Geisterkutsche, die nach christlicher Auffassung natürlich ein Teufels- oder Höllenwagen ist (Versch. Beisp. in Norks Myth. d. Volksf. S. 69 ff. u. 1051), und deren Bezug auf die Sterne vorzüglich deutlich aus Sage 831 erhellen wird.

In vielen Sagen dieses Kreises ist aber auch alle Erinnerung an bestimmte Gestalten verschwunden und nur noch die unklare Vorstellung eines nächtlichen Lärms geblieben, welcher sehr oft euphemistisch als Musik bezeichnet wird (solche nehmen ja Manche, besonders nach reichlichem Genusse geistiger Getränke, oder nach Anhörung

wirklicher Musik, deutlich in den Ohren wahr!). Bisweilen hat diese Nachtmusik noch den Namen der wilden Jagd (oder des wütenden Heeres) bewahrt, bisweilen aber auch diesen nicht mehr. Oft schreibt man sie auch, wie die nächtliche Einkehr in Alphütten und Ställen (oben S. 99ff.), dem räthselhaften „Nachtvolke“ zu, welches stets das Sternenheer bedeutet.

(801.) Im Buchwald bei Neuenbürg sah man den „ewigen Jäger“ zu Fuß mit einem Hammer, der an einem ledernen Riemen hing, mehrere Hunde bellend voraus, zuweilen auch nur einer, den er an einem langen Riemen führte. Er jagte auch auf einem Schimmel, großen Lärm machend, aber ohne Kopf. So vom Buchwald bis Herrenalb, namentlich im „Gaisthale“, ferner im Enzthale auf dem Heiminhart, auf dem Eiachberg zwischen Wildbad und Dobel, wo er die Menschen irre führt. Auch hier hat er den Hammer, mit dem er im Walde bald hier bald dort klopft. Er heißt auch der Schimmelreiter“ und trägt den Kopf unterm Arme. Er müsse „umgehen“ weil er einst im Uebermuth „in die Sonne geschossen“ habe.

In Schönbuch zwischen Tübingen und Böblingen ist er ein grüner Jäger, der durch Brüllen, Aufsitzen und sonstigen Spuk erschreckt, im Walde blitzschnell mit Halloh und Hundebellen vorbeifährt und „Rauzenpuffer“ heißt. Auch hier schlägt er mit seinem Hammer an die Bäume. Er hat sich schon als Kalb gezeigt, auch als Hund und Schwein und als Reh, Hase und Ochs, ja als eine Heerde Schweine, als Hirsch und Roß.

Bei Herrenalb heißt der ewige Jäger „Neck“, und hat auch den Hammer oft auf einem Hirsche mit Hunden fahrend (Meier).

Bei Dirlinsdorf im Elsaß hauste ein gespenstischer Schmied, den man oft im Berge schlagen und hämmern hörte. Zuweilen sah man ihn zum Berge heraus kommen und sein Vieh am Bache tränken (Wolf Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 402).

(802.) Auf der Insel Mön liegt der Grünwald, in welchem allnächtlich der Grönjette zu Pferde jagt, sein Haupt unterm linken Arme tragend, in der Rechten den Spieß, um ihn die Hunde-Meute. Zur Erntezeit legen die Bauern ein Gebund Hafer für sein Pferd hin, damit er ihre Saaten nicht niederreite. (Jette heißt Riese und grön kann „grün“ und Bart“ heißen; Grimm zieht letzteres vor. Sollte man nicht auch an Grani, den Hengst Sigurds, auch einer Variation Odins, denken dürfen?) Er jagt nach der Meerfrau. Ein Bauer sah ihn einst zurückkehren, die todte Meerfrau quer über das Pferd hingelegt. „Sieben Jahre, rief er, jagte ich ihr nach, auf Falster habe ich sie erlegt (Thiele). Die wilde Jagd heißt dänisch auch „Gröns Jagd.“

(803.) In der Rheinprovinz sagt man, der wilde Jäger habe einen eisernen Hut auf und einen blechernen Rock an („der blecherne Jäger“), trage ein glänzend Gewehr auf der Schulter und habe zwei Hunde an einem Stricke. Er pfeift im Gehen und jagt vom Asberge nach der Löwenburg und von da

zurück. Dann muß er in ein Thal unweit Asberg; dort ist eine goldene Kiste vergraben und jeden Abend muß er nachsehn, ob sie noch da ist. Dann öffnet sich dort die Erde zu einem Grabe, worein sich der Jäger legt, dann schließt es sich. Am Morgen öffnet sich das Grab, er steht auf und macht seinen Weg wieder. Begegnenden soll er nichts thun und zwei Holzhauer, die ihm einst nachpfiffen, sogar gebratenes Wildbrät gereicht haben, über dessen Geschmack nichts ging (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. III. S. 53).

(804.) Einer aus dem Traversthale ging mit seinem Hund auf die Jagd. Als er oben auf dem Creux du Vent (ein Halbkreis senkrechter Felsen) anlangte, sah er einen großen Mann an einem Stein gelehnt, gehüllt in einen weiten grauen Mantel, auf dem Kopfe einen großen breitkrempigen Hut, der das Gesicht völlig verdeckte. Der Mann, neugierig, trat grüßend näher, hatte aber kaum den Mund geöffnet, als ihn ein Wirbelwind wol zwölf mal im Kreise herumdrehte und als er zur Besinnung kam, er sich unten im Thale fand, wo er gefrühstückt. Den Hund sah er nie wieder. Dagegen wollte er zur Weihnachtzeit, wenn der „wilde Jäger" mit Peitschenknallen, Jagdruf und Hundebellen über das Traversthal hinbrauste, den Hund stets aus dem Lärmen heraus erkannt haben, weil das treue Thier jedesmal ob dem Hause vom Zuge etwas zurückblieb (Mündlich aus Travers, Kohlrusch I. 419).

(805.) In Niedersachsen wollte man wissen, Hans von Hakelnberg sei im sechszehnten Jahrhundert braunschweigischer Oberjägermeister und ein leidenschaftlicher Jäger gewesen; er habe eines Nachts geträumt, einem wilden Eber zu erliegen, bald darauf das Thier getroffen, es erlegt und in der Freude darüber es so mit dem Fuße gestoßen, daß des Ebers Hauer ihn tödtlich verwundete. Seither fahre er durch den Thüringerwald, den Harz, am liebsten den Hakel zwischen Halberstadt und Dornburg, ihm voran eine Eule (Tut-Osel, Tut-Ursel), eine gewesene Nonne, die sich nach ihrem Tode an ihn schloß. Wer dem Zuge begegne, werfe sich still auf den Bauch, bis das Hundebellen, Peitschen und der Huhu-Ruf über ihn hinaus sei. Nach Anderen lebte er fromm unweit Uslar, liebte aber das Weidwerk so sehr, daß er auf dem Todbette flehte, für seinen Theil Himmel bis zum jüngsten Tage am Sölling jagen zu dürfen. Im badischen Wiesenthale haust er eben so und heißt hier Habsberg (Grimm; Mone Anz. 4, 309).

(806.) Eine interessante, halb mythische, halb historische Sage lebt im nördlichen Böhmen vom Berner Dieterich (Banadieterich). Dieser war so tugendhaft, daß ihm ein Engel die Speise brachte und der Wind oder auch die Sonnestrahlen, den Mantel trug, bis es dem Teufel gelang, ihn durch dasselbe Kunststück, das er bei St. Beat u. a. versuchte, das Strecken einer Bockshaut, auf welche er die beim Gottesdienste Sündigenden aufschrieb, wobei er sie zerriß und den Kopf an die Kirchenthüre schlug, zum Lachen und zur Sünde zu bringen. Sogleich ließ der Wind den Mantel fallen und die Engelspeise blieb aus. Der Held sank so tief, daß er sich erkundigte, wie er die größte Sünde begehen könne, und dann Brot in die Schuhe that und die Gottesgabe so mit Füßen trat. Er betete nicht mehr, besuchte keine Kirche und trieb sich statt dessen leidenschaftlich jagend

in den Wäldern umher. Als er so eines Sonntags während des Läutens in wüster Gegend auf seinem feurigen Rosse wie ein Sturmwind einherflog, rief eine gewaltige Stimme vom Himmel: „Banadietrich, Banadietrich! wie lange willst du noch jagen?“ Da erzitterte er zum erstenmal und rief: „So lange Gott will.“ Das war sein Glück; er wäre bei einer frechen Antwort sogleich der Hölle zugeritten, nun aber antwortete die Stimme: „Nun so sollst du jagen bis zum jüngsten Tage.“ Und das that er (Vernaleken).

(807.) Der Geist im Odenwalde. Simon Daum, ein 46jähriger Mann, erklärte im Verhöre zu Oberkainsbach 1742, er habe „das Wesen auf dem Schnellart“ vielmal aus- und einziehn gehört, aber nie gesehn, und jedesmal als großes Getöse, gleich einem Fuhrwerke mit Pferden und dgl. Es komme gewöhnlich eine Stunde nach eingetretener Nacht oder eine vor Tag, gerade durch seinen (Daums) Hof, und zwar zur Zeit bevorstehender Kriege und Völkermärsche. So hörte er wie zu Anfang des Krieges in Schlesien 1740 „er“ vom Schnellart ab und nach Rodenstein zog. So bei Karls VII. Krönung 1742 und schon ein halb Jahr vor Anfang des spanischen Krieges 1734 und beim Ende 1735. —

In einem Verhöre 1743 sagte derselbe, das Geisterheer sei, als die Franzosen übern Rhein gekommen, ab- nnd nach etwas Zeit wieder zurückgezogen. Kurz vor der Dettinger Schlacht sei Abends in der Dämmerung ein unsichtbarer blasender Postknecht den Schnellartsberg hinaufmarschirt und folgenden Morgen wie eine Menge Reiter den Berg ab und weiter. —

1748 zeigte er an: als das letzte Volk nach Brabant marschirte, sei das Geisterheer mit Reiten und Fahren durch den Hof. So noch zwei mal und mit Getös von Pferden und Wagen und Peischenklappern, daß man es weit gehört.

Daums Witwe Elisabeth zeigte 1748 im Dezember an, daß vor vierzehn Tagen der „Landgeist“ vom Schnellart bei ihrem Hause vorbei sei. Sie habe vor dem Hause herumgehend wie ein Anhauchen gespürt und plötzlich gemerkt, daß sie unterm Halse eines Pferdes stehe, auf dem ein Reiter sitze. Als sie in die Stube gelaufen, haben die drinnen gesagt, es habe drei mal an einen Pfosten geschlagen, daß die Fenster zitterten, wie jedesmal wenn der Geist durch den Hof ziehe.

Auch Daums Sohn Joh. Peter eröffnete, der Landgeist sei wirklich in der Nacht des 6. vom Rodenstein aus und wieder in den Schnellart gezogen.

Im April 1759 zeigte die Daum an: letzten Palmtag, etwa eine Stunde Nachts, habe es am Schnellartsberge sehr gekracht, wie wenn man Baumäste abhiebe, endlich habe eine mit Pferden bespannte Kutsche langsam den Berg herab zu fahren geschienen und in der Ebene nicht durch ihren Hof sondern in der durch den Bach führenden Straße sehr schnell fortgefahren, wie wenn man schnell über Steine rassle.

Am 19. Januar 1763 sagte Joh. Hartmann von Ober-Kainsbach, letzten zweiten Christtag und am dritten, ehe die kaiserlichen Truppen durchgezogen, sei am Schnellart ein großer Lärm entstanden, der sich allmälig seinen Gütern genähert;

doch habe er am Boden nichts wahrnehmen können, nur in der Luft ein Bellen vieler junger Hunde, die von Jemanden gehetzt schienen. Gestern Abends haben die Seinen ihn hinausgerufen, weil am Schnellart wieder Lärm sei; da habe er ein erstaunlich Getöse und Geräusch in der Luft vernommen, welches quer über seine Güter vorbei zog, und diesmal als wenn viele große Hunde zusammen bellten und Jemand ihnen zuriefe: „Heu, Heu!"

Am 20. habe Johannes Weber nach acht oder neun Uhr Abends ein starkes Getöse vernommen, als führen Wagen den Berg hinauf gegen des Schnellarts Schloß, mit Pferdetraben, Räderknarren und dem Rufe: Hohn! Hohn! (Wilh. von Waldbrühl nach den amtlichen Einvernahmen, in der Zeitschrift „die Natur" 1857 Nr. 39).

(808a.) Nach der Sage in Dänemark liebte König Waldemar ein Mädchen von Rygen (Tovelille), trauerte über die Maßen, als sie starb und konnte sich auch von der Leiche nicht trennen. Diese folgte ihm überall wo er durch das Land zog. Als dies dem Hofgesinde lästig wurde, fand einer seiner Mannen einen Zauberring am Finger der Todten, von welchem diese Anziehekraft ausging (wie in der Sage von Kaiser Karl). Als er den Ring anthat, wendete sich des Königs Leidenschaft ihm eben so zu, was dem Manne endlich den Entschluß aufnöthigte, den Ring im Gurrewalde, wenige Meilen von Helsingöer, in ein Moor zu werfen. Sogleich übertrug sich des Königs Liebe auf diesen Wald, er baute darin das Gurre-Schloß und jagte dort Tag und Nacht; ja er sagte: Gott möge sein Himmelreich behalten, wenn er ihn nur immerdar im Gurrewalde jagen lasse. Jetzt reitet er jede Nacht „von Burre nach Gurre" und heißt „den flyvende Jäger" oder „den flyvende Markolfus". Wer sein Huien, Hohorufen, Lärmen und Peitschenknallen vernimmt, stellt sich hinter die Bäume. Dann kommt der Jagdzug heran, voran kohlschwarze Hunde, hin und her laufend, die Erde schnüffelnd und die glühenden Zungen aus dem Maule hangend. Dann erscheint „Wolmar" auf schneeweißen Rosse" in sausendem Galopp, zuweilen sein Haupt unterm linken Arme tragend. Tritt ihm Jemand entgegen, besonders alte Leute, so befiehlt er ihnen drohend, ihm die Hunde zu halten. So läßt er sie oft stehen, oder giebt zuweilen mit einem Schusse ein Zeichen, worauf die Hunde die Bänder zerreißen und schnaubend weiter laufen. Eilt er fort, so hört man ihn die Hecken hinter sich zuschlagen, und in mehreren Gegenden des Landes wo die Höfe eine Durchfahrt bieten, jagt er (Thüren und Schlösser springen auf) zum einen Thore ein und zum anderen hinaus. Weihnachts läßt man für ihn Nachts ein Thor offen; auch über die Dächer fährt sein Zug. In Gurre gehen alte Weiber um Johannis Nachts hinaus auf die Landstraße, ihm die Hecken zu öffnen. Seine Straße heißt Voldemars vej" (Weg). Auf Wallöe-Schloß hatte er eine Schlafstube mit zwei Betten, wo er als schwarzer Hund oft übernachtete. So an anderen Orten. Zuweilen gab er Solchen, die seine Hunde hielten, etwas das wie Kohle aussah, aber schön roth Gold wurde; umgekehrt erhielt ein Bauer, der bei Wardingberg in Waldemars Thurme ungläubig übernachtete, um ihn zu sehen, ein Goldstück, das ihm ein Loch in die Hand brannte und als Kohle zur Erde fiel. Pröver af Danske Folkesagn samlede af J. M.

Thiele, Kiöbenh. 1817 und H. Steffens Novellen, I. Bd. 1837 S. 19. Bei Helsingöer ist aber auch Hamlets Heimat und Grab. Auch er ist ein fliegender Nachtjäger, aber als Mörder, auf schwarzem Pferde (Steffens).

(808b.) Auf Fünen jagt der Palnajäger (Pālnatoke? Fornm. Sög 11, 49–99. Thiele 1, 110). In anderen dänischen Gegenden heißt es bloß „den flyvende jäger" (der fliegende), oder „den flyvende Markolfus," oder Christian II. auf weißem Pferde mit seinen schwarzen Hunden (Thiele 187).

(809a.) In Kanton Bern, unweit Rüti, liegt der Wald, welcher noch Burg heißt, weil auf einem einzelstehenden Hügel drin eine Burg gestanden habe, deren Bewohner Zwingherren waren. Wegen seiner Geistererscheinungen heißt er an vielen Orten Teufelsburg. Um diesen Hügel ging nach einer Rüti-Sage ein großer Hund, der „Burgmuni." Auf der Straße aber lasse sich zuweilen ein furchtbares Gerassel hören, welches vom Ausreiten des Burgherrn herrühre (Stefan Schluepp in Zuberbühlers Sagensammlung).

(809b.) Im romanischen Graubünden nennt man den wilden Jäger la cavalcada nocturna, und auf den Spitzen des Berges Recon ob Vionnaz in Wallis hört man oft Nachts „die höllische Reiterei", welche dort herum haust und stürmt, und die nichts zu verscheuchen vermag, als nächtliche Opfer in einer kleinen gnadenreichen Kapelle (Kuenlin).

(810.) Ein Bauer kam trunken Nachts aus der Stadt und hörte im Walde die wilde Jagd, die Hunde und den Ruf des Jägers. Mitten in den Weg! rief eine Stimme. Er achtete ihrer nicht und blieb. Plötzlich stürzte aus den Wolken der Wod, ein langer Mann auf einem Schimmel und rief: Hast Kräfte? wir wollens versuchen. — Hiemit reichte er ihm eine Kette, an welcher Beide ziehen sollten. Damit schwang sich Wod hoch in die Luft; der Bauer aber hatte die Kette um eine nahe Eiche geschlungen, und der Jäger zerrte vergebens. — Du hast die Kette gewiß um den Baum gewunden? fragte der Wod. Der Bauer, der sie schnell wieder abgelöst, läugnete es. So mehrere mal, und der Jäger rühmte nun des Mannes Kraft und versprach ihm Lohn, da auf diese Weise schon viele Männer sein geworden seien. Nun bellten die Hunde, die Wagen rollten, die Rosse wieherten und die Jagd ging an: Hallo, hallo! Wol! Wol! Der Bauer ging schon seines Weges, als plötzlich ein Hirsch aus den Höhen vor ihn stürzte, der Wod vom Schimmel sprang und das Wild mit den Worten zerlegte: Blut sollst du haben und ein Hintertheil dazu! — Herr, sagte der Mann: dein Knecht hat nicht Eimer noch Topf. — Da hieß ihn Wod den Stiefel ausziehen, goß ihn voll Blut und sagte, er solle nun mit Fleisch und Blut heim zu Weib und Kind. Der Bauer ging, fühlte aber die Bürde immer schwerer und schwerer, und fand zu Hause den Stiefel voll Gold und statt des Hinterstückes einen Lederbeutel voll Silber (Lisch, Meklenb. Jb. 5, 78—80; Grimm).

(811.) In Sachsen liebte ein reicher Fürst Jagd und Wald in dem Grade, daß er einem Knaben, der eine Weide zu einer Schalmei geschält, den Leib aufschneiden und seine Gedärme um den Baum treiben, und einen Bauer, der auf einen Hirsch geschossen, auf denselben festschmieden ließ. Zuletzt brach er seinen

Hals auf der Jagd, und ist nun der wilde Jäger, auf einem Schimmel reitend dessen Nüstern Funken sprühen, gerüstet und peitschenknallend, mit ihm zahllose Hunde, und rufend: Wod! Wod! Hoho! Hallo! Ordentliche Straßen meidet er und trifft er zufällig auf einen Kreuzweg, so stürzt er mit dem Rosse zusammen, und rafft sich erst jenseits wieder auf (E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen 1, 401—404).

(812.) Ein Mann aus Liebsdorf im Elsaß war eines Abends spät auf dem Berge, welcher „der Esel" heißt, um zu holzen, und hörte den „Nachtjäger" in den Lüften und ein Bellen und Schreien: „Husdädä, hau, hau! hu, hau! husdädä!" über seinem Kopfe. Keck griff er in die Höhe und faßte was Lebendiges, das er mit nach Hause nahm. Hier sah er ein weißes Hündchen, das aber weder Augen noch Ohren hatte und nichts that als „winsla und grimsla." Der Mann aber wurde urplötzlich krank, mußte das Bett hüten, und als es immer schlimmer mit ihm wurde, rieth ihm Jemand, das Thierchen wieder auf den Esel tragen zu lassen. Wie das geschehen war, genas er. Im Sundgau und Ober-Elsaß sagt man „das Nachtgejäg" und im Münsterthale „Pfaffengejäg" (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. 402).

(813.) Mit Ende Oktobers, des „Kirmesmonates" bis Neujahr walteten im Glauben des schlesischen Landvolkes unheimliche Mächte, und nicht selten hört man um Goldberg und Hainau Nachts die Aeußerung: Machen wir, daß wir fortkommen: „Siste ni, 's kimmt a Unhêmlich." Am tollsten ging es her von Allerheiligen bis Weihnacht (Vortage und Beginn der Julzeit); an der Spitze des Spukes ist der Teufel, als Nachtjäger. Schon Prätorius in seiner Daemonologia Rubinzalii 1662 II erzählt, man höre im Riesengebirge nächtlich oft „Jägerruf, Hornblasen und Geräusch von wilden Thieren", dann heiße es „der Nachtjäger jagt." In Nordwestschlesien erscheint er als Reiter, in den anderen Landestheilen meist zu Fuße.

In den Dörfern um Goldberg, Schönau und Lähn war er „pferdefüßiger Reiter ohne Kopf, auf schnaubendem Rosse mit drei Köpfen, um ihn die unaufhörlich klaffende Meute von zwölf Hunden mit feurigen Zungen", früher alljährlich, „seit der Franzosenzeit seltener" (in Süßenbach). Ein Mann, der spät Nachts von Armeruh nach Süßenbach ging, vernahm plötzlich einen schrecklichen Lärm hinter sich, gellendes Pfeifen, Peitschenknallen, Tuten, Blasen und Gebelle, daß ihm Hören und Sehen verging. So sehr er rannte, holte ihn der Jäger doch ein und er fühlte deutlich, wie ihm ein Pferd seinen Kopf über die eine Schulter legte und das Schnauben der Nüstern. Weiter geschah ihm jedoch nichts.

Bei Peterswalde weiß man von Geistern mit klaffenden Wunden oder den Kopf unterm Arme, die zu Fuß und Roß, umgeben von feuerspeiendem Gethiere, den Berg durchjagen.

Im Eulen- und im eigentlichen Riesengebirge ist er Fußgänger, ein grüner Jäger ohne Kopf, hinter sich eine Koppel klaffender scheckiger Hunde. Das Volk sagt ausdrücklich: „der Nachtjäger ist der Rübezahl."

Die Hunde sind oft nur ganz kleine sogenannte „Pimmerla", die im Zuge leicht zurückbleiben und nicht über Gräben wegkommen. Dann winseln sie erbärmlich und wer ihnen hinüber hilft, erhält vom Nachtjäger einen Thaler. Geht man ihm nicht aus dem Wege, so schießt er auf Einen, und es entsteht eine schwere Entzündung.

Einsame Wanderer hörten auch schon seinen Ruf: „Hast du nicht einen Hasen esehen?"

Ein Bauer war einst so keck, dem in der Luft Vorüberziehenden zuzurufen, er möge für ihn auch ein Wild schießen. Mitternachts darauf fiel ein „Menschenviertel" (nach Andrer Mittheilung ein Hase) durch den Schornstein auf seinen Herd, was, als er die Bescherung vergrub, drei mal wiederkehrte, bis ein Geistlicher ihn befreite. Dies Wild sind auch hier die „Puschweiblan", mit Moos bedeckte Weibchen, auch Holz- oder Rüttelweibchen. Auch hier retten sich die Verfolgten auf dem Stamme eines Baumes, bei dessen Fällen der Bauer „Gôt wâls" gesprochen.

Das Gefolge sind „arme Seelen" unselig Gestorbener. Auch sie retten sich auf Baumstämme, in deren Rinde, während sie fielen, drei Kreuze gehauen worden (Dr. Rudolf Drescher, Globus X, Bd. 1866 S. 240).

(814.) Wenn der wilde Jäger die Riesen im Grindelwald jagt, müssen ihm die Thüren des Melkhauses auf der Scheideck offen stehen, weil die Fahrt hindurch zum Faulhorn führt. So fährt der Zwingherr auf Botenstein im Bezirke Zofingen über den Schwarzenhauser Berg und mitten durch die Scheunentenne des obern Bolihofes im Dorfe Wittwil hindurch. Der Rodensteiner nicht minder nimmt seinen Zug beharrlich durch die Scheune des Bauers Simon Daum (Rochholz, Naturmythen, Lpzg. 1862 S. 24, 25). Der wilde Jäger kam in Gadendorf bei Panker spät Abends durch die große Thüre ins Haus und nahm ein Brot vom Brotschragen herab, worauf er zur Seitenthüre des Hauses wieder hinaus ritt, uud als er draußen den Bauer traf, sagte er ihm: weil ich dies Brot hier bekommen habe, soll's in deinem Hause nie dran fehlen. Das geschah (Müllenhof, Schleswig-Holsteinische Sagen, Nr 497. Aehnliche Durchzüge des wilden Heeres durch Wohn- und Wirthshäuser erwähnt Menzel, Odin S. 272).

So brausen im Berner Oberlande die „Ostfrisen" durch Wald und Alp und Gaden hindurch.

(815.) Im Harz heißt es hie und da, der „wilde Jäger" mache seinen Zug alle sieben Jahre; er komme in einem Windstoße, in welchem man seine Jagdmusik vernehme. In Osterode sagt man: „wenns in der Nacht drei mal) um Hilfe ruft, gehe ja niemand hinaus, denn es ist der Pöpas (der wilde Jäger) (Harzsagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. 197).

(816.) Auf der Straße von Huttwil nach Rorbach erblickt man links neben Rorbach einen steilen Hügel mit geringen Ueberresten einer ehemaligen Burg, jetzt „das Schlößli" genannt. Die ganze Umgegend ist öde und der Wanderer vernimmt nichts als das eintönige Rauschen der Langeten. Einst aber war es laut hier, als der Tyran auf Rorbach mit seinen Dienern tagtäglich hinüber ritt auf den Berg

jenseits seiner Burg zum Schloßherrn auf der Altburg, wo sie miteinander Anschläge machten gegen das Landvolk.

Einst wollten sie die Rorbacher zwingen, ihnen eine Brücke zu bauen über dem Dorfe hin, von einem Berge zum andern, damit sie sich ebenen Weges besuchen können. Das aber erregte einen Aufstand und beide Zwingherren wurden vertrieben. Seither ziehen die Beiden bei jedem heftigen Ungewitter unter Lärmen und Peitschenknall durch die Luft von einem Berge zum andern (Joh. Riser aus Rorbach in Zuberbühlers Sagensammlung).

(817.) In England sagt Einer in Walter Scotts Novelle „Woodstock" (10. Kap.). „Ein oder die andere Art von bösem Geiste war immer um Woodstock her zu finden. Da ist kein Mann und keine Frau in der Stadt, die nicht Geschichten von Erscheinungen im Walde oder um das alte Schloß her gehört hätten. Zuweilen ist es eine Koppel Hunde, die vorbeisausen und das Hussasa der Jäger und Hörnerschall und Pferdegetrappel, das man erst in der Ferne, dann ganz dicht in der Nähe hört, — dann ist es wieder ein einsamer Jäger, der Einen fragt, ob man ihm sagen könne, welchen Weg der Hirsch eingeschlagen." —

Shakespeare in „Die lustigen Weiber von Windson" vierter Akt, vierte Scene, sagt:

> There is an old tale goes, that Herne the hunter,
> Sometime a keeper here in Windsor forest,
> Doth all the winter time, at still midnight,
> Walk round about an oak, with great ragg 'd horns;
> And there he blasts the tree, and takes the cattle,
> And makes milch-kine yield blood, and shakes a chain
> In a most hideous aud dreadful manner.
> You have heard of such a spirit.

Der Name Herne wird wol derselbe sein mit Herla.

(818.) Auf der Nordseite des Solothurnerdorfes Ichertswil stand früher ein Zwingherrenschloß, dessen Besitzer sein Wesen so lange trieb, bis das sich ermannende Landvolk ihn vertrieb und die Burg in Schutt verwandelte.

In dem auf den Trümmern wachsenden Buchenwalde hielten sich später zwölf kleine Jagdhunde auf, die Nachts durch Feld und Wald und Berg und Thal heftig bellend bis zu den menschlichen Wohnungen kamen (Stefan Furrer in Zuberbühlers Sammlung).

(819.) Vor etwas mehr als hundert Jahren hörte man sehr oft in den oberen deutschen Pfarreien des Kantons Freiburg, besonders in Rechthalten, in den Schloßweiden des Herrn von Forel zwischen elf und zwölf Uhr Nachts den Nachtjäger mit vielen Hunden und dem üblichen Geschreie. Antwortete man ihm, so näherte er sich plötzlich und glich dann einem mausgroßen, ungestalteten Wesen, und die Hunde waren Anfangs so groß als ein Manneskopf, dann rund wie Aepfel. Sparte man das Kreuzzeichen, so kam man selten ohne Backenstreiche oder Ausschlag davon.

In einem Maisäß der Pfarre Montbovon, genannt la gîte (das Vorsäß) du Chasseur, hörte man oft, wenn die Jagdzeit begann, des Nachtjägers Hundegebell und Ho, Ha, Ho. Dann mußten die Sennen jene Weide verlassen, sonst blieb nichts an seiner Stelle, und der unholde Waidmann machte, daß die Kühe nur schlechte Milch gaben.

Ein Küherbube, der einst denselben foppen wollte und aus Leibeskräften Ho, Ha, Ho rief, erhielt unversehens einen so heftigen Kolbenstoß auf den Rücken, daß es ganz schwarzbraun aussah. Auch hier heißt es, er sei ein Reicher aus Montbovon gewesen, welcher seine Jagdlust auch an Sonn- und Feiertagen nicht lassen konnte (Kuenlin).

(820.) Im Solothurnischen Leberberge (Jura) kam in Grenchen, wenn es rauh Wetter geben wollte, ein gespenstischer Alter vom Altwasser her, dem Eiholze zu, mager, bleich, mit kreideweißem, langem Barte und hohlen Augen, auf der Achsel ein Zwilchbündel, an dem er schwer und „bärzend" (stöhnend) trug. Am Witibache legte er das Bündel ab, öffnete es und daraus kugelten schwarze Hündchen, jedes auf der Stirne nur ein Aug („Eiauger"), die heulend den Alten umsprangen; zuletzt aus den zwei Endzöpfen des Bündels grüne Jägermännchen. Jetzt wirbelte der Alte in die Luft und fuhr mit dem Zuge auf und davon, mitten drin auf dreibeinigem schwarzem Hengste ein großer grüner Jäger, der „Schwed" (zur Erinnerung an den Einfall Bernhards von Weimar 1637 in den Jura). Der blies ins Horn zur Jagd, die unter „Utä, utä! und Hossässä! wie im Wetter unter dem Heulen der Hunde und dem Hin- und Herrennen der kleinen Jäger ihm nach dem Witi- und dem Moosbache zu, durchs „Leusemoos" und beim Bachtlebade vorbei, zum Galenwege tobte, der dort über den Jura nach Gallien geführt hat. Wer der wilden Jagd, dem Schweden, dem „Bachtelegeschrei" begegnete, blieb nur verschont, wenn er zu einer der drei ob dem Galenwege befindlichen Eichen mit Heiligenbildern flüchten konnte. Der Zug stürmte über den Berg ins jenseitige Thal (Aus dem Leberberg, Gedichte, Sagen und Erzählungen in Solothurner Mundart von Fr. Jos. Schild, II. Bändchen 1866 S. 57).

(821.) Im Entlebuch der Schweiz wird jener übermüthige Spieler, der im Zorne, daß er verloren, seine Waffe gen Himmel zuckte, um Gott zu verwunden, worauf Blut heruntertropfte, als der angesehen, welcher zur Strafe als der Türst Nachts ewig über Berg und Wald hinjagen muß (Mündliche Erzählung).

(822.) Der „Dürst", von dem man im Solothurner Gäu weiß, sei in der Heidenzeit Reichsvogt gewesen und habe beim Chapeller Born gewohnt. Seine Stallungen waren voll Rosse, er hatte hundert Hunde und für jeden eine Hundemagd. Zur Erntezeit ritt er dann mit all diesen Thieren durch die Saaten und rief: „Drei Schritt abweg!" Im Grenchner Schlosse beim Bachteler Bade wohnte seine Geliebte, und noch heute rollt er da krachend als Feuerrad über die Jurawände herab. Seit ihn der Teufel geholt hat, ist er das „Gäuthier" und muß Nachts hoppen „huhu" und damit „Hudelwetter" ankünden (Schweiz. Unterhalt.-Bl. 1848 Nr. 36).

Derselbe Name mit Türst ist zweifelsohne der in Will. Harrison Ainsworths

Roman „die Hexen von Lancashire" erwähnte, die Wanderer in den Gebirgschluchten von Lancashire, wo manche keltische Reste sind, Nachts schreckende „furchtbare, zottige Dämon, Namens Hobthurst" (3. Buch, 4. Kap. Kretzschmars Uebersetzung, Leipzig 1849, 5. Bd. S. 157). Der Name Hob-Thurst ist analog mit dem Begleiter und Herolde der Feen und Elfen, Hob-Goblin (in Shakespears lustigen Weibern von Windsor).

Ob die Ausstattung im 9. Kap. S. 136 des 6. Bd. bei einem Volksspiele: „der Pflug ward von einem in ein Bärenfell gekleideten Manne geführt, der eine Pelzmütze auf dem Kopfe und hinten einen langen Schwanz, gleich dem eines Löwen, herunter baumeln hatte. In dieser zottigen Gestalt, welche den Waldteufel Hobthurst vorstellen sollte —" bloß Fantasie des Novellisten oder wirkliche Sage ist, weiß ich nicht.

(823.) Am Westende des Thunersees steht auf einem Hügel der Strätlingerthurm, von welchem ein Strätlinger (sie kegelten mit goldenen Kugeln) einst seinen Feind, den von Oberhofen, über den See mit einem Pfeile erschoß, und dessen letzter Besitzer, als ihm die Bewohner der Gegend aufsätzig waren, diese durch einen unterirdischen Ausgang und das bekannte Verkehrtaufschlagen der Pferdehufeisen äffte. Dort wollen Viele einen alten Herrn im Jagdkleide und grünem Hute gesehen haben, wie er mit seinem Hunde um die Ringmauer wandelte. In der Tiefe liegen reiche Schätze, deren Schlüssel an einem Holunderstrauche hangen soll.

Einst ging ein Simmenthaler vorbei nach Thun und sah eine alte Frau auf drei Schürzen gelbe und weiße Bohnen sonnen. Er ließ aus Versehen seinen Stock auf einen der Haufen fallen. Da rief ihm die Frau nach: Mano, der Stecken! Er achtete dessen nicht; als er aber zurückkam, waren zwei Schürzen weg, und nur die noch da, auf welcher sein Stock lag, die gelben Bohnen aber Gold, die weißen Silber.

Einer von Zwieselberg, auf einem Hügel gegenüber, suchte Reisig in dem Walde unterhalb des Thurmes, durch welchen der Glütschbach fließt, und fand im Bache eine goldene Kugel. Er that sie in seinen Schienen-Tragkorb (die Hutte) und wollte sie heim nehmen; sie wurde aber Schritt für Schritt schwerer, und endlich so schwer, daß er die Last mit einer Verwünschung auf den Boden schlenderte, wo sie augenbicklich in die Erde versank (P. Schneider in Zuberbühlers handschr. Sagensamml. Münchenbuchsee).

(824.) Eine Viertelstunde etwa vom Berner Dorfe Rüggisberg ist auf einer kleinen Anhöhe ein Wäldchen, das „Galgenhölzli", wo, wie die Eltern und Großeltern dem Unterzeichneten erzählten, vor mehr als hundert Jahren ein Galgen gestanden habe. Dort sehe man, meist wenn die Witterung ändern will, Gestalten von Menschen, aber ohne Köpfe. Eine solche habe sich einst plötzlich in einen Hund verwandelt.

An derselben Stelle etwa sollen einmal Kinder einem Zuge mit Pferden und Wagen begegnet sein. Sie haben, nichts ahnend, anhangen und „reiten" wollen, als der Zug plötzlich vor ihren Augen verschwand. Später erzählten

andere Kinder dasselbe (Mischler in Zuberbühlers handschriftlicher Sagensammlung).

(825.) Zur Zeit als die Allmend noch unvertheilt war und alles Land gemeinsam beweidet wurde, seien über den ebenen jetzt ganz mit Walde bewachsenen Eiberg eine Schaar Jünglinge aus Nieder-Bipp geschlendert. Da habe einer aus ihnen aus Muthwillen geäußert: Das ist ein „tufelsschöns" Plätzli; hätten wir jetzt „tüfelsschöne" Rosse, so könnten wir „tüfelsschön" reiten. Kaum war das ausgesprochen, so standen Pferde vor ihnen, so schön wie man sie schöner nicht hätte wünschen können, und mit Zaum und Sattel, gerade als hätten sie auf die Jünglinge gewartet. Diese besannen sich nicht lange, sie saßen auf, und es waren genau so viel Rosse als Reiter, keines mehr, keines weniger. Nun ging es aber so sausend und schnell auf und davon, daß es über alle Vorstellung ging. Das kam Einem von ihnen unheimlich vor, er besegnete sich und fiel glücklicherweise vom Gaule, d. h. hoch herab ins Gestrüppe, wo er sich tüchtig zerkratzte, während die Anderen sammt ihren Thieren verschwanden, ohne daß man je wieder eine Spur von ihnen fand.

Auf ähnliche Weise setzten sich einmal in Attiswil Jünglinge im Mondscheine auf einen Beinschlitten, der ihnen gemeinsam gehörte, um einen abschüssigen Feldweg hinab zu fahren. Nun habe Einer gerufen: Jetz fahret dem Tüfel zuo! Jetzt fuhr es ab, aber nicht den Rain hinunter, sondern aufwärts in die Luft. Auch hier besegnete sich der Hinterste und stürzte, ohne beschädigt zu werden, zur Erde; die Uebrigen kamen mit dem Schlitten Gott weiß wohin; wenigstens hat nie wieder ein Mensch von ihnen gehört (Jakob Zurlinden in Zuberbühlers handschriftlicher Sagensammlung, Münchenbuchsee).

(826.) Nach einer Iserlohner Sage fährt zu Zeiten (12 Uhr Mittags und Mitternachts) durch den „Königsweg" (den König Witekind von Hohen Syburg aus nach Soest zieht) eine glühende Kutsche, mit sechs Bären bespannt, vom Bamberge aus und verschwindet im Westen der Stadt. Eine Frau, die sich im Königswege befand, hörte einst die Kutsche heranbrausen und konnte nichts mehr als sich aufs Angesicht niederwerfen, worauf das „höllische Fuhrwerk" über sie schadlos hinfuhr (Märkische Sagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. 82).

(827.) Auf dem Moosberge, Gemeinde Aarwangen im Bernischen, hausten in den zwei einander gegenüberstehenden Gebäuden, Schloß genannt, zwei feindliche Brüder, deren Haß so weit ging, daß sie sich einander im gleichen Nu erschossen. Seither hörte man oft einen Knall, wie vom Schusse, hört man sie im Spigwalde jagen oder sieht sie mit ihren weißen Pferden in der großen Kutsche zum Hofe hinein fahren (Aarwangersage in Zuberbühlers Sammlung).

(828.) Vor Zeiten wohnte zu Gerzensee im Bernischen ein steinreicher, aber äußerst habgieriger Bauer. Dieser erfuhr einst von einem Bettelmann, in der nahen Burgruine liege ein großer Schatz auf einem Wagen. Die Deichsel rage einige sagen Nachts vor Ostern, andere in der Fastnacht, unter dumpfem Rollen

und winselnden Tönen klafterlang aus dem Boden und dann könne man den Hort heben. Es bedürfe aber dann unverbrüchlichen Schweigens, und eines Paares schwarzer Ochsen mit noch nie gebrauchtem Geschirre. Auch wachse der Schatz je um eine Kiste Gold, so oft er einen schwarzen Bock schlachte. Der Geizige verschaffte sich und that Alles und in der bestimmten Nacht begab er sich mit einem Schatzgräber an Ort und Stelle, wo Schlag zwölf Uhr die Deichsel unter den angeführten Tönen hervorschoß. Die Thiere wurden vorgespannt und angetrieben. Es ging schwer, Ruck um Ruck und endlich kamen bereits die Vorderräder zum Vorschein, als der Bauer sich nicht mehr enthalten konnte zu rufen: es geht, es geht! Urplötzlich versank mit Krachen der Wagen in die Tiefe zurück, die Zugthiere mit sich reißend. Der Bauer blieb sinnlos und ist nie wieder erwacht.

In jener Nacht aber hörte man Mitternachts Peitschenknallen, Rufen und Poltern. (Beinahe ganz gleich die zwei Seminarzöglinge, Nikl. Junker und Alb. Gaßmann, Münchenbuchsee 1850. In Zuberbühlers Sammlung).

(829 Einst schritt an einem Feiertage nach eingebrochener Nacht ein Klosterherr zu Neustadt von Rothenfels am Maine her seinem Kloster zu. Plötzlich vernahm er von Würzburg her lustigen Hörnerschall näher kommend und über den Strom her nahte ein glänzender Zug, voraus reitende Jäger mit klingenden Hörnern, dann stattliche Geistliche und Ritter hoch zu Rosse, den Jagdspeer in der Faust, hierauf Karossen mit schönen Frauen und schließlich ein großer Troß mit Jagdgeräthen und Bracken an der Leine. Der Jagdzug schwebte, ohne Boden oder Wasser zu berühren, an dem Staunenden vorüber und verlor sich im großen Klosterwalde.

So sah er es ein Jahr später an demselben Tage wieder, und vernahm, eine Jagdgesellschaft aus Würzburg habe in früherer Zeit sich selbst am Feiertage das Waidvergnügen nicht versagen können, und übe nun nach dem Tode die Geisterjagd im Neustadter Forste fort (Herrlein, die Sagen des Spessarts).

(830.) In Lustenau erzählt man: Unbekannte Zauberer hielten einst mit dem Girenwagen vor einem Bauerhause. Im Stalle war ein Büblein mit einem weißen Käppchen. Die Unholde hatten auf ihrem Wagen ein gleich großes Bübchen mit einem rothen Käppchen. Die Zwei fingen an mit einander zu spielen und während des Spielens vertauschten sie ihre Käppchen. Als der Girenwagen mit dem wilden Volke aufbrach, nahmen sie das Bübchen mit dem rothen Käpplein, in der Meinung, es sei das ihrige (Vernaleken).

(831.) Wenn am Himmel sich Wolken aufthürmen und Gott das Land wässern will, so fahren aus den Trümmern der Burg Reifenstein (Basel, Land, Schweiz) hoch zum Sternenzelt Fräulein und Ritter in feurigen sechsspännigen Wagen. Da glänzt und glitzert und funkelt Alles wie Edelgestein. Aber sie ziehen nicht in die Gefilde des Himmels. Eine Zeitlang fahren sie um das unbegrenzte Himmelsgewölbe und kehren dann wieder in die Burgruine zurück (Lenggenhager, Schlösser und Burgen in Baselland, Liestal 1848 S. 203).

(832.) Im „Feengarten“, einer Masse unbehauener Felsstücke beim Cromlech auf dem Langenberg im Breuschthale, erscheint zuweilen Nachts eine Schaar

weißgekleideter Jungfrauen, Feen, die einen Reigen tanzen. Manchmal kommt vom entgegengesetzten Berge ein Wagen mit feurigen Rossen durch die Luft und allsobald verschwinden die Jungfrauen. Eine von ihnen steige ins Thal hinab, in der Kirche von Haslach zu beten. Sobald sie ihren Weg zum Berge wieder antritt, verschwindet der Wagen bei ihrem Anblicke, der indessen den Ort im Kreise umfahren hatte, und die weißen Jungfrauen erscheinen wieder (A. Stöber, d. S. d. E).

(833.) Wer sich in gewissen Nächten (glaubte man in meiner Kinderzeit im Sarganserland und erzählte damals mein Vater) an Kreuzwegen, „wo Brut und Bohr“ (Braut und Bahre) vorbei müssen, hinstellte, konnte die Musik des sogenannten Nachtvolkes hören und lernen. Er darf jedoch keinen Laut von sich geben, komme da was will. Einst wagte das Einer und sah die seltsamsten Gestalten, auch Vater, Mutter und Geschwister vorbeiziehen. Hinten nach wankte ein alter lahmer Geiger und rief, als er beim Lauscher anlangte: „Euw überchummi schu noh“ (euch bekomme ich schon noch). Da platzte der Zuschauer mit den unbedachten Worten heraus: „a Drägg überchunscht“ (einen Dr. bekommst du), erhielt aber Ohrfeigen von des Alten Geige und Alles verschwand.

Ganz so hörten zu Soden im Aschaffthale des Spessarts Schatzgrabende, die sich Mitternachts auf eine angegebene Stelle begeben, dort gegraben und bereits geglaubt hatten, auf eine Truhe zu stoßen, plötzlich Hufschläge und sahen einen Reitertrupp auf sich zusprengen. Sie schwiegen bis hinten nach noch Einer geritten kam, aber auf einem Besen, ein altes schlotterndes Männlein und sie um den Weg fragte, den die Reitenden eingeschlagen; sie gaben keine Antwort, worauf das Männlein sie schimpfte und ebenfalls rief: „die Reiter hol' ich doch ein.“ Nun konnte sich Einer der Schatzgräber nicht enthalten hellauf zu lachen und (etwas feiner als der unsrige) zu rufen: „Ja, blasen.“ Klatsch, hatte er eine ungeheure Ohrfeige, und Schatz und Alles war verschwunden. Der Berg wo dies geschah, heißt noch „der Teufelsritt“ (Herrlein, Sagen des Spessarts).

(834.) Der Geiger Hans Jöri (Hans Georg, er war Großvater meiner Großmutter) sollte einst im Lichtensteinischen aufspielen und kam spät Abends über den Rhein. Unterhalb Balzers, es dunkelte tief, wurde er von artig gekleideten Leuten von der Straße abseits gerufen und traf eine glänzende Gesellschaft, welcher er spielen mußte. Auf seinem Tische stand auserlesenes Essen und Trinken, wo ihm jedoch ein Herr bedeutete, auf nichts zu achten, sich nicht stören zu lassen und namentlich nichts beim Trinken auszusprechen. Hans Jöri spielte auf und ließ sichs schmecken. Es wurde toll und bunt getanzt vor ihm, sein Trinken fehlte nie, auch bekümmerte sich kein Mensch weiter um ihn, so daß ihn am Ende langweilte und er, warm werdend, bei einem Trunke vor sich hin murmelte: „Gsundheit, Hans! Gseg' der's Gott, Hans! Fürchts der nüt, so geschieht der nüt!“ Kaum dieses über die Lippen, war alles vor seinen Augen verschwunden. Es ging gegen Morgen und Geiger Hans Jöri fand sich — auf dem Vaduzer Galgen sitzend, statt des silbernen Bechers einen Kuhhuf in der Hand (Erzählte mein Vater)*).

*) Vergl. oben Nr. 613 und 614.

(835.) Die Brüder Ruedo aus der Pfarre Rechthalten im Kanton Freiburg kehrten einst benebelt aus Ueberstorf heim. Auf der Almend von Brünisried hörten sie in merklicher Entfernung eine Nachtmusik wie von Geigen und Pfeifen; Peter, der ältere, jauchzte und tanzte, Christen, der jüngere, fürchtete sich und schalt Petern wegen seines Leichtsinnes. Die Musik flog rauschend über ihre Köpfe, aber ohne daß sie Spielleute oder sonst irgend was gesehen hatten (Kuenlin).

(836.) Auf dem isolirten Hügel „Thiergget“ (Thiergarten?) unterhalb Mels, wo zuweilen das ehemalige Landgericht sich versammelte, bildeten sich früher an schönen Abenden geisterhafte Zirkel und hörte man eine geheimnißvolle Musik, so daß der Horcher den Weg verlor (Sarganser- und Melsersage).

(Vergl. Grimm's Sagen 171, 172, 277, 278, 308—312.)

Die Nachtfrau und ihr Gefolge.

Dem männlichen Prinzip in der Welt des Seins, als dem Himmel, stand auch bei den alten Deutschen das weibliche als Erde gegenüber. Die Erde, die Quelle aller Fruchtbarkeit, war ihnen die Mutter aller Wesen; ihrem Schoose entsprang, was lebte und webte. Bei der Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit ihres Wesens haben sich, wie aus dem Himmel mehrere Götter, aus ihr mehrere Göttinnen entwickelt. Simrock, dem wir uns hier aus voller Ueberzeugung anschließen, und im Wesentlichen auch der Sammler unserer Sagen, nehmen an, daß die spätere Göttin der Unterwelt, Hel, (goth. Halja, althochd. Hellia, mittelhochd. Helle, neuhochd. Hölle, von hilan, verhehlen), die „verborgen wirkende Mutter alles Lebens“, die Quelle sei, aus welcher alle weiblichen Gottheiten der Deutschen entsprungen sind. Wie Alles aus ihr hervorgegangen, so muß auch Alles zu ihr, der gemeinsamen Mutter, zurückkehren; daher sie, wie die Göttin des Lebens, so auch die des Todes, im wohlthätigen wie im schreckenden Sinne, ist, aber mit der Zeit, als die verschiedenen Seiten ihres Wesens auseinander fielen, unter ihrem ältesten Namen nur die letztgenannte Seite, als Herrin der furchtbaren Unterwelt, bewahrte, so daß die jüngere Edda von ihr die schauerlich-prächtige Schilderung machen konnte: Ihr Saal heißt Elend, Hunger ihre Schüssel, Gier ihr Messer, Träg ihr Knecht, Langsam ihre Magd, Einsturz ihre Schwelle, ihr Bette Kümmerniß und ihr Vorhang dräuendes Unheil. Sie wurde in dieser ihrer Metamorphose halb schwarz, halb menschenfarbig gedacht, was wol die beiden ursprünglichen Seiten ihres Wesens, die freundliche und die schreckliche, oder

die Herschaft über Leben und Tod, über Belohnung und Strafe, bedeutet. Diese Doppelfarbe tragen auch häufig in der Sage verwünschte Jungfrauen, und beinahe regelmäßig eine der drei Spinnerinnen oder Nornen (oben Nr. 577). Zu den Vervielfältigungen Hel's gehören auch die „neun Mütter" Heimdals, d. h. die neun Welten des Nordens, als Mütter des jungen Sonnengottes.

Hel ist also die Göttermutter, und zwar ohne Zweifel Jene, welche nach Tacitus (Germ. 45) die suebischen Aestyer an der Ostsee verehrten und als deren Symbol sie Eberbilder (Formas aprorum) trugen, durch welche sie sich im Kampfe gesichert glaubten (die Namen „Helm" und „Held" sind daher offenbar mit Hel verwandt), indem sie damit den Feind zu schrecken meinten. Von anderen suebischen Stämmen weiß Tacitus (Germ. 40), daß sie die „Mutter Erde", und zwar unter dem Namen Nerthus verehrten (welcher Name bekanntlich in Folge falscher Schreibweise in des Beatus Rhenanus Ausgabe der Germania von 1533 bis in die neueste Zeit und bei Unkundigen noch jetzt mit dem in keiner Quelle vorfindlichen Hertha vertauscht wurde und wird). Auf einer Insel des Weltmeers*) wurde der Nerthus verhüllter Wagen in einem heiligen Hain verwahrt und bei ihrer angeblichen Gegenwart von Rindern im ganzen Gebiete ihrer Verehrung herum gezogen, wo dann Freude und Friede herrschten. Dann wurden Wagen und Verhüllung und wie das Volk glaubte auch die Göttin selbst im heiligen See gebadet, die dabei Dienenden aber ertränkt, d. h. ihr geopfert.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß jene „Göttermutter" und diese „Mutter Erde" zusammenfallen. Auch der Gott Freyr, dem der Eber heilig war (oben S. 65), zog im Frühling auf einem Wagen durch das Land, und seine Schwester Freyja irrte umher, um ihren Gatten zu suchen (Gylfaginning 35). Beider Vater hieß Njördhr, welcher Name einer mit Nerthus ist und daher wahrscheinlich (wie Freyr und Freyja) ursprünglich ein Geschwisterpaar bezeichnete, das aber unter sich vermählt war und jene ähnlich heißenden Kinder zeugte. (Tacitus nennt den Gatten, die Edda die Gattin nicht; aber Loki wirft dem Njördhr, Oegisdrecka 36, vor, mit der

*) Nach Maack (Germania IV. Bd.) der früher vom Festlande losgerissene und mit Fehmern verbundene nordöstliche Theil von Holstein (um den See von Siggen).

eigenen Schwester den Freyr erzeugt zu haben.) Der Name der Nerthus ist auch erhalten in Jördh, der Gattin Odins und Mutter Thors, welche aber eine spätere Fiction ist, weil Thor ursprünglich nicht Odins Sohn, sondern ein älterer Gott war. Unter den Asinen galt Frigg als Odins Gattin; sie war also die neue Erdgöttin, auf welche die wichtigste von Hels Eigenschaften übergegangen. Mit Recht halten Simrock (d. M. S. 326 ff.) und Henne (der Sammler der Sagen), Grimm gegenüber, daran fest, daß Frigg und Freyja ursprünglich ebenso Eines sind, wie Odin und Freyja's Gatte Odhur, daher auch die Oberpfälzer Sage von Woud (Wodan) und Freid ganz dasselbe erzählt, was die skandinavische Sage von Odhur und Freyja, und nach der Edda die Gefallenen zwischen Odin und Freyja getheilt werden. Auch ist Letztere die Hebe der Asen, was nach germanischen Begriffen nur die Hausfrau sein kann. Die Langobarden (Paulus Diakonus) nannten die Gattin „Gwodans", „Frea". Frigg und Freyja sind also die spätere Spaltung einer Person (auch Saxo verwechselte sie); die ernstere und die heiterere Seite der Erdgöttin sind in beiden auseinander gehalten.

Ein Beiname Freyja's in der Edda heißt Gefn, was später zu dem Namen einer besonderen Göttin Gefion wurde, welche wie Hel die Seelen der Verstorbenen aufnahm, wie Nerthus mit Ochsen fuhr, mit diesen Land vom Festlande als Insel (Seeland) abpflügte (Gylfaginning 1), und welcher wie der Freyja buhlerische Vergehen nachgesagt wurden.

Weitere Vervielfältigungen der Göttermutter und Erdgöttin Hel sind die Nornen und die Walküren, bei welchen ihre Kennzeichen sich stets wiederholen, welche aber zugleich diejenigen von Mondgöttinnen angenommen haben. Unter den Namen der Walküren erscheint stets Hilde, was augenscheinlich auf Hel zurückführt, und zwar um so mehr, als in manchen Volkssagen Held eine verwünschte Jungfrau heißt (ostschweizerisch heißt die Hölle „Held", mittelschweizerisch „Hell"). Die Walküre Hilde hat in Vielem auffallende Züge Freyja's (Simrock a. a. O. S. 348 f.), und unter ihrem späteren Namen Brynhild, solche Frigg's (siehe in der Edda: Sigrdrifumal 4 und Helreidh 8, verglichen mit der Einleitung zu Grimnismal; beide, Frigg und Brynhild, sind dort Beschützerinnen eines Agnar). Brynhilds göttlicher Charakter erhellt auch daraus, daß im Mittel-

hochdeutschen und in den Niederlanden die Milchstraße **Vronelden-straet** (Frau Hilden- oder Brunhildenstraße) heißt. Ebendort heißt eine mythische Persönlichkeit, welche das Spinnen begünstigt, Verelde, in Niedersachsen Ver Hellen, in Schleswig-Holstein Ver Wellen, alles Variationen von „Frau Hilde“. Aus diesem Namen machte nach Grimm der mittelalterliche Verfasser des lateinischen Gedichtes Reinardus eine **Pharaildis**, **Farahild**, wie nach seinem Berichte*) **Herodias** seit ihrem Tode hieß, d. h. eigentlich Salome, Tochter des Herodes und der Herodias, die Urheberin der Enthauptung Johannes des Täufers, welche der Aberglaube des Mittelalters an die Spitze des wilden Heers stellte, bisweilen auch die antike **Diana**. Da letztere die ausgesprochenste Mondgöttin ist, so erhellt, daß wir es hier mit einer Anzahl verschiedenartig scheinender und doch zusammengehörender Personifikationen zu thun haben. Die gespenstisch wandelnden Frauengestalten sind alle die weiblichen Ergänzungen zum höchsten Gotte, welcher **Himmels-**, **Sonnen-** und **Tagesgott** ist.

Dem Himmel steht gegenüber die Erde,
„ Tag „ „ „ Nacht,
„ Sonnengott „ „ „ Mondgöttin.

Die nächtliche Göttin wechselt daher in ihren Bezügen auf **Erde**, **Nacht** und **Mond**.

Man fabelte, daß der dritte Theil der Menschen der Nachtfrau gehöre, ohne Zweifel, weil in der Regel der dritte Theil der Zeit (8 Stunden) dem Schlafe gewidmet ist (wie der Freyja die Hälfte, weil Tag und Nacht im Ganzen gleich vertheilt sind) und daß dieser Theil der Menschheit, was offenbar auf die fantastischen Situationen der **Träume** hindeutet, die Nacht mit ihr auf Bäumen zubringe. Beinahe das Nämliche wurde in Frankreich von der Dame Habonde (lat. Domina Abundia) gesagt, einem Dämon, der Nachts in die Häuser und Keller einfalle und von Allem zehre, was zu finden ist, ohne daß es deshalb abnehme, an welchem gespenstigen Treiben der dritte Theil aller Menschenkinder theilnehme (Bischof Wilhelm von Auvergne und der Roman von der Rose). Denselben Namen (Abundantia) hat die Asin **Fulla**; sollte das Ganze eine mißverstandene

*) Schon vor ihm (1139—1164) wird sie genannt von Burchard von Worms († 1024), und noch früher vom Bischof Ratherius zu Verona († 974).

Auslegung vom Begriffe des vollen Mondes sein (Simrock d. M. S. 353)? — Auf diese nächtlichen Gestalten und Fahrten bezieht sich, was (in Laßbergs Liedersaal III. S. 10) eine leichtfertige Frau sagt, welche außer dem Hause ihren Buhlen besuchen möchte:

Ich muß uz farn
mit der nacht frawen,
da muß ich beschawen
baidi not und arbeit.

Ganz dasselbe nun, was von Farahild und Abundia im Mittelalter geglaubt wurde, nämlich geheimnißvolles nächtliches Umherziehen, berichtet die deutsche Volkssage verschiedener Gegenden von der Frau Holle oder Holda, auch Hulda, welche Namen an Hel und Hilde erinnern und offenbar dasselbe sind.

Hulda ist eine freundliche Göttin in der Volkssage und bedeutet „Frau“, wie Holde, Helden „Männer“ bedeutete. In Burchard von Worms Sammlung der Dekrete (Köln 1548) steht die Frage: Credidisti ut aliqua femina sit, quae hoc facere possit, quod quaedam a diabolo deceptae se affirmant necessario et ex praecepto facere debere, i. e. cum daemonum turba in similitudinem mulierum transformata, quam vulgaris stultitia Holdam vocat, certis noctibus equitare debere super quasdam bestias, et in eorum se consortio annumeratam esse.“ Sie ist den guten Menschen geneigt und fast in ganz Norddeutschland bekannt. Schneit es, so macht sie ihr Bett, daß die Federn fliegen (die Erde im Winter). Zur Mittagsstunde sieht man sie als schöne weiße Frau in See und Brunnen baden und verschwinden. Ihr nachgehend kann man in ihre Wohnung gelangen. Sie fährt auf einem Wagen; aber (als Mond) auch schreckhaft durch die Lüfte mit dem wütenden Heere. Hexen sind ihre Gesellschaft, und „Hollefahren“ heißt in Oberhessen Hexenfahrt. Dann ist sie langnasig, großzahnig, alt, strupphaarig. Man schreckt Kinder mit ihr. Ein Unordentlicher, Ungekämmter „ist mit der Holle gefahren“.

Holla ist als Mondgöttin Spinnerin und liebt Flachs und Hanf und Arbeit. Fleißigen Dirnen schenkt sie Spindeln und spinnt ihnen Nachts die Spule voll. Faulen brennt sie den Rocken an oder beschmutzt ihn. Kehrt sie um Weihnachten ins Land, so

werden alle Rocken reichlich angelegt und für sie stehen gelassen; kehrt sie Fastnachts heim, muß alles abgesponnen sein und man versteckt die Rocken vor ihr. Trifft sie alles wie sichs gebührt, so segnet sie. Wenn Fastnachts gesponnen wird, mißräth der Flachs; die Spinnräder werden daher versteckt. Den „Samstag der Hulla" wird auf der Rhön keine ländliche Arbeit verrichtet, wie im Norden von Jultag bis Neujahr weder Rad noch Winde sich drehte.

Diese häusliche Idee ging auch über auf Odins Gattin Frigg. Orions Gürtel hieß „Friggs Rocken", wie später „Mariensrocken".

Norwegen und Schweden kannten eine Berg- und Waldfrau Hulla, Huldra, die sie (es ist der wechselnde Mond) bald jung und schön, bald alt und finster dachten. Im blauen Kleid und weißen Schleier naht sie sich den Weideplätzen und den Tänzen, an denen sie theilnimmt; sie hat indessen einen Schweif, den sie sorgsam zu verbergen sucht. Nach Einigen ist sie vorne schön, hinten häßlich. Sie liebt Musik und Gesang; ihr Lied aber ist schwermütig und heißt „Huldreslaat". In den Wäldern ist sie grau gekleidet, alt, an der Spitze ihrer Heerde, den Melkeimer in der Hand. Sie soll den Menschen ungetaufte Kinder forttragen. Oft erscheint sie als Herrin der Berggeister, des „Huldenvolkes" (auf Island „Huldufolk, Huldumenn").

Im Oberinnthale heißt die Königin der Saligenfräulein Hulda (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. S. 343. 354. Alpenburg S. 3).

Luther übersetzte die hebräische Prophetin Chuledda oder Chulda mit Hulda.

Wie Frau Holle bis ins Voigtland, über die Rhön hinaus im nördlichen Franken, in der Wetterau bis zum Westerwald und aus Thüringen in das angrenzende Niedersachsen und dann in den höchsten Norden reicht, aber in Friesland, Nordsachsen, Schwaben, Baiern, Oesterreich und der Schweiz unbekannt ist (Grimm), so kennen diese Länder die Berchta (in Thüringen und Franken beide Namen). Daß sie jedoch auch das Volk als ein und dasselbe Wesen ansieht, zeigt der Doppelname Hilde-Berta, entstellt „wilde Berta", und Brech-Höldere, womit man in Schwaben unartige Kinder schreckt und sich darunter ein alt häßlich Weib denkt (Meier und Grimm).

Auch sie hält ihren Umgang in den zwölf Nächten zwischen Weih-

nachten und Dreikönigen, wo ihr Tag gefeiert wird (in Luzern, Zürich, Aargau ist der 2. Januar oder, falls Neujahr Samstags ist, der 3. der „Berchtelis-, Bergelistag, urkundlich St. Berchtentag", und wurde früher von den Zünften mit einem Essen, vom Volke mit Lärm, Schellen, wilder Musik („Berzelen") gefeiert. Im Elsaß liefen Knaben und Handwerksgesellen zur Weihnachtszeit von Haus zu Haus („Bechten"), und im Salzburgischen 100—200 Burschen („Berchten") bei hellem Tage verkleidet und mit Peitschen und Kuhglocken umher, so auch im Pinzgau, im Gasteinthale durchs ganze Thal („Berchtenlaufen, Prechtenspringen"). Auch sie führt die Aufsicht über das Spinnen. Dem Mädchen, das den letzten Tag im Jahre seinen Rocken nicht abspinnt, heißt es im Saalfeldischen, beschmutzt ihn das zottige Ungeheuer „Bergda". An ihrem Feste ist die althergebrachte Speise Brei und Fische, Fastenspeise. In Saalfeld beschloß man den letzten Jahrestag mit Knödel und Häringen. Fehlte man dagegen, so „schnitt einem Berchta den Leib auf, füllte ihn mit Häckerling und nähte ihn mit einer Pflugschar mittels eiserner Kelle zu"*).

In Italien wurde Berchta aus Epiphania zur Fee Befana, einer Tänzerin, womit man Kinder schreckt. Sie ist die Berekynthia, deren Bildsäule in Autun Gregor von Tours (de gloria confessorum), wie ihres Wagens erwähnt, der pro salvatione agrorum et vinearum mit dem Bilde durch Ochsen herumgeführt wurde, vor ihr her Musik und Gesang. Ja es deutet darauf schon die Weberin Arachne bei Ovid (Met. VI,5).

In Eschenloh bei Partenkirch in Oberbaiern gingen Weiber,

---

*) Im Voigtlande thut dasselbe „die Werre", die Reinesius (geb. 1587 und † 1667) schildert: „Furibundam, silvescente coma, facie lurida, cetero habitu terribilem, cum comitatu Maenadum Werram" (wilde Jagd). Witte sagt um 1500: „Nam in hodiernum diem domini nativitatem et epiphaniam dicere solent Browe Here Blughet"; („Schweig, oder die eiserne Bertha kommt", schreckte man Kinder) und Vintler i. J. 1411: „Precht mit der langen Nas". An Epiphaniä buk man fette Kuchen, den Leib zu schmieren, „damit Frau Berche Messer abglitsche" (Schmeller 1,194), oder: „nach Wihenacht am zwelften Tage, nach dem heilgen ebenwihe (worin Grimm irrig was andres sah als epiphania), do man ezzen solt ze Nahte, do sprach er zem Gesinde und zuo sin selbes Kinde: ezzet hiute fast durch min Bete, daz iuch diu Stempe niht entrete."

(Stampe ist in Tirol allgemeiner Name der Berchta, und werden von ihr unter diesem Namen dieselben Züge erzählt.)

„Berchten", meist drei, in alten Mannskleidern und vermummt (eine am Gürtel eine Kette, eine mit der Ofengabel, eine mit dem Besen), in die Häuser, wo sie lärmten und dann Birnen, Brot und Nudeln bekamen. Zu Holzberndorf in Mittelfranken stellten sonst junge Leute die „Eisenberta" (andernorts eiserne Berta, Isanberchta) in einer Kuhhaut mit Hörnern vor, Aepfel, Birnen, Nüsse und eine Ruthe tragend und von Haus zu Hause die Kinder lohnend oder strafend (Panzer).

Wie unterm Namen Hulda und Werra, ist sie Nachts in Begleitung, und zwar der Heimchen, kleiner Kinderwesen (nach manchen Sagen: ungeborener Kinder, weil die Kinder vom Himmel, von den Sternen gesandt sind).

Martin von Amberg im 14. Jahrhundert nennt sie Percht mit der eisnen Nas, und meldet, die Leute lassen ihr in der Perchtnacht Essen und Trinken stehen.

Im alten Frankreich sah man ob dem Portal mehrerer Kirchen eine gekrönte Königin, den einen Fuß platt wie ein Gansfuß, la Reine pédauque. Daraus machte man Karls des Gr. Mutter la reine Berte au grand pié, „Berhte mit dem Fuoze", wie man die „Spinnerin Berta" in der Burgunder Königin des 10. Jahrh. suchte. Auch in Italien redet man von tempo ave Berta filava. Der Plattfuß ist nicht nur jener bei den „drei spinnenden Basen" und der „tretenden Stampe" (im fränkischen Nordgaue ganz gleich „die Trampe", trampen heißt stampfen), sondern ächt antik der Schwanenfuß der Leda, und sie die „Schwanenjungfrau" (Suane-Hilde).*)

Der Name Holla's lebt auch noch in dem beim Volke beliebten Hollunderstrauche, schweiz. Holder (altd. Hollun-tra, Hollenbaum), dessen Zweige in vielen Gegenden am Frohnleichnamstage auf alle Straßen und Plätze der Dörfer und Städte gestreut und dessen Blüten und Beeren medizinisch und letztere auch als eine Lieblingsspeise gebraucht werden. Falsch ist die Ableitung von „hohl"; denn ebenso ist der Name des sogar abergläubisch verehrten Wachholderstrauches (Juniperus), schweiz. Reckholder, dessen Beeren in der Sage die Pest abwenden und dessen Holz in jedem Hause als Wohlgeruch verbrannt wird, wol nichts als der Volksname Brechholdera (Berchta-Holda).

*) Die hl. Bertha avennacensis im Bisthum Rheims leitete mit ihrem Rocken einen entfernten Brunnen in ihr Kloster (Acta S. S. Maji p. 114b).

In Werdenberg glaubte man, das Verbrennen von Hollunderholze bringe einem Hause Unheil.

In Thüringen geht dem wilden oder wütenden Heere der Frau Holle ein alter Mann mit weißem Stabe voran, um die Begegnenden zu warnen und den Weg rein zu halten. Er führt den Namen des getreuen Eckhart und erinnert an den antiken Hermes, als Führer der Verstorbenen in die Unterwelt. In der Lausitz nimmt seine Stelle bei Berchta der „Knecht Ruprecht“ ein. Derselbe heißt als umgehendes Schreckbild für Kinder auch Klaubauf oder Bärtel.*) Berchtold (Masculinum von Berchta) heißt der wilde Jäger in Schwaben; er ist weiß gekleidet und hat ein weißes Pferd und weiße Hunde. Eckhart ist aber in Thüringen auch der Wächter vor dem Berge der Frau Venus, welche daher mit Hulda zusammenfällt, wie dies auch der Letzteren Identität mit Freyja bezeugt, die im Norden dieselbe Stelle einnimmt wie Aphrodite im Süden.

Der Berg der Frau Venus ist der Hörselberg bei Eisenach, in welchem sie, nun wieder gleich Hel in ihrer letzten Bedeutung, aber in freundlicherer, ja verführerischer Weise, eine Unterwelt beherrscht, wie Proserpina, und irrende Ritter zu sich lockt, wie den vielbesungenen Tannhäuser, der so wenig erlöst wird, als der dürre Stab wieder Blüten trägt. Aehnliches verlautet vom Ursel- oder Urschelberge in Schwaben. In der Schweiz heißt im Liede vom „Tannhuser“ Venus „Frau Vrene“, woraus eine „heilige Verena“ entstand.**) Ohne Zweifel hängen „Vrene-Hilde“ oder „-Held“, „Vronelde“, „Brunhild“ zusammen.

Berchta (althochd. Perahta, die Glänzende) ist auch der Name der „weißen Frau“, welche in deutschen Schlössern spukt, aber, gleich den unzähligen verwünschten weißen Frauen in Ruinen, Höhlen und unterirdischen Gemächern, mythisch und eine der vielen Variationen der Erdgöttin ist. Auffallend gemahnen aber alle diese mythi-

*) Hollepeter ist als Kobold im Gefolge der umziehenden Holda bekannt (Schmeller Bair. W. B. II. 174), und derselbe mit dem nordfränkischen Hullepöpel (Popele) und Hullebetz (Holle-Berchtold). In der Gegend Danzigs sagt man Peter Holl, Petroll, sogar Patroll. Dahin gehört Peter, Peterli als Teufelsname (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 193 ff.).

**) Vergl. über diese die Sagen bei Kohlrusch und Rochholz.

schen Züge unseres Nordens an die südliche, antike Sage von der Göttermutter Rheia oder Kybele, und ihren Begleiter Attis oder Pappos (Diod. III. 58. 59).

Tacitus nannte die deutsche Erdgöttin, die wir unter den Namen Hel, Jördh, Frigg, Freyja, Hilde, Holle und Berchta kennen gelernt, außer Nerthus auch Isis, indem er (Germ. 9) berichtete, daß ein Theil der Sueven ihr opfere, und daß das Sinnbild ihres Dienstes ein Schiff sei, was, wie er meinte, auf ferne Herkunft deute. Dieses Schiff ist aber ureinheimisch; denn man kennt in verschiedenen Gegenden Deutschlands feierliche Umzüge mit Schiffen (auf Rädern), und abwechselnd auch solche mit Pflügen und Wagen; ja der Wagen der Nerthus mußte ebenfalls, wie Simrock richtig vermutet, zugleich ein Schiff sein, wenn er von der Insel auf das Festland gelangen sollte.*) Alle diese Fahrzeuge sind Sonnen- und Mondbilder, wie wir oben gezeigt haben (s. Simrock d. M. S. 354 ff.), und hängen mit den Fahrten Hulda's und Berchta's zusammen.

Dies ist ohne Zweifel auch der Fall mit einer weitern in diesen Kreis gehörenden Gestalt. Im 15. Jahrhundert erzählt Gobelinus Persona, daß nach sächsischem Glauben „Frau Hera" (ob mit der griechischen Hera verwandt?) in den Zwölften durch die Luft fliege und reiche zeitliche Güter verleihe. Sie heiße auch (wol als Diminutiv) Herka oder Harke, Fru Harke, auch Fru Harse, Harsen, Arke, und dieser Name ist in der Mittelmark bis zum Harz der Name der in den Zwölften umziehenden Göttin. Eine angelsächsische Segensformel lautet: Erce eordhan modor. Berge unter dem Namen Herkenstein und Harkenstein gibt es an mehreren Orten, in denen nach der Sage Herka mit den „Unterirdischen" (Zwergen) und ihren aus wilden Thieren bestehenden Herden haust. Auch sie bedrohte faule Spinnerinnen und sorgte außerdem für Flachs, Getreide und Gemüse.

Herka oder Helka heißt in der Heldensage Etzels Gattin, und hat in der Dietrichssage eine Schwester Bertha. Sollte der Name wol ursprünglich derselbe und nur der Anfangsbuchstabe verändert

*) Solche Wagenschiffe haben sich in der Fastnacht erhalten; doch scheint es uns gewagt, wenn Simrock den italienischen Namen Carneval, der doch offenbar von carne vale! (Fleisch lebe wohl!) kommt, von car naval (Schiffswagen) ableiten will.

sein? Damit hängt offenbar auch zusammen, daß mittelhochdeutsche Dichter das Schicksal als „Frau Sälde" personificiren, und daß in Tirol die Sage geht, Frau Selga (hier spielt der Begriff „selig"), „eine Schwester der Frau Venus", ziehe zu Fronfasten Nachts mit gespenstigem Volke herum und bestimme bei einem Feuer, wer nächstes Jahr sterben müsse, kenne auch aller Menschen Verhältnisse und die Orte, wo edles Metall liege.*) Die Fru Gode, Fru Gaue, von welcher in Mecklenburg und Brandenburg gefabelt wird, hat Grimm richtig als Fro (d. h. Herr) Wodan (der auch Gode heißt), enträthselt, und es ist damit also kein weibliches Wesen gemeint. In Niedersachsen heißt die Umziehende (nach Kuhn) Fru Freke (Frigg oder Diminutiv von Frea, Freia), in der wendischen Mark „die Murraue". Bei den vicentinischen und veronesischen Deutschen fahren vereint der wilde Mann und die Waldfrau, zu welcher Zeit weder Jäger noch Hirt sich hinauswagt. Die ebenfalls in diesen Kreis gehörenden Namen Nehalennia (keltische Göttin) und Ostara (wovon „Ostern") sind zu wenig aufgeklärt, um besprochen zu werden (Vergl. Grimm's und Simrock's deutsche Mythol.). Hinsichtlich der Verbindung unserer Erdgöttin mit der heiligen Gertrud und Ursula verweisen wir auf Simrock (D. M. S. 358) und auf die nächstfolgenden Sagen.

Lokale Variationen Hulda's und Berchta's sind endlich in der Schweiz die Sträggele und das Posterli. Erstere ist eine menschenfressende Riesin, mit der man den Kindern und unfleißigen Spinnerinnen droht. Der Name kommt wol vom italienischen Strega, Hexe; denn die Hexen wurden in ihren scheußlichen Processen mit all' den erwähnten „Nachtfrauen" in Verbindung gebracht. Das Posterli ist eine zur Karikirung gewordene Wendung unseres Sagenkreises. Am Donnerstag in der vorletzten Woche vor Weihnachten versammeln sich die jungen Männer jeder Pfarrei und berathen einen Auszug in eine benachbarte Gemeinde. Dann ertönt ein ohrenzerreißendes Getöse von Kuh- und Ziegenglocken, Kesseln und Pfannen, Blechplatten und Hörnern, und man zieht an den verabredeten Ort. Mitgeführt wird auf einem Schlitten oder zu Fuß die Hauptfigur in Gestalt eines alten Weibes, einer Ziege oder eines Esels, das Posterli

*) Zingerle in Germania Bd. II. S. 436 ff.

(die Posterligeiß, daher auch Posterlijagd), oft blos als Strohpuppe, welche letztere am Bestimmungsorte, wo es an ein allgemeines Zechen geht, zurückgelassen wird. Im Berner-Oberland, wo der Brauch auch einst existirte, aber durch die Reformation verdrängt ist, nennt man noch das Umziehen auf die Alpen oder von denselben „posternächteln". Der Name ist räthselhaft. Daß alle diese Erscheinungen und damit zusammenhängenden Gebräuche in den Zeiten der Sonnenwenden, namentlich aber derjenigen des Winters*), spielen, beweist am besten ihren Zusammenhang mit dem Laufe der Gestirne.

Folgende Sagen mögen das Obige illustriren:

(837.) Bei Hermeskeil sitzt Frau Holl im Berge und spinnt. In Dillingen heißt es, sie bewohne neugebaute Häuser, die noch nicht gesegnet sind. Sie neckt gerne Kinder, wirft ihnen was nach, daß sie fallen, oder rupft sie an den Kleidern. Das Volk meint, sie heiße „Frau Holl, weil sie die Kinder holt" (Moselsagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. 194).

Frau Holle ist auf dem ganzen Harze bekannt. Auf dem Oberharz heißt sie Haulemutter, Klagemutter, Klagefrau, aber auch Frau Holle, in Walkenried Frau Rolle und Frau Wolle, in Hohegeiß Frau Wulle, in Neustadt unterm Hohenstein Frau Hulle. Sie besudelt den Rocken, der am Sonn- („Frau Hollen-") Abend nicht abgesponnen ist. Früher habe sie Kinder geraubt und erzogen, und man schreckt unartige Kinder damit. Kinder kommen an vielen Orten aus Teichen und Brunnen. Schneit es, so sagt man in Wildemann: „die alte Hexe zieht nach dem Brocken" (Harzsagen in Wolfs Zeitschr. I. 195—197).

(838.) Im untern Berge bei Haslach am Main wohnt Frau Hulda, beim Landvolke „Frau Hulli" mainaufwärts „Holle", „Holla", schön, geisterhaft, den Menschen geneigt, gewöhnlich in weißem Gewande und im Schleier, der sie oft ganz verhüllt, oft den Rücken hinabhangt. Sie hilft frommen Mädchen und Frauen bei der Feldarbeit, beim Spinnen u. a. Hausarbeiten, und leuchtet Nachts (ihre Gestalt leuchtet) Verirrten. Wer ihr aber nicht gehorcht oder sie beleidigt, oder Mädchen, die nicht fleißig spinnen, die straft sie, verwirrt den Rocken und führt beim Wandern irre. Am „Frauhullistein" am Fuße des untern Berges ruht sie aus und von den „Kötzenstollen" haben sich in den Stein zwei Löcher eingedrückt. Unweit im Mainarme zwischen dem Ufer und dem Floßwörth ist ihr „Badeplatz", wo sie oft allein, oft mit zwei gleichschönen Frauen badet, gewöhnlich vor Tagesanbruch oder Tags zwischen elf und zwölf Uhr. Man sah sie dabei zuweilen, goldgelbes Haar den Rücken hinab, der Leib weiß wie Schnee. Oft sah man sie im Mondscheine auf einem Felsen sitzen, meist aber wenn die Reben blühten und ihr Duft alles erfüllte.

*) Vergl. W. Menzel, die Sonnenwende im altdeutschen Volksglauben, Germania II. S. 228 ff.

Da sang sie, während ihr weiß Gewand ins Thal hinab leuchtete, wunderliebliche Lieder; doch warnte man, nicht darauf zu hören, weil man sonst „bis zum jüngsten Tag" mit ihr im Walde herumfahren müsse. Ein junger Bursche in Haslach, der sich nicht abhalten ließ, sich der Sängerin zu nähern (er sang selbst schön) kehrte erst morgen heim und erklärte, er wünsche nichts als sein Lebenlang zuzuhören. Drei Tage drauf starb er.

Man sah sie auch durch den Wald reiten, den Schimmel mit Silber und Glöckchen reich verziert, die wunderbar harmonisch klangen. Das Thier berührte die Erde nicht, sondern schwebte leicht hin, oft hoch von Berg zu Berg. Hörten die Haslacher oder Grünenwörther dies Geläute, so sagten sie: „Horcht, der Rollegaul (Hollegaul?) zieht um!" Man lauschte ihm oft bis Mittnacht, wo es bald nah, bald fern klang und wie wenn jedes Glöckchen anders gestimmt gewesen wäre (A. Fries in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 23—29).

(839.) Vor alter Zeit wohnte auf dem Stoellenschen Berge eine großmächtige Riesenfrau, mit Namen „Frau Harke" oder auch Harse. Die wollte einmal mit einem großen Steine den Dom zu Havelberg zerschmettern; er glitt ihr aber aus der Hand und fiel auf die Stoellensche Feldmark, wo er lange lag und die Löcher noch sehen ließ, wo sie ihn mit den Fingern gefaßt hatte, so wie Streifen, wo sie in ihrer Wuth hinein biß. Der Havelsberger Bischof habe drauf einen andern Stein nach den Stoellenschen Bergen geworfen, und seit der Zeit sei die Zauberin dort verschwunden (Kuhns märkische Sagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. 255).

(840.) Zu Nagy-Harsany in Ungarn an der Ebene unter dem Berge wohnte eine alte Hexe. Die hatte eine schöne junge Tochter mit Namen Harka, die der mit der bösen Mutter im Bunde stehende Teufel zu heirathen wünschte. Die Mutter sagte zu, stellte aber auf das Flehen der Tochter die Bedingung, daß er in einer Nacht den Harsanyer Berg mit einer Henne und einer Ziege aufackere. Der Teufel ging dran; aber eben als er vor zwölf Uhr die letzte Furche zu machen hatte, ging Harka in den Hof hinaus und ahmte den Hahnenruf nach, worauf der Teufel die Arbeit gleich aufgeben mußte, aber in seiner Wuth einen seiner Stiefel nach Beremend, den andern gegen Siklos schleuderte. Aus dem herausgefallenen Sand entstanden die zwei Berge bei Beremend und Siklos (Wolf Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 255).

(841.) In uralter Zeit lebte in der Gegend des heutigen Audorfs ein altes sehr armes Bäuerchen. Das hatte einen Knaben bei sich, den es wie sein Kind liebte. Als dieser stark genug war, sandte es ihn in die Berge, gute Weide aufzusuchen. Der ging mit seinem Hunde den ganzen Tag hindurch umsonst in der Wildniß und legte sich Nachts aufs Moos. Wie staunte er am Morgen, eine wunderschöne Jungfrau unter einer nahen Buche sitzen zu sehen! Sie kam auf ihn zu, grüßte ihn hold mit seinem Namen, führte ihn auf eine herrliche Weide und nannte sich „das Waldfräulein Hechta", Eigenthümerin des Waldes. Dann hieß sie ihn mit seinen Kühen kommen und so oft er ihrer bedürfe, dreimal an die Buche klopfen. Er that's folgenden Tag, weidete den Sommer

durch, verkehrte viel mit Hechta und gewann sie immer lieber. Als der Herbst kam, eröffnete sie ihm, sie werden sich drei Jahre meiden müssen und gab ihm einen Ring, der sich schwarz färben werde, so bald er ihr die Treue breche. Dann sei jedoch schneller Tod sein Loos. Das Bäuerlein konnte die fetten, schönen Thiere nicht genug bewundern. Der Jüngling dachte nur an Hechta zwei Jahre lang, bis er im Frühling des dritten einer Hochzeit beiwohnte, wo ein neben ihm sitzendes „Diendl" ihm gar sehr gefiel, so daß er sie zu heirathen dachte. Als er am Morgen erwachte, war Hechta's Ring kohlschwarz. Er erschrak und suchte Rath beim Pflegevater. Beide gingen zum Einsiedler „unter der Wand" und baten um Hilfe. Der jedoch hieß den Jungen sich zum Tode bereiten, falls die Frau sich nicht seiner erbarme. Da begaben sich Beide zum Weideplatze hinauf, betend, der Hirt ein hölzernes Kreuzlein tragend. Wie sie anlangten; saß Hechta auf einem bemoosten Steine, schwarz gekleidet und Trauer im Gesichte. Der Bursche kniete vor sie hin und bat umsonst um Verzeihung; sie antwortete nichts als mit klagender Stimme: „Weh, es ist zu spät! der Meineid muß gerächt werden." Dann stampfte sie drei mal mit dem Fuße und es sprudelte ringsum Quelle auf Quelle, bis die grüne Ebene ein weiter See war. Es ist der „Hechtsee" nahe bei Kufstein. Von ihr und dem Jünglinge sah man nie mehr was und der Alte starb ein Jahr später an dem Tage, an dem der Jüngling die Untreue gebüßt hatte (Wolf Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 352—354).

(842.) Zwischen Gotha und Eisenach liegt in Thüringen der Hörsel- oder Hörselen- oder Horselberg, wo das „Thüringerwaldheer" mit Frau Holle und dem treuen Eckart aus- und einzieht. Er ist lang gestreckt, grabhügelförmig, kahl, und in der Schlucht, die hinein geht, glaubt der Wandrer ein Rauschen zu hören, was christlich für das Klagen der „armen Seelen" galt und dem Berge den Namen mons horrisonus und „Hörseelenberg" gab. Es ist also ein Tartaros der alten Deutschen. Sollte derselbe verwandt sein mit „Horsa", Roß? der Ort, wo Abends das Sonneroß ein- und das der Nacht auszieht? Im Volksmunde heißt es „Hörschelberg" und die Schlucht das „Hörschelloch" und die mit drei Begleiterinnen, hier „Nonnen" genannt, Nachts herausziehende Nachtfrau „die alte Urschel", die „grün", in Jägerfarbe, gekleidet ist. Ich sehe in ihr jene heilige „Ursula" mit ihren, sonst jedenfalls sinn- und geschichtlosen 11000 „Jungfrauen", den Attila fliehend, Deutschland den Rhein hinab durchwandernd und überall Spuren in der Sage zurücklassend. Es sind die in der Nacht über die Erde wandernden Sterne, die Jungfrauen mit ihrer Führerin, deren drei wir als Ainbet, Warbet und Wilbet begegnet sind, die Amazonen mit ihrer Königin. Des altrömischen Sonnegottes Quirinus oder Romulus Gattin, somit die Mondgöttin des primitiven Roms, hieß, auffallend hierher klingend, Hersilia und „Herse" die Gattin des unzweifelhaft für den Sonnegott zu haltenden Danaos, und eben so eine Tochter des eben dasselbe bedeutenden Kekrops (Apollodor II. 1, 5. III. 14, 2, 3). Der Name ist nichts als „Hercha" in anderer Form.

Es ist sonderbar wie die Amazonenkönigin mit ihren Jungfrauen zu Ursula mit den ihrigen, ja in der Schweiz zu dem Heere der „alten Jungfern"

wurde, die, weil sie keine Männer fanden, immer und ewig, burgundisch auf dem Girizen- (d. h. Kibizen-) Moos, alemannisch-rätisch auf dem „Schaner-Ried“ u. a. öden Flächen spinnen.

In der Oberpfalz kennt die Sage den Hetschaberg, hoch, grün, hinten großer Wald. Im Innern wohnt der Teufel mit der Hölle. Auf ihn werden böse Geister vertragen (Schönwerth III. S. 178).

In Oesterreich schwören Viele: „Wäre ich nur im Stande, den und jenen auf den „Hetscherlberg“ zu wünschen.“ Diesen denkt man sich ganz mit Dorngestrüppe bewachsen, auf seinem Gipfel ein Teich und darin die Verwünschten als Fische, woher keine Wiederkehr ist (Vernaleken, Mythen und Bräuche, 1859 S. 155, wo er jedoch irrig erklärt „Hetscherl d. i. Hagebutten.“ Es ist die Herka, Hetscha und der Horselberg, und der „Heuchelberg“, von dem die Zwergestimme ruft, er stehe in Brand [Nr. 267], ist derselbe, der Herchaberg).

(843.) Bei Pfullingen, in Schwaben, liegt der „Urschelberg“. Wenn die Kinder ihn besteigen, Holz zu holen, kommen sie vorüber am „Remselesstein,“ wo jedes zwei bis drei durchlöcherte Hornknöpfe (Remsele) „als Opfer für die alte Urschel“ hinlegt und bei der Zurückkunft nachsieht, ob sie sie weggenommen. Weiter oben suchen sie nach „Sonnesteinen“, d. h. solchen, denen die Sonne ihr Bild, ein rundes Loch, eingebrannt hat, und werfen sie beim „Hämmerle“, einen durchbrochenen Felsen, eine steile Stelle hinunter. Das, dessen Stein am weitesten rollen gesehn wird, sagt: „die Urschel hat mein Opfer am liebsten genommen,“ Etwa siebzig Schritte unterhalb des Hämmerle war früher hart am Wege ein unergründetes Loch, der Eingang in der Urschel unterirdisch Schloß. Auf dem „Hörnle“, einem Vorsprunge des Urschelberges, ist „das Nachtfräuleinsloch“, worein jeder Vorübergehende dem Nachtfräulein einen Stein opfert, wo nicht, so legt es ihm einen Stein in den Weg oder spielt ihm sonst einen Streich.

Unweit des „Hämmerle“ sei einst ein reiches Schloß mit allen Schätzen in die Tiefe versunken. Eine Frau aus Reutlingen sah in einer Nacht das Schloß in aller Pracht vor sich. Sie ging hinein und fand Männer und Frauen drin, die ihr zu essen und trinken gaben. Im Urschelberge selber, den eine goldene Kette umschließe, wohnt die alte Urschel. Ein Pfullinger ging Nachts hin, fand ihr Schloß, zog an der Glocke davor, antwortete aber dem weißen Fräulein, das hervortrat und ihn um sein Begehren fragte, verlegen: er sei verirrt, worauf sie im Berge eine Laterne holte und ihm traurig und auf keine Frage antwortend bis zu seinem Hause leuchtete.

Die Ursel zürnt aber auch und hat einst einen Bauer, der Laub geholt, mit Wagen und Ochsen an jener steilen Hämmerlestelle so hinabgeworfen, daß zwar weder ihm noch den Thieren etwas geschah, das Laub aber zerstreut wurde (Sagen aus Pfullingen in Ernst Meiers „Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben“ Stuttg. 1852 S. 3—6).

Erschien die alte Urschel, so trug sie bald weiße, bald schwarze Kleider nebst weißen Zeugschuhen und rothen Strümpfen, immer im Gürtel oder an einer goldenen Kette, ein großes Schlüsselbund. Aber sie erschien auch schon mit Ziegenfüßen und als Fuchs (Ebend.)

(844.) „Der Tanhäuser“ war in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ein, muthmaßlich baierscher, Minnesänger, dessen Lieder meist aus Tanzweisen bestehen. Seinen Namen feiert die Volkssage. Er sei auf seinen Fahrten in der Frau Venus Berg (man meint den Hasel- oder Hörselberg bei Eisenach) gelangt. Nachdem er dort lange in Freude und Lust zugebracht, trieb ihn sein Gewissen, herauszugehen, und Frau Venus mußte ihm Urlaub geben, als er die heilige Jungfrau angerufen. Er wanderte nach Rom zu Papst Urban (IV. 1261—1264), dem er beichtete. Urban aber, hart, wies auf den dürren Stecken, den er hielt, und erklärte, wenn dieser grünen werde, sollen seine Sünden vergeben sein. Der Sänger zog verzweifelnd fort, den Papst reute sein Urtheil zu spät, als am dritten Tage der Stecken ausschlug; Tanhäuser kam wieder zu Frau Venus die ihn freudig empfing, und in ihrem hohlen Berge muß er weilen bis zum jüngsten Tage.

Vor dem Berge sitzt der getreue Eckhart, um die Leute vor des Tanhäusers Schicksale zu warnen.

So erzählen deutsche Schriftsteller. Nicht nur aber kannte man einen gleichen Venusberg zu Uffhausen bei Freiburg im Breisgau, wo die Tannhäusersage ebenfalls lokatisirt ist (Schreiber Taschenb. 1839 S. 348), einen zu Waldsee in Schwaben, bei Fellbach in Vorarlberg (Alpenburg S. 332), sondern auch in der Schweiz auf dem berühmten ehemaligen Landgerichtshügel „Thiergget“ (Thiergarten) bei Mels, und lebte das Geschlecht Tanhuser am Strilserberge Graubündens und im Luzernischen (Lütolf S. 90).

Im Entlebuch, zu Escholzmatt ist ein „Tannehus“ und dort, wie im Sarganserland erzählte man die Sage vor mehr als fünfzig Jahren und hatte an beiden Orten ein „Tannhuserlied.“

Zu Menzingen im Kanton Zug versetzte eine alte Sage jene Spieler, welche sich an Gottes Blut versündiget, in den „Frau Frenen Berg.“

In den Luzerner Protokollen des sechszehnten Jahrhunderts werden solche gebüßt, welche entweder behaupteten, sie seien „fahrende Schuler“ oder „in Frow Venusberg“ gewesen.

Junker Melchior Zurgilgen aus Luzern, der 1519 mit Anderen nach Jerusalem gepilgert, schreibt, man zeige in Cypern noch „Veneris Gart“, in welchem Pallas, Juno und Venus sich um den Preis der Schönheit gezankt und „by der selben Stadt (Paphos) lit ein hocher Berg, würt genant Frouw Venus Berg, man da hat si gewonet, da etlich Lüt si vermeinend im Berg verschlossen sin und gros Lust und Freud darin haben, daran doch nüts ist.“

(845.) Das Tannhuserlied
vom Thiergarten unterhalb Mels.

Tannhuser war ein wundriger Knab,
groß Wunder goht er ge schauen;
er goht wohl uf der Frau Frenes Berg
zu den drei schönen Jungfrauen.

Er schaute zu einem Fensterli in,
groß Wunder kann er da schauen;
drum goht er uf der Frau Frenes Berg
zu den drei schönen Jungfrauen.

Sie sind die ganze Woche schön,
mit Gold und Side behangen,
hand Halsgeschmeid und Maien uf,
am Sonntag sinds Otern und Schlangen.

Tannhuser, lieber Tannhuser min,
wend ihr bei uns verblibe?
Ich will euch die jüngste Tochter gän
zu einem ehlichen Wibe.

Die jüngste Tochter die will ich nit,
sie treit den Tüfel innen;
ich gseh's an ihre brun Augen an,
wie er in ihre thuot brinnen.

Tannhuser, lieber Tannhuser min,
du sollest uns nit schelten;
wann du kommst in der Frau Freues Berg
so muost du es engelten.

Jetzt tritt er bald ins siebente Jahr,
so brichtet die alte Märe,
daß er in großen Sünden lag,
sin Seel verdammet wäre.

Frau Frene hat ein Figenbaum,
er leit sich drunder zu schlafen;
es kam ihm für in sinem Traum,
von Sünden soll er lassen.

Und wie es Morgens am Tage war,
Tannhuser wollte ge bichten;
er wollte gehen für den Pfarr,
wohl sine Sünden verrichten.

Der nahm die Sünd ihm aber nit ab,
und sprach, zum Papst müeß er wandren;
da kehrt er sinen Pilgerstab
gen Rom mit vielen andren.

Wan er gen Rom wohl ini kam,
war er mit blutten Füeßen;
er fiel auch nider uf sini Knie,
sin Sünden wollt er abbüeßen.

Der Papst treit ein Stab in siner Hand
vor Dürre wollte er spalten.
So wenig der Stab mehr Läubli treit,
so wenig kannst Gnad erhalten.

Er kneuet vor dem Chrüzaltar
mit usgespannten Armen:
Ich bitt es dich, Herr Jesus Christ,
du wellist dich min erbarmen.

Wan er fürs Thor wohl ußi kam,
begegnet ihm Uesi lieb Frauen.
Behüet dich Gott, du reini Magd,
dich darf ich nimmer anschauen.

Wenn ich kein Gnad erhalten mag,
geh ich zum Frenesberg wieder,
und schlafe dort bis zum jüngsten Tag,
bis Gott mich selber thuot wecken.

Jetz währet es nit gar dritthalb Tag,
der Stab fieng an zu gruonen,
er treit drü roti Röseli z' Tag,
drei wunderschöne Bluamen.

Der Papst schickt us in alle Land,
si können Tannhuser nit finden,
er liegt schon in der Frau Frenes Berg
bei denen drei schönen Chinden.

Es währet nit gar ein halbes Jahr,
do war der Papst gestorben;
jetz ist er verdammt in Ewigkeit,
muoß ewig siu verdorben.

Drum soll kein Papst, kein Kardinal
keinen armen Sünder verdammen;
der Sünder mag sin so groß er will,
kann Gottes Gnad erlangen.

(Aus den Variationen im Oberlande und im Entlebuch vergleichend möglichst hergestellt, was bei einigen wenigen Strophen, beim jetzt vorhandenen Material wenigstens, unmöglich war.)

(846.) Vom Schloßgarten zu Ichstedt in Thüringen, nahe dem Kiffhäuser, führt ein mannshoher schmaler Gang in den Berg, zu einem Gemach, das Eisloch genannt. Hier waltet, nur Sonntagskindern erkennbar, die Eisfrau. Ihr Haar ist silberfarben, ihr Gesicht bleich, ihr langes Gewand schneeweiß; sie selbst ist lautlos, nur das Klirren des Schlüsselbundes, den sie am Gürtel trägt, kündigt ihr Nahen an. Um Mitternacht zeigt sie sich in der Nähe des Eisloches, im

Schloßgarten und zündet sich auf einem Baume ein Licht an. Ihr Gesellschafter ist ein silbergrauer Hase. Faule Arbeiter fallen im Eisloche, in das sie unwiderstehlich getrieben werden und brechen den Arm. Ein Brunnen aber im Eisloche, den die Eisfrau gegraben, schützt die Umgegend vor Ueberschwemmungen, indem er alles überflüssige Regenwasser in seine unergründliche Tiefe aufnimmt (G. Schöne in Wolfs Zeitschrift f. d. Mythologie III. Bd. 1855, S. 84).

(847.) In der „Illustrirten Zeitschrift für die Schweiz" (II. Band, 1850, St. Gallen, S. 278), findet sich von C. Wälti eine Bernische Volkssage, über deren Echtheit wir den verstorbenen Freund nicht mehr befragen können. Sie handelt von zwei schönen und lieblichen Grafentöchtern. Die eine, Frau Fasten (Mißverstand aus „Fronfasten"), beim Volke beliebt, hatte ihre Freude am Spinnen, was sie daheim rastlos trieb und auch die Mädchen der Nachbarschaft lehrte, wobei sie ihnen Rädchen und Hanf und Flachs schenkte. Manchen Abend trat sie in ihre Stuben, wo die Spinnerinnen der Gegend spannen und sangen. Nicht so die andere, Frau Brene, die ihre Lust lediglich am Tanzen hatte, und während die Schwester ihrem Lieblingsgeschäfte oblag, mit ihren Freiern ganze Nächte um die Linde oder in den benachbarten Burgen tanzte und je wilder und schwindelnder desto lieber. Sie wünschte sich oft, ewig tanzen zu können.

So geschah es. Sie wohnt noch immer in den Felsgewölben der Oberländer-Berge, wo unzählige Lichter in den Gletschersälen brennen und edle Metalle und Steine glänzen und eine entzückende Musik erschallt. Den Zugang bildet ein wildes Gletscher- und Bergthal, dessen graue Steine die Tänzer sein sollen, die sich hinein und in ihre Schwindeltänze verlocken ließen. Die milde Schwester aber erscheint noch im Kreise munterer Spinnerinnen, wo ihre Anwesenheit Gedeihen verbreitet. Nur wer nach dem Feierabendläuten spinnt, verliert am Gesponnenen oder er spinnt sich — ein Leichenhemde, weil die Frau Fasten plötzlich erscheint und ihm dem Hals umdreht. —

Verhalte sichs nun wie es will, so waltet hier das Doppelwesen der milden Spinnerin Holde, die zugleich strafende Berchta ist und der am Himmel hintanzenden Frea, Farahild, Bronelde.

(848.) In der Gegend von Schwiz weiß man Gemüthliches von „Frau Zälti" (Frau Selde, salida), dem „Fraufasten-Müetterli", welche den Kindern hold ist, um so mehr als keines ihrer eigenen lebend das Tageslicht erblickte. Darum schützt und führt sie die ungetauften (beim Volke „ungefreuten") an den Grenzen des Himmels (den sie nicht betreten dürfen) und der Erde umher.

Sie spinnt an den „zalten", d. h. eben Fronfastentagen, z. B. zu Brunnen, auf der über das Lehwasser gebauten Brücke emsig. Dann duldet sie kein Gespenst neben sich und leidet nicht, daß Jemand diesen Abend sich an die Kunkel mache. Was sie spinnt, sehen nur Fronfastenkinder.

So auch an der Brücke an der Steinenstraße, wo ein Bursche sie einst muthwillig gestört habe und dafür durch drei Männer gestraft wurde, die Nachts in seinen Gaden tretend ihn mit einem Messer in den Kopf schnitten und in die

Oeffnung glühende Kohlen thaten, wofür er lange an fürchterlichen Kopfweh litt.

In Uri nennt man sie „Frau Selten“, und wußte früher Manches über sie. Man sah sie Nachts durch die Kreuzgasse wandern (Lütolf).

(849a.) In den Luzerner Strafprotokollen (Thurmbuch) von 1572 steht vom Streggelnjagen in der St. Niklausennacht (S. 415) in Kriens, wo junge Bursche den Leuten das Vieh verstellten und besonders dem Pfarrer viel Trutz und Schmach bewiesen, indem sie ihm das Vieh heraus ließen und einem Pferde den Schweif abhieben.

In ähnlicher Weise jagten sie in der Ablaßwoche die Pfaffenkellnerin. Zwen von ihnen hatten Büchsen und schossen damit. Auch hier litt der Priester am meisten (Lütolf S. 100). Der Name der Pfaffenkellnerin (s. Nr. 477—479) ist in einigen Theilen der Urschweiz statt des Türsts in den Vordergrund gekommen (Lütolf).

Im Iberg (Schwiz) wußte man früher viel von der „Pfaffenkellnerin“, wie sie Nachts an den Wassern daher rennt, und vorzüglich den Bergbach die „Jessenä“ hinauf mit Geschrei wie von Schweinen mit einer Schaar Junger. Dann ändere das Wetter. Damit setzen sie in Verbindung einen großen schwarzen Hund, der sich oft unten am Tschalun auf einem Stege über die Jessenä hinlege (Ein ehemal. Lehrer in Einsiedeln).

(849b.) Auch im Zürcherschen nennt man Sträggele (Strunze) eine alte Frau, die in der Fronfastennacht, am Mittwoch vor Weihnacht, herumspukt und Mädchen neckt, die ihr Tagewerk nicht gesponnen. Die Nacht heißt „Sträggelenacht.“

In Richterswil ist von Alters her der Brauch, daß in der letzten Woche des Jahres „Krungeli“ herumgehen mit Säcken und Schellen (Krungelinacht) und oft Kinder in den Säcken mitnehmen. In der drauf folgenden „Haggenasennacht“ geschieht dasselbe, außer daß sie statt eines Sackes auf dem Kopfe papierene Roßköpfe tragen, die mit Lichtern erhellt sind. Im Aargauer Freiamte heißt dasselbe Häggele und die Spuknacht Häggelenacht (Vernaleken S. 118). Neithard schildert „die Klungerin mit rothen Augen, brennendem Haare, scharfen Klauen, einem Höcker, ihr Kleid aus tausend Stücken zusammen gesetzt.“ Sie sitzt Kindern auf die Brust (Gedichte und Sagen aus der Schweiz 1853 S. 126).

Bei Brunnen (Schwiz) ging ehedem am Dreikönigsabend und in derselben Nacht ein möglichst großer Lärm vor sich, indem zuerst kleine Buben, dann die Männer alle Blashörner, Treicheln, Rätschen, Geißeln in volle Thätigkeit setzten und unter Poltern und Schreien bei Fackeln und Laternenlicht ihren Unzug hielten. Solches galt dort den zwei Waldfrauen Strudeli und Strätteli. Jetzt führen nur noch sieben bis achtjährige Buben den Spektakel auf, und man glaubt, wenn man nicht wacker treichle und lärme, gebe es wenig Obst. Im Berner Lauterbrunnenthale heißen die Hexen Strudeln (Lütolf).

(850.) Den Thurm von Gourze, unweit Cully, umschwebt der Geist der

Königin Bertha*) das Land schützend und segnend. Jeden Winter, wenn feuchte Nebel sich an den Abhängen der Berge lagern, erscheint sie in weißem leuchtendem Gewande über seinem grauen Gemäuer und streut aus voller Futterschwinge die Saat zu einer reichen Ernte aus. Später zur Weihnachtszeit in der heiligen Christnacht durchzieht sie als Jägerin, ebenfalls in leuchtendem Gewande, einen Zauberstab in der Hand, begleitet von einer lustigen Schaar Geister, von dort aus ihr Reich, vor jedem Hause Halt machend und nachsehend, wo Ordnung und Fleiß walten (Kohlrusch I. 401).

(851.) Der Kirchenkalender hat am 4. oder 5. Januar die heilige Jungfrau Farailbis oder Farilbis aus königlichem Stamme der Merowinger zu Gent in Belgien, eine Tochter Theodoriks († 613), welche dieser, obwohl sie Jungfrau bleiben zu wollen erklärte, aus königlichen Freiern endlich einem Edeln Guido vermählte. Was erfolgt? Conuiuiis perpetratis et nuptiis de more regali celebratis, cum iam finito diei spatio, nocteque imminente cum marito praecipiente, turba pedissequarum comitante, maritalem ingrederetur thalamum, femineo ritu non distulit thorum adire decorum: et licet maritali videretur gaudere concubitu, Dei tamen interueniente gratia, et libidinis incendia compescuit et virilem amorem, si aliquis sub mente fuerat, prorsus edomuit. Viro namque thalamum subeunte et libidinis incendium in ea exercere cupiente, virgo — ad Deum profudit oracula — et cum profudisset, in illo feruor extinctus est libidinis. Nec in nocte prominenti, nec in nocte sequenti, et, ut breuiter dicam, nullo tempore vitae suae stimulo libidinis stimulari meruit. Sed cum vir more virili libidineum exercere vellet concubitum, prece intercedente virginea, licet ignea exagitante libidine, non tamen ea frui poterat in virgine. Dafür steht sie allnächtlich um Mitternacht oder beim Hahnenschrei auf und geht dreißig Jahre lang allein, oder von Wenigen begleitet, ins Münster. Guido, der dies einem ehebrecherischen Verhältnisse zuschreibt, mißhandelt sie mit Schlägen, was sie zuerst geduldig hinnimmt dann aber zu Gott bittet, er möge ihren Quäler mit einer schweren Sucht strafen. Guido stürzt mit dem Pferde auf der Jagd so gefährlich, daß er ein Jahr lang leidet und mit Noth dem Tode entgeht. Bei den Thränen des ganzen Landes bleibt Farailbens Auge allein trocken. Als er, genesen, ihre Minne abermal erzwingen will, schlägt er sie abermal auf ihr beharrliches Weigern und zwar täglich, bis er an Gliederkrankheit stirbt. Sie bleibt Witwe, und nimmt wilde Feldvögel nach Hause, die ihr niemand verletzen darf. Als ein Knecht einen gekocht und verzehrt, läßt sie sich die Knochen und Federn bringen, macht ihn wieder lebendig und schickt ihn mit den anderen auf die Weide. Sie starb neunzigjährig und ihre Reliquien blieben im Münster zu Gent, wo ihr Bild in der Hand oder

*) Königin Bertha, wenn sie in Solothurn wohnte, ging trockenen Fußes über die Aaren; ihre Dienerin mußte, wenn sie ihr folgen wollte, auf der Königin lang nachwallenden Schleier treten (Zeitung „der Bund“ 1857, Nr. 115).

zu den Füßen eine „Trapgans“ hatte (Acta Sanctorum Bollandi, Januarii Tom. I. p. 170—172).

(852.) Nesa von Brunberg (zwischen Litenheid und Rikenbach) ließ sich von einem reichen Ritter von Rätenberg verlocken, ihrem Elternhause den Rücken zu kehren und ihm auf sein Schloß zu folgen, obwohl der Ritter schon verehelicht war. Die rechtmäßige Gattin hatte er vertrieben. Sie lebte in Saus und Braus auf Rätenberg und jagte mit ihm auf schönem Rosse und in prunkendem Kleide in der um Brunberg liegenden Fetzwaldung, wobei sie an den Fenstern ihrer elterlichen Wohnung unter Hörnerklang vorbei brausten. Das brach ihrer Mutter das Herz. Vom Sterbebette ließ sie Nesen durch einen Diener zu sich entbieten. Kaum aus dem Hause getreten, vernahm dieser den Lärm der Jagd im Fetzwalde und stieß im Waldesdunkel auf einen verfolgten Hirsch, hinter ihm ein Rudel Hunde und hinter diesen den Ritter von Rätenberg und Nesa zu Pferde. Der Diener rief seine Botschaft: Nesa hielt ihr Thier an und schaute unschlüssig auf ihren Gefährten. Der aber spottete: bah, alte Weiber wollen alle Tage sterben und sterben doch nie. Stirbt sie, so wird sie den Himmel wohl finden; wir aber verlieren den Hirsch. Vorwärts! — Damit spornte er sein Roß, gab demjenigen, welches Nesa ritt, einen Hieb und vorwärts brauste die Jagd.

Daheim starb die Mutter unter Beten für ihr Kind, als sie die Kunde vernahm. Der Rätenberger setzte sein Sündenleben mit der Leichtsinnigen noch einige Jahre fort, bis er verarmte, seine Burg verkaufen mußte und im heiligen Lande verscholl. Nesa aber sang in armer Kleidung von Halle zu Halle, bis sie erkrankte vor Noth. Da ergriff sie eine mächtige Sehnsucht, das Haus ihrer Väter noch einmal zu sehen, und den Tod im Herzen, schleppte sie sich hin bis wo am Eingange in die Fetzwaldung der Weg von Rickenbach nach Kirchbach in zwei theilt, aber nicht weiter. Hier hatte einst der Diener sie an der Mutter Sterbebette gerufen, und hier gab sie unter einer Tanne den Geist auf.

Und unter dieser Tanne sah nachher Mancher Nachts ein weibliches Wesen sitzen mit allen Zeichen der Verzweiflung. Fragte ein in der Waldung verirrter Wanderer die Gestalt um den We nach Wolfikon und Kirchberg, sich so schoß ein blitzartiges Leuchten aus ihren Augen und sie wies ihn irre, daß er stundenlang in dem Forste herumlief und sich zuweilen Krankheit und Tod holte. Deshalb warnte man Kinder, das „Fetzfräuli“ ja nichts zu fragen und nicht auf es zu horchen. Eine fromme Seele oben errichtete an der Tanne ein Bild der Mutter Gottes, wie um den der Mutter angethanen Hohn zu sühnen.

Eines stürmischen Winterabendes eilte ein achtzehnjähriges Mädchen den Fußweg von Rikenbach her. Man sah seinem ganzen Wesen Angst und Eile an. Am Eingange der Fetzwaldung hielt es stille, ungewiß welchen von den zwei Wegen weiter. Plötzlich gewahrte es unter der Tanne ein altes Weibchen, das ihm guten Abend zunickte. Um Gotteswillen, begann das Mädchen, wo geht man nach Wolfikon? Das Weibchen blickte die Fragende etwas Zeit an; gerade in diesem Alter war sie gewesen als ihr Unglück begonnen; schon wollte sie den falschen Weg weisen, als das Mädchen, ihr Hohnlächeln und das Augenfeuer wahrnehmend, beifügte: Meine Mutter liegt im Sterben und will mir noch ihren letzten Segen

geben. Weiset mich recht und wäret ihr selbst das Fetzfräuli — Gott wird es euch vergelten. — Da kam ein milderes Licht aus Nesas Augen, sie wies dem Mädchen den Weg und war erlöst (Sailer, Chronik von Wil I. Bd. 1864 S. 132).

(853a.) Nachtberg heißt im Tirol der fichten- und föhrenwaldige Berg, der die zwei Thäler Brantenberg und Thiersee von einander scheidet. Er war einst voll Hoch- und Rothwild, das viele Jäger und Wilderer hinzog; aber mancher Schütze verschwand spurlos darin, ohne daß man erfuhr wie. Einst trug ein Senn aus einer der Alpen des Berges Butter und Käse ins Thal und sah plötzlich auf einem Hügel eine hohe Frau stehn, die ein königlich Ansehn hatte und einen grünen Hut und ein langes dunkles faltenreiches Kleid trug. Er blieb verwundert stehn und folgte zögernd, als sie ihm winkte. Als er näher kam, überfiel ihn ein Schauer über den geisterhaften Blick neben Schönheit ohne Gleichen. Sie erzählte, hier haben einst Fürsten und Edle gejagt, aber die „bösen Menschen" vertilgen das Wild. Sie wolle ihn zu dessen Schirmer ernennen und er solle jeden Wilddieb erschießen. Als er sich weigern wollte, drohte sie, seine Heerde die sie bisher behütet, zu vernichten. Da versprach er und hielt Wort. Wo ein Wilderer verschwand, galt er als verderbt von der „Kaiserfrau". Das Wild nahm wieder wunderbar zu und blieb (Tirolersagen von Zingerle in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 55).

(853b.) Dem im dreizehnten Jahrhundert lebenden Dichter Thomas von Erceldonne erschien am Eildonhügel am Huntlyufer eine stattliche Jägerin mit Bogen und Pfeil, drei Jagdhunde an der Leine, sie von strahlender Schöne, ihr Kleid grasgrün, ihr Schimmel an jedem Mähnenhaare ein Silberglöckchen. Kaum hatte er sich um ihre Gunst beworben, verwandelte sie sich in die abscheulichste Hexe, er mußte Abschied nehmen von „Laub und Gras", drei Tage lang ihr durch dunkle Höhlen folgen und Blutströme durchwaten. Mitten auf einer Wiese stand ein Apfelbaum, von dessen Früchten er nicht kosten durfte. Sie betraten ein Schloß, wo die Leute tanzten, dreißig Rehe in der Küche frisch servirt lagen und die Hunde am Boden Blut leckten. Sie verlieh ihm die Gabe der Weissagung und entließ ihn nach sieben Jahren, die ihm wie eine Woche verflossen. Einst saß er daheim beim Mahle mit dem Grafen von March, als ein Geschrei entstand über einen Hirsch, der aus dem Walde bis zu Thomas Wohnung gelaufen kam. Er sah dies als Mahnung an, folgte dem Hirsche und wurde nie mehr gesehn (W. Scott, Dämonologie, deutsch von Bärmann 1, 191 und Irvings Abbotsford.).

Antiochus ließ sich durch den Ritter Leontius aus einer alten Burg drei gleichschwere Dinge herausholen: ein Roß, einen Falken, ein Jagdhorn. Kaum hatte er sie und war aufgegessen, so verlockte ihn ein plötzlich erscheinender Hirsch in die Hölle, und er blieb verschwunden (Gesta Romanorum, deutsch von Größe, Anhang Nr. 18).

Die Sage ist aber noch viel älter und keltisch. Der walesische Barde Merddin, der unter Artus gegen die Saxen stritt, erscheint in der dem neunten Jahrhundert angehörigen Historia Britonum des Nennius als der Wunderknabe

Ambrosius, der Sohn eines römischen Konsuls unter König Vortigern und bei Gottfrid von Monmouth (1130—50) wieder als der Barde Merlin, Sohn eines Dämons, oder in der Bretagne und Normandie eines Teufels, berühmter Zauberer, der von der schönen, von ihm geliebten Vivione um seine Kunst betrogen und im bretagnischen Walde von Breceliande in einen unsichtbaren Kerker verschlossen wurde.

(854.) Auf dem Jagberge, einem Hügel unweit Thun, stand vor alten Zeiten ein gleichnamiges Schloß, dessen Bewohner sich durch Geiz und Gewaltthätigkeit gegen die Umgegend auszeichneten, bis diese sich ermuthigten, wider die Burg auszogen und sie zerstörten.

Als eines schönen Lenzmorgens ein Landmann in einer Wiese, der Ruine nahe, arbeitete, hörte er ein Geräusch im nahen Wäldchen und sah, als er darauf zu ging, eine in Trauer gekleidete Frau herum gehen und hörte sie ihre Thorheit bejammern, wodurch sie ihr Glück allein auf Geld und Gut gebaut, was ihr jetzt nichts helfe. Sie hieß ihn, der ein braver Mann sei, morgen vor Sonnenschein in die Ruine kommen, wo er nichts zu thun habe als die Hand auf das Gefäß zu legen, worin ihr Schatz liege, komme was da wolle. Der Landmann erschien, trat hinein, entsetzte sich aber so, als auf dem Gefäße die abscheulichsten Thiere herumkrochen, daß er, ohne Versuch, sich zu nähern, davon floh. —

Eben dort ging ein kleiner Knabe in den Wald, um Holz zu sammelne. Als er zur Ruine kam, vergaffte er sich an den Steinen so, daß er das Holzen vergaß erblickte aber plötzlich zwei schneeweiße Tücher, das eine mit weißen, das ander, mit gelben Bohnen belegt. Er staunte darüber, nahm endlich von jedem Tuche etliche Bohnen, brachte sie heim und erzählte dem Vater von seinem Abenteuer, fand aber, als er die Bohnen aus der Tasche zog, die weißen Silber, die gelben Gold. Vergebens gingen jedoch Vater und Sohn an Ort und Stelle, wo sie weder Tücher noch Gold mehr erblickten oder, wie sie dieselben berührten, sie unter Schreien und Donnerrollen verschwinden sahen (C. Stucki und Joh. Chr. Neuenschwander in Zuberbühlers handschriftlicher Münchenbuchsee-Sagensammlung 1850).

(855). Auf Neu-Eberstein bei Gernsbach quälte ein harter Vogt die Mägde, die rastlos spinnen und haspeln mußten. Dabei half ihnen indeß zuweilen das Berg- oder Rockenweibchen, und erzählte ihnen unterhaltende Märchen dazu. Unter ihnen war ein schönes Mädchen, das einen jungen Burschen liebte, dem aber der Vogt nachstellte. Um sie zu kirren befahl er ihr aus rothen und weißen Nesseln zwei Hemden zu weben, aus letzteren ein Todtenhemd für ihn, aus ersteren ein Brauthemd für sich, worauf er, vorher nicht, ihre Heirath mit ihrem Geliebten zugeben wolle. Als sie darüber trostlos war, stand das Rockenweibchen bei ihr und versprach ihr das Gespinnste aus den Nesseln. Nun sah man das Weibchen allmorgenlich über der Murg vor ihrer Felsenburg sitzen und spinnen, und der Arge staunte, als eines Morgens das Mädchen ihm die feinen und zierlichen zwei Hemden brachte. Er eröffnete ihr, sie morgen zum Altare zu führen; aber am Morgen war er todt und sie trat mit ihrem Bräutigam zur Kirche (Karl Simrock Sagen aus Baden und der Umgegend S. 38. A. Schreibers Handbuch für Reisende

nach Baden S. 291. Sagen und Geschichten der Stadt Baden, Karlsruhe S. 50, 168).

(856.) Im Schutte der Wildenburg, noch auf alträtischem Boden, liegen ungeheure Schätze, gehütet von zehn der häßlichsten Kobolde, Geistern der ehemaligen Burgherren. Um Mittnacht kriechen sie hervor, springen, leuchtend wie Irrwische, herum, raufen sich die Haare, toben und heulen, daß es den Nachbaren in Mark und Bein fährt und die Alpen bewegt. Zu gewissen Zeiten ändern sie ihre Gestalt, wo dann einer jung und frisch, ein andrer alt und kränklich, einer schwarz erscheint; bald sind sie Riesen, bald häßlich höckerige Zwerge, ja Schweine, Hunde, Katzen, Böcke, Höllendämpfe ausathmend. Besonders spuken sie in der Quatember- und anderen heiligen Zeiten weit herum. Dem Wildenburger See entlang wandelt eine alte Frau, die, wenn sich Jemand naht, eifrig die Hände reibt und klagt und winselt. Noch näher rümpft sie die Nase und ein sich immer verlängernder Rüssel hascht nach der Beute, wenn diese nicht rasch entflieht. Weiter vorwärts stößt man auf einen gewaltigen Mann mit großem breitgeränderten Hute, in weitem schwarzem Mantel. Zuletzt steht mitten in der Straße ein Ungethüm mit Ziegenbart und Räuberblick, den Weg verrammelnd.

Alle diese Ungeheuer sind in ewigem Hader, sitzen aber doch zuweilen um ihre riesigen Kessel, wo sie schäckernd ihr Gold zählen. Plötzlich werfen sie alles hin, fallen auf ein neues über einander her und schlagen sich wüthend (Daly, die Schweiz in ihren Ritterburgen, 2. Bd. S. 441, 442).

(857.) In Kuhns Märk. Sagen Nr. 217 jagt die Frau Gode mit Hündchen, deren Schellen klingen.

Eine reiche vornehme „Frau Gauden" liebte mit ihren 24 Töchtern die Jagd so, daß sie sagte, dürfte sie immerfort jagen, sie wolle den Himmel missen. Mitten in einer wilden Jagdlust wurden die Töchter plötzlich zu Hündinnen, welche Gaudens Jagdwagen umklafften, und der Wagen erhob sich zu den Wolken zwischen Himmel und Erde. So jagen sie fort. In den „Twölven" lenkt sie den Wagen zur Erde und fährt in der Christ- oder der Altjahrnacht durch die Dörfer. Wo sie eine Thüre offen findet, schickt sie ein Hündchen hinein, das niemanden schadet als daß es Nachts die Ruhe stört. Tödtet man's, so ist es Tags ein Stein, kommt aber Nachts wieder. Dann bringt es Menschen- und Viehseuche und Feuersnoth, und kehrt erst in den nächsten Zwölfen zu Gauden zurück.

Einst verirrte sie Nachts auf einen ihr feindlichen Kreuzweg, wo ihr was am Wagen zerbrach. Als stattliche Frau weckte sie zu Boek einen Knecht und bat ihn um Beistand. Er besserte den Schaden und erhielt als Lohn den Koth ihrer Hündlein. Unwillig nahm er einige Häuflein, die daheim Gold waren.

Einen Mann aus Conow, der ihr eine neue Deichsel machte, und eine Frau in Göhren, die ihr einen Stecken in die Deichsel schnitt, lohnte sie mit den Spänen, die ebenfalls Gold waren.

Besonders liebt sie kleine Kinder (Lisch, Meklenb. Jb. 8, 202 ff.).

Ueber Frau Gode, vergl. Grimm deutsche Mythol., Kap X (Göttinnen).

Die Thüringer Sage kennt eine Frau Motte, am Gutenberge hausend, die n der Weihnachtzeit hergezogen kommt (Sommer Nr. 8). „Bei der Moht-Kreuk" schwört man in Köln (Weyden, Vorzeit Kölns 243). [Ist es das Weibliche zu Muotis, Muot?]

(858.) In Norwegen heißt es: Seelen, die nicht so viel Gutes gethan, daß sie in den Himmel, aber auch nicht so viel Böses, daß sie in die Hölle kämen, müssen zur Strafe bis ans Ende der Welt „umreiten", an ihrer Spitze Guroryſſe oder Reisarova. mit dem sie kennzeichnenden langen Schwanze (wie Holla, Huldra, was mit Gurra derselbe Name ist, so daß der Gurrewald von ihr den Namen hat). Nach ihr folgt im Zuge eine Unzahl beiderlei Geschlechtes, von vorne angesehen Reiter und Rosse stattlich, hinten am Zuge der lange Schweif Guros. Die Rosse sind kohlschwarz mit glühenden Augen, gelenkt mit feurigen Stangen und Zäumen. Der Zug geht über Wasser wie über Land und sein Lärm schallt von weitem. Wo sie den Sattel auf ein Dach werfen, in dem Hause stirbt gleich Jemand. Sehen sie Mord oder Schlägerei, so rasseln sie laut mit ihren Eisenstangen. Der Zug geht gewöhnlich um die Julzeit; hört man ihn, so legt man sich platt hin und stellt sich schlafend, weil schon Lebende mitgerissen wurden. Auch Rechtschaffene müssen dulden daß Jeder des Haufens auf sie speit. Der Zug heißt **aaskereia, aaskerey, aaskereida, asgardreid**, was klar zeigt, daß es die Todten, die Einheriar sind. Bisweilen sieht man ihn nicht und hört ihn bloß durch die Lüfte sausen. Wer in den drei Julnächten seine Stallthüre nicht bekreuzt, findet die Rosse schweißtriefend und abgeplagt, weil sie mitgenommen worden sind.

In Schmidts Fastelabendſmml. p. 76 werden zusammen gestellt „der Woor (Wodan), die Goor (Hulda) und der wilde Jäger" (Grimm).

(859a.) Spät Nachts ging ein Wagner von Opburg, wo er gearbeitet, nach Kolba zurück, es war am Dreikönigsabende, und stieß an der Orla auf Perchta, deren zerbrochnen Pflug klagende Heimchen umgaben. Sie bat ihn zu helfen, und reichte ihm als Lohn von den abgehauenen Spänen. Er verschmähte diese, fand aber im Schuh einen hineingefallenen Span als Gold. Ein Knecht, der das gehört, wartete nächstes Jahr an der Orla, sah die Perchta mit ihrem Kinderzuge kommen, und erklärte auf ihre Frage was er wolle, diesmal habe er besser Werkzeug." Nimm was dir gebührt!" rief sie und hieb ihn mit ihrem Beil in die Schulter. Dasselbe wiederholt sich bei Kaulsdorf, in Preßwitz und zwischen Pößneck und dem Forsthause Reichenbach. — Unter dem Gleitschfelsen bei Tischdorf traf ein Landmann sie mit den Heimchen auf einem Wagen, an dem er eine Nothachse machte, die Späne verschmähte, und einen im Schuh als Gold fand. (Börners Volkssagen aus dem Orlagau S. 126).

(859b.) Eine Spinnerin kam in der Dreikönigsnacht wolgemuth vom Neidenberge her. Da schritt ihr Perchta mit großem Zuge des Heimchenvolkes entgegen, alle Kinder von gleicher Art und Größe, eine Schaar davon einen schweren Ackerpflug, eine andre Wirthschaftsgeräthe schleppend, alle laut klagend, daß sie keine Heimat mehr hätten. Darüber mußte die Spinnerin laut lachen. Perchta aber trat auf sie zu und blies sie an und auf der Stelle erblindete sie.

Jetzt mußte sie betteln und saß nach einem Jahre am Wege, als Perchta wieder vorüberzog. Diesmal sprach sie: Voriges Jahr blies ich hier ein paar Lichtlein aus, heuer will ich sie wieder anblasen. Sie blies der Magd wieder in die Augen und diese sah.

Dasselbe weiß man bei Neustadt an der Orla (Börners Volkssagen aus dem Orlagau S. 133).

(860.) Ein Sohn des „Höchenblaikner Hofbauern im Alpbachthale Tirols kam einst spät in der Gömnacht heim und führte sein Roß zur Tränke. Da sah er die Perchtl mit ihrem Kinderheere über den Hof und vorüberziehn. Alle Kindlein trugen weiße Hemden, nur war das des letzten etwas zu lang, so daß es immer darauf trat und im Gehen gehemmt war. Da rief der gutmüthige Bursche: „Huderwachl (Huder = Hudeln, und „wachl" von „wackeln") hintennach! geh her, i will dir das Hemat aufbinden!" Das Kind kam, er nahm ein Strumpfband und band dem Mädchen das Hemdlein hinauf. Da sprach es: Jetz dank i dir schön, jetz habi einen Namen" und verschwand. Jetzt drehte sich die alte Perchtl, die schon ein gut Stück voraus war, um und rief: „Hab Dank, Bueb, daß du den armen Huderwachl durch den Namen erlöst hast. Dafür sollet ihr auch auf dem Hof hier gesegnet sein bis in den neunten Stamm!" Und das geschah. Der neunte Höchenblaikner wurde 1809 von den Baiern erschossen und der Hof zerfiel und kam in andre Hände (Alpenburg, Zingerle).

Vergl. Grimm Sagen 4—8, 170, 267, 268 und 313. Nork Myth. d. Volksf. S. 443 ff. Börners Volkssagen aus dem Orlagau, Zingerle, Alpenburg, Panzer, E. Meier, Rochholz, Lütolf u. s. w.

Der Todtenritt, der Todtentanz und die Nachtprocession.

Daß die Sterne die Seelen oder auch die Wohnsitze der Verstorbenen seien, ist eine alte volksthümliche Vorstellung, aus welcher von selbst die sagenhafte Ausschmückung und Weiterführung hervorgeht, die nächtliche Versammlung und Bewegung der Sterne auch wie eine solche der als Geister belebten Todten aufzufassen.*) Daß diese schauerliche, markerschütternde Fantasie in Vielem mit der wilden Jagd, dem Geisterwagen und dem Zuge der Nachtfrau (Holle oder Berchta), sowie mit den nächtlichen Hexenmahlzeiten, Hexentänzen und Hexenfahrten des Volksglaubens zusammenfallen und vermengt werden mußte, ist sehr natürlich. Die Vorstellung wirkte auch so tief auf die Gemüther, daß es sehr nahe lag, ruchlosem Zusehen oder gar Einmischen in das nächtliche geisterhafte Treiben eine Be-

*) Ein alter Hirt zu Brodewin in der Uckermark erzählte dem Sagenforscher Kuhn: jeder Mensch habe sein Licht am Himmel, und wenn er sterbe, so gehe es aus, es kommen aber statt der alten immer gleich wieder neue zum Vorschein, da immer wieder neue geboren werden (Haupt Zeitschr. IV. S. 390).



strafung des Schuldigen folgen zu lassen, welche bald in einer Verwundung oder Verletzung, in Blendung, in Entführung durch das Geisterheer oder gar in grausenhaftem Tode, sogar durch Zerreißen in Stücke bestand. Die Vorstellung vom Treiben der Todten selbst nahm verschiedene Formen an. Bald zogen sie in Leichenprocession dahin, bald hielten sie in nächtlich erleuchteter Kirche Messe oder Predigt, oder in Schloßruinen ein Geistergericht, auch spielten und zechten die Geister, bald jagten sie dahin wie das wütende Heer oder benützten die Geisterkutsche (den Wodanswagen), an dessen Stelle auch, wie bei der Isis, ein Schiff oder, wie bei dem schweizerischen Posterli, ein Schlitten trat, bald endlich tanzten sie auf den Gräbern, und dieser schauerliche Todtentanz findet sogar in Sagen auf Lebende Anwendung, die zur Strafe für ein Vergehen immer tanzen müssen, ohne anders zu können (Grimm Sagen 231). Es ist in beiden Fällen der rastlose nächtliche Tanz der sich um die Welt drehenden Gestirne.*) Bei der Leichenprocession tauchte manchmal das gräßliche Doppelgesicht wieder auf, indem der Neugierige im Zuge sich selbst erkannte, was seinen baldigen Tod zur Folge hatte. Die höchste poetische Ausbildung erhielt aber diese ergreifende Vorstellung in der nächtlichen Entführung der Liebenden durch den todten Geliebten, welche Idee sich eng an die wilde Jagd anschließt. Der wilde Jäger jagt nämlich nach vielen Sagen eine Frau (Waldfrau) oder seine Geliebte oder Gattin; wenn er sie hier zu den Todten abholt, ist es dasselbe. Er ist Odin, sie die Fürstin des Sternheeres, die Mondgöttin, welche der Himmelsgott mit seinen Wolken umhüllt und entführt, oder auch die Erde, welche er in Nebel einhüllt, dessen fantastische Formen einer geisterhaften Versammlung verglichen werden können. Es sind nun gerade hundert Jahre, seitdem (im Musenalmanach für 1874) diese ergreifende Idee unserer ersten und unübertroffenen deutschen Ballade, Bürger's Lenore, das Leben gab.

(861.) In der Stadt Autun liegt bei der Kirche des heiligen Stephanus ein Friedhof, in dessen Nähe man ehedem häufig Nachts Psalmen ertönen hörte. Einstmals beschlossen zwei fromme Bürger, bei Nacht daselbst ihre Andacht zu ver-

*) Ganz verschieden hiervon ist der künstlerisch dargestellte Todtentanz (von Holbein, Manuel u. A.), welcher nichts mit der Mythe zu thun, sondern eine rein christlich-ethische Idee zur Grundlage hat. Vergl. Wackernagels Abhandl. in Haupts Zeitschr. IX. S. 302 ff.

richten. Als sie in die Nähe kamen, vernahmen sie plötzlich wunderseltsame Gesänge und Harmonieen; sie waren gar erfreut darob, traten in die Kirche und setzten sich in ein Eckchen, wo sie eifrig beteten. Als sie sich erhoben, sahen sie die Kirche voll ihnen unbekannter Personen, die sangen; was sie jedoch wunderte, war, daß keine Kerze oder ander Licht brannte und es doch völlig hell war. Als sie genauer hinschauten, nahmen sie wahr, daß diese Helle von den Singenden ausging. In Staunen versunken standen sie da, als sie Einen aus den Versammelten auf sich zukommen sahen, der zu ihnen sprach: „Ihr habet Unrecht, uns in unseren heimlichen Gebeten zu stören; gehet alsobald weg, sonst müsset ihr sterben." Der eine der Bürger lief, so schnell er konnte, hinweg; der andere blieb, starb jedoch nicht lange nachher (Gregor. Turon. de gloria confessorum).

(862.) Der 1018 gestorbene Thietmar, Bischof von Merseburg, erzählt, als Beleg dafür, daß die Todten nicht todt seien, sondern auferstehen werden, ein Priester in Wallislevo (Walsleben), der früh Morgens bei Tagesanbruch Messe zu lesen pflegte, habe einst, auf den Kirchhof kommend, eine große Schaar getroffen, welche einem vor der Kirchthüre stehenden Priester Opfergaben brachten. Er sei, ohne Einen zu kennen, durch sie der Sakristei zu; eine Jüngstverstorbene jedoch, die ihm wohl bekannt war, habe ihn gefragt, was er wolle, und dann gemeldet, das sei schon verrichtet. Er werde nicht lange mehr leben. Letzteres geschah. Zu seiner eigenen Zeit (fährt er fort) haben in einer Kirche Magdeburgs die Wächter Nachts Aehnliches getroffen und die Magistrate geholt, welche auf dem Kirchhofe, von ferne stehend, aufgesteckte Lichter erblickten und den 15. Psalm und den Morgenlobgesang vernommen, näher tretend aber nichts mehr gesehen. Ganz gleich habe ein Priester zu Deventer in der Kirche und auf dem Kirchhofe die Todten opfern sehen und singen gehört (Ditm. I. Buch 7).

(863.) In Rapperswil glaubte man nicht nur bis auf meine Zeit, was schon Tschudi berichtet, die dortige Glocke, womit man das sog. „Endzeichen" läutet, wenn Jemand am Verscheiden ist, habe beim Auszuge der Bürger i. J. 1388 zur Näfelserschlacht 30 Mal angeschlagen, so viele nachher fielen, sondern in der Nacht habe der Meßner alle, Mann um Mann, jeder sein Haupt wie einen Hut unterm Arme, den Kirchengang hin, zum Todtenopfer gehen gesehen (Aus Rapperswil).

(864a.) Zu Gsteig, im Berner Oberlande, hält ein verstorbener Pfarrer den Todten seiner Gemeinde eine ewige Predigt; so wie auf den Klang der Glocken die Lebendigen ankommen, schwinden die gespenstigen Zuhörer wieder in ihre Gräber hinab. Wer ein Todtengebein auf die linke Achsel nimmt und rückwärts in die Kirche geht, kann Diese wahrnehmen (Sonntagspost 2. Probenummer, Sonnt. 25. Dez. 1864. S. 7).

(864b.) Auf Island glaubt man, daß zu bestimmten Zeiten ein ganzer Kirchhof aufstehen könne; die Todten halten dann in der Kirche Gottesdienst, dessen Anblick jedoch, wenn er etwa Vorübergehenden zu Theil wird, gar gräßlich sein soll (Maurer, Isländ. Volkssagen).

(865a.) Manche, die um Mitternacht am Friedhofe zu Neustadt in der Ober-

pfalz vorbeigingen, fanden die Kirche erleuchtet und erblickten, wenn sie eintraten, die Verstorbenen der Gemeinde. Auf dem Altare brannten Lichter, welche die noch lebende Gemeinde andeuteten; welches Licht nun zunächst erlosch, so starb der, den es andeutete, zunächst. Ein Todter nannte an der Thüre, entgegenkommend, die Namen.

Auch in Gefrees stehen während der Metten die Todten aus den Gräbern auf und halten das Hochamt in der Kirche. Eine fromme Tochter, die ihre verstorbene Mutter sehr liebte, ging einst hin, sie zu sehen, und setzte sich in ihren Stuhl. Da klopfte es ihr hinterrücks auf die Schulter, sie sah die Mutter dastehn, welche sie mahnte, beim Verlassen der Kirche ja ihr Tuch wegzuwerfen. Sie thats und am Morgen fand man das Tuch in tausend Fetzen zerrissen vor der Kirchthüre (was der Tochter Schicksal geworden wäre). (Schönwerth.)

(865b.) In den Zwanzigerjahren des Jahrhunderts erwachte der Pfarrer zu St. Nikolaus bei Innsbruck Mitternachts zwischen dem Allerheiligen- und dem Allerseelentage. Wie er vom Fenster nach dem Gottesacker hinüberblickte, sah er auf jedem Grabe Lichter brennen, auf manchen deren mehrere und Alles voll Leute dort herumgehen. Der Pfarrer weckte die Hauserin und schalt, daß sie ihn nicht geweckt, es sei schon angezündet zum Umzug auf den Gräbern. Diese schaute auch hinaus und wunderte sich, sagte aber, es sei erst 12 Uhr Nachts. Dennoch ging der Geistliche auf den Gottesacker, um in die Sakristei zu gehen; wie er diesen aber betritt, ist alles finster. Nun überfiel ihn ein Schauer. Er betete. Jetzt kam der Nachtwächter und sagte: Das war eine merkwürdige, schöne Allerseelenbeleuchtung auf dem Gottesacker (Alpenburg).

Ein Fräulein in Salzburg, welches die Roratemesse in der Adventzeit nie versäumte, erwachte einst, wie sie wähnte, früh 5 Uhr, zog sich hastig an und eilte zum Dome. Verwundert, daß sie die Straßen völlig leer sah, sputete sie sich um so mehr, als sie die Töne der Riesenorgel vernahm. Als sie auf den Domplatz trat, sah sie die hohen Fenster hell erleuchtet, fand aber die Thüren geschlossen. Verwundert ging sie hin und her, hörte den Schlußgesang des Hochamtes und darauf — ein Uhr schlagen. Das waren die Bewohner des Untersberges, die zu dieser Festzeit ihre Höhlen verließen und in Salzburg und Seekirchen oft ihren Gottesdienst hielten (Vernaleken).

In Ulten sagte man, auf dem Friedhofe in St. Nikolaus gehe oft, namentlich zur Quatemberzeit, heftiger Lärm und sei es, als ob ein Zug von vielen Menschen um die Kirche zöge.

Eine Geisterprozession ging oft um die Kirche St. Martin bei Kring in Krain (wie Kuhn von einem Geistermarkte auf dem Kirchhofe zu Lehnin weiß). (Zingerle.)

(866.) In einem Volksliede zu Grabig bei Glogau geht eine Wittwe, der ihr Kind gestorben ist, trauernd hinaus ins Feld. Da begegnet ihr der Herr Jesus mit viel weißen Kindern, jedes schön gekleidet, glänzend und mit einer Ehrenkrone geschmückt. Darunter ist ihr Kind, das sie anredet und bittet, sie möge aufhören zu weinen, weil es ihre Thränen in einem großen Kruge, den es bei sich

trug, sammeln müsse. Wenn sie ruhig werde, könne auch es Ruhe finden. (R. Drescher, die Sagen vom Nachtjäger in Schlesien).

(867.) Auf die Sinzenmatt, eine große Gemeindewiese des Aargauer Dorfes Gansingen im Frickthale, kam früher in regelmäßigen Zeitfristen ein Zug von 40 Wahrsagern und Wahrsagerinnen durch die Wälder des Mettauer- und Gansinger Thales gewandert, um dort unter einer Eiche zu lagern. Alle waren weiß gekleidet und trugen Stricke und Ketten um den Hals; ein großer Bube trug ihnen den Bündel voraus und säuberte den Waldweg. Alles entfernte sich von den Straßen, sowie der Zug nahte. Im Dorfe Wil zog er durch eine Scheuer, in Gansingen durch des Schnuris Garten, in Galten durch den Schopf des Bruderhofes, und in Bütz sogar durch des Stäublis Hausgang. Jeder Hausbesitzer brachte ihnen die drei weißen Gaben: Eier, Mehl und Butter. Jetzt hält das Volk die Wandernden für Zigeuner (Birrcher, das Frickthal 1859).

(868.) „Kan nit ußlassen, etwas ze melden von dem Nachtgespenst, davon die Alten vil ze sagen gehept, ouch der gemein einfeltig Pöfel vil gehalten, und war namlich diß ein Geschwürm oder vil mer ein Gespenst, so bi Nacht gehufseter oder scharenwyß durch die Stett, Dörfer, ouch durch die Bergen, Alpen und Einödien wandlet. Das gemein Volk und sonderlich die Alten und dz Wibervolk hieltends für war und namptends die säligen Lütt oder das Guottisheer, und das wären die lieben Seelen der Menschen, die durch Unfäl, Kriegs- oder Nachrichters-Gewalt sturbent vor irem vorgesetzten Zil, die mueßtend dann also wandlen, bis si dasselbig Zil erreichtend. Wären ouch dem Menschen gar fründlich und anmuotig, käment Nachts in die Hüser deren die Guots von inen redtent vnd vff inen hieltend, füwretend, kochetend, äßent vnd fuorend dannen wider darvon one Schaden. Vil begertends ze hören, ja ouch selbs in irer Gmeinsame ze sind, vnd war die Thorheit so groß, dz sie gloubend, daß noch lebende Menschen, Wib vnd Mann ouch mit inen wandletend vnd Gmeinsame hettend, davon si desto glückhafter wurdent, vnd wo man solches vff einen Menschen zwifflet, hielte mans ime für ein große Er, schatzt inne ouch für andere Menschen vß vil frömmer, andächtiger vnd schier als heilig. Wie denn noch bi minem Gedenken ein alt paar Eevolk allhie in diser Stadt gewesen, die disen Ruff gehept" (Cysat bei Lütolf).

(869.) In der Leinen, oberhalb Eggiwil, wollten viele Leute Nachts einen sonderbaren Zug gewahrt haben. Erst schien es ein Fuder Heu, dann näher kommend, eine Schaar Herren, leidtragend, endlich eine Schaar Weiber ohne Köpfe, das Gesicht auf der Brust. Der Zug kam durch das Thal herunter, den Rötenbach entlang und verlor sich ein wenig oberhalb des Dorfes Eggiwil, beim letzten Uebergange über den Rötenbach (Joh. Dubach von Eggiwil in Zuberbühlers handschr. Sagensamml.).

(870.) Solche, die in der Matthäusnacht um die Mitternachtsstunde geboren sind, müssen in bestimmten Nächten des Jahres auf dem Kirchhofe die Geister tragen. Das heißt man „mit den Hollen fahren". Solche können Nachts

senkrecht an den Wänden empor steigen und mit verschlossenen Augen über die höchsten Zinnen wandeln; nur darf man sie nicht anrufen, sonst fallen sie. Sie wissen auch immer voraus, wer im Dorfe stirbt, weil alle Todten sich bei ihnen melden müssen (Aus Honnef im Kölnischen, in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. III. S. 60. 61).

(871.) Nach dem Volksglauben in Werdenberg sehen Fronfastenkinder zuweilen das „Nachtvolk", nämlich einen vollständigen Leichenzug, wobei oft Bekannte erscheinen. Wo der Zug beginnt, stirbt bald Jemand. Wer demselben begegnet, muß das Haupt entblößen und auf die Seite treten. Spricht man ein einzig Wort, so verschwindet Alles (Nikl. Senn).

Im nahen Toggenburg glaubt man, solche nächtliche Leichenzüge haben „ein Sterbet" (Seuche) zur Folge. Das „Nachtvolk" reicht bis Wildhaus hinauf (Lehrer Harbegger).

Auf dem Wege vom aargauischen Koblenz nach Klingnau, unweit eines Girizmooses, beginnt eine Schaar gefallener Krieger ihren Nachtumzug (Rochholz).

Auch in Tirol und Oberösterreich kennt man den nächtlichen Leichenzug, der ein nahes Sterben im gleichen Orte andeutet.

Ebenso in Glarus. Im Vorarlberg, Sarganserischen und Bernischen heißt es Nachtvolk, in Bünden Todtenvolk, im Wallis die Todtenschar.

(872.) Einige Vorgesetzte aus dem bernischen Dorfe Heimiswil wollten nach Bern auf den Markt. Um früh dort zu sein, machten sie sich um Mitternacht schon auf den Weg. Als sie bei der Gisnaufluh (dem Sitze des Drachen in der Sage von den zwei lenzburger Brüdern) vorbeigingen, hörten sie plötzlich ein klägliches Rufen: thut auf! thut auf! der Bärenwirth von Bern ist da. Nicht lange ging es, so dehnte sich der Fels unter fürchterlichem Tosen über sie aus, wie ein Thor, und ein heller Schein leuchtete aus dem Felsen weit umher. Sie geriethen beinahe in Furcht, gingen aber weiter und sahen wie sich der Fels wieder zuthat und der Schein verschwand. Als sie es im nahen Burgdorf erzählten, hatte man dort dasselbe vernommen und, da das Städtchen höher liegt, in der Felsenöffnung ein völliges Flammenmeer wahrgenommen. Als sie nach Bern kamen, traten sie ins Bärenwirthshaus und fanden die Hausgenossen in tiefster Trauer, weil der Wirth um Mitternacht verschieden war. Im Volke herrschte die Meinung, in diesem Felsen sei entweder die Hölle oder der Versammlungsort der „Ringmaurer" (Nikl. Walther in Zuberbühlers Sammlung).

(873.) Im ganzen Sarganserlande ist die schauerliche Sage des Nachtvolkes, d. h. eines die Dörfer durchwandernden Zuges aller Gestorbenen und bald Sterbenden der Kirchgemeinde sehr verbreitet. Ein Schullehrer in Flums hörte einst, ehe er einschlief, gegen Mitternacht den Zug und vernahm deutlich aus dem sog. schmerzhaften Rosenkranze, d. h. dem von Jesu Leiden, die Stellen: „Der du für uns Blut geschwitzt hast — der du bist gegeißelt — der du bist mit Dornen gekrönt worden u. s. w." Staunend und neugierig stürzte er aus dem Bette, schloff schnell in das eine Hosenbein und war am Fenster, wo ihn der Anblick beinahe versteinte. Es war ein unübersehbarer Leichenzug, dabei vorne viele seiner verstorbenen Bekannten, und je weiter hinten, desto fremder; aber auch

welche die noch lebten. Vorne die bekannte schwarze Flumserfahne, das Kreuz, der Geistliche, der Meßner, und bei diesem — er selbst, nur im einen Hosenbeine und den einen Fensterflügel am Halse. Die Menge betete, ohne umzublicken, ernst fort und verschwand seinem Auge. Nach einer andern Erzählung hatte er vom Gebete nichts verstehen können als nach Zwischenräumen die Worte: „erlös uns von dem Uebel. Amen.“ Er erzählte das Gesehene, erkrankte bald und starb, wie Alle die er erblickt hatte (In Sargans).

Fast dasselbe berichtete mir i. J. 1833 Pater Gall Morel in Einsideln aus Schwiz von einem Abyberg. Dieser war eines Morgens eben am Ankleiden und hatte schon den einen Strumpf angezogen, als er die Geisterprozession vorbeiziehen hörte. Schnell warf er den andern Strumpf über die Achsel und sah aus dem Fenster, worauf er am Ende des Zuges sich selbst mit dem Strumpf über der Achsel erblickte. Darauf folgte der schwarze Tod i. J. 1610—1612.

(874.) In Gams wälzte sich „Martins Fridli“ zur Zeit der großen Fasten schlaflos auf seinem Lager und klagte in seiner Langweile, als, wie es Mitternacht schlug, er ein unheimliches Rauschen und dumpfes Reden die Gasse herkommen hörte, und aus Neugier die Krankheit vergessend, die Beinkleider kaum halb angezogen, ans Kammerfenster sprang. Hier blieb er, wie vom Schlage gerührt, stehen, die Fensterpfosten krampfhaft anfassend, denn er sah einen langen Leichenzug, die Bahre voraus, schattenähnliche Gestalten hinter ihr, das Dorf herziehen. Tritte hörte er keine, wohl aber Betworte des englischen Grußes. Der Zug wollte nicht enden und ganz als Letzten erblickte er — sich selbst, die Beinkleider halb angezogen. Er starb sehr bald, das letzte Opfer, welches die Pest holte. Es heißt in Gams „der Nachtzug, das Nachtvolk“ (Nikl. Senn aus Buchs und Chr. Schöb aus Gams).

(875.) Wie das Wandeln der bleichen Sterne zu dem grauenvollen Zuge der Todten Nachts durch die Dörfer, dem „Nachtvolke“, so wurde dasselbe unstreitig zu dem nächtlichen Reigen der Todten, dem „Todtentanze“, welchem erst später die tragikomische Moral beigegeben wurde. Ich sehe darin auch die Idee zu Goethe's Todtentanz, wo der Thürmer um Mitternacht hinab schaut auf die Gräber und die Todten aus den Gräbern steigen, die Gewande abwerfen und sich im gräßlichen Gerippetanze klappernd tummeln sieht, wo er einen der Laken aus Posse entwendet und vom Bestohlenen von Ort zu Ort verfolgt wird, „langbeinigen Spinnen vergleichbar“, bis es zu des Mannes Glück „ein Uhr“ schlägt und das Gerippe unten zerschellt.

Dieselbe Idee ist die „Geisterweihnacht“, wo ein Reiter Nachts durchs Feld jagt und bei einem Kirchhofsthore von einer Rittergestalt zum Eintreten eingeladen wird. Er sieht den Kirchhof erhellt, auf jedem Grabe ein Licht, wie ein Stern, und zur Weihnachtzeit nun einen sonderbaren Reigen der wandelnden Lichter beginnen, bis im Osten das Morgenroth aufgeht und die heilige Jungfrau unter den Sternen hinschwebt mit dem Kinde, um sie viel tausend Engel (A. F. G. Wetzel. Hub. S. 284).

(876.) Auf der Burg Neu-Eberstein sah der in einer Nacht noch wache Koch

vom Fenster aus an dem durch gespenstige Erscheinungen bekannten Wachtelbrunnen ein sonderbares Hüpfen und Tanzen beginnen und die Schaar sich dem Schlosse nähern. Kein Pfeifer pfiff, kein Geiger fiedelte, alles bewegte sich tanzend, aber schweigend, näher. Jetzt erkannte er viele Männer und Frauen des Städtchens Gernsbach und endlich mit Entsetzen sich selbst, eine bleiche Frau an der Hand, mittanzend und Alles zog dem Siechhofe zu. Bald darauf brach der „große Landssterbend" i. J. 1518 aus, in welchem er und Viele das Leben verloren (Freiherr von Zimmern bei Krieg von Hochfelden, Geschichte der Grafen von Eberstein, S. 360; Ed. Brauers „Sagen und Geschichten der Stadt Baden" Karlsr. S. 54).

(877a.) „Für dz wöllen wir melden von einem Mann von Emmen, vnfern von der Stadt pürtig, der sonst arm (villeicht ouch liederlich nach aller Anzeig) vnd sich also des Anglens vnd Vischens vff der Rüß beholfen, jedoch in selbiger der heiligen Zitten wenig verschont, vß Lichtsinnigkeit oder Unverstand. Vnd also einsmals als er an einem Sambstag Abends bis über Betglocken vff einem Studpöschen an der Rüß vischende enthalten, ist er vnversehentlich von einem Gespenst in die Lüften verhext vnd seer wit getragen worden, bis das er sich erholet, gesegnet vnd Gott bevolhen, hat es ine in ein dick Dorngehürst fallen lassen, darin er bis vff den Tag in großer Schwachheit gelegen vnd lang darvff krank beliben. Das solches geschehen sie vmb das Jar 1560, wie mirs fürneme Herrn diser Statt, den er wol erkannt vnd solches selbs bekennt, erzellt haben (Cysat bei Lütolf).

(877b.) Im Jahre 1572 wollte Hans Buchmann von Römerschwil (Luzern) „domalen bi 50 Jaren alt, mir gar wol erkannt" (sagt Cysat), am 15. Nov. Abends von Sempach heim nach Römerschwil. Er war „gar nit trunken", und wie er unfern der Schlachtkapelle zu einem Hölzchen gekommen, „habe er ein seltzams Getön gehört, als ob es ein Schwarm Bygen wäre oder ein ganzer Imbd (Bienenschwarm); glich daruf sye ein sölich Getös vnd Geschrei von Gigen, Seittenspyl vnd anderm gegen im komen, daß er nit gwüßt wo er gsin oder wie im geschehen; wöllte derhalb sin wörr (Gewehr) vßzucken vnd vmb sich ghowen. Daruf sige er von Stund an von der Vernunft komen, ouch sin Wörr, Hut vnd Mantel vnd alles verloren. In sölichem sige er hinweggekommen oder hinweggetragen worden in ein frömd Land." Durch Fragen erfuhr er, er sei in Mailand. Er wallfahrtete nach Laureten und Rom und kam erst um Lichtmesse 1573 wieder heim, wo er von der Obrigkeit eingezogen und verhört wurde (Cysat Collect. und Thurmbuch bei Lütolf).

(878.) Hans Sager wollte im Jahre 1576 in tiefer Nacht nach Willisau (Luzern) heim und stieß unterwegs auf einen Haufen Leute, die ihn einluden, mit ihnen Milch zu essen. Sie traten in Lagenbülers Haus, wo Alles schon zu Bette war. Alsbald brachten die Nachtwanderer Milch herbei. Als diese genossen war, sollte Sager weiter mit ihnen ziehen, was er abschlug. Da haben sie ihm ein Bein abgestoßen (amputirt). Dem Aelsenegger ob Menznau sei es mit den Nachtwandelnden ebenso ergangen, erzählte Sager vor dem Untersuchungsrichter (Thurmbuch von Luzern bei Lütolf).

(879.) Nicht weit vom hohen Thor- oder Dachsteine, den Grenzsäulen der obern Steiermark, liegt in Mitte hoher Alpen Mitterndorf und eine halbe Stunde davon erhebt sich der halb waldige halb kahle Hartkogel, der Aufenthalt des „wilden Jägers“ oder „wilden Gjaids“, das freilich auch an anderen Orten gesehn wird. Das „Gjaid“ sind böse Gespenster, die zu gewissen Zeiten durch die Luft daherbrausen und ein sonderbares Fuhrwerk, eine Art Schlitten, fast wie ein Schiff gestaltet, nachziehen, welches ganz flach und meist in der Luft geht und unten eine scharfe Schneide zeigt wie eine Pflugschar. Die Ladung sind Verdammte und Teufel, und die Jagd geht auf „wilde Frauen“, halb Geister halb Menschen oder „verwunschene Menschen,“ die an der Rückseite hohl oder muldenartig gestaltet sein sollen. Diese hatten ihre Hauptwohnung im Schöchl, einem waldigen Kogel östlich von Oberndorf; sie kamen aber oft in die nächsten Dörfer, auch zu Lachen und Bächen, wo sie ihre Wäsche wuschen und wohl an die Zäune aufhängten. Solche jagt der Jäger, auch zuweilen böse Menschen. Ein oft trunkener Schmied in Mitterndorf zu Ende des 18. Jahrhunderts galt als der, welcher alljährlich in der heiligen Nacht die den Schlitten vorgespannten Weiber (schlechte Dienstmägde) wie Rosse beschlug. Die Fahrt kehrte immer nach dem Hartkogel zurück. Auch hier mußte, wer das Brausen vernahm, sich schnell aufs Gesicht hinwerfen, um nicht niedergefahren zu werden. Ein Knecht, als er den Jägerruf: „hui, hui!“ vernahm, hetzte seinen Hund an und schob ihn, als er sich furchtsam zwischen seine Beine verkroch, von sich, worauf das Thier mitrannte. Als er sich darauf bei seiner Dirne am „Fensterln“ befand, riß ein solcher Jäger das Dach auf und warf, aus Augen, Ohren, Nase und Mund Flammen sprühend, eine halbe Wildfrau herab mit den Worten: „das ist zum Lohne, daß du uns deinen Hund mit gabst, ohne ihn hätten wir heute keine erjagt.“ Die Dirne fiel todt um, der Hund kam nicht wieder und der Knecht starb sehr bald (Steiermärk. Sagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 32—35).

(880.) Einem Wanderer, welcher zu Ulten in Tirol Herberge verlangte, sagte man, im Hause sei kein Raum mehr, und in der „Ströbhütte“ werde er nicht bleiben wollen, weil diese Nacht wahrscheinlich die „Temper“ (Quatember-, Geisterzug) komme. Er blieb trotzdem in der Hütte. Als der Hausknecht die Temper wirklich kommen hörte, schaute er zum Fenster hinaus. Da rief eine Stimme: „Willst auch!“ und dann: „Wärest du nicht hinter dem Kreuzeisen, du kriegtest was.“ Als man aber Morgens in der Hütte nachsah, lag der Wanderer zerrissen dort, ein Viertel aber von ihm vor der Hausthüre (Wolf Zeitschr. II. S. 181).

(881.) Zu Sommerhausen in Unterfranken begaben sich zwei Dienstmägde zu Bette. Da fuhr, als die eine schon lag und die andere bis aufs Hemde sich eben entkleidet, das „wütende Heer“ übers Dorf hin mit lautem Rufen und Hörnerklang. Die, welche noch auf war, schaute zum Fenster hinaus und horchte auf das schöne Lied, das die wilden Jäger eben bliesen. Das gefiel ihr so gut, daß sie unbesonnen laut in den Zug hinaus rief: „Wäre ich geschürzt und ge-

Walküre Sigrun, Haugnis Tochter, und bat ihn um Beistand, da ihr Vater sie dem Haudbrodd versprochen Helgi erschlug den Werber und erhielt die Walküre, fiel aber bald von der Hand ihres Bruders Dag, welchem Odin einen Spieß dazu gebracht. Sigrun härmte sich unmäßig darüber und äußerte, sie werde sich des Lebens nimmer freuen, wenn nicht ihr Liebster aus dem Grabe steige und auf seinem Vigblör zu ihr reite in ihre Arme.

Des Abends ging die Magd Sigruneus zu Helgis Grabhügel und sah Helgi mit Gefolge daherreiten, und in den Hügel, den man errichtet, einziehn. Die Magd fragte, ob den Helden Heimfahrt zutheil worden oder ob Ragnarauk nahe und die Todten reiten? Dann eilte sie heim und kündete Sigrunen das Gesehene an. Die Walküre ging hocherfreut in den Hügel, wo sie ihn küßte und sein reifdurchdrungenes Haar, seinen blutbesprengten Leib und seine kalten Hände beklagte. Der Walsunge erklärte den Reif als ihre Thränen, die seine kalte Brust brennen, sprach aber seine Freude aus, daß, obwohl sie Glück und Land verloren, nun Lust seiner warte und Königsfrauen beim Gestorbenen weilen. Sigrune bereitete ein Bett im Hügel und sie ruhte, die Lebende, in des Todten Armen. Wie aber der Morgen nahte und ehe „Salgofnir das Siegervolk weckte“, mußte der Einherier „westlich von Vindhialmurs Brücke“ (der Regenbogen von West nach Ost, Asgard zu) sein. Er ritt mit seinen Mannen fort. Sie aber starb bald vor Gramm (Helga kvidha Hundingsbana önnur IV).

(886.) In Island erzählt man, ein junger Mann habe seiner Geliebten versprochen, sie am Christabende abzuholen und in die Kirche zur Mette zu begleiten. Er machte sich auch richtig zu Pferde auf den Weg, wurde aber, als er über einen heftig angeschwollenen Bach setzen wollte, abgeworfen und von einer Eisscholle erschlagen. — Lange wartete das Mädchen. Endlich spät Nachts kommt der Reiter, hebt sie schweigend hinter sich aufs Roß und reitet der Kirche zu. Unterwegs wendet er sich zu ihr um und spricht: „Maninn lidr, daudinn ridr; ser thu ekki hvitan blett i hnakka minum? Garun, Garun! d. h. der Mond gleitet, der Tod reitet; siehst du nicht den weißen Fleck in meinem Nacken, Garun, Garun? Da wird dem Mädchen ängstlich zu Muthe, aber sie reiten fort bis zur Kirche und zu einem offenen Grabe, wo der Reiter hält und spricht: „Biddu herna, Garun, Garun, medan eg flyt hann faxa, faxa, austr yfir garda, garda“; d. h. „warte hier Garun, Garun, bis ich den Mähner, den Mähner ostwärts über den Zaun, den Zaun hinausbringe.“ Nun fiel das Mädchen (Gudrun hieß sie, aber das Gespenst sprach das „Gud“, Gott nicht aus); aber zu ihrem Glücke lag das offene Grab am Kirchhofeingange, wo sie das Glockenseil erwischen konnte, und wie die Glocke läutete, verschwand das Gespenst und sie war gerettet (Maurer, Isländ. Volkssagen).

(887.) In einem schwedischen Liede legen „klein Christel“ und ihre Mutter Gold auf die Bahre. Ihr Bräutigam ist todt, Nachts klopft er an ihre Thüre und bittet um Einlaß. Sie öffnet schnell, setzt ihn auf den goldnen Schrein und wäscht ihm die Füße mit klarstem Wein.

Hörst, Liebchen, du die Hähne krähn?
Ist Zeit, daß die Todten wieder gehn. —
Sie beschuht sich und folgt ihm durch den langen Wald.
Und wie sie kamen auf den Kirchhof nun,
da verschwand sein Haar, sonst gelb wie Gold.
Den Mond dort schau, schöne Jungfrau, du!
Und verschwunden war der Jüngling im Nu.
Sie setzt sich auf sein Grab, wo sie bleiben will bis Gott sie einst abrufe.

Nun erschallt eine Stimme aus der Luft: sie möge das Grab verlassen; jegliche Zähre aus ihrem Auge fülle sein Herz mit Blute an, jegliches Glück aber, das sie treffe, lege seinen Sarg voll duftiger Rosen.

(888.) In einer altdänischen Ballade vermählt sich Ritter Aage auf einer Insel mit der schönen Jungfrau Else. In einem Monate starb der Ritter. Else betrauerte ihn so heftig, daß es Aage im Grabe vernahm. Er stieg aus dem Grabe, den Sarg auf seinem Rücken, klopfte mit diesem an Elsens Thüre und bat um Einlaß. Dann eröffnete er ihr: jedesmal wo sie sich freue, fülle sich sein Sarg mit rothen Rosenblättern, jedesmal wenn sie traure, mit geronnenem Blute.

Nun krähte der rothe Hahn und er sagte, nun müssen alle Todten zurück ins Grab und er mit.

Schaue du zu dem Himmel
und zu den Sternlein auf,
da kannst du schaun, wie sachte
die Nacht wird ziehn herauf.
Das war die Jungfrau Else,
die schaute die Sternlein an,
ins Grab versank der Todte,
gar nimmer sie ihn sah.
Heim ging die Jungfrau Else,
ihr Herz von Sorgen wund,
darnach am Monatstage
lag sie im schwarzen Grund.

(W. Grimm, altdänische Heldenlieder S. 73).

(889.) In einem wendischen Liede träumt ein Bursche, seine Braut sei gestorben. Schnell reitet er zu ihres Vaters Hofe, wo die Mutter im schwarzen Kleide umhergeht. Die Braut ist todt und begraben. Er reitet dreimal um den Kirchhof herum und dann zum Grabe.

„Steh' nur auf, o mein Mägdelein,
gieb mir doch wieder die Pfänder mein!" —
„Aufstehn kann ich nicht, Liebster mein,
kann dir nicht geben die Pfänder dein,
hab' auf dem Herzen den schweren Stein
ach, und Erde auf den Augen mein." —

Die Mutter solle ihm die hinterlassenen Bundschuhe und das Seidentüchlein geben; das Silberringlein habe sie selbst am Finger und übers Jahr werde er bei ihr liegen.

Der Bursche geht zur Mutter, holt sich die Pfänder und bestellt sich den Sarg. (Haupt-Schmalers wend. Lieder I. 55. Neues Lausitzer Magazin, B. 41, 1. Hälfte 1864).

(890.) In einer altenglischen Ballade kommt ein Geist vor Margreths Thüre, pocht und begehrt stöhnend Einlaß. Sie zögert und fragt, ob er ihr Vater ihr Bruder oder ihr „Treulieb Wilhelm" sei. Er verneint das erstere und bejaht das letztere, er komme aus Schottland und fordere ihre Treue und Liebe zurück.

„Meine Lieb' und Treu bekommst du nicht,
die geb' ich nimmer hin,
bis du in meine Kammer kommst,
mir küssest Wang' und Kinn." —
„Käm ich zu dir ins Kämmerlein,
ich bin kein ird'scher Mann,
und küßt' ich deinen rothen Mund,
dein Ende käm' heran."

Er wiederhole sein Begehren und sie verlangt, er möge sie über den Kirchhof führen und sie zur Gattin nehmen. Da erwidert er:

In einem Kirchhof überm Meer
ist begraben mein Gebein;
der jetzo zu dir spricht, Margreth,
das ist mein Geist allein.

Sie schürzt ihr Gewand auf und folgt dem Todten durch die lange Winternacht, mit der Frage, ob er Raum für sie habe, zu Haupt, zu den Füßen oder an seiner Seite? Weder zu Haupt, noch den Füßen, noch zur Seite, sagt er, der Schrein sei ganz enge.

Da krähte der rothe rothe Hahn,
da krähte der graue so hell,
's ist Zeit, 's ist Zeit, mein lieb Margreth,
nun geh' von hinnen schnell! —
Nicht mehres er zu Margreth sprach,
mit Stöhnen und mit Schrein
schwand das Gespenst in Nebel hin
und ließ sie ganz allein.
„O bleib, mein einzig Treulieb, bleib;
rief Treu-Margreth, o bleib!"
Ihre Wang erbleichte, ihr Auge brach,
todt lag ihr holder Leib.

(Percy, relicks of ancient english poetry, pol. 3 p. 112. Herder. Ursinus schottische Balladen, S. 95).

(891.) In einer schottischen Ballade sitzen an einem Sommertage zwei Liebende und sprechen den ganzen Tag, aber noch nicht alles was sie im Herzen trugen.

Am Ende eröffnet er ihr, vor 11 Uhr morgens werde sie eine reiche Hochzeit erblicken.

„Schön Margreth" kämmt eben ihr gelben Haar, als die Hochzeit „lieb Williams" und seiner Braut heranreitet. Sie legt den Kamm nieder, verläßt das Haus und betritt es lebend nimmer wieder.

Als der Tag um ist und die Nacht da, gleitet Margreths Geist herein und steht zu Williams Fußende. Sie redet ihn an und wünscht ihm Heil zu seinem Brautbette und ihr zur Leichenstätte.

Als die Nacht um ist und der Tag da, eröffnet William seiner Braut, er möchte weinen, denn er habe einen bösen Traum geträumt: sein Haus voll rothen Viehes und sein Brautbett voll Blut.

Sie erwidert, solch Träumen deute nie Gutes und er ruft all seine Leute und begiebt sich mit ihnen zu Margreths Hause.

Als er die Klinke zieht, öffnen ihre sieben Brüder. Er hebt das Leichentuch auf, sieht die Bleiche und will ihre Lippen küssen. Vergebens wollen die Brüder dies wehren und heißen ihn seine Braut daheim küssen.

Er heißt seine Leute Kuchen und Wein unter sich theilen: heute auf Margreths Tag, morgen auf den seinen.

Schön Margreth begrub man unten am Chor,
lieb William oben hinten;
aus ihrer Brust eine Ros' entsprang,
aus seiner entsprang eine Linden.
Sie wuchsen hinan, zum Kirchdach hinan,
da konnten sie höher nicht mehr;
da schlangen sie sich zum Liebesstrauß
und Jedermann wundert's sehr.

(J. Percy, Relicks. Vol. III. p. 119. Herders Stimmen der Völker Abth. II.)

(892.) In einer schottischen Ballade liebt der Grafensohn Clerk Saunders, vom Meeresstrande, die Königstochter „schön Margreth" vom Oberlande. Beide wandern, von Liebe ergriffen, durch den grünen Garten. Saunders bittet sie um ihre Minne; sie schützt ihre sieben Brüder vor, welche die Liebe zu einem bloßen Ritter nie dulden würden.

Nun räth er ihr, wie sie ohne Meineid die Brüder täuschen könne. Sie solle ihr Gesicht verhüllen, dann habe sie ihn nicht gesehn, und dann ihn hineintragen, dann sei er nicht zu ihr gekommen.

Tief Mitternachts, als Beide schlafen, treten die sieben Brüder mit Fackeln ein und sehen die Zwei. Sechse von ihnen können es nicht über sich bringen, Saunders ein Leid anzuthun; der siebente, ohne ein Wort, stach ihn durchs Her in der schlummernden Margreth Armen.

Morgens will sie ihn flüsternd wecken und sieht ihn todt. Vergebens will ihr kommender Vater ihren Jammer trösten. Saunders wird begraben und erscheint eine Stunde vor Tag vor Margreths Fenster.

Schläfst oder wachst du, Margareth?
so sprach sein Geist zu ihr.
Gieb mir mein Wort und Treu zurück,
die ich gegeben dir. —
Mein Wort und Treu geb' ich dir nicht
nie schwindet die Lieb' mir hin,
bis du in meine Kammer kommst
und küssest mir Wang' und Kinn. —
Mein Mund ist kalt, o Margareth,
er riecht schon nach Erdengrund,
und deine Tage schwinden hin,
küß ich dir den schönen Mund. —

Er wiederholt seine Bitte, da die Wildvögel schon den Tag verkünden. Endlich reicht sie ihm die Pfande zum Fenster hinaus, folgt ihm aber aus Liebe bis in den Wald, wo er, in Duft verschwindend, auf ihre Frage, ob er Raum habe, ähnlich antwortet, er habe keinen, sein Bette sei knapp und klein, das Grab, auf das der Thau falle. Nachdem er ihr zugeredet, nie einen andern zu lieben wie ihn —

„Und laut auf kräht der milchweiße Hahn
und auf der graue sofort,
er schwand in leere Luft dahin
und sie ging weinend fort.

(Dönniges).

(893a.) In Erks Volksliedern I. Nr. 39 redet Einer ein nach Mitternacht wanderndes Mädchen an und heißt es zur Ruhe gehen. Sie will auf ihren Geliebten warten, der ihr auf heute einen Besuch versprochen. Er bittet, falls ihr Geliebter sie getäuscht, ihn in ihr Kämmerlein aufzunehmen. Sie verspricht es, obwohl das Kämmerlein enge sei und geht mit ihm weiter. Nun hört er das Leichhuhn rufen, gewahrt den Kirchhof, wittert Gräbergeruch und erkennt entsetzt und sterbend das Grab derer, die er treulos verlassen und die ihn auf diese Weise zu strafen gekommen ist (Sieh auch Liederbuch des deutschen Volkes, Lpz., Breitkopf 1845, S. 246).

(893b.) Umgekehrt kommt im „Wunderhorn" II S. 10 der todte Geliebte in der Ballade „Es stehn die Stern am Himmel, Es scheint der Mond so hell, Die Todten reiten schnell" an des Liebchens Fenster, 200 Meilen weit hergeritten aus Ungerland und ladet sie ein mitzureiten in sein kleines Haus, was sie in den Endstrophen ablehnt und ihn allein schlafen heißt.

(894.) Nach einem Liede aus dem Kuhländchen hat eine Wittwe sich wieder verheirathet, kann jedoch ihren ersten Mann gar nicht vergessen und beweint ihn unaufhörlich. Als der zweite Mann einst auf dem Grabe seines Vorgängers seine Rosse weidet, bittet ihn eine Stimme daraus, die Frau möge ihm ein getrocknetes Hemde bringen.

„Das erste ist mir geworden so naß,
Was weint sie immer? was thut sie das?"

Der Auftrag wird ausgerichtet. Die Frau geht mit ihrem Rocken zum Grabe, klopft an und bittet um Einlaß. Die Stimme mahnt ab: da unten sei es zu öde und traurig. Die Frau bleibt bis zum ersten Hahnenschrei (der „Himmelstaube"), da thun sich alle Gräber auf und sie steigt zu dem Geliebten hinunter. Der zweite Hahn (das Höllenhuhn) kräht, da schließen sich die Gräber alle und

„die Schöne mußt' unten verbleiben."

(Meinert Volkslied, übertragen von Wackernagel).

(895.) Eine junge schmucke Dirne hatte einen Freier, den sie, wie er sie, äußerst liebte. Da mußte es kommen, daß der Geliebte krank wurde und starb. Sie wollte sich gar nicht zufrieden geben, weinte und jammerte den ganzen Tag, und wenn es Abend wurde, setzte sie sich auf sein Grab und trauerte die liebe lange Nacht.

Als es nun die dritte Nacht war und sie wieder so am Grabe jammerte, kam in Reiter auf einem Schimmel daher und fragte, ob sie mit ihm reiten wolle. Sie kannte ihn wohl und war bereit, wohin er wolle. Damit stieg sie auf sein Pferd und fort ging es wie der Wind in die weite Welt.

Nach einer Weile fragte er:

Der Mond der scheint so hell,
der Tod der reitet so schnell,
Mein Gretchen, graut dir nicht?

So fragte er allmälich dreimal und dreimal antwortete sie: Nein, mein Hans, wie sollte mir grauen? Ich bin ja bei dir. So gings wieder weiter und weiter und immer toller als früher, und nach der dritten Frage wurde er „gruen", und drehte sich das Pferd dreimal im Kreise mit ihnen herum und weg waren sie (Müllenhof).

(896.) Einem Mädchen war sein Geliebter in den Krieg gezogen und drin gestorben. Das Mädchen sehnte sich sehr nach ihm und weinte bitterlich. Da kam in einer Nacht ein Reiter auf schneeweißem Rosse vor ihr Fenster, rief sie, und hieß sie, als sie eilig aufstand und hinaus ging, aufsitzen. Auch hier sagt er dreimal: „Wie scheint der Mond so hell !wie reiten die Todten so schnell! Anamirl (oder Dirnderl) fürchst dich nit?" und sie antwortet: „Wie soll ich mich denn fürchten? bist ja du bei mir." In einer der Sagen fährt sie ein Schauder an, als sie dem „Freithof" nahe kommen, sie springt ab und in einen Schuppen am Wege, wo sie, inner den Dachtrausen, sicher ist. Er ruft, es sei ihr Glück, denn er hätte sie in Stücken zerrissen. — In einer zweiten Sage näht die Trauernde gerade vor der Wohnung ihr „Fürtuch", als eine schöne Frau ihr den Rath giebt, sie solle die „Baudel" nicht annähen, nur hineinstecken, wenn diese Nacht ihr Liebster sie abholen werde. Die Frau verschwindet, der Reiter erscheint Mittnachts, nimmt sie mit, thut dieselben drei Fragen, reißt sie auf dem Kirchhofe vom Pferde und will sie mit in sein Grab ziehn, als das Fürtuch läßt und sie frei entkommt, während das Tuch in tausend Fetzen zerrissen wird. — Nach der dritten haben zwei Liebende sich versprochen, nach dem Tode des Einen nimmer zu heirathen. Sie bricht ihr Wort, heirathet wieder, hört bei der Hochzeit,

ihr Früherer werde die Nacht erscheinen und denselben Rath mit dem „Fürtuchbandl". Der gleiche Todtenritt, die drei Fragen, dieselbe Befreiung (Vernaleken).

(897.) Es ging ein Knäblein sachte
wohl an das Fensterlein:
„Schön Liebchen, bist du drinnen?
Steh' auf und laß mich ein!" —
„Ich kann mit dir wohl sprechen,
einlassen darf ich dich nicht,
bin schon mit Einem versprochen,
keinen andern mag ich nicht." —
„Mit dem du bist versprochen,
schön Liebchen, der bin ich;
reich' mir dein schneeweiß Händlein,
vielleicht erkennst du mich." —
„Du duftest mir ja nach Erde,
vermeine, du bist der Tod." —
„Soll ich nicht duften nach Erde,
wenn ich habe drunten geruht?
Weck auf deinen Vater und Mutter!
weck auf der Freunde dein!
Grün Kränzlein sollst du tragen,
bis in den Himmel hinein." —

(Aus dem Kuhländchen. Wackernagel, Lenoresage, S. 16).

(898.) In Ettiswil (Luzern) hat man einen gereimten Spruch: wie ein Mädchen, des Schötzer-Schmiedes Tochter, zu grasen ins Feld ging. Ein Ritter schaute ihm zu und bot ihm groß Geld, wenn es eine halbe Stunde mit ihm komme. Habgierig und von seiner Gestalt geblendet, sagte es sogleich zu: Ich möcht bi dir sin min Lebenlang. Er faßte sie beim Gürtelschloß und schwang sie hinter sich aufs Roß, und „fier mit dem Anneli dur d' Studen und d' Stei." Aber es fiel ungut aus. Ihre weißen Füße wurden verwundet; er lachte ihrer Klage, wie als ihr Kleid zerrissen wurde, und sagte jedesmal blos: „ein rechter stolzer Ritter das bin ich nüd", bis sie vor dem Höllenthor anlangten. Da standen drei Teufel bereit. Der erste hieß Anneli willkommen, der zweite stieß sie ins Thor hinein, der dritte heizte einen Kessel und stellte diesen unter das Mädchen. Verschmachtend begehrte die Arme zu trinken; sie erhielt Schwefel und Pech, wurde dann geschunden und mit ihrer weißen Haut als Schimmel überzogen. So wurde der Schimmel vor Schötzer-Schmiedes Haus geritten, wo er beschlagen wurde und im Schmerz dem Vater sich zu erkennen gab, der vor Entsetzen das Schmieden aufgab (Lütolf).

Die Sage wird (bei Lütolf S. 468) klarer durch die Angabe, Anneli habe „Unholderei" getrieben und ihr Buhle, grün mit rothem Barte, habe sie auf diese Weise abgeholt und in einen Grauschimmel verwandelt. Der Reiter sei von der Schmiede fortgejagt bis zur Stelle, wo jetzt auf dem „Hostris" d. h. Hochgesträß,

längs der Wiggeren, eine dem heiligen Eloi (Eulogi) dem Patron der Schmiede geweihte Kapelle steht, die der Schmied im Dorfe Schötz zu besorgen hatte.

(899.) In einer magyarischen Sage reißt die gestorbene Geliebte, den glühenden Trauering am Finger, den sprühenden Kranz im Haare, Mitternachts ihren Bräutigam in den gespenstischen Reigen der „Willis" hinein; am Morgen wird seine Leiche unter einem Rosenstrauche gefunden (Joh. Graf, Maylath, magyar. Sagen und Märchen). — Vergl. Grimms Sagen 175 (Geisterkirche), 176 (Geistermahl), 331 (Schwarzkopf und Seeburg), 334 und 335, sowie die früher schon citirten Sagensammlungen.

Das Geisterschiff.

Vielleicht sind es auch Luftspiegelungen, wie Nork (in Scheible's Kloster IX. S. 939 ff.) meint, welche das Schiffermärchen vom „Fliegenden Holländer" erklären; sicher aber liegt die Entstehung desselben viel tiefer. Jene Form ist eine durchaus moderne Variation der alten Vorstellung, daß der Himmel ein Meer (s. oben S. 109), in welchem die Gestirne als Schiffe, Fische, andere Meerthiere (Wasserschlangen) und Meermenschen (Nixen, Wassermänner) umherschwimmen, wozu auch kommt, daß die Gestirne bei Aufgang und Untergang aus dem Meere auf- und in dasselbe unterzutauchen scheinen. Es ist ganz dieselbe Idee, wie das Umherziehen der Geister zu Fuß (Leichenzug u. s. w.), ihr Umherreiten zu Pferde (wilde Jagd), ihr Umherfahren zu Wagen (Geisterkutsche) auf dem Lande; sie ist nur auf das Wasser übergetragen, gleichviel ob Meer, See oder Fluß; es handelt sich hier lediglich um die Form, unter welcher Fischer- und Schiffervölker die Bewegung der Gestirne am Nachthimmel auffaßten. Daher sind es auch hier Todte, sind es Seelen der Verstorbenen, welche die Fahrt auf dem Schiffe durch das uferlose Meer der Unendlichkeit mitmachen. Sind ja auch die Schiffe (Archen), auf welchen die Bevorzugten der Flutsagen sich retten (oben S. 253 ff.), Ueberfahrtsmittel aus einer untergehenden in eine wiedergeborene Welt!

(900.) Die Asen legten Baldurs Leiche in sein Schiff, darin sie den Scheiterhaufen anzündeten und der See überließen (Gylfaginning 49); Sigmund trug seinen todten Sohn Fitila (Sinfiotli) ans Seeufer, wo ein unbekannter Fährmann das vollgeladene Schiff abstieß und fortfuhr (Sinfiötlalok), und Gudrun begrub nach der Edda

den Atli in einem Schiffe. Die Todten der Bravallaschlacht schiffte Odin selbst nach Walhalla. Nach der Edda (Wöluspa 49. 50, Gylfaginning 43. 51) wird beim Weltuntergang das Schiff Naglfari flott, das aus Nägeln der Todten gemacht ist, daher man im Norden den Todten die Nägel beschnitt, um den Anbruch der Götterdämmerung aufzuhalten. Hrymr der Riese steuert es im Kampfe gegen die Götter.

Das ist die uralte Todenüberfahrt, schon in Aegypten, dann in Griechenland durch Charon, wofür man den Todten, auch in Deutschland (in der Altmark noch in der neuesten Zeit), den Fahrlohn in den Mund legte.

Claudianus nennt das nordgallische Ufer, unweit Britanniens und des Rheines, als den Sammelplatz der Seelen, deren Flug dort rausche, deren Klagen man vernehme, deren bleiche Gestalten man wandern sehe. Prokopius hörte selbst von den Einwohnern dort, die Fischer und Landleute werden Mitternachts geweckt, sehen, ans Meer kommend, leere Nachen, die aber augenblicklich von Unsichtbaren so voll werden, daß kaum Fingerbreite überm Wasser bleibt. Nach einer Stunde landen sie an der Insel Brittia, wozu sie sonst Tag und Nacht brauchen. Drüben hören sie jedem Einzelnen Namen nnd Land, Frauen den Namen der Männer, abfragen. Nach Villemarqué I. 136 ist es Bretagnes fernste Spitze, wo eine Bucht noch „die der Seelen“ heißt.

Nach deutscher Sage weckt eine Mönchsgestalt den Schiffer, legt ihm den Fährlohn in die Hand und verlangt über den Strom. Der Nachen füllt sich so, daß der Mann kaum Platz findet; er fährt, landet, wird wie im Sturme zurückgeworfen und findet neue Ladung.

So thun auch Mönche Nachts bei Speier über den Rhein (Grimm).

(901.) Während Gelehrte, wie Creuzer, den Schiffer Charon, welcher die Gestorbenen über den Fluß in die Unterwelt vor ihr Gericht führt, eine altgriechische Mythe, aus Aegypten ableiten möchten (Symb. I. 417), haben wir diesen Volksglauben im Westen überall. Wie das Heer der Nachtsterne ins Meer zieht, fuhren die Todten auf die Inseln der Seligen. So fährt auch Odin in Schweden die Erschlagenen von der Wahlstätte Bravalla nach Walhall auf goldenem Schiffe (Grimm d. M. S. 791). Wie das alte Britannien, so ist auch in der Volkssage (bekräftigt durch den Namen: Engel-Land)

England die Insel der Seligen geblieben, was mithin eine Ueberfahrt der Todten bedingt. In einer sumpfigen Gegend der Altmark (Drömling) wird noch vom Robiskrug (im Mittelalter eine Bezeichnung der Hölle) als dem Wirthshaus, wo alle Todten einkehren und spielen, gefabelt. Wohl liegt eine Erinnerung an diese Mythe in dem anscheinend harmlosen Volksliede:

Es steht ein Wirthshaus an dem Rhein,
Da kehren alle Fuhrleut' ein.

(902.) Bei Capri soll sich nach der Sage des Volkes bei nächtlicher Wei[le] ein riesiges Gespensterschiff zeigen. Es wird nave di Papa Lucerna g[e]nannt, soll noch aus alten Römerzeiten stammen, mit römischen Ruderknecht[en] bemannt sein, und groß genug, um die ganze Meerenge zwischen Capri u[nd] dem Capo di Minerva versperren zu können (Gaudy's poet. und pros. Werk[e] VII. Bd. 1854. S. 69).

(903a.) In ganz Armorika glaubt das Volk, die Seelen der Verstorb[e]nen begeben sich zum Pfarrer von Braspor, dessen Hund sie nach Englan[d] hinüber begleite. In der Luft höre man die Räder des Wagens knarren, [d]e[r] mit Seelen überladen und mit einem weißen Tuche bedeckt sei, und carr[ikel] ancon, carrikel an ancon, Wagen der Seelen heiße (Mém. de l'acad. ce[lt.] 3, 141).

(903b.) Bei St. Gildas in der Bretagne werden die Fischer, welche schl[echt] leben, zuweilen Nachts durch drei Schläge an ihre Hüttenthüre aufgeweckt. Da[nn] stehen sie, von etwas Uebernatürlichem getrieben, auf, gehen ans Gestade [und] finden lange schwarze Fahrzeuge, welche leer scheinen und dennoch bis [an] obere Bord ins Wasser sinken. Wie sie eingetreten sind, hißt sich ein gro[ßes] weißes Segel bis oben an den Mast von selbst auf und die Barke verläßt [das] Ufer wie von einer reißenden Strömung getrieben. Man fügt bei, diese Fa[hr]zeuge, beladen mit Verdammten, kommen nie wieder ans Ufer, und die Fi[scher] seien verurtheilt, mit ihnen durch die Meere zu irren bis zum Tage des G[e]richtes (Emile Souvestre. Les derniers Bretons. Tome I.).

(904a.) Als die Donauweiber Hagenen den Tod aller nach Hunnenl[and] Fahrenden geweissagt hatten, fügte, auf seinen Zweifel daran, die eine bei muoz et also wesen, daz iuwer deheiner chan da niht genesen niwan des chün[iges] chappelan, daz ist vns wol bechant, der chumet gesunt widere in daz Gunt[her] lant." Wie sie nun überfahren, wirft der grimme Hagen diesen aus dem S[chiff] und stößt ihn, als er sich im Wasser an das Fahrzeug anklammern will, [wi]„zu dem Grunde." Als der „arme Priester" jenseits landet, „dabi sach wol [. . .] daz sin niht wäre rat, daz im für war sageten diu wilden mere-wip; er daht[e] degene müezen verliesen den lip" (Nib. Not Ausg. Vonderhagen 6181—84. 6334[. . .]).

(904b.) Als Hagen den „Fergen" erschlagen, beut er sich den ver[. . .] „Nibelunge" als Fergen an. „Ich gedenche, daz ich was der allerbeste

den man bi dem rine vant; ia getruwe ich iuch wol bringen hinüber in Gelfrades lant." Das Schiff „ungefüege, starch unde weit genuoch, funf hundert unde mere ez wol zermole truoch." So fahren sie über, er rudert, und dann schlägt er das Fahrzeug „ze stuchen unde warf ez an den Vluot", weil keiner von ihnen wiederkehren wird. „Vil ungefügiu märe diu tuon ich iu bechant: wir enchumen nimmer wider in der burgonden lant. Daz sageten mir zwei merwip hiute morgen vruo, daz wir niht chomen widere" (Ebd. 6294—96. 6363—66).

(905.) Der Fähre zu Winterhausen in Unterfranken lag einst ruhig in seinem Bette und schlief, als er plötzlich durch einen ungeheuren Lärm, vom jenseitigen Ufer her, geweckt wurde. Viele hundert Stimmen schrien: „Hol! hol!" Er machte sich auf, löste sein größtes Fahrzeug ab und stieß vom Ufer. Noch während des Fahrens vernahm er wildes Stimmengewirr und Rossewiehern von jenseits; es wurde auch auf Hörnern geblasen und Hunde bellten. Als er jedoch drüben anlangte, sah er Niemanden und vernahm nur aus dem Schalle der Fußtritte, daß sich eine Masse Menschen und Rosse in die Fähre drängte. Diese sank immer tiefer, bis ihr Bord mit dem Wasser gleichen Schrittes stand. Da befahl er sein Leben in Gottes Hand und gelangte glücklich ans andere Ufer, während die Gesellschaft unbekümmert redete und lärmte; der Fähre verstand aber kein Wort davon. Erst beim Landen fragte eine rauhe Stimme aus dem Haufen, was sie schuldig seien. „Nichts", war die Antwort. „Du hast klug gesprochen, Fährer! deinen Lohn wirst du darum doch erhalten. Hättest du aber gefordert, dir wäre es schlimm ergangen." Damit gieng das Getöse wieder los: Peitschenknallen, Jagdruf, Hundebellen und Rossewiehern wild durch einander, aber im Nu verhallt und verschwunden. Als er am andern Morgen erwachte, hing ein Pferdeschinken am Bettstollen (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 18).

(906.) Wo am aargauischen Rhein, unterhalb Rietheim im Tüfthale, Ruinen eines gewaltigen Rundthurmes aus der Heidenzeit stehen, trieb eine Räuberbande früher ihr Unwesen, bis sie einst „einen Geistlichen", der nach Basel fuhr, ins Wasser warfen, der sie verwünschte. Seither fahren sie als Gespenster Nachts, mit Schwert und Spieß bewaffnet, ihr Hauptmann ein bloßes Gerippe. Ein Schiffer, der zwei von ihnen, die ihm Nachts riefen, in seinen Waidling nahm und bis Koblenz hinabführte, erhielt von ihnen ein schwer Stück Gelt, das beim näheren Besehn sich in eine Rübe verwandelt hatte, wurde wahnsinnig und starb binnen einem Jahre. Bei Degerfelden will man Nachts Stimmen vernommen haben, wie wenn man einem vorbeifahrenden Schiffe Halt geböte (Rochholz).

(907.) In Ostfriesland an der Küste der Nordsee sind Buchten, die wie kleine Häfen bilden, genannt Siehle. An ihren äußersten Vorsprüngen steht ein einsames Haus irgend eines Fischers. Die Natur ist traurig, ohne Vogel, außer den Möven, die kreischend Stürme verkünden, ohne Lieder, denn der Bewohner ist ernst und schweigsam. Zu einer bestimmten Zeit im Jahre, heißt es, just um die Mittagstunde, wo der Fischer eben mit seiner Familie zu Tische sitzt, ruft ihn ein Fremder, in Holländertracht, auf die Seite und akkordirt mit ihm über Ueber-

fahrt von Seelen nach der „weißen Insel", die auch Brea und Britinia heißt, was Britannien sein soll. Der Holländer bezahlt in ganz kleinen Silberpfennigen und gegen Mittnacht, wenn der Mond aus den Wolken tritt, steht der Schiffer bereit. Wie der Mond erscheint, bemerkt dieser, daß das Schiff sich befrachtet und bis Handbreite ins Wasser steckt, ohne daß er irgendwie Sichtbares wahrnimmt, etwas wie Nebelstreifen ausgenommen, oder was hört als leises Zirpen und Knistern, bis er an der weißen Insel landet, wo der Holländer schon wartet und einen Appell abliest, während der Kahn immer leichter wird. Der Schiffer fährt wieder heim (H. Heine's sämmtliche Werke, VII. Bd. Hamburg 1861, S. 274 ff.).

In einer Menge Sagen verlangen die „feurigen Männer" (Brünnlinge), über den Strom gesetzt zu werden. Sie erscheinen dabei in ganzen Schaaren und rufen auf gewöhnliche Weise. So in Harrys niedersächs. Sagen, 1. B. 21 „hol over!" und ähnlich in Kuhns Märk. Sagen (Vergl. Grimms Sagen 275).

Wir erinnern ferner an das zu Lande fahrende Schiff der Isis (oben S. 414), an den Brauch im Norden, Leichen in Schiffen zu begraben (Grimm Myth. S. 790), beziehungsweise auf solchen in das Meer hinauszustoßen (Simrock D. M. S. 285 und 574), an die Schiffsbilder auf Grabmälern, an die Aehnlichkeit der aus Baumstämmen gearbeiteten Särge und Schiffe, an das Schiff des Schwanenritters (Lohengrin im mittelhochdeutschen Epos, Helias im Volksbuche), an den im Schiffe landenden „ungeborenen" Knaben, der dann Skeaf, d. h. Schiff, genannt wird (Beowulf), an den vom Todtenlande kommenden und schlafend zu Hause landenden Odysseus u. s. w.

Dritter Abschnitt.

Die Götter als Helden.

Charakter der Heldensage.

Wenn das religiöse Gemüth sich zu den Göttern, welche, wie oben gezeigt, Abstraktionen der Natur, personifizirte Naturkräfte sind, hingezogen fühlt, zu ihnen in ein Verhältniß tritt, so kann es sie sich nicht mehr als körperlose Geister, als Gespenster denken. Um sie zu lieben und von ihnen wieder Liebe zu empfangen, muß es sie

zu Menschen machen. Die Menschwerdung der Götter ist der Proceß, den die Liebe der Menschen zu den Göttern vollzieht; denn nur Menschen kann der Mensch lieben. Menschgewordene Götter aber sind Halbgötter, Göttersöhne, Heroen oder Helden. Es sind Menschen von Fleisch und Blut, wie die wirklichen Menschen, sie leben wie diese auf der Erde, nähren und kleiden sich, wandeln und sprechen wie sie; aber ihr Anfang und ihr Ende, ihre Geburt und ihr Tod sind in undurchdringliches Geheimniß gehüllt, weil diese beiden äußersten Punkte ihres irdischen Daseins den Göttern gehören, von denen sie ausgehen und zu denen sie zurückkehren; denn sie sind selbst Götter. Doch auch im Leben muß sich ihr göttlicher Charakter offenbaren; sie müssen thun, was nur Götter können, schaffen, was die Natur nicht schaffen kann; sie müssen sich über die Naturgesetze erheben, d. h. Wunder verrichten. Die Halbgötter oder Helden sind daher Menschen mit Götterkräften und ihnen haften immer noch die Eigenschaften der ersten Götter, der Gestirne, an. Sie sind das letzte Stadium der Mythe, ihr Dienst die letzte Stufe der Religion. Ist auch diese Stufe als unwahr, als eine Täuschung, ein Hirngespinnst erkannt, so ist keine Religion mehr möglich; denn die Gottheit als reiner Gedanke, ohne Gestalt und Geschichte vorgestellt, ist Gegenstand der Reflexion. Die Religion hört mit der Fantasie auf; die Reflexion ist ihr Tod.

Die Heroen vertreten in ihrem Leben immer noch den Lebenslauf der Gestirne; ihre Geburt ist der Aufgang, ihr Tod der Untergang derselben. Der Anfang und das Ende der Gestirne sind gleich geheimnißvoll und unergründlich für den nicht wissenschaftlich gebildeten Verstand. Die Gestirne haben ihren Höhepunkt am Himmel, so hat auch der Heros den seinigen in der Mitte seiner Thaten. Die gewöhnlichen Sterne bieten aber als Personen zur Dichtung der Heldenmythen keinen Stoff; ihre Laufbahn ist zu arm. Nur Sonne und Mond sind dazu auserlesen. Die Helden sind vermenschlichte Sonnengötter, die Heldinnen Mondgöttinnen. (Ein sprechender Zug ist es z. B., wenn Penelope, auf die Frage, ob sie dem Vater zurück- oder dem Gemahl nachfolgen wolle, statt der Antwort sich verhüllt, und wenn sie, um die Freier zu täuschen, ihr Gewebe, das sie am Tage gefertigt, in der Nacht auftrennt.) Auch da, wo die Sprache dem Monde männliches und der Sonne weibliches Geschlecht beilegt,

ist diese Regel (s. oben S. 364) allgemein gültig; denn der Charakter der Sonne ist und bleibt männlich, und der des Mondes weiblich. Wie wir schon gesehen, hat die Umkehrung dieses Charakters, welche die Grammatik der germanischen Sprachen erfordert, meist eine komische, humoristische Wirkung ausgeübt; ist dies nicht der Fall, so ist sie wenigstens der göttlichen Würde der Hauptgestirne nicht angemessen. Der Mond als Mann ist ein gefoppter Schwachkopf, die Sonne als Frau eine gemüthliche, aber geistlose Matrone. Die Heroenmythen der griechisch-italischen und der germanisch-nordischen Völker begegnen sich daher, ungeachtet des verschiedenen grammatikalischen Geschlechts der zwei Hauptgestirne in ihren Sprachen, bezüglich der Laufbahn ihrer Helden von der Wiege bis zum Grabe, in überraschend ähnlichen Zügen, welche wir nach einander aufführen und unter einander vergleichen werden. Aber auch in der äußeren Erscheinung der Helden finden sich Momente, welche sich wie ein rother Faden durch die Heldensage im Süden und Norden hindurchziehen und in denen sich die Abkunft der Helden von den verehrten Gestirnen unmöglich verkennen läßt. Wir haben gesehen, daß das fußlose Schweben der Gestirne durch den Himmelsraum den Völkern von Alters her viel zu denken gab. Daher beschäftigten sich ihre Mythen vorzugsweise mit mühsam kriechenden oder geradezu fußlosen Thieren (Kröten, Schlangen), mit eilig durch die Luft schießenden (Spinnen) oder fliegenden (Insekten und Vögel), ließen sogar gehende Thiere durch die Luft schweben (in der wilden Jagd und im Alprücken), schrieben den Nixen Fischschweife oder wenigstens Schwimmhäute und den Titanen und Giganten Schlangen statt der Füße zu, legten so viel Gewicht auf die unergründliche Natur der Füße des Zwergevolkes, sowie hinwieder des Teufels, und so fehlt auch auffallend oft den Heroen etwas an den Füßen.

Vulkan oder Hephästos hinkte, weil sein Vater Zeus ihn, am Fuße gefaßt, aus dem Himmel schleuderte, wo er „spät mit der sinkenden Sonne“ auf Lemnos niederfiel; der keltische Vulkan Wölund, Weland, weil ihn der neidische König lähmen ließ; Oedipus (Schwellfuß) trug an den Füßen die Spuren, daß sie zusammen gebunden waren, da man ihn als Kind aussetzte; Achilleus war an der Ferse verwundbar, wo ihn seine Mutter als Kind beim Eintauchen in den Strom der Unterwelt oder in Feuer, um ihn unsterblich zu

machen, gehalten hatte; Anchises war lahm, weil Venus ihn geliebt. Der altrömische Heros Horatius Cocles (der Kyklop) hinkte, weil ihn, als er, die Brücke gegen die Feinde vertheidigend, über die Tiber zurückschwamm, dieselben von hinten verwundeten, und der fränkische (nibelungische) Sigibert (Sigfrid), weil ihn die Alemannen in der Schlacht bei Tolbiakum im Kniee getroffen (Gregor von Tours II. 37. 40). In der Volkssage hingegen ist er (als Siegfried) nur von hinten verwundbar, weil ihm beim Baden im Drachenblute, was ihm seine Hornhaut gab, ein Blatt von der Linde, unter der es geschah, zwischen die Schultern gefallen war, so daß dort das Blut nicht hindrang; nach anderer Version, weil er, wegen Breite des Rückens, sich dort nicht bestreichen konnte.

Die Heroen sind zu Menschen gewordene Götter, aber stets wirkliche Menschen mit menschlichen Namen und sonstigen Eigenschaften; sie üben daher auch menschliche Berufe als Könige, Gesetzgeber, Krieger, Religionsstifter. Entweder werden Menschen, welche wirklich gelebt haben, zu Heroen gestempelt, oder es werden die Namen solcher bei der Schöpfung der Heroen benützt, während der Charakter der Letzteren neue Färbung erhält, oder es werden Personen gedichtet, welche wahrscheinlich nie gelebt haben, wohl aber Vertreter von Idealen der Stärke, Schönheit, Weisheit, oder von Völkern, Stämmen und Religionssystemen sind. Als Beispiele nennen wir von der ersten Gattung Buddha und Jesus, von der zweiten Sigfrid (Sigibert von Austrasien) und Dietrich (Theodorich der Ostgothe), von der dritten Herakles, Adonis, Teiresias, Abraham, Moses, Romulus und Zoroaster. Der heroische' d. h. halbgöttliche und mythologische Charakter, welcher aus der Sage von diesen und vielen anderen spricht, wird im Folgenden näher nachgewiesen werden.

Geheimnißvolle Herkunft.

Daß man nicht weiß, woher die Heroen kommen, weil sie die Sonne darstellen, von der man es ebenfalls nicht weiß, dies wird in der Regel gemeinverständlich (wenn auch darum noch keineswegs faßlich) dadurch ausgedrückt, daß man sie als Söhne der Götter darstellt; bisweilen jedoch ist diese Eigenschaft mit derjenigen geheimnißvoller Geburt nicht verbunden, — dann ist die Verknüpfung beider

Vorstellungen aber nur mit der Zeit aus besonderen Gründen aufgegeben worden.

Es gibt beinahe kein Volk und kein Religionssystem, welches nicht die Sage von Helden und Häuptlingen als Söhnen der Götter kennt. Sie erscheint schon auf den untersten Kulturstufen, welche sich nur irgendwie über den Zustand des vollständigen Kulturmangels erheben. Die Tungusen erzählen von der Frau eines Häuptlings, welche im Traume eine Sonne sich auf ihre Brust senken sah und davon Mutter eines Helden wurde. Die Thlinkithianen im nordamerikanischen Alaska lassen ihren Gott Jeschl von einer menschlichen Mutter geboren werden, die ihn unter der Gestalt eines Steines von einem Delphin empfing, worauf er noch öfter von Frauen geboren wurde und wunderbare Thaten verübte. Bei den Mandanen gab der böse Geist einer Jungfrau sein Fleisch zu essen, was bewirkte, daß sie ein wunderthätiges Kind gebar, welches aber der „erste Mensch“ tödtete. Bei den Watschandis in Westaustralien hat der Paradieses-Gott Namba-Tschandie einen Sohn, der auf Erden wunderbare Dinge thut. Die Inkas der alten Peruaner waren Abkömmlinge des geschwisterlichen Ehepaares Sonne und Mond. Der mexikanische Feuergott Huitzilopochtli hatte eine fromme Frau zur Mutter, welche einen aus der Luft herabfallenden bunten Federball aufgenommen und am Busen geborgen hatte; er entsprang ihrem Schoose bereits speerbeschwingt und federgeschmückt. Die mongolische Fürstin Alankava wurde durch einen sie durchdringenden Lichtstral Mutter dreier Söhne, von deren Einem Dschingiskhan stammte. Bei den Chinesen ist der Kaiser Sohn des Himmels, ihres obersten Gottes, bei den Japanesen Sohn der Sonne, welche diese Stelle einnimmt, wie in Peru.

In der spätern speculativen Religion der Inder, welche seit ihrer Wanderung vom Indus an den Ganges an die Stelle ihres anfänglichen Sonnen- und Naturdienstes trat, erscheint Wischnu, nach Brahma die zweite Person ihrer Trimurti (Dreiheit), neunmal auf der Erde in verschiedenen Verwandlungen, um die verirrten Menschen zur Tugend zu leiten, und seine zehnte Verwandlung, zum Weltgerichte, soll noch bevorstehen. Zu den drei ersten Malen erschien er als Thier, zum vierten Male als Zwerg, weiterhin als Mensch. Seine achte Verwandlung ist diejenige als Krischna, unter welchem

Namen er von einem menschlichen Königspaar wiedergeboren wurde, und zwar um Mitternacht. Seine Mutter hatte seit der Empfängniß an Schönheit stets zugenommen, und bei der Geburt strömte himmlischer Lichtglanz von der heiligen Familie aus. Die Mutter und das Kind werden genau so abgebildet, wie die Madonna und das ihrige. Die Erstere blieb auch nach der Geburt Jungfrau. Ihr Bruder wollte das Kind tödten; der Vater rettete es und gab es Hirten zur Erziehung. Als Mann that Krischna Wunder und kämpfte auch mit einem Drachen, dem er den Kopf zertrat. Er starb, von seinem Feinde an einen Baum gebunden, vom Pfeile desselben, nachdem er vor seinem Tode verkündet, daß das eiserne Zeitalter herannahe. Die neunte Verwandlung Wischnu's war die als Buddha, was jedoch blos die Buddhisten, nicht die Brahmanen glauben (auch die Juden erblicken in ihrem Messias den neunten Herrscher). Buddha's Mutter Maya, noch von keinem Manne berührt, empfing den Sohn durch einen fünffarbigen Lichtstral vom Himmel, gebar ihn durch die Seite und blieb auch nach der Geburt Jungfrau. Schon im siebenten Jahre (er lebte ungefähr sechshundert Jahre vor Christus) setzte Buddha die Leute durch seine außerordentliche Weisheit in Erstaunen, war der Schönste aller Menschen und man nannte ihn Gott der Götter. Er enthielt sich jedes geschlechtlichen Umgangs, ging in die Einsamkeit, that Buße, sammelte Schüler um sich, predigte Unterdrückung der Sinnlichkeit, Menschenliebe, Barmherzigkeit und versprach den Frommen ewige Seligkeit im Nirvana (dem Nichts nach indischer Weltanschauung). Er that auch Wunder, fastete in der Wüste 49 Tage lang, und nach seinem Tode ging seine Seele in seinen Nachfolger über und lebt noch heute im Dalai Lama. Bekannt ist die wunderbare Aehnlichkeit der buddhistischen Religionsformen mit den griechisch- und römisch-katholischen.

In Aegypten leidet der Sonnengott Osiris für die Welt und stirbt für sie durch seinen schlimmen Bruder Typhon, den ägyptischen Satan. Seine Gattin Isis wurde mit ihrem Sohne Horos im Arme und auf einer Mondsichel stehend abgebildet, und die Juden verehrten vor der babylonischen Gefangenschaft eine Himmelskönigin, welcher man Kuchen in Gestalt einer Mondsichel buk (Jerem. 7,18; 44,19). Noch gegenwärtig wird eine schwarze

(d. h. aus Afrika stammende) Mutter Gottes in Neapel, Loretto, Marseille, Einsiedeln, Würzburg, Prag, Czenstochow u. s. w. verehrt. Die Aegypter glaubten, daß der Geist eines Gottes einem menschlichen Weibe nahen und in ihr Lebenskeime zeugen könne (Plutarch. Numa 4). Osiris erscheint wiederholt in menschlichem Körper, um Orakel zu ertheilen (Julius Firmicus). Der Stier Apis entstand nach ägyptischem Glauben dadurch, daß ein Lichtstrahl vom Himmel auf eine noch unberührte Kuh fiel.

Bei den Persern wird der Sonnengott Mithra (der unter diesem Namen auch in der älteren indischen Religion erscheint) von der Jungfrau Mihr, ohne männliche Einwirkung, in einer Höhle geboren, in welcher ihm drei Magier Geschenke bringen, welchen Zoroaster einen Stern gewiesen, der ihnen die Geburt des Messias angezeigt (Hyde, Bohlen und Seel); er ist der Mittler zwischen dem guten und dem bösen Element. Als Geburtstag des Mithra wurde allgemein der 25. December gefeiert (in Rom: natales Solis invicti). Die Manichäer hielten Jesus für eine Inkarnation Mithra's. In den Mithra-Mysterien wurde die Stirne der Einzuweihenden mit einem Kreuze bezeichnet (welches Zeichen auch im alten Indien, Aegypten und Syrien getroffen wird, und zwar stets im Sonnendienst). Auch eine Taufe mit Wasser fand in den Mithra-Mysterien statt. Juden und Christen wandten sich im Gebete stets nach Osten, gleichviel ob sie westlich oder östlich von Jerusalem lebten. Die persischen Propheten Hom nnd Zoroaster verkehren unmittelbar mit Ormuzd und es werden von ihnen im Zendavesta Aeußerungen erzählt, welche mit solchen Jesu die überraschendste Aehnlichkeit haben, uns deren Aufzählung aber hier zu weit führen würden. Platon hielt Zoroaster für einen Sohn des Ormuzd. Nach dem Zendavesta zog sich derselbe wie Buddha in die Einsamkeit zurück und stieg in die Hölle nieder.

Der Jehova der Juden ist ein Sonnen- und Feuergott. Sein Angesicht strahlt wie Feuer, er erscheint im brennenden Dornbusch und als Feuersäule; sein Altar ist ein Feueraltar; Mose und David opfern ihm ihre Feinde, indem sie sie vor der Sonne aufhängen (4 Mos. 25,4; 2 Sam. 21,9). Sein Sohn ist nicht etwa erst eine christliche, sondern bereits eine jüdische Idee. Wir haben schon oben (S. 255) auf die räthselhaften „Söhne Gottes“

(1 Mos. 6,2.4) hingewiesen. Mose wurde zwar nicht geradezu für einen Gottessohn gehalten; aber alle übrigen Umstände seines Lebens gesellen ihn den Heroen bei. Er wird als Kind ausgesetzt und zufällig gefunden, ohne daß man seine Herkunft kennt; er spricht mit Gott, ist dessen Auserwählter, thut Wunder und führt sein Volk nach dem ihm bestimmten Lande. Gelebt hat er übrigens entschieden nicht; sowol diese mythischen Züge sprechen dafür, als der Umstand, daß sein Name erst beinahe tausend Jahre nach seiner angeblichen Lebzeit zum ersten Male genannt wird. Vor der babylonischen Gefangenschaft hat keines der nach ihm benannten Bücher im gegenwärtigen Umfang existirt. Deutlichere Gestalt nimmt ein einzelner Sohn Gottes in der spekulativ-theologischen Vorstellung des Logos an. Seitdem die Juden aus der persischen Mythe die Hierarchie der Engel angenommen, wurde ein Oberster der Letztern als „Wort Gottes" gedacht, das von Anbeginn bei und mit Gott, aus ihm hervorgegangen, an der Schöpfung betheiligt ist und an der Stelle Gottes mit den Menschen verkehrt (wie er z. B. mit Jakob ringt). Im späteren Judenthum wurde auch der Geist Gottes personifizirt, und zwar als weibliches Wesen (Ruach), als „Weisheit". So wurde von den Rabbinen schon vor dem Christenthum eine Dreieinigkeit angenommen: Vater, Mutter und Sohn, — Gott, Weisheit und Logos, — namentlich bei den alexandrinischen Juden, z. B. Philon*). So wurde denn auch der Messias, den die Juden unter so vielerlei Gestalt erwarteten, bald mehr als Gott, bald mehr als Mensch, bald als Beides gemischt gedacht. Und aus diesen Grübeleien entstand denn auch die Vorstellung, daß Jesus, in welchem seine Anhänger, und vielleicht auch er selbst, den Messias erblickten, der Sohn Gottes sei. Es fehlte übrigens unter den Juden keineswegs an Männern, welche sich für den Messias hielten oder ausgaben oder für ihn gehalten wurden; nur gelangte Keiner zu so großem Ansehen und damit zu so enormer Bedeutung und Berühmtheit wie Jesus. Ueber die Entstehung und Berechtigung seiner Ansprüche auf die Eigenschaften eines Sohnes Gottes ist anderwärts genug geschrieben worden; wir verweisen daher auf Strauß, Schenkel, Holtzmann, Keim, von der Alm, Renan u. s. w.

*) Das Nähere sehe man nach bei Richard von der Alm „Theologische Briefe" II. S. 515 ff.

Wir gehen zu den abendländischen (europäischen) Mythologieen über. Bei den Griechen erscheinen die Göttersöhne, besonders die Söhne des Zeus, in großer Menge. Theseus war ein Sohn des Poseidon und der Aethra, Gattin des attischen Königs Aegeus. Unter den Söhnen des Zeus von menschlichen Müttern steht, als selbst zum Gotte geworden, der von Semele empfangene, vom Vater aber aus dem Leibe der durch seine Majestät Geblendeten gerissene und von ihm selbst in der Hüfte ausgetragene Dionysos-Bakchos voran. Eine Personifikation der fruchtbringenden Sonne, macht er gleich dieser seine Fahrt durch den Erdraum mit glänzendem und jubelndem Gefolge. Die Kraft ausübende Sonne ist dargestellt in dem Drachentödter Perseus, Sohn des Zeus und der Danae, welche ihn als Goldregen empfing, was bereits auf die Sonne deutet; in noch weit deutlicher ausgesprochener Ausmalung aber erscheint als Sonnengott des Zeus und der Alkmene Sohn Herakles, der uns später mehr beschäftigen wird. Unter der Gestalt eines Stiers, d. h. eines geheiligten Sonnenthieres, zeugt Zeus mit der Europa den Gesetzgeber, Staatengründer und Todtenrichter Minos, der in den beiden ersten Eigenschaften, mit unwesentlicher Namensveränderung, auch in Aegypten (Menes), in Indien (Manu), in Phrygien (Manes), ja selbst im alten Peru (Manko Kapak), sowie als Stammvater bei den Hebräern (Adam, d. h. Mann, Mensch) und bei den Germanen (Mannus) erscheint. Auch die Heroen, welche in ihrem späteren Schicksal den Wechsel von Tag und Nacht versinnbildlichen, Kastor und Polydeukes (Pollux), entspringen mit ihrer Schwester Helena dem Ei, das Leda vom Schwane Zeus empfangen, d. h. dem in den ältesten Religionen verehrten Welt-Ei.

Weniger bekannt ist die Sage von Jasion oder Jasios, einem Sohne des Zeus, welcher mit der Göttin Demeter den Plutos zeugte und von den Eingeweihten der eleusinischen Mysterien angerufen wurde (Hom. Od. V. 125. Hesiod. Theog. 969. Des Verf. Buch der Mysterien S. 89).

Und so pflanzt sich die göttliche Abstammung der Helden bis in späte Zeiten fort. Romulus, der Gründer Roms, sollte ein Sohn des Mars von der Rhea Silvia sein. Pythagoras galt als ein Sohn des Zeus, Platon als Solcher des Apollon; Alexander der Große wollte den Jupiter-Ammon für seinen Vater gehalten wissen;

Cäsar leitete seinen Stammbaum von Venus ab und ließ sich selbst als Gott verehren (Suet. Caes. 76), was bei seinen Nachfolgern, den römischen Kaisern, ganz gewöhnliche politische Praxis wurde. Unter ihnen sollte schon Augustus von Apollo gezeugt sein, der als Drache seiner Mutter sich beigesellte (Suet. Oct. 94)! Der Philosoph und Wunderthäter Apollonios von Tyana, Jesu Zeitgenosse, galt als Inkarnation des Meergottes Proteus. Mohammed verwarf zwar die Gottessohnschaft für sich und Andere; aber er ging gleich Mose mit Gott um und wurde sein Prophet. Seine angeblichen Nachfolger, die türkischen Sultane, waren weniger skrupulös und nannten sich Söhne Gottes, so noch Mohammed IV. 1683, vor der Belagerung Wiens.

Mit dem Geheimnisse aber, das schon durch die göttliche Abstammung allein auf den Heroen ruht, verbindet sich nun gerne noch ein weiteres Geheimniß, bezüglich des Aufenthaltes der Heroen in ihrer frühesten Jugend. Weil sie die Sonne bedeuten, welche vor ihrem Aufgange verborgen ist, müssen auch sie vor ihrem Aufgange, d. h. vor ihrem Erscheinen in der Welt, verborgen sein. Daher verbarg auch Zeus seine „außerehelichen" Söhne, Hermes, Dionysos, Perseus u. s. w., angeblich vor der Eifersucht der Hera, wie er selbst vor der angeblichen Gefräßigkeit seines Vaters Kronos hatte verborgen werden müssen. So wird auch Oedipus, dessen Geschichte wir als bekannt voraussetzen müssen, als Kind ausgesetzt, weil ein Orakelspruch den Vatermord vorausgesagt, und erhält durch seine zusammengebundenen Füße das Schibboleth der Gestirngötter und Gestirnhelden, wie er sich durch sein Zusammentreffen mit der Sphinx, welche Löwe und Jungfrau, die Zeichen der höchsten Sommerhitze, in sich vereinigt, als Sonnengott kennzeichnet. Der mythische Vatermord ist stets die Beseitigung der matten Winter- durch die feurige Sommersonne, die Heirat mit der Mutter die Uebernahme des Mondes, welcher jeder Sonne Gattin ist, des Helden Blendung der Sonnenuntergang, der Jokaste Erhängen das Aufgehängtsein des Mondes.

Diese Züge alle, die Gotteskindschaft, wie die verborgene Jugend, wiederholen sich denn auch im Norden. Da nun aber die übernatürliche Entstehung stets nur von einem Manne ausgesagt wird und, auf den Himmel bezogen, nur die Sonne treffen kann, weil nur diese, nicht der matte Mond, eine thatenreiche Heldenlauf-

bahn versinnbildlicht, so geht daraus klar hervor, daß auch im Norden, wohl verstanden im ernsten Heldengedicht, die Sonne gleich dem mit ihr verbundenen Tage, ungeachtet der Grammatik, als männlich, und der Mond, gleich der mit ihm verbundenen Nacht, als weibliche Ergänzung zum Sonnenhelden gedacht wurden.

(908.) Wenn Zeus, in des Königes Amphitryon Gestalt, dessen Gattin Alkmene täuschte und zur Mutter des Herkules machte, so haben wir völlig denselben Mythos, wenn ein Alfe in Abwesenheit des Königes in Worms mit dessen Gattin den Hagen, Alberich mit der Langobardenkönigin den Otnit zeugt, und ein Gespenst bei Dietmars Gattin in Bern, Dietrichs Mutter, schläft.

Ein König in dem Lande, welches die Sage bald Vertangen-, bald Nibelungenland heißt, wie er selbst bald Isung, bald Irung, bald Albrian genannt wird und ein mächtiger Kämpe war, hatte eine schöne Gemalin, auch eines mächtigen Königes Tochter, Namens Ute. Als diese einmal, in Abwesenheit des Königs, weintrunken in einem Blumengarten eingeschlafen war, kam ein Mann hinein und lag bei ihr. Als sie erwachte, glaubte sie, ihren Gemal Albrian zu erkennen; aber ehe sie sich's versah, war er hinweggeschwunden. Die Königin wurde guter Hoffnung und ehe sie gebar, erschien derselbe Mann bei ihr, gestand, was geschehen war und daß er ein Elfe sei, und bat, dem Sohne, den sie zur Welt bringen werde, sobald er erwachsen sei, seinen Vater zu nennen, aber sonst Niemanden. Dieser werde ein gewaltiger Mann werden und sich oft in Nöthen befinden, so oft er aber seinen Vater anrufe, werde der ihm beispringen. Damit verschwand der Elfe wieder wie ein Schatten.

Als die Königin eines Knaben genas, nannte sie ihn Hagene, nordisch Högni. Er war hart und stark und übel verträglich, und sein Antlitz „wie eines Gespenstes und nicht eines Menschen, bleich wie Bast und fahl wie Asche und gar schrecklich und grämlich", und so sein Gemüth. Außer Hagen hatte König Albrian, nach der einen Sage noch 10 andere Söhne, nach einer andern noch drei: Gunther, Gernot und Giselher und eine Tochter Grimhild, Chriemhilt, nordisch Gudrun (Wilk. Saga).

Nach derselben Dietrichs- oder Wilkina-Saga war Hagen später König Ezels Mann und wurde von diesem, nebst 11 Anderen, dem mit Hildegunden entflohenen Walther nachgesandt. Walther erschlug die 11, Hagen allein entkam, überfiel aber später den mit Hildegunden am Feuer sitzenden Walther und wollte ihn hinterrücks erschlagen. Walther jedoch erhob den Wildschweinsrücken, den er eben abgenagt, auf Hagen und traf ihn so an die Wange, daß der Wurf ihm das Fleisch zerriß und das eine Auge herausfiel. Seither war Hagen einäugig.*)

---

*) Hagen, ein Element der Nacht, aber nicht der harmlose Mond, sondern die blutig scheinende Nacht- oder Wintersonne des Nordens, scheint zu Hain oder Hein, einem Namen des Todes, geworden zu sein (Vrgl. Grimm S. 118 und Simrock d. M. S. 469).

(909.) Ez ist zu wissend, do des Berners muter den Berner trug, und sie swanger was worden von irme manne Dietmar, das Machmett, also heißen etlich besen geister an den selben zitten, mahte ein gespenste, der schuff daz dez Berners mutter einer naht getreimet in dem sloff, wie ir man bi ir slieffe vnd in der selben zit wz Diettmar in einer reisen. Und do su erwachete, do greiff su neben sich, do greiff si vff ein holen geist; do sprach der geist; du soll dich nit ferchten, ich bin ein gehürer geist. Ich loss dich wissen, den sun, den du von Diettmar treist, der soll werden der sterkest gaist, der ye oder iemer geboren sol werden, vnd von dem dröm, also dir ist getreimet, do von so wurd im das fir vßz dem mund schießen, so er zornig wurtt, vnd gar ein biderber heillt. Und also buwet der düfel ein gutte burg in drigen dagen, dz ist die Burg zu Berne (Anhang zum Heldenbuche).

(910.) Merddin, gewöhnlich Merlin, der Barde des Waliserköniges Emrys (Ambros) Wledig, welcher von 481 bis 500 siegreich die eindringenden Sachsen bekämpfte und das sinkende Britenreich aufhielt, war der Sohn eines Alfs oder Koboldes (incubus), welcher ihn mit einer Königstochter von Demetia oder Dyweb, d. h. Süd-Wales, erzeugte, geboren zu Caermarthen, wo sie im (Druiden-) Kloster lebte. Dyweb war das Land, wo der ursprüngliche keltische Glaube der Druiden am reinsten und eifrigsten erhalten wurde und Merddin der Erneuerer des Bardenordens und Druidenwesens (Mone Symb. II. 461).

(911.) Wenn der seiner Tochter Danaë, weil sie dem Zeus den Perseus geboren, zürnende Akreisios sie und den Knaben in einen Kasten verschlossen ins Meer wirft, wo sie an der Insel Seriphos landen (Apollod. II. 4, 1.), so ist dies dasselbe Bild, wie wenn die an den Geburtswehen sterbende Mutter des Sigfrid den Knaben in ein gläsernes Gefäß verschließt, welches in den Fluß treibt, oder wenn der junge Wölund sich und seinen Hort in einen hohlen Baum begiebt und dieser durch Bewegen ins Meer wälzt, wo er in Niduds Reiche landet.

Nach der Thidreksage, die für sich allein steht, ehelichte Sigmund von Tar- oder Jarlungenland, Sifians Sohn, Sisibe oder Sisilie, Tochter Königs Nidung von Hispanien. Da lud ihn König Drasolf, der Mann seiner Schwester Signy, zu einer Fahrt nach Pulinen- oder Thulinenland gegen Feinde. Sigmund ließ sein Weib und sein Land in der Hut zweier gewaltiger Häuptlinge, Hartwin und Hermann, Grafen in Swaven, und fuhr ab. Hartwin aber muthete der Königin Unehrbares zu, sie wies ihn ernst ab und er erzählte alles seinem Genossen, der ihm Beistand verhieß, ihr aber dieselben Anträge machte und dieselbe Zurechtweisung erhielt. Als Sigmund nach großen Thaten zurückkehrte, reisten sie ihm entgegen und Hartwin klagte die Königin des Ehebruchs mit einem der Knechte an, worauf er ihnen befahl, sie umzubringen oder geblendet oder verstümmelt ihrem Vater zurückzusenden. Hartwin schlug jedoch vor, sie in den finstersten Swavenwald zu führen und ihr dort die Zunge auszuschneiden, was Sigmund gut hieß.

Unter Vorwand, ihrem Gemahl entgegenzufahren, führten sie sie in den Wald, wo sie ihr ihre Strafe ankündeten. Da jammerte sie, verrathen zu sein, sie und

ihr Kind unterm Herzen mit ihr. Hermann jedoch schlug vor, dem Hunde die Zunge auszuschneiden und die Frau zu schonen. Hartwin blieb hart, da zog Hermann sein Schwert und sie kämpften. Aus Schrecken gebar Sisibe einen schönen Knaben, den sie in ihr gläsernes Methgefäß verschloß. Hartwin fiel und stieß im Fallen das Gefäß mit dem Fuße in den Strom und wie die Königin das wahrnahm, fiel sie in Ohnmacht und verschied. Hermann bestattete sie und erzählte Sigmunden das Abenteuer und daß Hartwin den Knaben umgebracht. Sigmund aber, welcher ahnte, wie er betrogen worden, verbannte den Grafen im Zorn aus seinen Augen. (Thidrek- oder Wilkinensage Kap. 152—161. F. E. Müller sieht mit Recht in dieser den deutschen Liedern gänzlich fremden Episode romanischen Ursprung und sicher ist es dasselbe Einschließen des Knaben wie das des jungen Perseus, und die Anklage und Strafe die der brabantischen Genovefa, sogar im weiteren Verlaufe, Kap 16, wo der Strom das Gefäß in die See treibt, wo es in der Ebbe an einer Felsklippe ansitzt und entzwei bricht, worauf, auf des Kindes Weinen, eine Hirschkuh erscheint und es so Monde lang mit ihren Jungen säugt.)

Der Helden und Heldinnen Jugend und Liebe.

Das Aufsteigen der Sonne am Morgen, von ihrem Erscheinen über dem golden glühenden Horizont bis zur Höhe im Himmel, wo ihre Strahlen fühlbar zu werden beginnen, oder, vom Tage auf das Jahr übergetragen, ihr allmäliges Erstarken vom Frühlingsanfange bis zum längsten Tage, versinnbildlichte die sinnige Heldensage durch ihre Lieblinge, des liebenden Paares blühende Jugendzeit. Sie sind Sonne und Mond, daher ihr stetes Fliehen und Wiederkommen, ihr gegenseitiges Suchen und Finden; dem öfteren Verweilen der beiden Hauptgestirne in der Dunkelheit, bewirkt durch ihr Untergehen, durch Wolken oder Finsternisse, entsprechen Verborgenheit, Dienstbarkeit, Verkennung, Unterdrückung, Gefangenhaltung, Verbannung, Verwünschung und Verwandlung in Thiere, oder andere oft namenlose Leiden der Helden, — dem Wiedererscheinen und der Lichtzunahme der ersteren die Befreiung, Erlösung und Erhöhung der letzteren, und ihre Enthüllung und Erkennung als Königskinder, oder, wenn sie niederer Geburt sind, ihre Vereinigung mit dem königlichen Gemahl und Erhebung zu seiner (ihrer) Höhe. Die sehnliche Erwartung der leuchtenden Himmelskörper in der Nacht oder im Winter wird zur Sehnsucht eines kinderlosen Elternpaares nach blühender Nachkommenschaft. Oft sind die Königskinder, aus Furcht vor voraus verkündetem traurigem Schicksal, in einem Thurm eingeschlossen.

aus dem sie sich zu retten wissen, um zu sehen wie die Welt aussieht, was ja auch Sonne und Mond vom Himmel herab thun. Sie durchziehen die Welt auf schnellem Roß oder anderm Gethier, mit Siebenmeilenstiefeln, im Wagen oder im schnellsegelnden Schiffe, wie von den Gestirnen in so vielen Mythen gefabelt wird. Sprechend ist die Analogie z. B. in Grimms Märchen „die Königstochter im Pelzrocke“. Die sterbende Königin hat Haare wie Gold und verlangt diese Eigenschaft auch von ihrer Nachfolgerin; da ihre Tochter solche hat, verliebt sich der Vater in sie. Sie verlangt für ihre Liebe drei Kleider, eines golden wie die Sonne, eines silbern wie der Mond, und eines glänzend wie die Sterne, und einen Mantel von tausenderlei Pelzwerk (die tausend Thiere im Sternheere). Sie flieht, um der verbotenen Liebe zu entgehen, mit drei goldenen Gegenständen: Ring, Spinnrad und Haspel (alle drei deuten auf die Ewigkeit und das Spinnen der Nornen oder Parcen), hüllt sich in den Mantel, färbt sich schwarz und versteckt sich in einem hohlen Baum; unerkannt wird sie gefangen und muß niedrige Dienste thun; sie verräth sich aber durch die Prachtkleider, in denen sie zum Balle erscheint (wie Aschenbrödel mit den Glas- oder Goldpantoffeln) und durch die Goldsachen, die sie in des Königs Suppe legt. Der Widerspruch, der in der anfänglichen Flucht und spätern Selbstentdeckung liegt, löst sich durch den mythischen Charakter der Sage und der König heirathet seine Tochter, weil sie eben die Wiederholung seiner Gattin ist, d. h. der Mond, welcher der Sonne bald entflieht, bald wieder nahe kommt. Haare und Kleider der Märchenheldinnen, die eine so große Rolle spielen, sind Glanz und Licht des Gestirns, das sie bedeuten, darum sind sie meist von Gold; sind sie aber dunkel, ob Pelzrock oder „Eselshaut“, so deuten sie wie die schwarze Färbung, auf Verfinsterung oder Untergang. Zu diesem letztern Momente gehören auch die finstern Gänge, welche zu unterirdischen Palästen führen, in denen aber plötzlich ein eigenes Licht leuchtet, eine neue Welt blüht und grünt und alles von Gold, Silber und Edelsteinen erglänzt. Es ist der neue Tag, der ja nach der Finsterniß dem überraschten Auge wie eine neue Welt erscheint. Die Zauberschlösser und goldenen Burgen im Freien aber, auf luftigen Höhen, die Glasberge, die Wundergärten und die Riesenbäume oder Bäume mit goldenen und gläsernen Früchten (mit denen wir uns bereits Seite 317 be-

schäftigt) — was sind sie, als das wundervolle Weltgebäude selbst mit seinen staunenswerthen Herrlichkeiten?

Mit Vorliebe erscheint der Held des Märchens als der Jüngste, bislang verkannte, zurückgesetzte und mißhandelte von drei Brüdern; die Heldin aber nimmt dieselbe Stellung unter drei Schwestern ein. Auch das ist ein uralter mythischer Zug, der schon im alten Indien spielt, in dessen Veda-Hymnen der jüngste Bruder (Trita, der Dritte) von den beiden Aeltern (Ekata der Erste, und Dvita, der Zweite) mißhandelt, ja in einen Brunnen geworfen wird (wie Josef von seinen Brüdern), aber sich retten kann und die Andern durch seine Geschicklichkeit und Klugheit in Schatten stellt. So ist auch Kronos der Jüngste von sechs, Zeus der Jüngste von drei Brüdern, und Jeder überragt mit der Zeit den Vater sowol als die älteren Brüder. Zeus muß außerdem heimlich aufgezogen werden, und diese Verborgenheit, oft unter dem Bild der Verwandlung in Thiere und arger Mißhandlung, erzählen auch viele deutsche Märchen von dem verkannten Helden. Auch Odin im Norden setzt seine zwei Brüder Wili und We auf die Seite. Es ist stets die Sommersonne, welche die Herbst- oder Frühlings- und die Wintersonne besiegt, oder der Sommer selbst unter den (ehemals drei) Jahreszeiten. (Bei des Kronos düsterm Charakter muß das umgekehrte Verhältniß und eine Verdoppelung der Jahreszeiten angenommen werden). Die drei Mädchen aber sind die drei Gestalten des Mondes, wie wir schon oben (S. 281) nachgewiesen haben. Und die Gaben, welche der oder die Jüngste erringen und damit alle Welt in Erstaunen setzen? Ein Wünschhütchen, mit dem man sich in weite Fernen versetzt, ist die Schnellkraft der Sonne, mit der sie sich vom Untergangs- an den Aufgangsort versetzt, eine Nebelkappe, mit der man sich unsichtbar macht, — die Wolken, welche die Sonne verdunkeln, oder auch die Nacht; ein Hörnchen oder eine Pfeife, mit der man Alles sich nachfolgen oder tanzen macht, — entspricht der Versammlung der Gestirne, wie bei Orpheus und dem Rattenfänger von Hameln; ein anderes Hütchen, welches Geschosse aussendet, die Alles niederwerfen, vertritt die versengenden Strahlen der Sonne, Zauberstäbe bedeuten dieselbe in ihrer belebenden Wirkung auf alle Dinge u. s. w. Eine schlafende oder verwünschte Prinzessin (Brunhild, Dornröschen), bisweilen auch ein anfangs stummes oder blindes Mädchen, stellt den Neumond vor, welcher durch den Kuß

des Geliebten, d. h. durch das von der Sonne wieder erhaltene Licht zu neuem Leben erwacht (neben welcher Deutung auch die auf S. 11 oben sich geltend machen darf). Dahin gehört auch die häufige Einflechtung mythischer Thiere und die Verwandlungen in solche; sie zeigen die Verwandtschaft der Hauptgestirne mit den als Thiere vorgestellten Sternbildern des Nachthimmels. Wenn dann gar zu Hohem bestimmte Kinder auf der Stirn den verrätherischen goldenen Stern tragen, oder ihnen Perlen und Edelsteine aus Haaren, Augen und Mund fallen,*) — und nicht minder, wenn sie mit Sonne und Mond verglichen oder gar schöner als diese genannt werden, — weil sie es eben selbst sind, — so verschwindet vollends jeder Zweifel an ihrer Bedeutung. Böse Stiefmütter, die Hexen des Volksaberglaubens, sind Bilder der unheimlichen Nacht, welche durch ihren Einbruch alles Lebende tödtet oder wenigstens in Schlaf versenkt; daher auch das Verderbliche des Schlafens und die Einschärfung des Wachens zum Behufe wichtiger Unternehmungen in so vielen Märchen.

Gefeite, d. h. bis auf eine Stelle unverwundbare Helden sind wieder die unverletzbare und doch in einem Punkte, dem ihres Unterganges, dem Verderben geweihte Sonne. Die Selbstaufopferung aus Liebe, oft auf einem Scheiterhaufen (so in der nordischen Sage von Sigurd und Brunhild, wie schon in der von Herakles) was ist sie, als die Selbstverbrennung der Sonne?

Weitere Deutungen, deren Erschöpfung jedoch nicht möglich ist,

*) Die wunderbaren Gaben der gefeierten Schönen kehren in einer Menge verwandter Sagen in vielen Ländern wieder. Im Pentamerone kommen Rosen und Jasminen aus ihrem Munde, wenn sie athmet, Perlen entfallen ihren Haaren, wenn sie sich kämmt, und Lilien und Veilchen entsprießen ihren Tritten. In der schwedischen Sage fällt ein Goldring aus ihrem Munde, wenn sie lacht, und unter ihren Tritten sprießen Rosen. In der norwegischen fallen Goldmünzen bei ihrem Reden aus ihrem Munde, und aus ihrem Haare beim Kämmen. In der dänischen fallen Edelsteine aus dem Munde und Gold und Silber aus dem Haare. In der polnischen weint sie Perlen, wie in der böhmischen, lacht Rosen, und wäscht sie sich die Hände, so entstehen goldene Fische im Wasser. In der wälschtirolischen hat sie goldene Haare, Waizenkörner entfallen ihren Händen, wenn sie sich reibt, und sie hinterläßt goldene Fußspuren. In der rumänischen scheint die Sonne, wenn sie lacht, regnet es, wenn sie weint, entsteht Sturm, wenn sie hustet, und fällt Gold und Silber beim Kämmen aus ihrem Haare. (Anmerk. zu Laura Ganzenbach's sicilian. Märchen. 1870 II. Thl. S. 225). Lauter poetische Ausschmückungen des goldenen und silbernen Lichtes der Gestirne.

der Fantasie des Lesers überlassend, verweisen wir auf die zahlreichen bekannten Märchensammlungen, besonders der Brüder Grimm und Bechstein's, und auf ähnliche Märchen in Zingerle's, Schönwerth's u. a. Sagenbüchern, und fügen nur einige noch ganz unbekannte Märchen bei.

(912.) Ein Graf und sein Sohn gingen einst in einem großen Wald auf die Jagd. Da sprach der Vater: Jetzt, Sohn, gehe du rechts, ich links, und auf diesem Platze wollen wir uns wieder treffen.

Der Sohn stieß bald auf einen Hirsch, jagte ihm nach und verirrte sich, so daß er keinen Heimweg mehr finden konnte und auf einer Tanne übernachten mußte. So 3 Tage und 3 Nächte. Aber mit „Wibern" (wäsern, Klagen) war da nicht geholfen, er ging auf Gerathewohl in einer Richtung und stieß endlich auf einen grünen Herrn, der versprach, ihm aus der Noth zu helfen, wenn er ihm ein Jahr lang treu dienen wolle. Der junge Graf ging das ein und folgte dem Grünen in ein Schloß, welches er bloß zu hüten hatte, ohne etwas zu thun, denn der Herr war oft abwesend. Ehe er diesmal fortging, befahl er dem Jünglinge zwei Dinge: 1) nie in den Brunnen im Hofe zu schauen, noch weniger ihn zu berühren; 2) drei gewisse Gemächer nie zu betreten.

Vierzehn Tage hielt das der junge Graf. Am 15. plagte ihn die Neugier zu sehr. Er ging zum Brunnen, tunkte einen Finger ins Wasser und erschrack, als er ihn ganz golden herauszog. Vergebens putzte er am Finger. Gold blieb Gold und er wußte nichts als den Finger zu verbinden. Als der Herr heimkehrte und nach dem Finger fragte, erwiderte er, er habe sich geschnitten. Bursche, Bursche, drohte der Grüne mit dem Finger, ich weiß recht gut, was an der Sache ist, will aber für diesesmal keine andere Strafe über dich verhängen, als daß du mir nun ein zweites Jahr zu dienen hast. Bist du aber da wieder wunderwitzig, so zähle darauf, daß du übel dabei wegkommen wirst.

Wieder enthielt sich der Graf 14 Tage lang; am 15. stach ihn die Neugierde, und er beschloß, in die 3 Zimmer nur hineinzugucken. Er that also. Im ersten erblickte er einen Löwen „z'underobsi", kopfüber aufgehängt, am Hintern ein Büschel Heu; im zweiten einen Schimmel, am Hintern ein Stück Fleisch. Das kam dem jungen Grafen so verkehrt vor, daß er sich nicht enthalten konnte, den zwei Thieren die Büschel zu vertauschen. Der Schimmel hub sogleich an zu reden und sagte: Grafensohn, das dritte Zimmer ist für dich bestimmt. Mir ging es völlig wie dir. Du dauerst mich aber und ich will dir was sagen. Nimm einen Kamm, tauche ihn in den Brunnen und kämme dir die Haare damit. Dann komm' und thue mir desgleichen.

Der Grafensohn that alles. Da wurden seine Haarlocken lauteres Gold und was auf seine Brust tropfte, wurde dort eine goldene Zier. Des Schimmels Mähne war ebenfalls Gold. Dann reichte er dem Jüngling einen Apfel, halb und 2 ganz rothe und ein weißes Tüchlein, zeigte ihm Sattel und Zaum und sprach: Jetzt iß und gieb den Rest mir. Dann gürte mich und steig auf und reite so schnell dir möglich ist.

Der Jüngling that alles und sprengte drei Tage und drei Nächte durch.

Jetzt aber begann ihn grausam zu hungern und er klagte es dem Schimmel. Da hieß ihn dieser den halben rothen Apfel essen und den halben über die rechte Schulter zurückwerfen und fragte ihn: Was siehst du vor dir? Eine Residenz ganz von Silber strahlend, antwortete der Graf. Und was siehst du hinten? Hinten galoppirt der Herr auf dem Leuen und ist schon nahe. Schnell in die silberne Residenz, sagte der Schimmel, aber lasse dich drinn beileibe nicht bedienen. Er that so, führte den Schimmel selbst in den Stall und weigerte den sich bereitwilligst anerbietenden Dienern alles Bedienen. Da stand köstliche Speise. Er aß und brachte nach Geheiß den Rest seinem Schimmel. Deine Nachtruhe, sagte dieser jetzt, wird nicht köstlich sein. Es werden schöne Damen erscheinen und Tanzmusik sich hören lassen. Lasse dich aber beileibe zu keinem Tanze verleiten. Der Graf befolgte auch dies, so verführerisch die Schönen lockten.

Am Morgen war ein treffliches Frühstück da. Er aß und brachte den Rest treu seinem Freunde, dem Schimmel. Bleibe ja nicht hier, sagte dieser, denn wir haben keine Zeit zu verlieren, und nimm ja kein Geschenk an, als etwa die da hangende Halfter.

Auch das that der Graf, saß wieder auf und ritt vier Tage und Nächte. Abermals nun spürte er heißen Hunger und war müde. Fort, immerfort, rief der Schimmel, nimm den ganz rothen Apfel, iß ihn halb und wirf den halben über die rechte Schulter zurück. Wieder hieß er ihn vor sich schauen, wo eine goldene Residenz sich zeigte und dann hinter sich, wo der Herr ganz nahe war. Wirf das weiße Tüchlein über die linke Achsel, gehe ins goldene Schloß, laß dich beileibe dort nicht bedienen und durch die zwölf Jungfrauen Nachts nicht blenden, noch durch die Musik zum Tanze verführen.

Alles geschah, obwohl die reizenden Jungfrauen seine Gefühllosigkeit höhnten und ihn endlich mit Nadeln stachen. Er schloß die Augen vor ihrer Schönheit.

Am Morgen durfte er wieder kein Geschenk annehmen.

Fort fuhren sie abermal windschnell. Willst du wissen, fragte der Schimmel den Grafen, wo wir gestern über Nacht waren? Auf dem Meere. Fahren wir noch Tag und Nacht, dann sind wir am Lande.

Es geschah. Da stand abermal ein Schloß, davor stieg der Graf ab, barg den Schimmel auf dessen Geheiß in einer hohlen Linde, trat ins Schloß, sein Goldhaar zugebunden, durfte hier ausruhen und erbot sich dann, nach des Schimmels Willen, der ihm dabei seine Unterstützung verhieß, als Gärtnerjunge einzutreten. Er sandte wieder die halbe Speise dem treuen Thiere. Nun sollte der Gärtnerjunge drei Beete ausjäten. Der Schimmel hieß ihn in jedes Beet drei Streiche thun mit dem Wunsche, es möchte gejätet sein. So dreimal in drei Tagen. Der Gärtner sah seinen Jungen schlafen und die Beete dennoch auf eine Weise gejätet und im Flor, wie sie es noch nie gewesen. Der König, als er sie erblickte, staunte, vernahm aber bald, das sei das Verdienst des unbeachteten Gärtnerjungen.

Eines heißen Tages kam dem Jungen der Gedanke, sich in dem schattigen Springbrunnen des Gartens zu baden. Er that es. Während dessen war die jüngste der drei Königstöchter mit einer Arbeit beschäftigt. Sie staunte, als plötzlich durch ihr Fenster ein unbegreiflicher Sonnenglanz auf die Arbeit fiel. Der

Graf hatte seine Haarhülle weggethan und sein Goldgelocke schien um sein Haupt. Wie sie hinausschaute, hatte er jedoch sein Haar wieder verborgen. Die Prinzessin begann zu ahnen und hieß den Gärtnerjungen in ihr Gemach kommen, wo sie seine Blumen lobte und ihm einen Becher köstlichen Weines kredenzte. Diesem folgte ein zweiter und der Junge wurde betipst und schlummerte endlich ein. Jetzt machte sie mit ihrer Hand die Kopfhülle etwas auf und sah das strahlende Gold; sie knüpfte sein Brustgewand auf und sah die Brustzier. Jetzt war sie im Klaren und der schöne Jüngling, vom Staube der Arbeit befreit, erregte ihre ganze Liebe.

Um jene Zeit wünschte der König, seine drei Töchter möchten sich verehelichen und hielt ein glänzendes Fest, wozu benachbarte Königs- und Rittersöhne erschienen und jede Tochter demjenigen ihrer Freier, den sie wählte, einen Apfel reichen sollte. Die älteren reichten ihre Aepfel dar, die jüngste behielt den ihrigen und erwiederte auf ihres Vaters Frage nach dem Grunde, ihr Befinden und ihre Stimmung seien der Art, daß sie für jetzt an einen solchen Schritt nicht denken dürfe.

Um Neujahr war Sitte an diesem Hofe, daß der Gärtner jeder der Prinzessinnen einen „Maien“ (Blumenstrauß) überreichte. Der Graf holte Rath in der hohlen Linde. Dann sammelte er am Sylvesterabende Blumen, rief: je der Jüngsten der schönste und sogleich wurden sie zu wundervollen „Büscheli“. Erst trug er den einen zur Aeltesten, wo er aber bäurisch und grob that, was die Stolze so aufbrachte, daß sie ihm mit dem Ausrufe: Ja wohl, bist du ein Tölpel, drohend die Thüre wies. Milder behandelte ihn die Zweite, die ihm einen Beutel mit Goldstücken schenkte. Am freundlichsten empfing ihn die Jüngste, die ihren Maien göttlich nannte, dem schönen, aber durch die Kopfhülle entstellten Jünglinge Wein aufstellte und eine gebratene Gans verehrte, deren Schwere ihm auffiel, als er sie zum Gärtner brachte. Während er Wein zu ihrem gemeinschaftlichen Sylvesterschmause holte, schnitt der Gärtner die Gans an, erschrack aber, als er sie voll Goldstücke fand. Er holte nun anderes Essen, sie erquickten sich und, wie immer, brachte er den Rest seinem Schimmel.

Das Neujahr brach an, die älteren Prinzessinnen verheiratheten sich, und waren große Feste am Hofe. Die Jüngste aber trauerte allein, ja sie erkrankte sehr. Der König, der etwas von ihrer niedrigen Liebe argwöhnte, verbannte den armen Jungen barsch vom Hofe, trotz dem Warnen der milderen Königin. Die ausgezeichnetsten Aerzte wurden einberufen, schüttelten aber die Köpfe über die räthselhafte Krankheit und konnten nicht klug daraus werden. Sie begann irrsinnig zu reden und erwähnte nur des Gärtnerjungen. Nur einer, ein Alter, errieth deren Ursache und eröffnete sie dem Könige. Der begann zu toben, daß ein Königskind sich so wegwerfen wolle; die Königin aber meinte: dem Herzen lasse sich nicht gebieten und es heiße darin „mir lieb mir hübsch“. Die Minister wendeten sich ebenfalls dieser Seite zu und nun wurden Boten ausgesendet, den Verbannten zu suchen. Sie fanden, ihn und wie man den Jüngling in ihr Krankengemach brachte, wurde ihr trübes Auge hell und kam Feuer in ihr Antlitz. Nun gestattete der König die Hochzeit und man räumte dem Paare eine alte Burg in der Nähe zum Wohnsitze ein.

Jetzt kam Krieg ins Land. Der König zog aus mit seinem Heere. Von der alten Burg aus schaute der verachtete Schwiegersohn der Schlacht zu und bald einer zweiten, und wie der König beide verlor. Nun trieb es den Grafensohn, ihm zu Hilfe zu ziehen und er fragte den Schimmel. Jetzt ist die Zeit da, antwortete dieser, zieh dich aus und erscheine wie du bist. Dann besteige mich. Die Goldmähne leuchtete wie die Sonne, als beim niedergeschlagenen Monarchen der bildschöne Held erschien. Jener weigerte sich erst, einen so schönen Königssohn in Lebensgefahr kommen zu lassen und wollte allein streiten und fallen. Aber der junge Mann blieb unbeweglich, stritt an seiner Seite und die dritte Schlacht endete siegreich.

Auf der Rückkehr vom Schlachtfelde traf den Grafensohn ein Schuß in den Fuß. Es floß Blut, der König erschrak und half den Verwundeten mit seinem eigenen Tuche verbinden.

Daheim war er wieder Gärtnerjunge. Als er zum Schimmel kam, sagte dieser: Was ich bewirken wollte, ist geschehen, was dich betrifft; mir aber mußt du nun den Kopf abhauen. Vergebens entsetzte sich der Grafensohn ob solcher That des Undankes. Wenn du dich scheust, sagte der Schimmel, so binde dir die Augen zu und führe dann den Hieb. Führen mußt du ihn, wenn dir was an mir liegt.'

Nun mußte sich der Grafensohn endlich dazu verstehen. Er ließ sich die Augen verbinden und that den Hieb mit zitternder Hand.

Wie er aber die Binde von den Augen nahm, stand vor ihm ein Prinz schön wie er und mit demselben Goldhaare. Sie sahen sich so ähnlich, daß man den Grafensohn nur am Goldfinger erkannte. Er dankte dem Grafensohne gerührt für seine Erlösung aus dem vom Grünen über ihn verhängten Zauber.

Vergnügter war aber niemand als der König, da der Arzt, der des Grafen Fußwunde untersuchte, des Königs Tuch erkannte und damit an den Tag kam, daß dieser und der schöne Sieger und Helfer eine und dieselbe Person seien. Erst jetzt wurde eine rechte Hochzeit gefeiert und der vorher Verachtete hatte nun nicht mehr nöthig, sein sonnegoldenes Haupthaar zu verhüllen und seine schöne Gemahlin hörte keine Vorwürfe und Spottreden mehr, daß sie ihrer Liebe zu dem schönen, aber entstellten Jünglinge nachgegeben hatte. (Erzählte dem Sammler am 14. Juni 1868 der Senn Jos. Ant. Broder, Schettlers, am Stutz bei Sargans.)

(913.) Im alten Frankreich lebten drei sehr schöne Schwestern, die eines Tages sich in ihrem Garten mit einander dadurch unterhielten, daß Jede einen Herzenswunsch aussprach. Ich möchte, sagte die eine, unseres jungen Königes Gemahlin werden; dann wollte ich ihm zwei Kinder gebären, deren jedes einen goldenen Stern auf der Brust trüge. So hoch hinaus will ich nicht, meinte die Zweite, ich wäre zufrieden, des Königes treuen Leibdiener zu haben; dann wollte ich machen, daß der junge König mit seiner bösen Mutter allmälig besser stände. Kann man nur so wünschen, setzte die Dritte hinzu, so möchte ich seinen Minister haben und dann sollte immer Friede sein im Lande.

Sie hatten solches jedoch nicht unbelauscht gesprochen, wie sie wähnten. Der eben lustwandelnde junge König hatte alles vernommen, und da die Schwestern

sehr schön und von altem Adel waren, sorgte er, daß alles geschah wie sie es gewünscht, so heftig die alte Hexe sich widersetzte, weil sie ihrem Sohne eine Königstochter zugedacht, durch welche sie fortzuherrschen gehofft hatte.

Was sein soll, das wird, und so wars hier. Nach einem Jahre gebar, falls ich mich recht erinnere, die junge Königin zwei allerliebste Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, jedes mit einem goldenen Stern auf der Brust.

Die verwünschte Alte dachte, da der König eben im Kriege abwesend war, sein Land zu vertheidigen, diesen Anlaß zum Verderben der armen Frau zu benützen und berichtete dem Könige, diese habe zwei Hunde zur Welt gebracht. Der König, aufgebracht, sandte sogleich Befehl, die Mutter und die Brut umzubringen. Vergebens mahnte der treue Leibdiener von einem so jähen Schritte ab und erklärte, man möge die sogenannten Hunde aufziehen, da Zauber hierbei sein könne, und er möchte sie mit eigenen Augen sehen. Vergebens erschöpfte sich der Minister mit Vorstellungen. Der Befehl wurde alsogleich in die Residenz abgefertiget.

Hier freute sich die entmenschte Alte und ließ die Wöchnerin mit ihren Säuglingen durch zwei ergebene Diener, die sie noch reichlich mit Gold beschenkte, in den Wald führen, wo sie den Mord begehen und ihr als Wahrzeichen die rechte Hand der Königin bringen sollten.

Im Walde aber fiel dem einen der Knechte der Blutbefehl schwer aufs Herz und er drang in den Genossen, die drei schönen Wesen am Leben zu lassen, aber für immer in fremde Länder zu entfernen. Dieser blieb lange hart und wollte den Sold verdienen, mußte aber am Ende dem Bitten und Drohen des anderen nachgeben. Sie führten Mutter und Kinder ans Meer, wo sie sie trennten. Die Königin, um die armen Würmer wenigstens am Leben zu erhalten, ließ sich auf eine nahe Insel führen, nachdem sie von jenen unter bitteren Thränen Abschied genommen, die zwei schönen Kinder aber legten sie in einen hohlen Baum, den sie ausgehauen, dazu viel von dem Golde, das sie mitgebracht, und ließen den Stamm wohl verpicht ins Meer. Aus dem Golde wird Jeder, der sie findet, ersehen, sagte der Mildere der zwei Diener, daß es Königeskinder sind, und will es die Vorsehung, so kann sie die armen Wesen retten. Der alten Hexe brachten sie die rechte Hand einer so eben Verstorbenen und diese wähnte, nun an ihrem Ziele angelangt zu sein.

Im Meere draußen waren eben zwei Fischer, Vater und Sohn, mit ihrem Gewerbe beschäftiget, als der letztere den daher treibenden Stamm gewahrte. Sieh, Vater, sagte er, das sonderbare Holz. Laß uns das ans Ufer treiben und näher ansehen. Gesagt gethan. Es war aber ein anderes Ufer als das französische, und sie fanden, als sie den Baum öffneten, mit Staunen die zwei Kinder mit den goldenen Sternen und dem Golde. Aus Allem erkannten sie deren Herkommen und brachten die Kinder und das Gold der Fischersfrau, die, obwohl bereits Mutter von sieben Kindern, die neuen mit Freuden aufnahm, und wechselweise mit ihrem eigenen Säuglinge tränkte.

Die Kinder wuchsen auf, nahmen zu an Schönheit und Verstand, fühlten aber jedesmal tiefen Schmerz, wenn sechs Fischerskinder sie „Fremdlinge“ schalten. Der Fischer und die Fischerin, die sie klagend um Auskunft flehten, schwiegen,

straften die Kinder und glaubten, die Sache werde allmälig vergessen werden. Aber das ward sie nicht und nach Langem mußten sie nicht nur damit herausrücken, daß sie Zwei wirklich nicht ihre Kinder und von hoher geheimnißvoller Herkunft seien, sondern darein einwilligen, daß sie Beide dies Land verließen und ihre Heimat suchten.

Die zwei jetzt beinahe Erwachsenen fuhren mit dem Golde, das ihnen die biederen Fischerleute mitgaben, vom Land und kamen an eine fremde Küste, wo sie sich am goldenen Wasserflusse niederließen. An diesem gewahrte der junge Prinz einen Steinbruch, aus dem die Umwohner ihre Bausteine holten und erkannte sie nach dem was er von alten weisen Leuten der Fischerküste gelernt, als von hohem Werthe und die Gebirge als die Wiege des goldenen Wasserflusses. Er sandte solche zur Probe mit dem nächsten Schiffe nach Venedig an einen der dortigen berühmten Scheidekünstler und erhielt mit dem rückkehrenden Schiffe ein schönes Geld für die Steine. Das ermuthigte ihn, eine Menge solcher brechen und bald eine schwere Schiffsladung nach Venedig abgehen zu lassen.

Dadurch wurde der Prinz, sagte mein Erzähler lächelnd, wirklich ein „steinreicher" Mann, ließ sich am Flusse ein prachtvolles Haus bauen, welches ein kühler köstlicher Garten umgab und ließ, meist um seine schöne Schwester bekannt zu machen und vielleicht seine Eltern dadurch zu finden, als „Prinz vom goldenen Wasserflusse mit dem goldenen Sterne auf der Brust" alle benachbarten Adels- und Fürstensöhne und deren Verwandte zu einem glänzenden Feste einladen.

Solche strömten sogleich zu Land und Schiffe zahlreich herbei. Die alte Hexe aber, aus der Einladung Unheil ahnend, hatte gesorgt, daß diese ihrem immerfort trauernden und gewissengequälten Sohne nicht zukam und eine Vertraute an das Fest geschickt, welche dem Prinzen eröffnete, so schön sein Palast und die Gartenanlagen seien, fehle ihm etwas, das alle deren Schönheiten weit übertreffe, und erwiderte, als der Prinz begierig aufhorchte und nach diesem Dinge fragte, das sei der singende Baum für seinen Garten. Auf des Prinzen weiteres Fragen erklärte sie, er könne dahin gelangen mittelst der Kugel die sie ihm reichte und womit er seine Fußsohle salben und dann in einem Schritte meilenweit gelangen könne. Der Baum wachse im Garten des „gläsernen Berges", wohin zwei Riesen ihn weisen werden.

Als das Fest zu aller Anwesenden Freude, deren Bewunderung das Geschwisterpaar erregte, vorbei war, bereitete sich der Prinz trotz der Bitten und Thränen seiner Schwester, die wenigstens bat, ihn begleiten zu dürfen, zur Abreise, salbte jedoch, auf ihren Rath, nicht die Fuß-, sondern bloß die Schuhsohle, und machte sich auf das Abenteuer. Jeder Schritt brachte ihn meilenweit, so daß er bald zum ersten Riesen gelangte, der ihn aber so viel er konnte, von der Reise abmahnte, weil sie Jedem bisher Unheil gebracht. Der Prinz blieb unbeweglich und kam zum zweiten Riesen. Dieser wollte mit allen Mitteln ihn abhalten und sagte: von Allen, die zum gläsernen Berge wollten, sei kein einziger zurück gekommen, weil keiner stark genug gewesen, bei den Einladungen der im hohlen Berge Tanzenden theilnahmlos zu bleiben.

Der Prinz faßte das auf, dankte, entfernte sich und gelangte an den gläsernen

Berg, der in einem Donnerschlage sich öffnete und die Halle mit den fröhlich Tanzenden sehen ließ. Lockungen ergingen genug von schönen Lippen und Augen, aber der Prinz verschloß das Auge den Lockungen und das Ohr den süßen Worten und der Musik, schritt unaufhaltsam durch das Gedränge in den Wundergarten und brach, wie ihm der zweite Riese gerathen, drei Zweige vom singenden Baume, die er der Schwester im Triumphe heimbrachte, welche sie noch denselben Abend in ihrem Garten in die Erde setzte.

Wie staunten die glücklichen Geschwister, als am Morgen beim ersten Gartenbesuche ein Baum mit drei laubigen Wipfeln sie begrüßte und ihnen baldige heilvolle Enthüllung ihres Geschickes verhieß, wenn sie fest blieben! Abermal erließ der Prinz vom goldenen Wasserflusse in derselben Weise eine Festeinladung und abermal kamen, und diesmal in noch größerer Anzahl, die Grafen- und Fürstensöhne herbei. Abermal wußte die Alte, die sich vor Zorn und Ahnung kaum zu fassen vermochte, ihrem Sohne die für ihn und sie schicksalsvolle Einladung vorzuenthalten und sandte ihre Vertraute mit einer neuen Kugel ans Fest.

Hier eröffnete diese dem horchenden Prinzen, noch fehle ihm die Zierde von Allem was er Schönes und Reiches besitze und was allem erst seinen Werth gebe, der Vogel der Wahrheit Auch der finde sich im Glasberggarten; aber der Prinz solle nicht mehr die Schuh-, sondern die Fußsohlen mit der Kugel salben, wenn das Abenteuer gelingen solle.

Als das Fest zu Ende war, rüstete sich der Prinz zur zweiten Abreise. Vergebens warnte ihn seine Schwester diesmal noch dringender und bot ihm ihre Begleitung an. Einzig brachte sie zuwege, daß er diesmal die Kugel entzwei schnitt und ihr die Hälfte reichte, damit sie, falls ihm etwas Mißliches zustoße, ihn aufsuchen könne. Auch diesmal bestrich er sich die Schuhsohlen (was beim Bestreichen der Fußsohle, wohl Verderbliches, ihn betroffen hätte, weiß ich nicht und wußte wahrlich auch mein Erzähler kaum, vielleicht ein Verbrennen wie von des Herkules Gewande) und ging auf das Unternehmen.

Noch inständiger suchten die zwei Riesen ihn hiervon abzuhalten und zu bereden, sich mit dem ersten Gelingen zu begnügen. Er kam zum gläsernen Berge, der wie das frühweremal unter Donnerschlag aufging. Diesmal aber waren die Lockungen zu Tanz und Erholung noch viel verführerischer und zwar in dem Grade, daß er sich hinreißen ließ und zum Tanze trat. Sowie aber die bestimmte Zeit um war, fiel die Thüre des Glasberges unter furchtbarem Donner und Blitze zu und der Prinz war eingeschlossen im Zauberberge.

Nicht vergebens hatte die treue Schwester ihn diesmal mit besonders schwerem Herzen scheiden sehen. Sie ahnte schlimmen Ausgang und als die festgesetzte Zeit um war, zweifelte sie nicht mehr. Aber die hochherzige Jungfrau mit dem goldenen Steine auf der Brust erging sich nicht in eitlem Klagen; sie bestrich sich mit der halben Kugel die Schuhsohle, bestieg ein erprobtes Pferd, nahm Abschied von ihren trauernden Leuten, wollte aber keinerlei Begleitung mitnehmen und ritt denselben Weg fort.

Mit aller Bemühung widersetzten sich die zwei Riesen, besonders eindringlich der Zweite, nun gar dem Vorhaben eines zarten Weibes. Sie setzte unaufhaltsam

und vom Riesen belehrt, ihren Weg fort und langte am Glasberge an, welcher, wie früher, unter Donnern sich öffnete. Aber vergebens huldigten die schönen Herren der Jungfrau, und vergebens lud ihr Bruder sie in ihre glänzenden Reihen ein. Sie drang unaufhaltsam durch die Menge auf den Garten zu, wo sie den schönen Käfig mit dem Wundervogel faßte.

Kaum war dies geschehen, so verwandelte sich der gläserne Berg in eine glänzende Stadt und die Tanzenden waren Grafen- und Königssöhne und Töchter, jetzt durch die Jungfrau aus ihrer „Verwünschung" erlöst, die nun das Geschwisterpaar dankbar in ihren Palast am goldenen Wasserflusse begleiteten, eine glänzende Reiterschaar.

Auf Rath des Vogels der Wahrheit bereiteten die Zwei ein drittes, alle früheren überbietendes Fest. Diesmal wußte des königlichen Vaters treuer Leibdiener durch Gewinnung des Boten die Einladung an die rechte Adresse zu erhalten. Der König erschien am Feste, wo sein bisheriger Trübsinn sich in Freude auflöste, als der Vogel ihm eröffnete, wer die Zwei seien, wie Alles ergangen und wo die verstoßene Königin sich befinde. Diese wurde alsobald geholt und Alle kehrten in die väterliche Residenz, wo das Erste und in der Sage das Letzte war, daß die alte Unholdin verbrannt wurde (Vom Nämlichen erzählt wie das vorige).

Anmerkung des Sammlers. Diese Sage ist gerade durch ihre Hauptzüge, dem arabischen Märchen gegenüber (Weils 1001 Nacht 617—637. Nacht, III. Bd. S. 506—635) eigenthümlich. Die neidischen Schwestern fallen hier ganz weg, das böse Prinzip ist des Königes Mutter. Der junge Prinz wird hier auf ganz andere Weise reich, durch die Venediger. Der Ort, wo sich die zwei Wunderdinge finden, ist nicht der Berg mit den schwarzen Steinen, in welche alle Vorgänger des Paares verwandelt stehen, sondern unser gläserner Berg, der Venusberg der ewig Tanzenden, lauter Züge der hiesigen Sagenkreise. Mir wäre eben so schwer zu begreifen, wie unsere Erzähler zur Kenntniß von 1001 Nacht gekommen wären, wie daß und warum sie gerade den Hauptfaden des Gewebes ganz anders gesponnen haben sollten.

Uebriges bescheide ich mich gerne dahin, mit dieser Reflexion den Streitpunkt dennoch auf sich beruhen zu lassen, halte es aber für ausgemacht, daß das Geschwisterpaar Sonne und Mond ist, die einander auf ihren Zügen folgen, und daß der singende Baum wie der sprechende Vogel siderische Wesen sind, wie die Eiche von Dodona und Odins Raben.

(914.) Einst lebte im Flecken Corlay in der Bretagne ein Knabe, genannt Moustache (Schnauzbart), welcher, ganz jung Waise geworden, zu einem Oheim kam. Hier wurde er aber schmal gehalten, denn man mochte ihn nicht wohl, und wenn die Anderen gut aßen, hatte er meist nur das Zusehen. Dem ungeachtet war Moustache ein fröhlich Herz, sang den ganzen Tag wie eine Lerche, wuchs auf und liebte über Alles junge Dirnen und vin de feu, Feuerwasser. Eines Abends kam ihm der Gedanke, in der Ferne sein Heil zu suchen, er sagte keinem Menschen etwas, nahm, wie der Tag anbrach, einen Quersack voll Brot, einen Stock und ein Paternoster, und machte sich auf den Weg. So lange er seinen Flecken sah, fielen ihm die Thränen die Wangen herunter, aber als er ihn

nicht mehr gewahrte, und nichts weiter als die Straße vor sich, fing er an zu singen.

So wanderte er den halben Tag, und als er sich ermüdet fühlte, setzte er sich an den Fuß eines Kruzifixes und fing an zu essen. Plötzlich standen drei Reisende vor ihm, deren erster sagte: Guten Tag, mein Meister. Wir sind arme Männer Gottes und haben sehr Hunger. Gieb uns etwas im Namen Jesu Christi! — Ein Christ kann nichts abschlagen auf diesen Namen, sagte Moustache. Nehmet, das ist alles was ich habe. Kaum hatte er dies geredet, so wurden die drei Bettler strahlend von Lichte; ihre Lumpen wandelten sich in schöne Gewande, mit Golde gestickt, und einer von ihnen sagte zu Moustache: Dank dir, braver Knabe. Ich bin Jesus Christus und diese Zwei sind St. Peter und St. Paul, meine Diener. Thue drei Wünsche, sie sollen alsogleich in Erfüllung gehen.

Wünsche einen Platz im Paradiese, flüsterte ihm St. Peter zu: aber Moustache hörte ihn nicht. Sohn Gottes, sagte er zum Heilande, weil du so gut bist, mir drei Sachen zu gewähren, so wünsche ich eine schöne Frau, die mein gehört, ein Kartenspiel, welches immer gewinnt, und einen Sack, wo hinein ich den Teufel sperren kann.

Du sollst deine drei Wünsche haben, versetzte Jesus Christus, jetzt gehe hin in Frieden! Sogleich verschwanden die Wandersmänner, Moustache aber nahm seinen Sack auf und seinen Weg unter die Füße.

Bald bemerkte er ein schönes Gebäude mit einem schönen Taubenschlage und ein Gehölze drum herum. Er klopfte an das Thor, um zu fragen, ob man seiner Dienste nicht bedürfe. Eine alte Frau öffnete und schrie, als sie ihn sah: Jesus! mein hübscher Junge, was kommst du hier zu thun? Willst du etwa auch die junge Königstochter heirathen? Ach, glaube mir, man muß sich hüten, Weißdorn im Hage zu pflücken, denn es hat immer Dörner drunter, welche stechen. Aber Moustache verstand nicht was die Alte sagen wollte. Nun berichtete sie ihm der Wohnsitz sei „heimgesucht" (haté), und der Fürst, dem er gehöre, habe demjenigen, welcher die Unholde vertreibe, seine Tochter versprochen, die schön sei, wie die Sterne" und „Dornhag" heiße. Wie Moustache dies vernommen, erklärte der, das Abenteuer versuchen zu wollen.

Nun führte ihn die Alte in ein großes, ganz roth tapeziertes Gemach des Schlosses. Hier befand sich ein großes Bett und unter diesem die Fußbekleidungen aller derer, welche in dem Wagnisse, das Schloß zu befreien, ihr Leben eingebüßt hatten: reiche Stiefel von Edelleuten, genagelte Schuhe von Bürgerlichen und Holzschuhe von Dorfbewohnern. Morgen junger Mensch, sagte die Alte, stehen deine Sohlen daneben. Moustache lachte blos; er hatte vor nichts Furcht, und erwartete die Nacht.

Als die Nacht erschien, legte er sich in das Bette. Gegen Mitternacht jedoch ließ sich ein lautes Geräusch hören und aus dem Kamine herab kam eine lange Kette von Teufeln, die sich an den Händen hielten. Sie begannen durchs Zimmer zu laufen; einer trug einen Tisch in die Mitte, ein anderer stellte Lichter drauf, die er einfach mit der Spitze seines Schwanzes anzündete. Dann stellten sich alle

vor Moustache's Bett und schrieen mit einer Stimme: Nun, Christ, steh auf und komm mit Jedem aus uns um deine Seele zu spielen.

Moustache erhob sich ohne eine Sylbe zu äußern. Er suchte in seinem Quersacke, fand dort die Karten, welche Jesus Christus ihm verheißen und fing an mit den Teufeln zu spielen. Er gewann die erste Partie, packte den Teufel, welcher verloren hatte, bei den Hörnern, und schob ihn in den Wunschsack. Ein zweiter Teufel hatte dasselbe Schicksal, dann ein dritter, endlich alle, einer nach dem andern, und als Moustache alle im Sacke hatte, legte er sich wieder und erwartete den Tag.

So wie der Hahn krähte, pochte die Alte an der Thüre des rothen Zimmers, um zu sehen, ob der Fremde noch lebe. Ich lebe noch, sagte Moustache. Lasse alle Schmiede des Landes kommen, denn ich habe zu thun für sie. Es geschah wie er befohlen und als alle Eisenhämmerer beisammen waren, brachte Moustache seinen Sack auf einen Amboß und hieß sie blind drauf los schlagen und nicht erstaunen, was sie auch hören würden. Die Schmiede ließens daran nicht fehlen, da schrieen die zerschlagenen Teufel und baten um Gnade. Moustache unterhandelte mit ihnen und schloß einen Vergleich, wonach sie nimmer auf die Erde kommen sollten, die Christen zu quälen. Dann öffnete er den Sack und ließ sie heraus.

Nun das Schloß auf diese Weise befreit war, heirathete Moustache die junge Königstochter.

Wie es aber auf Erden geht, wo nichts dauert, Moustache starb. Er wanderte und gelangte zu zwei Wegen. Einer erschien schwierig und voll Dörner; der andere wie eine Königsstraße, und es zogen so viele Menschen drüber, als wäre ein Jahrmarkt in der Nähe. Moustache, welcher Gesellschaft und Unterhaltung über Alles liebte, ging den großen. Bald langte er am Höllenthore an und klopfte. Wer da? fragte Belzebub. Ich bins, Moustache, versetzte dieser. — Fort von da! schrie der Schwarze, wir wollen nichts von dir. — Moustache kehrte um, betrat den andern, den dornichten Weg, gelangte zum Thore des Paradieses und klopfte. St. Peter steckte den Kopf durchs Sprechpförtchen. So, rief er, Du bist's, Moustache? Was willst Du da? — Ich komme, meinen Platz zu suchen, antwortete Moustache. — Hier ist kein Platz für Dich, erwiderte St. Peter; Du hast Dich geweigert einen zu verlangen, als Jesus Christus Dich drei Wünsche thun ließ. Mache Dich fort und suche anderswo! — Und St. Peter machte zu.

Da stand nun der arme Moustache recht dumm, und wußte nicht wo aus und ein. Man wollte seiner nicht in der Hölle, nicht im Himmel. Er kratzte im Haare wie ein Schulbube der im Examen stecken geblieben ist. Aber er kam bald zu sich selbst. So konnte es nicht bleiben. Er fand, er müsse den Himmelspförtner überlisten, ergriff seine braune Kappe und warf sie über's Thor in's Paradies. Dann pochte er abermals. St. Peter fragte, was er wolle. Mach' auf, sagte Moustache, ich muß meine Kappe holen, die ich im Zorne hineingeworfen habe. — Ein kluger Mensch, antwortete St. Peter, trennt sich nie von seiner Kappe. Du kommst nicht hinein. — Dann, sagte Moustache, bleibt sie

im Paradiese, um mir einen Platz aufzubehalten bis zur Auferstehung, und nach dem Gerichte wirst Du mich aufnehmen müssen. Der Platz ist mein. — St. Peter war über diese Rede überrascht, er machte auf. Komm, hol' sie, rief er, und mache Dich unverweilt wieder fort! — Aber, einmal drinnen, fing Moustache an herumzurennen im Paradies, wie ein Rößlein, welches man in's Grüne läßt. St. Peter, rief er, ein kluger Mensch trennt sich nie von seiner Kappe, Du hast's selbst gesagt, ich lasse die meine nicht mehr. Und alsobald setzte er sich drauf wie ein Schneider. Als sie im Himmel das sahen, begannen sie zu lachen, und die heilige Jungfrau hieß ihn da lassen. Und seit der Zeit ist Moustache im Paradiese und erwartet auf seiner braunen Kappe den jüngsten Tag. (Emile Souvestre, les derniers Bretons. Tome I.)

Diesen märchenartigen Sagen schließen wir die ihrem Inhalte nach hierher gehörigen Züge aus der deutschen Heldensage, in weniger bekannten Bearbeitungen, an.

(915.) Klein Grimmer zieht gewaffnet aus, Schön Ingeborg zu gewinnen. Der Vater spottet seiner Kleine, meldet aber, als er beharrt, in Birtings Land hause ein Kämpfer, fälle er diesen, so sei Ingeborg sein. Als Grimmer dies der letztern erzählt, sagt sie, der Vater wolle ihn verrathen, giebt ihm aber einen Helm, einen Panzer, ein Schwert. Er fährt ab. Der Kämpfer auf Birtings Burg spottet des Kommenden, der ans Land steigt, reicht ihm die Hand und beut ihm seiner Schwester Tochter und sein halbes Land. Als Grimmer es ablehnt, gehen sie auf Bimmings Höhe zum Kampfe. Der Große verlangte den ersten Schlag zu thun, weil es in seinem Lande sei und schlägt ihn schmähend zu Boden. Dann that Grimmer den zweiten Schlag durch den vergoldeten Helm bis ins Herz, so daß er mit dem Wunsche niedersinkt: wüßte das mein Bruder Raadegaard. Grimmer fährt mit dem erbeuteten Gold und Silber in Ingeborgs Land. Sie steht im hohen Saal und grüßt ihn froh, als er landet, und die Hochzeit wird gefeiert (Altdänische Heldenlieder, übersetzt von W. Grimm, S. 298).

(916.) In den „dänischen Kämpenliedern" heißt es, Siffuert, Sivord habe, zu seiner Mutter Wohle, seinen Stiefvater (Hialprek?) erschlagen und sei dann vor sie getreten, Willens an fremden Höfen das Schicksal zu erproben. Sie giebt ihm das Fohlen Gramand, Grammen oder Skimling Gram, „mit vergoldetem Zaume, das Auge leuchtend wie der Morgenstern und Feuer aus seinem Gebisse springend." Sivord gürtet es selbst, denn es schlägt und beißt; er setzt sich auf, bindet den glänzenden Helm und reitet meisterhaft. Skimling däucht es wunderlich schlimm, den Sporn zu fühlen, und die Mutter folgt ihm vom Hofe weit über die Heide, ihn ahnungsvoll warnend vor Grammens „Zorn und manchen Listen." Er tröstet sie, faßt das Thier mit dem Sporn und es springt drei Sprünge so wild hinaus ins Feld, daß er „das rothe Blut" oder „blutige Thränen" schwitzt. So springt es nach dem einen Liede „drei Nächte und drei Tage", nach dem andern „15 Tage und 15 Nächte" über Berg und Thal, bis er vor ein hohes Haus kommt „mit rings verschlossenen Pforten, genannt Berner-

Qual". Der König (es ist nach anderen Liedern Gripir, seiner Mutter Bruder) steht „im hohen Saal" oder „auf der hohen Wehr", sieht hinaus in die Weite und wundert sich des „trunkenen Mannes" (wegen der wilden Sprünge des Rosses), der aber das Thier wohl zu bändigen weiß. Dann spricht er, oder nach dem andern Liede „die dänische Königin": „Oder ist das Sivord, mein Schwestersohn, der vom Streite kommt? Da rathe ich euch, mein braver Gesell, ich rathe aus Vorsicht, behandelt Sivord gut, er duldet durchaus keinen Spott." Der aber faßt Grammen mit Sporn, der nimmt das Gebiß vor die Zähne und springt über die Zinne in den Burghof hinein, ohne daß die 15 Wächter der Zinne es ahnen. Frauen und Jungfrauen fürchten sich; der König aber geht ihm freudiglich entgegen (Altdänische Heldenlieder 1 und 2).

(917.) Siffuert, Brynild und Syneld (nach den altdänischen Kämpenliedern). — Siffuert hat ein Fohlen, das ist so zahm; er gewann stolz Bryneld (Bryniel) vom Glasberg an den lichten Tag. Des Königs Sohn aus Dänemark! —

Es ritten nach ihr beides Ritter und Gesellen, und meist davon die besten. Keiner von ihnen konnte den Berg ersteigen, sich die stolze Jungfrau zu verloben. Der Berg war beides hoch und glatt, ihr Vater ließ sie darauf setzen; der Geselle war in der Welt nicht, dem er sie zur Ehe geben wollte. Da kam ein Gebot an des Dänenkönigs Hof, an all die Kämpen stark: ob dort Einer wär', der es wagen dürfe, zu versuchen die guten Hofwerk'. Der Eine sagte zu, der Andere ab, Sivard nahm das Blatt vom Munde; er sagte: „Ich prüfe mein junges Fohlen, ob ich kann Brynild gewinnen." Er ritt hinweg, der Weg war lang, der Steig der war viel ferne. Sivard sah den Glasberg bald, die Jungfrau lachte so sehre. So führt er fort stolz Brynild aus der so sanften Ruhe, er gab sie dem kühnen Nielus (im andern Liede Hagen, auch Haffue) nach guter Stallbrüder Art.

Stolz Bryneld (Brynild) und stolz Signild (Syneld), die Jungfrauen beide die gingen hin zum Strande, zu waschen ihre Seide. „Hör du, stolz Syneldchen (so in allen anderen, nur in einem Liede redet Sinelb: „hör' du, stolze Brynild") und liebste Schwester mein, wie gewannst du die Goldringe, die du trägst am Finger dein?" — „So gewann ich die Goldringe, die ich trage am Finger mein: die gab mir Sivard, der hurt'ge Gesell', als ich ward die Verlobte sein." — (Brynhild entgegnet:) „Die gab mir Sivard, der hurt'ge Gesell', zur Verlobungsgabe." — (Syneld darauf:) „Und hat sie Sivard, der hurt'ge Gesell', dir für Brautgabe gegeben, er hat dich verlobt Herrn Nielus nach Stallbrüder Art dich zu haben." Sobald als Jungfrau Bryneld die Märe vernahm, da ging sie in den hohen Saal und lag so siech vom Harme. Das war der kühne Herr Nielus, der ging zu ihr und fragt: „Hör' du, allerliebste Brynild, so bang ist das Herze mein, weißt du nun keinen guten Rath für Krankheit und Siechthum dein? Gibt es nun etwas in der Welt, davon du kannst Hilfe empfahen, du sollst es haben, sollt' es kosten das rothe Gold, das ich habe." — „Es gibt gar nichts in der Welt, davon ich kann Hilfe empfahen, außer ich könnte Sivards Haupt in meinen Händen halten." — Wie sollst du Sivards Haupt in deine Hände empfahen, denn sein Hals ist hart

wie blanker Stahl, kein Schwert beißt ein darauf. Das Schwert gibts nicht in der ganzen Welt, das auf ihn beißet ein, außer sein eigenes gutes Schwert, das kann ich nicht empfah'n.“ — „Hör' mich, kühner Herr Nielus und lieber Herre mein, da geht ihr in den Hochsaal vor Sivard hinein, bittet ihn zu lassen sein gutes Schwert bei der Ehre sein. Ihr sagt: ich habe gelobet einen Kampfritt für die Liebste mein. Sobald er euch gibt das gute Schwert aus der Hand von sich, ich bitte euch bei dem waltenden Gott, so vergeßt nicht mich!“ — Und das war der kühne Herr Nielus, hüllt sich das Haupt in Pelz, so ging er in den Hochsaal vor Sivard den Stallbruder sein. „Hier sitzest du, Sivard, hurt'ger Gesell, und lieber Stallmeister mein, willst du mir leih'n dein gutes Schwert bei der Ehre dein? Ich habe gelobt einen Kampfritt für die Jungfrau mein.“ — „Ich leihe dir mein gutes Schwert, heißet Adelring, du kommst nimmer in den Streit, des dich ein Mann bezwing'. Du hüte dich vor den blutigen Zähren, die unter dem Griffe stehen. Du hüte dich vor den blutigen Zähren, die sind alle so roth. Und rinnen sie nieder auf die Finger dein, so wirst du geschlagen todt.“ — Auf stand der kühne Herr Nielus, so schnell er das Schwert auszog, das war Sivard der hurt'ge Gesell, dem er sein Haupt abschlug. So nahm er das blutige Haupt unter sein scharlachnes Kleid (unter seinen Pelz, sagt ein andres Lied) so trug er es in den Hochsaal vor stolz Bryneld hinein: „Hier hast Du das blutige Haupt, wonach Du thatest trachten. Durch Deine Schuld hab' ich erschlagen den guten Stallbruder mein. Das quält mein Herze so.“ — „Nehmt hinweg das blutige Haupt, laßt mich das nicht sehen. Nun will ich euch geben meine Treu euch zur großen Freude, kommt also her in's Bett zu mir, ganz unter das Linnen so weiß.“ „Nicht bin ich so lustig und so froh, das darfst Du nicht denken. Du warest mir so große Schuld, meine Treu und Ehre zu kränken“. — Das war der kühne Herr Nielus, welcher sein Schwert auszog; das war die stolze Frau Brynild die er in zwei Stücke schlug. (Nach einem der Lieder schlägt er ihr das Haupt ab). „Nun hab ich erschlagen den Stallbruder mein und auch meine stolze Frau, nun will ich erschlagen den Dritten dazu und das das hab' ich im Sinn.“ — So setzte er sein gutes Schwert gegen den harten Stein, daß die Spitze drang in's Herze roth und schuf ihm des Todes Pein. Doch das war so viel böse, daß die Jungfrau ward geboren, um solches mußten zwei adlige Königssöhne werden verloren. Des Königs Sohn aus Dänemark! —

(918.) Das Faröerlied von Brinhild und Sjurdur nennt einen reichen König Budli, der seinen Mannen freigebig Gold und Ringe schenkte, und dessen schöne Tochter Brinhild, auf Hildarfiall wohnend, von der es heißt, das Licht habe von ihr Schatten erhalten. Dort saß sie in ihrem Stuhle und kämmte ihr Haar, fein wie Seide und anzusehen wie Gold. Gewaltige gingen aus und ein, aber keiner dünkte sich ihr gleich. Um sie warben Königssöhne und Jarle, sie aber war freierspröde und wies sie alle ab. Da trat der König Budli in den Hochsaal vor sie und fragte, wie lange das noch währen solle? Brinhild aber hieß ihn nicht also reden; noch sei der nicht gekommen, den ihr zu nehmen zieme. Ostwärts wohne er, nach dem ihr Sinn stehe, Sjurdur, Sigmundens Sohn, den die junge Hiördis geboren. Und als sich der Vater verwunderte daß

sie einen Mann liebe, den sie nie gesehen, erklärte sie, das haben ihr die Nornen also bestimmt. Neun Winter hindurch liebe sie ihn, ohne ihn je erblickt zu haben. Sie berichtete ihm dann was Sjurdur vollbracht und namentlich wie er „den schillernden Wurm" erschlagen und den Hort gewonnen. Kein Mann „in Hünenlanden" sei ihm gleich. Und als der König fragte, wie man den gewaltigen Mann herbeibringen könne, antwortete sie: „Du sollst mir den Saal bereiten lassen in öden Marken, wo ich mit geringer Bedienung wohnen will, und drinn den Goldstuhl setzen, wie ihn die Zwerge aufs beste mit Runen zu schlagen verstehn. Um den Saal soll Rauch und Waberlohe brennen und mich schützen. Sjurdur allein wagt den Kampf dagegen." — Da ließ er den Saal bereiten und alles thun wie sie gewünscht. Die Waberlohe, die er in den Saal schlagen ließ, war so heftig, daß die zwei Zwerge selbst ihm nicht mit Trug zu nahen im Stande waren. —

Früh war's am Morgen, die Sonne röthete auf den Bergen. Da ritt mancher Edeling in König Budli's Halle, wo Brunhild in ihrem Stuhle saß, Gold an der Braue. Der König trat ein und bat sie zum Gespräche: König Gunnar sei gekommen herauf aus Jukis Hofe, sie möge ihm Ja sagen. Aber er erwartete vergebens eine Antwort. Jung Brinhild stand auf, sie leuchtete roth in Gold, sie eilte fort aus der Burg und gieng zur Hildarhöhe. Grimur und Högni, Jukis Sohn, die trafen sich auf grüner Flur. Mägte bebten im Hildarsaale, Budli's hohe Burg erzitterte. Die Beiden schlugen sich mit Schwertern. Brinhild aber saß in der Waberlohe, setzte sich zurück im Goldstuhle und lächelte unterm Linnen: „Wer in die Waberlohe reitet, der soll der Meine sein". Sie sitzt im goldenen Stuhle, die Schöne und zieht Sjurden aus anderen Landen sich zur Sorge.

Sjurdur wachte auf früh Morgens aus einem Traume. Ihm hatte geträumt, daß Grani in rother Lohe stand und vor ihm auf grünem Felde großes Blut rann. Im träumte, sein Schild sei geborsten, das Gold sammt geschmücktem Gürtel und daß sein gut Schwert erklang am goldnen Helme.

Früh Morgens kleidete sich Sjurdur an und trat in seinen Wurzgarten. Hier sagten ihm Vögel im Haine, in der Eiche oben: „schön ist Brinhild, Budli's Tochter, sie verlangt nach deinem Kommen. Schön ist Brinhild, Budli's Tochter, sie hofft auf deinen Scherz. — Sie sitzt auf Hildarfiall, die Freierspröde." —

Früh wars am Morgen, die Sonne schien weit. Da hieß er Wiggrim, Gunnar's Sohn sein Roß satteln. Der Renner ward heraus geführt, geschmückt mit Scharlach nieder zur Mitte der Seiten, nieder zum Barte der Hufe. Er zog goldgeschmückte Handschuhe an die Hand und ritt fort den weiten Weg; die goldenen Ringe klangen, der gute Renner lief. Der Goldringe zwölfe trug er an der Hand und setzte den Königsring, den rothen, oben drauf. So eilte der Kämpe in König Budli's Land. Grani ging eben so leicht auf Stein wie auf Feld. So kommt keiner wieder in König Budli's Burg.

Als er tief unten an Juki's Hofe vorbei ritt, stand außen Grimhild und mit ihr mancher Mann. Mit ihren beiden Händen rannte sie in seinen Zaum, denn nie sah sie auf Rossesrücken einen edleren Mann. Drob sprach Sjurdur, der kühne: Nicht dachte ich, daß ein Weib es gäbe, das wagte mein

Roß aufzuhalten. — Sjurdur, hemme Deine Fahrt und rede hier mit mir. Ich habe eine Tochter schön, die Liebe will knüpfen mit dir. — Ich hemme nimmer meine Fahrt, so lange mein Renner rennt. Ich reite auf die Höhe fort, wo die Waberlohe brennt. Ich reite auf die Höhe fort, das schöne Weib zu schauen, wie das der Freier Sitte ist. Noch wagte sich keiner in die Waberlohe. —

Der Wächtersmann dort verkündet: wer reitet in die Waberlohe, dem wird die Jungfrau eigen. Grimur reitet auf's grüne Feld, das Kinn trägt er so kühne; er wendet seinen Hengst hinweg, da ins Feuer er reiten sollte. — Sjurdur aber greift zum Wort: ich trage das Zeichen in meinem Schild, in die Lohe will ich reiten. — Keiner ritt ja auf Brinhilds Höh' außer Sjurd der schnelle; er gieng durch Rauch und Waberloh, er und sein Roß Grani. Fest tritt Grani auf das Feld, hinein zur Höhenthüre ging der Hufe Spur. Grani trabt dreistiglich vor, das Feuer war heiß das Sjurdur braunt' um die Lenden. Sjurdur eilt auf Brinhilds Höhe, mit seinem Schwerte zerhieb er das Höhenthor, mit seinem Schwerte die Fensterladen auf, und sah wie das schöne Weib in Heerkleidern lag. Sjurdur betritt den Saal und schaut sich um, und sieht wo das schöne Weib einsam auf dem Lager ruht und schläft. Er hob empor sein scharfes Schwert und löst die Brünne ab. Aufwacht Budli's Tochter, klug schaut sie sich um: Wer hatte das scharfe Schwert, das von mir die Brünne schnitt? Wer ist der tapfere Held, der meine Brünne löste? — Nun nannte der Held sich und seinen Vater und seine Mutter und sagte, wegen ihr sei er hergeritten. Hierauf setzte Brinhild sich auf und lächelte unterm Linnen, hieß ihn willkommen und fragte, wer ihm den Weg durch „Rauch und Waberlohe" gewiesen. Da nannte er die zwei Vögel. Nun hieß sie ihn zu ihrem Vater gehen und ihn berathen. Er aber erwiderte: sie selbst habe so wenig guten Rath von ihrem Vater empfangen, daß er dort keinen holen werde. Nun knüpfte er seinen Liebesbund mit dem verständigen Weibe, er legte um ihren Hals seine Arme, und da ward Asla gezeugt, Sjurdurs Tochter. Dann schwur er ihr den Eid der Treue, erklärend: „hierunter wohnt kein Falsch." Zwölf der Goldringe legte er in ihren Schooß, und darauf oben legte er den theuern Königinring. Der Goldringe zwölfe legt' er an ihrem Arm, als das andere Band ihrer Verlobung. Sjurdurn mangelte das Gut nicht. Er flocht in ihr Haar der Goldringe drei. Sieben Monde weilte er im Mägdesaale. Dann bat er sie um „Sattel und Ring und die weite Brünne", da er einen Ritt vorhabe „für ein klein Geschäft anders wo." — Sie aber flehte, er möge lieber in Frieden bei ihr sitzen und im Brett spielen. König Juki habe eine Tochter, „mächtig mit Zauberkraft", Gudrun; mit dieser werde er sich vermählen und dadurch jung den Tod gewinnen. — Darob erstaunte Sjurdur und betheuerte, nie werde ihn solches treffen, noch er seine Liebe von ihr wenden. — Sie aber redete, und es begann sie im Herzen zu frieren: „König Jukis Tochter wird dich mit Liebe berücken." Sie bot ihm Fingergold und warnte ihn nochmal, zu Grimhild, der Trugvollen, zu reiten. Damit folgte sie auf den Weg weit und wünschte ihm guten Tag: „fahre wohl, gesund und glücklich und Alles ergehe dir wol!" Er betheuerte wiederholt: „nimmer, meine Süße, kommst du mir aus dem Sinne." — Er küßte Frau Brinhild vom Sattelbogen und ritt

um Hofe, wo König Budli außen stand und ihn grüßte, zu Meth oder Wein einladend. Sjurdur aber begehrte weder Meth noch Wein, aber: „gieb mir Jung Brinhild, die einzige Tochter dein!"

(919.) Sigfrid (nordisch Sigurd) ritt, als er den Drachen und dessen Bruder Reigin erschlagen, auf Grani aufwärts zum Hindarfiall, südwärts nach Fracland (Frankenland, das bis an die Alpen reichte). Auf dem Berge erblickte er ein großes Licht, als brenne ein Feuer bis an den Himmel. Es ist dies die Wafurlogi (webende Lohe). Wie er hinzu kam, war vor ihm eine Schildburg und oben heraus ein Banner. Sigfried ritt durch die Flammen, ging hinauf und sah daß ein Mann dalag und schlief in voller Waffenrüstung. Er zog ihm zuerst den Helm vom Haupte und gewahrete nun daß es ein Weib war; die Brünnie (der Halz- und Brustpanzer) war fest, als wäre sie in's Fleisch gewachsen. Da schlitzte er ihr mit dem Gramr den Panzer auf vom Haupte herab und beiden Armen entlang und zerschnitt ihn wie ein Kleid; dann zog er ihr die Brünnie ab und sie erwachte. Er sprach, sie habe allzu lange geschlafen. Sie aber setzte sich auf, fragte, ob er nicht Sigmund's Sohn sei, begrüßte den Tag, die Nacht und die Asen und die Asinnen, nannte sich Sigurdrifa (Sieg treibend) und Hilda, eine Walküre, (in Brunhilds Höllenfahrt „Hildi undir hialmi, Hilda unterm Helme) die den König Hialmgunnarr im Kampfe erschlagen; wofür Odin sie mit einem Schlafdorne (svefn thorni) ins Haupt gestochen und gesprochen, sie solle ferner keinen Sieg mehr im Krieg erkämpfen; sondern sich vermählen (Sigurdrifu mál. Volsungasaga 29. Kap. Skalda 39 ff. Finn. Magn. Lex. p. 411). Die Erwachte gab Sigfriden weise Rathschläge, und trotzdem daß sie ihm Unheil weissagte, wenn sie sich verbänden, vermählte sich Sigfrid mit ihr, sie gab ihm den Ring und Beide schwuren sich Treue.

Später ritt Sigfrid, mit Grimhilden vermählt, mit Gunthar abermals zu König Budli und nach Hlindal oder Hlymdal, wo Brunhild wohnt und gelobt hat, Keinen zu ehelichen, der sich fürchte und nicht wage, „durch das Feuer (Wafurlogi) zu reiten, das um ihren Saal geschlagen war. Sie fanden den Saal und das Feuer, sahen da die Burg von Golde glänzen, und brann außen herum ein Feuer." Gunthars Hengst scheut sich vor der Flamme, und als ihm Sigfrid seinen Grani leiht, will dieser nicht vorwärts bis sein Herr ihn selbst besteigt.

„Da ward ein großes Getöse,
das Feuer erbrauste,
die Erde erbebte,
die hohe Lohe
zum Himmel wallte;
wenige wagten da,
das Heldenwerk,
ins Feuer zu reiten,
noch drüber zu springen.
Sigurd den Grani
schlug mit dem Schwerte,

das Feuer erlosch
vor dem Fürsten,
die Loh' all' sich legte."

(Volsungasaga, 36. Kap. Helreith Brynhildar.*)

(920.) In Tirol liegt auf einem hohen Berge ein Schloß, in welchem jede Nacht ein Feuer brennt und zwar so stark, daß die Flamme über die Mauern hinausschlägt und man sie weit und breit erblickt. Eine arme Frau, die auf dem Schloßberge Reiser sammelte, kam dem Thore nahe, trat aus Vorwitz hinein und erblickte im Hofe eine Gesellschaft von Herren und Frauen an einer großen Tafel am Schmause. Einer der Diener holte die Frau herbei, es wurde ihr ein Goldstück in die Schürze geworfen und alles verschwand. Als sie heraus trat, stand ein Kriegsmann mit brennender Lunte Wache und hatte den Kopf unterm Arme. Der verbot ihr, einem Menschen was vom Geschehenen zu offenbaren; als sie es der Obrigkeit genöthigt angab, wurde sie hinweg entrückt und niemand erfuhr je wohin.

Ein junger Ritter, der das inne wurde, machte sich mit seinem Diener zu Fuß auf den Weg und kam, obwohl sechsmal nacheinander abgemahnt, an das Schloß. Der Kriegsmann war wieder da und wehrte den Eingang. Als der Ritter zum Schwerte greifen wollte, ritt ein schwarzer Reiter aus dem Schlosse, schwang den Ritter auf sein Pferd und ritt mit ihm in den Hof. Niemand vernahm mehr von ihm (Zingerle).

(921.) Der Chriemhilt Graben liegt am Türlersee im Zürcherschen. Die Riferswiler hatten die am See wohnende Zauberinn Chriemhilt erzürnt und diese schwur, den See abzugraben, sei es Gott lieb oder leid, und auf ihre Felder zu leiten. Sie begann den Durchstich durch einen kleinen Berg zwischen dem See und dem Weiler und war bereits etwa 200 Fuß weit im Graben, als Gott einen Sturm erregte, ihre Schaufel zerbrach und sie fortriß bis auf Brenelis Gärtli am Glärnisch**) (Vernaleken).

(922.) Sigfrids Name. Aus den Waldungen im Frickthale läßt sich eine wetterverkündende Stimme oder Ruf hören. Man nennt sie den „Berg-Fridli" und Manche denken an den Landespatron Fridolin. Rochh. I. 150.

In Tirol, in Tschei, Gemeinde Nauders, spuckt der „Friedel" an der Grenze des Tscheiberges bald da bald dort, immer wandernd, wie suchend, sein Gewand ein grauer Hirtenrock, auf dem Kopfe ein breiter Schlapphut, so daß man sein Gesicht selten sieht. Sieht man es, so ist es leichenblaß.

---

*) Von der Hagen in seinen „Eddalieder von den Nibelungen" (Berlin 1814) erwähnt den Feldberg in Hessen und dort den Stein, welchen man „Brunhildens Bette" heiße. Man zeigt dort alte Mauerreste und will von einem Nachts dort brennenden Feuer wissen. Finn. Magn. Lex. p. 413 Nota **). Man vergleiche mit dieser Sage das Dornröschen bei Grimm.

**) Grimhild heißt Hilda im Grim d. h. Helm, Larve. Saem. 51b, wie Dietrich's Helm umgekehrt Hildegrim heißt (Gr. d. M. 217. 218.) und Isangrim Eisenhelm.

So wandert er am Knotenstocke, winkt Entgegenkommende mit der Hand zurück und geht langsam und gebückt weiter. Wer ihn erblickt, den ergreift ein Schauder, Kopf und Gesicht schwellen ihm auf, und Manche sind schon davon gestorben. (Zingerle).

Sonnenhelden und Drachentödter.

Die Wanderungen von Sonne und Mond in ihrer Wechselbeziehung geben, wie wir gesehen, der Heldensage zur Dichtung vom gegenseitigen Suchen und Fliehen des Helden und der Heldin Anlaß. Für sich allein betrachtet aber ist die Sonnenlaufbahn eine Heldenlaufbahn mit Thaten und Abenteuern. Die Thaten und Abenteuer der Sonne sind ihre Einwirkungen auf die Erde in den verschiedenen Abtheilungen des Jahres, deren erst zehn, dann zwölf waren und, weil sie, im Mondjahre genau, im Sonnenjahre aber nur annähernd, Mondumläufe um die Erde bedeuten, Monde, Monate genannt werden. In der Edda hat Odin zwölf Beinamen, welche nach ihrer Bedeutung ungefähr den Naturerscheinungen der zwölf Monate entsprechen (wie derselbe Gott sich zu zwölf Asen vervielfältigt, die ebenfalls so vielen Naturerscheinungen vorstehen und eigene Wohnungen in Asgard haben, die sich wieder auf Jahres- und Tageszeiten beziehen).

Die Dichtung von Thaten und Abenteuern nach der Zahl der Monate erscheint in ihrer höchsten Ausbildung im Mythos von Herakles (Herkules), wo ihre Bedeutung auch am klarsten durchblickt. Seiner berühmtesten Thaten oder Arbeiten, auf Geheiß des Eurystheus, wie die spätere Ausartung des Mythos wollte, ursprünglich aber freiwillige, waren erst zehn und nachher zwölf (angeblich weil sein Tyrann zwei wegen fremder Hülfe nicht gelten ließ und daher ihre Ersetzung verlangte, wirklich aber, weil das Jahr erst zehn und nachher zwölf Monate hatte). Sie entsprachen einst sicherlich den Zeichen des Thierkreises; denn noch unter den jetzigen solchen läßt sich die Hälfte aus denselben und den übrigen Thaten des Herakles und seiner Zeitgenossen ableiten:

der Widder aus dem Zuge der Argonauten, unter denen sich auch Herakles befand, nach dem goldenen Widderfelle,

der Stier aus dem kretischen Stier (eine der zwölf Thaten), sowie aus den Rindern des Geryones und aus den zwei feuerschnaubenden Stieren, welche Jason in Kolchis einjochen mußte,

die Zwillinge aus Kastor und Pollux, als Theilnehmern der Argonautenfahrt,

der Krebs aus dem Krebse, welcher den Herakles durch sein Kneipen an der Erlegung der lernäischen Hyder zu verhindern suchte,

der Löwe aus dem nemeischen Löwen, der ersten der zwölf Thaten,

die Jungfrau aus der Königin der Amazonen, Hippolyta, deren Gürtel Herakles holt.

Die zweite Hälfte der jetzigen Thierkreiszeichen scheint jüngern Ursprungs zu sein; die Wage ist eine Versinnbildlichung des zur Zeit des Eintrittes der Sonne in dies Zeichen stattfindenden Wagehaltens von Tag und Nacht u. s. w. (über den Skorpion s. oben S. 27, über den Steinbock S. 66). An Herakles erinnert deutlich nur noch der Schütze, nämlich an den von ihm erlegten Kentauren Nessos. Viel älteres und in den von uns oben reproducirten Sagen mannigfach anklingendes Gepräge haben die in den gegenwärtigen zwölf Himmelszeichen nicht mehr (wohl aber in anderen alten Sternbildern) vertretenen Thaten des Herakles: der lernäische Wasserdrache (Lindwurm), dessen viele Häupter der Sonnengott mit brennender Fackel austilgt und deren eines, unsterbliches, den Mond darstellt, die übrigen die Sterne, die Hirschkuh der Artemis, der arkadische Eber (an den kalydonischen erinnernd und an den goldborstigen Eber der Nordsage), die stymphalischen Vögel, die Rosse des Diomedes, die goldenen Aepfel der Hesperiden, gehütet vom hundertköpfigen Drachen, und der dreiköpfige Kerberos (Höllenhund), ein Bild des dreigestaltigen Mondes (gleich dem dreileibigen Herdenbesitzer Geryones); wenn Herakles, um ihn zu holen, in die Unterwelt hinabsteigt, so bedeutet dies klar den Untergang der Sonne (Ueber den nordischen Höllenhund, dessen Name auffallend ähnlich, Garmr = Kerbr, s. oben S. 60).

Die mythisch-astronomischen Beziehungen des Herakles sind aber damit nicht erschöpft; in diesem Heros ist die ganze Gestirnsage gewissermaßen concentrirt.

Deutlich bezieht sich auf den Sternhimmel, nächst den Holen der Hesperiden-Aepfel, welche nichts als Sterne sind, die Sage von der Reinigung des Augeiasstalles. Die zahllose Herde des Augeias bilden die Sterne, welche der Sonnengott ja gründlich säubert; vielleicht entstand aus der grandiosen Wasserleitung des Peneios

das Sternzeichen des **Wassermanns**. (Von der **Milchstraße**, die man hier suchen wollte, kann keine Rede sein, da sie mit der Sonne nichts zu thun hat.) Diese Sage findet sich auch noch in unseren Alpen:

(923.) Im Sendersertha1e in der Nähe von Innsbruck auf der Kematener Alpe geht die Sage, die in allen umliegenden Gemeinden bekannt ist, es zeige sich am Vorabende hoher Festtage ein **riesiger Almgeist**, der das Vieh von den Ketten löse, es hinaustreibe, dann mit flinker Hand kräftig mit einer Mistscharre **den Stall säubere**, den Mist auf die Radlbög lade und fort führe. Er mache seine Arbeit so rasch, daß der Boden zittere und **höre erst auf**, wenn es **Morgens** im Dorf das Gebet läute.

Ein neu aufziehender kecker Senn wollte einst drauf kommen, ob der Geist einen eigenen Schubkarren benütze, oder den seinen, und band an seinen eine Schelle. In der Nacht vor dem nächsten Feiertage vernahm er mit den Anderen die Glocke und spottete des Dienstfertigen höhnisch. 14 Tage drauf ging er zwischen 11—12 Uhr Mittags vor die Hüttenthüre, während die 2 Melker drin aßen. Da schritt der große Putz vorbei, der Senn lud ihn zu den Knödeln für seine Arbeit, worauf dieser, auf ihn zukommend, ihn so grimmig ansah, daß ihm umheimlich wurde und er in die Kaser (Hütte) eilte, wohin ihm der Riese folgte, und von dort in die Stube, wo er ihn blau würgte, daß er nach 2 Tagen verschied (Alpenburg).

Astronomische Zahlen enthält der Herakles-Mythos in den dreißig Tagen, welche Herakles, wie natürlicherweise zu einer Monatsthat, zur Erlegung des Löwen verwendete, und so wol auch zu den übrigen, die fünfzig Schwestern, welche er ehelichte und die mit seinen zwei Hauptfrauen, Deianeira und Iole, die Wochen des Jahres darstellen worauf sich auch die fünfzig Danaiden und die ihnen als Männer bestimmten fünfzig Söhne des Aigyptos beziehen). Des Herakles Dienst bei Omphale, welche er später ebenfalls ehelicht, ist eine Wiederholung der Hirtendienste des Sonnengottes Apollon und bezeichnet die Erniedrigung der Sonne im Winter. Sein Sterben vom Gewande des Nessos ist das Sterben der Sonne am kürzesten Tage; die Sonne kann natürlich nur durch Selbstverbrennung sterben.

Die Herakles-Mythe hat sich aber auch nach dem Norden verpflanzt. Um dieses nachzuweisen, müssen wir des mythischen Zuges gedenken, welcher diese Verpflanzung namentlich vermittelte. Es ist dies der in allen Heldensagen mit so viel Vorliebe behandelte **Drachenkampf**. Derselbe wird überall so ähnlich erzählt, daß die Annahme, er **bedeute** auch überall Dasselbe, nicht mehr gewagt

sein kann. Der Drache mit seinen vielen Köpfen oder Augen ist die Nacht, der von ihm bewachte Schatz (oder die Hesperidenäpfel) die Sterne, die gefangen gehaltene Jungfrau der Mond, der Besieger des Drachen und Befreier der Jungfrau die Sonne (oder der Tag, was hier so in Eines zusammenfällt, daß es nicht genau zu unterscheiden ist).*) Kämpe und Jungfrau wiederholen daher nur den alten Mythos der Liebe von Sonne und Mond, und daher ist das Vorkommen von Sagen dieser Gestalt so häufig.

Kadmos, der Europe Bruder, erringt durch die Tödtung des Drachen an der Ares-Quelle beim neu gegründeten Theben die Harmonia, des Ares Tochter (welche Beide nachher in Drachen verwandelt werden).

Perseus befreit die am Meeresufer angefesselte und vom Meerungeheuer bewachte Andromeda, Herakles in ganz ähnlicher Weise während des Argonautenzuges die Hesione.

Im Norden heißt der Drachentödter unter ganz ähnlichen Verhältnissen meist entweder Sigfrid (Sigurd) oder St. Georg oder er hat auch keinen Namen (ausgenommen an einigen Orten, wie z. B. Struthan Winkelried in Unterwalden).

Die älteste nordische Gestalt der Drachenmythe ist jedenfalls die in der Edda und Wölsunga-Saga enthaltene, auf welche wir blos verweisen können.

Aber auch in der slavischen Märchenwelt spielt der Drachenkampf; der vielgefeierte Held Iwan erlegt eine zwölfköpfige Schlange (die zwölf Stunden der Nacht); neun Köpfe tödtet er allein, drei aber mit Hilfe seiner beiden Brüder (Morgen- und Abendsonne oder Morgen- und Abendroth). Auch diese Schlange hütet goldene und silberne Aepfel (die Sterne). Schließlich wird er von seinen Brüdern in der Unterwelt verlassen (wie Josef im Brunnen!).

Ueber die Ursachen des über alle Zweifel klaren Zusammenhangs dieser Mythen verschiedener Völker können natürlich nur Vermuthungen aufgestellt werden.

---

*) Wird dagegen die Sonne als Jahres- (nicht Tages-) Sonne aufgefaßt, so ist der Held der Sommer, der Drache der Winter und die Geliebte die Pflanzenwelt (wie bei Persephone); die Sterne aber verändern ihre Bedeutung nicht, indem auch Sommer und Winter um sie kämpfen und sie einander wegnehmen.

(924.) Das Faröerlied nennt Sigmundur, den Sohn des Jarls und junge Hiördis sein Weib, wie sie fröhlich tranken „im Reiche des Jul“ und f ihrem Hochsitze prächtig saßen, bis Unfriede der glücklichen Halle nahte und igmundur in die Schlachten ritt mit den Seinen, deren keiner heimkam. Hiör-s warf sich den blauen Mantel um und ging auf das Feld wo Sigmundur g. Sie grüßte ihn und fragte, ob etwas seine Wunde heilen könne. Sie mme zu spät, antwortete er, mit ihrer Salbe. Gift sei im Schwerte des Fein-es gewesen; als er die erste Wunde empfangen, sei ihm sein Schwert in zwei Stücke gegangen, und bei der zweiten habe es ihn bös im Herzen gebrannt. Sie erde einen Heldensohn gebären, den sie Sjurd nennen solle. Der wird seinen Tod rächen. Jenseit des Flusses wohne der Schmied Regin, ein guter, aber weniger treu. Und auf der Glitraheide liege der Wurm Fränur. Dem Schmiede olle sie die zwei Schwertstücken bringen. Hiermit fühlte Sigmundur die Todes-stunde nahen und hörte auf zu reden. Weinend wandte sich Hiördis von ihm und alle ihre Gefolgfrauen standen ihr bei, als sie in Ohnmacht niederfiel. Die Nacht suchte Todessucht die Königin heim; sie aber ließ eine Bahre von rothem Golde für Sigmund schlagen und den Leib in die dunkele Erde graben. Weinend ging nun Hiördis in ihren Saal zu sitzen. Hier war der erste der sie besuchte, der König Hialprek, der sie nach Sigmundur empfing. Nach 9 Monden gebar sie einen kühnen Knaben, den Sjurd. Hialprek erzog ihn zum trefflichen Manne; tüchtig war er in Hieben, des Königes Kämpen schlagend, unterm rothen Schilde auf dem Kampffelde, alle Künste lernend, die einem Kämpen ziemen. Kam es zum Zorne, ging es übel, da schlug er sich inmitten der Männer, riß große Eich-stämme aus und prügelte manchen zu Tode. Als die Knaben hierbei einst zornig aus-riefen: „Passender wärs dir den Vater zu rächen, als uns so gewaltig durchzubläuen“, warf Sjurdur den rothen Schild wieder auf das Feld; als er von seines Vaters Tode vernahm, ward er schnell „schwarz wie die Erde.“ Er trat vor die Mutter hinein, bald roth, bald blau, und fragte, wie der geheißen, der seinen Vater er-schlagen. Sie nannte ihm Hundings Söhne, von denen er aber in seinem Leben nie Sühne empfangen werde. Da gab er keine Antwort als: „oft sind dem jungen Hunde scharfe Zähne gewachsen im Munde.“ — Nun ging Hiördis zur Kiste, rings in Gold geschlagen und zeigte dem Sohne darin, neben manchem Gut und Golde, des Vaters Heerkleider, worin er ward erschlagen. Sie nahm heraus das blutige Hemde und warf es ihm aufs Knie; sie reichte ihm die Schwertes-stücke und hieß ihn sie dem Schmiede Regin überm Flusse bringen und dann am Wasserfall einen Stein in den Fluß werfen und dann das Roß auswählen, das nicht scheu weggewichen. Er that es und es hieß nun „Grani, Sjurdurs Roß.“ Sjurdur sprang eines Morgens früh auf Granis Rücken und ritt über den Fluß vor Regins Thür. Hier heißt er ihn die zwei Stücke zu einem Schwerte schmie-den. Regin legt sie in die Gluth und hat das Schwert zehn ganze Nächte in Arbeit. Eines Morgens früh reitet Sjurdur über den Fluß vor Regins Thür. Der Schmied rühmt das Geschmeide als untadelich; Sjurdur aber schlägt das Eisen über den Ambos, daß es in zwei Stücke barst und drohte dem Meister den Tod, daß er ihn habe betrügen wollen. Der Schmied „bebt wie ein Lilienblatt“

und verheißt ihm ein ander Schwert, für das er als Lohn fordert „das Herz aus dem Wurme“ (auf der Glitraheide). Er legt die Stücke aber in die Gluth, arbeitet 30 Nächte dran und reicht das neue Schwert dem wieder kommenden Sjurdur. Der prüft es auf dem Ambos, kann es aber weder biegen noch sprengen, haut ja doch den Ambos entzwei und den Klotz dazu. Nun schwört Regin, für einen solchen Häuptling sein Leben zu lassen. Sjurdur erwiedert: „so sagst du, doch andres wohnt dir im Herzen.“ Regin bittet, ihm auf die Glitraheide folgen zu dürfen. „Zuerst, antwortet Sjurdur, reit' ich ins Schildgetöse, Hundings Söhne zu fällen, und erst dann auf Glitraheide, doch das treibt mich minder. Dann soll keiner mich hindern.“

Sjurdur ritt da ins Schildgetöse und rächte des Vaters Tod. Alle erschlug er Hundings Söhne und kehrte heim, wo er kurze Stunde weilte und dann, gefolgt von Regin, auf Glitraheide ritt. Wie er durch den Wald kam, begegnete ihm ein alter Mann, den keiner kannte, setzte sich nieder am Sumpfe (und schaute nun zu was Sjurdur vornahm). Er trug nur ein Aug im Kopfe, in den Händen einen finnischen Bogen. (Es ist Othin). Er fragte Sjurdur um seine Fahrt. Dieser sagte woher er komme und wohin er ziele. Ferner, wer der „unselige Mann“ sei, der ihm folge? Der sei Regin, der Schmied, des Wurmes Bruder. Nun eröffnete ihm Othin, der Mann habe ihm den Tod zugedacht und ihn deshalb geheißen auf der Heide zwei Gruben graben. Damit er nicht umkomme vor dem Gifte des Wurmes, solle er viere graben und das Unthier aus deren einer von unten auf erstechen.

Nun setzte sich Sjurdur wieder auf, ritt weiter und hörte wie der Wurm vom Golde herschritt und unbesorgt sich am Wasserfalle hinlegte. Sjurdur griff zum Spieße und rüstete sein Schwert. Der Wasserfall maß 30 Klaftern und doch ragten so hoch des Wurmes Flossen, dessen Bauch unten am Felsen lag. Nun schwang Sjurdur sein Schwert und versetzte ihm einen Hieb, daß „Laub und Wald und alle Weltengründe bebten.“ Er schwang es abermal und hieb den Wurm entzwei. Da fragte dieser im Todeskampfe nach seinem Namen. Sjurdur nannte sich. Dann nach dem, der ihm hierher gefolgt, und sagte, als er es erfahren, ebenfalls der sei der ärgste Verräther und wolle ihn tödten, wenn er ihm nicht zuvorkomme. Nun steckte Sjurdur des Wurmes Herz an den Spieß, es zu braten. Wie er sich aber an die Hand brannte und mit dieser zum Munde fuhr, verstand er die Vögel und allerlei Thiere Sprache, und die wilden Vögel auf der Eiche hießen ihn von seinem Braten essen. Sjurdur zog das Herz, wie es gebraten war, vom Spieße, und wie Regin sich niederlegte, das Wurmblut zu trinken, gab ihm Sjurdur den Todesstreich. Er hieb den Schmied in zwei Stücke und besaß nun all das große Gold der Glitraheide.

(925.) Im Neuenburger Jura bei den Weilern Groß- und Klein-Bayard liegt die Vertiefung Combe de la Vuivra, so genannt von der Schlange, welche drei Jahre lang die Straße nach Burgund unwegbar machte, bis Sulpice Raimond aus dem wildeinsamen Dörfchen Sulpice am Ursprung der Reuse sich vor der Höhle in einer Kiste hinsetzte und das Thier mit Pfeilschüssen und am Ende mit der Helmbarte erlegte. Er verkündete seinen Mitbürgern den Sieg, starb aber an den Folgen des Kampfes zwei Tage nachher (Rochholz).

(926.) Unweit Münster in Tirol war ein junger Gemsjäger, armer Eltern Sohn, eben auf dem Anstande und wollte losdrücken, als ein furchtbarer Ton die Thiere plötzlich verscheuchte. Höher kletternd, um der Sache auf die Spur zu kommen, sah er am Ufer des Zireiner Sees mit Entsetzen einen Drachen, der eben auf ein Wasserweibchen zustürzte, das dort in einer Höhle wohnte, die „Hole-Seehöhle" genannt, um es zu verschlingen. Schon wollte er fliehen, als er des Weibchens Hülferuf vernahm. Er blieb, zielte und traf den Wurm, der vergebens im Sterben noch nach ihm schnappte; er erschlug ihn mit dem Stutzenkolben. Aber jetzt gewahrte er statt des Fräuleins mit dem Fischleibe eine blühende Jungfrau mit wallenden Locken in glänzendem Geschmeide. Sie sagte, sie weile 100 und aber 100 Jahre, von ihrer himmlischen Heimat getrennt, hier oben, und dankte ihm gerührt. Dann lud sie ihn ein, ihr zu folgen und führte ihn in ihre Felsgrotte, wo sie ihm edle Steine wies, die seine Augen blendeten, und sie ihm anbot. Damit verschwand sie. Er nahm so viel er tragen konnte, kam zu seinen Eltern und löste in Brixlegg so viel, daß er reich wurde (Zingerle).

(927.) In der Gegend von Märwil im Thurgau ist ein Tobel, jetzt geheißen das Lindentobel. Hinter diesem sei ein Lindwurm gewesen, welchem man jeden Tag ein Schaf und einen Menschen bringen mußte. Unterließ man es, so kam der Wurm ins Dorf und richtete große Verwüstung an. Endlich sei ein Kriegsmann gegen ihn gezogen, zu Pferde, habe ein Schaf mitgebracht und gethan als reiche er ihms in den Rachen, habe jedoch statt dessen sein zweischneidiges Schwert hineingeworfen, woran das Unthier umgekommen sei. Er aber habe, vom Anspritzen von dessen giftigem Blute ebenfalls sterben müssen.

Der Untertoggenburger, welcher mir dies mittheilt, hat gehört, der Wurm sei früher in und außer der Kirche zu Märwil abgebildet gewesen (Aus Nieder-Uzwil).

(928.) Es zog ein junger Urner gegen den Drachen in der Höhle der Gartenfluh (Lütolf sagt Geltenfluh) ob Engelberg, welcher eine Urnerin entführt, und ihren reichen Bewerber, ihn mit dem Schweife umwickelnd, die hohe Felswand hinabgeworfen hatte. Der Jüngling konnte den ihm entgegen Speienden bei den Beinen unterm Leibe packen, beide stürzten ringend über die Fluh, wo aber der Urner oben zu liegen kam und siegte (Rochholz und Lütolf).

(929.) „Da lyt ein klein Dörfli, genampt Wyle (bei Stans, Unterwalden), das ward von eins großen Tracken wegen, der alles dz er ankam, tötet und fraß, darnach (aber schon 1178—1197) genempt Oedwile. Daselbs bedorfft niemantz mer sin Wonung haben, noch da für wandlen, dann der Track lag in einem Loch ob demselben Dörflin. Do was in denen Zitten ein redlicher mannhafter Mann, der was des Geschlechts Winkelried, der hat das Land mit einem Todschlag verwürkt, das er nit bedorfft darinne wonen. Der wolt Gott zur Hilff nemen und den Tracken vnderston ze tötten. Do rüst er sich zuo mit Harnisch und Züg, ging dahin da der Track Schaden tett, ruofft Gott und sin wirdige Muotter an. Nun lag der Track in einem Loch hoch oben in seinem Berge, als man denn dasselb Loch von fernis sicht, domit er ouch alwegen sehen möcht, was fern oder nach herkam. Als er den Mann ersechen hatt, wacht er sich rösch har-

für und kam grusamlichen gegen den Man, als ob er in einsmals verslucken wölt. Do trat der guot Man frölich unverzagt gegen im und hatt zuogerüst an einer Lanzen ein Gerüst mit Törnern und anderen Dingen; das stieß er im in sinen Schlund, naen do sin Schwert und gab im Gott das Glück, daz er den Tracken tött. Aber der guot redlich Man gab ouch sin Leben dorumb, dann da er den Tracken überwunden hatt, warff er von fröiden sinen Arm mit dem Schwert uff, do ran der Schweiß und das Blut über das Schwert nider im an den Arm an die bloße Hut, des muoßt er ouch sterben" (Etterlin Chron.).

Auf Allweg, bei Stans, steht die Winkelriedskapelle mit dem Bilde des hl. Magnus, der selbst ein Drachenüberwinder war. Die „Drachenhöhle" gehört nach Ennetmoos und hegt im Innern einen unermeßlichen Schatz, den ein Geist hütet (Lütolf).

Auch zu Hurbenen im Entlebuch erlegte ein Aelpler einen Drachen, blieb aber im Kampfe (Schnyder, Gesch. v. Entlebuch II. 246. 258).

(930.) Ehe die Ammer vor mehr als 300 Jahren bei Tübingen in den Nekar geleitet wurde, war das ganze Ammerthal ein Sumpf. Darin hauste bei Wurmlingen am Fuße der „Wandelburg" in einer Höhle ein Lintwurm, dem täglich von Schwärzloch, Wurmlingen und den übrigen Ortschaften des Thales ein Schaf geliefert werden mußte. Unterließ mans, so fiel er Menschen an. In Schwärzloch, an der alten vorgothischen Kapelle, ist des Wurmes Bild, ein Schaf zerreißend, in Stein gehauen, und die alten Herren von Wurmlingen führten ihn im Wappen. Andere sagen, zu Wurmlingen habe der weibliche, auf der Weilerburg zu Rotenburg der männliche Wurm gelebt, die beide oft zusammen kamen. Auch am Kalkweiler Kirchlein ist ein Wurm abgebildet, der alle Tage ein Weib und ein Schaf verzehrte, bis die Reihe des Kaisers Tochter traf, wo aber der heilige Georg den Wurm erstach und dafür die Kapelle erhielt.

Nach anderer Sage kam der Wurm einst auf eine Gräfin von Tübingen los, als sie nach Jesingen zu Fuß wollte. Sie entfloh mit Noth nach Tübingen, wo ein Ritter sich ins Auenthal begab, den Wurm erstach und die Gräfin zur Gattin erhielt.

In Derendingen heißt es, es habe ein Ritter in Wurmlingen, ein Herr von Prestenec (der aber dort der wilde Jäger ist, Meier, S. 160) oder ein Riese, mit Spiegeln umhangen, am Höhleneingange sich versteckt, der Wurm, sich selbst darin erblickend, den Kameraden zu sehen geglaubt und der Ritter, wie er schmeichelnd herankroch, ihn erstochen (Meier).

(931.) Im Neidinger Thale ist der Limberg oder Lintberg mit der alten Limburg, nahe das Dorf Lindorf und am Berge fließt die Lindach; früher hieß er Michelsberg. In einer Felsenhöhle hauste ein furchtbarer Lindwurm, der in allen umliegenden Orten Menschen verschlang, bis der Kaiser verordnete, ihm alltäglich zwei Menschen zu liefern, einen Morgens und einen Abends. Zuletzt traf die Reihe des Kaisers Tochter, worauf der heilige Georg auf seinem Schimmel erschien und ihre Rettung verhieß, wenn der Kaiser sie ihm zur Frau gebe. Dieser versprach es und St. Georg ritt vor die Höhle und hinein und erstach das Unthier, worauf er ihre Hand erhielt. Nach anderer Sage habe der Wurm eine Jungfrau auf dem Lintberge gefangen gehalten, bis der heilige

Georg vom Jörgenberge aus, der aber gewöhnlich Erkenberg, auch Merkanberg heißt, ihn mit der Lanze traf und die Schöne befreite (Meier, aus Owen und Weilheim a. d. Teck).

(932.) Im „Drakensteiner" Thälchen der Alb, das ins Filsthal mündet, liegt das Dorf Drakenstein und einst die Burg dieses Namens. Im freistehenden Felsen, auf welchem die Kirche steht, ist das „Todtenloch" und gegenüber das „Drakenloch". Der Drache darin hatte einst des Kaisers von Marokko Tochter entführt, als sie eben ihr Haar flocht, und fünf Jahre lang dort behalten, um sie später zu ehelichen, doch ohne ihre Gunst zu gewinnen, obschon er ihr drei prachtvolle Kleider geschenkt, auf einem die Sonne, auf dem andern der Mond, auf dem dritten die Sterne. Da verirrte sich ein Ballmacher dahin, dem sie ihre Geschichte erzählte und ihm ihre Hand und die Kaiserwürde versprach, und sie flohen eines Abends in Abwesenheit des Drachen vom Loche. Der Ballmacher hatte die 3 Gewande mitgenommen. Da aber die Reise dem lustigen Begleiter zu lang wurde, trennte er sich von der Prinzessin, ließ sie voraus nach Hause, zog selbst eine andre Straße und lebte lustig bis er all sein Geld verthan, worauf er gleichfalls nach der Kaiserstadt zog.

Hier trat er bei einem Ballmacher in Arbeit und hörte bald wie der Kaiser bekannt machte: wer binnen drei Monden drei Kleider verfertige, auf denen Sonne, Mond und Sterne glänzen, solle reich belohnt werden; jeden Mond müsse eines fertig sein. Der Gesell eröffnete seinem Meister und dieser dem Kaiser, er könne die Kleider machen, worauf der Kaiser eine Geldsumme zum Ankaufe des Nöthigen übergab, der Gesell aber sich mit seinen Gespanen lustig machte und im schönen Wagen herumfuhr bis zum letzten Monatstage. Zu Rede gestellt, erklärte er, nur Nachts und im Rausche arbeiten zu können und übergab dem Meister das Sonnenkleid am folgenden Morgen. Wie die Tochter dies erblickte, sagte sie, das ist gerade wie das, welches der Drache mir gegeben hat. Der Kaiser gab eine neue Summe, der Geselle that wie früher und lieferte nach 4 Wochen das Mondkleid. Die Prinzessin sagte dieselben Worte und so als er nach neuen 4 Wochen das Sternkleid selbst überbrachte. Jetzt erkannte sie ihren Erretter, fiel ihm um den Hals und der Kaiser gab sie ihm, der später selbst Kaiser wurde (Mündlich in Owen. Meier).

(933.) Oestlich von Imendorf in Schwaben liegt der „Georgswasen", auf welchem in uralter Zeit ein Lindwurm sein Lager hatte. Diesem mußte alljährlich an einem bestimmten Tage ein Mensch, durchs Loos bestimmt, zur Speise gebracht werden. Einst traf es ein Fräulein des dortigen Geschlechtes der Heidecker. Aber der Ritter St. Georg erlegte den Wurm. Wo das Schloß stand, ist jetzt die Kirche St. Georgs und darin aus Holz geschnitzt St. Georg, den Wurm tödtend, daneben eine Jungfrau mit goldener Krone, die Hände faltend. Unweit des Wasens ist das „Georgenbrünnlein", die „Georgsäcker" und die „Georgenwiesen", und der Georgentag (23. Aprils, gefürchtet wegen Frostes) wird hier mit Tanz, Spiel und anderen Volksbelustigungen gefeiert (Panzer).

(934.) In der Grenzstadt Furth in der Oberpfalz wird jährlich am Sonntage nach Fronleichnam der „Drachenstich" gefeiert. Eine Königstochter mit der Goldkrone, ihre „Nachtreterin", ein Ritter zu Fuß im Harnische und ein aus

Holz gezimmerter, durch zwei Männer im Innern bewegter Drache sind die Personen. Sie sitzt auf dem „harten Stein“, erzählt dem Ritter ihre Noth, der sie tröstet und das Unthier, sobald es sie anfassen will, ersticht oder erschlägt. Dann verspricht sie ihm von Seite ihres Vaters das halbe Königreich. 12—15 Stunden weit her erscheinen Böhmen und Pfälzer und fassen mit Tüchern das Drachenblut auf, das auf die Flachsfelder kommt, wo es Wachsthum fördert und gegen die Hexen dient. Die Böhmen sagten, der Drache sei der „Lintwurm“ und der Ritter „Siegfried“ gewesen (Panzer).

(935.) Einst verirrten sich im Walde bei Langenzenn auf dem Dillenberg drei Jungfrauen. Da hörten sie in Langenzenn bei Nürnberg läuten, gingen hin und stifteten dort den Spittel mit ewigem Läuten. Als einst ein Meßner letzteres abgehn lassen wollte, erschienen sie ihm in der Kirche schneeweiß. In der Stadtmauer von Langenzenn steht der Lindthurm, in dessen Loche ein ungeheurer Lintwurm hauste, der Menschen fraß, bis ihn der Ritter St. Georg erlegte. In der Langenzenner Kirche sind an der Rückwand eines Altares drei gekrönte Jungfrauen geschnitzt, deren eine auf dem Lintwurm steht. In einem Gemälde desselben Altares sind drei Schwestern als Kinder in Zellen: die Erste empfängt durch das Fenster aus der Hand eines Heiligen etwas Rundes, wie ein Brod, deren er (mit Inful und Stabe) noch zwei auf einem Buche liegen hat; die Zweite mit herabhängendem langem Haare sitzt und spinnt, in der Linken der Spinnrocken, die Rechte die Spindel drehend; die Dritte, wie die Erste, die Haare in Zöpfen aufgebunden, sitzt vor einem Gestelle, scheint einen wagerecht befestigten Stab des Gestelles mit einem Faden zu umwinden und hat in der Rechten eine Messerart. Außer der Zelle schläft der Wächter (Panzer).

In Walburg bei Eltmann in Unterfranken erzählt man, Siegfried habe den Drachen dort erlegt (Panzer).

Bei Garstadt am Main, auch Unterfranken, steht eine Martyrsäule mit einer Inschrift von 1669, nach welcher St. Georg den Drachen an dieser Stelle getödtet, was auch abgebildet ist (Ebd.).

Im Stadtgraben zu Marktbreit in Unterfranken, lag der Lindwurm, der täglich ein Menschenopfer forderte. Ein Held erlegte ihn. Am Rathhause ist St. Georg, der Stadtpatron, den Drachen tödtend, abgebildet (Ebd.).

(936.) Zu Volkach am Main, in Unterfranken, steht auf der Westseite der Stadt eine Stammsäule, auf einer Seite Christus am Kreuze und knieend Ritter, Frau und Kinder; auf der andern St. Georg, der Stadtpatron, den Drachen tödtend, der im Stadtgraben, damals See, gehaust, und dessen Namen das Volk Lingwurm ausspricht (Panzer).

(937.) Bei Seifridsburg, einem Dorfe bei Gemünden in Unterfranken, lag die Seifridsburg, umgeben mit einem Steindamm und der Hel- oder Hölgraben. Unweit ist die Wiese „der Lingwurm“. Als Erbauer nennt das Volk Säufriz, der erst Säue gehütet, dann sich im Wasser der Lingwurmwiese gebadet, bis er so hart wurde, daß er unverwundbar war, worauf er große Heldenthaten verrichtete und reiche Schätze erwarb, womit er die Burg baute (Panzer).

(938.) Im Limburger Walde bei Dürkheim liegt der Hoheberg, dessen Gipfel der Drachenfels oder Drachenstein ist. Ein Durchbruch darin, wie ein Thorbogen heißt der Drachenbogen, das Drachenthor, der Thorbogen. Eine Höhle in der Steinwand heißt Drachenkammer, drei Thälchen daran das Nebelkappedäll, das Drachendäll, das Teufelsdäll. Den Fuß des Berges begrenzt das Friedrichsthal mit dem Fridrichsbrunn und früher einer Friedrichsbuche. Hier erlegte Siegfried den in der Höhle hausenden Drachen, der die gefangene Königstochter bewachte, und führte sie zu ihren Eltern (Panzer).

(939.) Ein sterbender Schäfer hinterließ seinen beiden Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, nichts als drei Schafe und sein Häuschen nebst einer Windmühle und hieß sie alles geschwisterlich theilen und einander treu sein, und schloß damit seine Augen. Da fragte der Bruder die Schwester, was sie lieber wolle, die Schafe oder das Häuschen. Und als sie das Häuschen gewählt, zog er mit den drei Schafen in die Welt, sie zu verkaufen, und versprach dem Mädchen, wenn es ihm gut gehe, wieder zu kommen. Nach langem Wandern saß er verdrossen an einem Kreuzwege und sah auf einmal einen Mann neben sich, der drei Hunde hatte, alle schwarz und einer immer größer als der andere.*) „Ihr habt da drei schöne Schafe, sagte der Mann. Wisset ihr was, gebet mir sie für meine drei Hunde!“ Da lachte der junge Schäfer: „Was sollen mir euere Hunde? die wollen gefüttert sein, meine Schafe ernähren sich selbst und mich.“ „Meine Hunde sind von eigener Art, sagte der Fremde, sie werden euer Glück machen. Der kleinere der heißt: „bring Speisen“, der größere: „zerreiß'en!“ und der größte: „brich Stahl und Eisen!““**) Da gab ihm der Schäfer die drei Schafe, nahm die Hunde mit sich, und erprobte sogleich die Tugend des kleinen, der, als er ihn rief, fortrannte und schnell mit einem Korbe der besten Speisen zurückkam. Nun freute den Schäfer der Tausch, und er zog weiter.***)

Nun begegnete ihm ein Wagen, schwarz bedeckt, mit zwei schwarzumhüllten Rossen, und auch der Fuhrmann war schwarz angethan. Im Wagen saß ein wunderschönes Mädchen, ebenfalls schwarz gekleidet, und weinte bitterlich, und die Pferde trabten langsam und hängten die Köpfe traurig. Der Schäfer fragte

*) In der Pfälzer Sage kommt er in einen Wald und im Walde in einen Garten, in welchen er durch den Zaun bricht, auf einen Apfelbaum steigt, sich einen Apfel holt und die Schafe im Grase weiden läßt. Kaum ist er vom Baume herab, als aus dem Boden drei Riesen steigen, welche die drei Hunde haben.

**) In der Pfälzer Sage: „Geschwind wie der Wind“, „Brich Stahl und Eisen“, „So stark wie die ganze Welt“.

***) In der Pfälzer Sage kommt er in ein Räuberschloß, wo er guter Dinge lebt und den „Geschwind wie der Wind“ zu seiner Schwester schickt, sie zu holen. Nun leben sie im Schlosse, bis die Schwester sich mit einem der Räuber, die in der Nähe sind, einläßt, und von ihnen verleitet, den Bruder durch eine Hechel im Bette und durch Gift zu tödten versucht, welcher sie auf der Hunde Rath in einem Fasse mit Nägeln inwendig, den Berg ab rollt. Nun zieht er mit den Hunden weiter.

den Fuhrmann theilnehmend was das bedeute. Dieser antwortete erst nach wiederholter Frage unwillig: es hause ein böser Drache in der Nähe, dem man alljährlich eine Jungfrau von 14 Jahren bringen müsse; nun habe das Loos die Tochter des Königs getroffen, und König und Land seien in tiefer Trauer. Der Jüngling fühlte Mitleid mit der schönen Maid, und folgte dem Wagen bis ins Gebirge. Die Jungfrau stieg aus, und ging ihrem Schicksal entgegen. Der Schäfer wollte sie begleiten, und ließ sich durch die Warnung des Fuhrmannes nicht abwendig machen. *)

Als sie die Hälfte des Berges erstiegen, kam ein scheußlich Ungethüm herab mit Schuppenleib, Flügeln und ungeheuren Krallen, aus dem Rachen Schwefelfeuer lodernd. Als es auf die Jungfrau, stürzen wollte, rief der Schäfer: „zerreiß'en!" und der zweite Hund biß das Unthier so in die Weiche, daß es sich bald im Tode wälzte, und verzehrte es hernach bis auf die Zähne, die der Schäfer als Wahrzeichen zu sich steckte. Dann weckte er die bewußtlos hingesunkene Königstochter zum Leben. Sie bat ihn auf den Knieen, mit zu ihrem Vater zu kommen und dessen Dank zu empfangen, denn sie entbrannte in Liebe zum stattlichen Jünglinge. Er aber antwortete, er müsse sich erst noch in der Welt umthun und einen Namen mache, worauf er nach drei Jahren erscheinen werde, und schied von ihr, als sie sich in ihren Wagen gesetzt.

Der Fuhrmann aber war auf böse Gedanken gekommen. Als der Wagen über eine Brücke fuhr, drohte er die Königstochter in den Strom zu werfen, falls sie nicht ihn ihren Retter nenne und ihm ihre Hand verspreche. Aus Todesfurcht willigte sie ein. **) Als sie in die Stadt zurückkamen, empfing sie Jubel, die Trauer hörte auf, und der entzückte König gab die Tochter ihrem angeblichen Retter, verschob jedoch die Hochzeit auf ihre Bitte auf ein Jahr. Die Tochter weinte heimlich, getraute sich aber nicht, ihren Schwur zu brechen. Nach einem Jahre erbat sie sich die Frist noch eines Jahres, und als auch dieses zu Ende war, warf sie sich ihrem Vater mit derselben Bitte zu Füßen. Er gewährte sie, als die letzte Frist; Sie hoffte noch immer auf ihren Retter. Nur zu schnell verfloß das Jahr, der Trauungstag wurde festgesetzt, auf allen Thürmen wehten rothe Fahnen, das Land jubelte.

Am selben Tage langte der Schäfer, der viele Länder durchwandert und Thaten gethan, mit seinen Hunden in der Stadt an, und fragte nach der allgemeinen Freude. Als er vernahm, die Königstochter heirathe heute ihren Erretter vom Drachen, schalt er den Mann einen Betrüger, der sich mit fremden Federn schmücke. Die Rede kam vor den gewesenen Fuhrmann und den König, und man warf den Schäfer in den tiefsten Kerker. Als er drinn auf seinem Stroh lag und sein Geschick überdachte, vernahm er draußen das Winseln seiner Hunde. Da

*) Nach der Pfälzer Sage kommt er in eine schwarz verhängte Stadt. Der Drache hat sieben Köpfe und dem Sieger ist der Tochter Hand verheißen.

**) In der Pfälzer Sage schneidet der Sieger dem Drachen die sieben Köpfe ab, aus denen er die Zungen nimmt. Der Fuhrmann nimmt ihm die Köpfe und zwingt Prinzessinn und Jüngling zum Schwure, still zu sein. Von der Prinzessinn erbittet sich der Fuhrmann ihren Rosenkranz, ihr Gebetbuch und ihr Sacktuch.

dämmerte ein lichter Gedanke in ihm auf. „Brich Stahl und Eisen!" rief er in seiner Angst, und alsbald sah er die Tatzen seines größten Hundes am Gitterfenster oben, das Gitter brach, der Hund sprang auf ihn zu und Ketten und Thor fielen in Stücke. Der jüngste Hund wurde um Speise fortgeschickt und kam zur Tafel des Königs, wo er der jungfräulichen bekümmerten Braut demüthig die Hand leckte. Mit freudigem Schrecken erkannte sie das treue Thier und entdeckte dem Vater das Geheimniß. Der König sandte Leute mit dem Hunde, der wahre Retter des Landes und der Tochter trat in den Saal, der falsche erbleichte bei seinem Anblick und bat knieend um Gnade. Der Jüngling überreichte dem Könige die Drachenzähne, und nachdem man den Betrüger in seinen Kerker geworfen, nahm er dessen Stelle ein. Jetzt wollte die schöne Jungfrau keinen Aufschub weiter. Der Schäfer aber sandte in das arme Häuschen und ließ seine Schwester holen, worauf die drei Hunde sagten, auf dieses haben sie gewartet, und in drei Vögel verwandelt in die Lüfte flogen*) (Bechsteins deutsches Märchenbuch. Mündl. Erzählung in Franken). (Etwas anders bei Panzer aus Hirschau, Oberpfalz). —

(940.) In Andersens Roman „Die zwei Baronessen" rudern junge Studierende der Ostküste Fünens entlang dem Svendborger Fjord zu und wie sie in den Sund fuhren, rief Einer: „Seht ihr dort im Walde St. Jürgens Hof und Kirche? Dort stritt er mit dem Lindwurme, die Schlange wohnte in Nyborg, sie kroch von dort aus über das Land und forderte jeden Tag ihr Opfer; das Loos fiel auf des Königes Tochter, der Ritter St. Jürgen befreite sie."

(Man vergleiche auch Laura Gonzenbach's sicil. Märchen Nr. 40 und 44. Ob dieselben Ueberreste der griechischen Mythe sind oder von den Normannen hingebracht wurden?)

Am St. Georgentage wird zu Stein, im baierischen Oberlande, vom Schlosse aus, von etwa 100 Reitern, jeder mit zwei Pferden versehen, ein Prozessionsritt nach der eine halbe Stunde entfernten St. Georgenkirche gemacht. Der ritterliche Heilige selber, in Helm und Panzer, reitet an der Seite des Priesters, vorn und hinten Buben in Engelstracht. Bei St. Georgen angelangt, sprangen sie an der alten Linde vorüber, wo der Geistliche jeden mit Weihwasser besprengt. Nach dem Gottesdienste folgen Gezeche, Reiterkünste und lebhafter Pferdehandel (Steub, Bair. Hochland, 313).

Kampfgenossen und Sagenkreise, Mord und Rache.

(Der Nibelungen-Mythos.)

Die verschiedenen (zehn oder zwölf) Abtheilungen des Sonnenjahres wurden nicht nur auf so viele Thaten und Abenteuer des

*) In der Pfälzer Sage wird der Fuhrmann, auf des Jünglings Wahrzeichen hin, in siedend Oel geworfen; die Hunde aber bitten den Sieger, ihnen die Köpfe abzuhauen, worauf drei Prinzen dastehen, welche in jene drei Riesen verwandelt waren.

Sonnengottes oder Sonnenhelden, sondern auch auf ebensoviel Gefährten desselben bezogen, indem er zu ebensoviel Helden vervielfältigt wurde. Das Letztere war, wie wir sahen, schon bei den Göttern, im Olymp sowohl, als in Asgard, der Fall und wiederholte sich auch bei den Helden. Dahin gehörte, als erstes Beispiel einer solchen vervielfältigten Heldenfahrt, die Reise der Argonauten nach dem goldenen Vließ. Die Argo ist das Sonnenschiff, jeder ihrer Insassen ein Sonnenheld; ihrer sind nach den meisten Berichten zwölf ohne den Anführer Jason. Das goldene Fell ist das Sternenzelt; denn der Nacht zu steuert ja die Sonne; der Drache, der es hütet, ist gleich jedem Drachen die Nacht; die zauberkundige Jungfrau, die zu seiner Erlangung behülflich ist, Medeia, der Mond, den wir bereits als das Gestirn des Zaubers kennen lernten. Auch hier findet also der Sonnengott die Mondgöttin und holt sie mit sich heim, um sie später wieder durch ihre Flucht zu verlieren. Der Fahrt nach dem Widderfell entspricht die Jagd nach dem kalydonischen Eber, welche dieselben Helden unternehmen. Daß sich beide Male unter ihnen auch die Mondgöttin Atalante befindet, ist nur eine Ausschmückung und Vermannigfaltigung des Mythos. Und wieder ist es eine solche, wenn der Helden, und zwar meist der Söhne der Argonauten, noch viel mehr ausziehen, um wieder eine Jungfrau zu holen; es ist der Kampf um Troia wegen Helena. Ihr Raub durch Paris und ihre Rückkehr entspricht dem Fliehen und Wiederkommen des Mondes, der Auszug zu ihrer Rückforderung demjenigen des vervielfältigten Sonnengottes von Morgen nach Abend, dessen Theilnehmer auch, gleich der untergehenden Sonne, meist entweder im Kampfe umkommen, oder bald nach der Heimkehr. Der Feldzug dauert zehn Jahre, die Heimkehr des Odysseus, mit seinen Irrfahrten, ebenso lang, nach der Zahl der alten Monate. Der erstere ist die Laufbahn der Sonne am Tage, die letztere dieselbe bei Nacht (Tag und Jahr werden ja stets verwechselt; denn sie bieten der Analogien gar manche! S. über Odysseus und Penelope oben S. 357).

Durch Vereinigung dieser verschiedenen Mythenzüge erhalten wir die in der Geschichte der Poesie so imponirend auftretenden Sagenkreise. Wir haben nicht nöthig, uns mit mehreren derselben zu beschäftigen; die deutsche Nation besitzt einen solchen, dem an Reich-

haltigkeit kein anderer irgend eines Volkes (mit Ausnahme etwa des troischen der Hellenen) gleichkommt und der zugleich der einzige von tief eingreifender mythischer Bedeutung ist. Zwar treten die sagenhaften zwölf Helden, welche die Vervielfältigung der Sonne nach der Zahl der Monate bedeuten, wie schon bei den Argonauten, auch in der britisch-keltischen Mythenwelt als die Helden der Tafelrunde des Königs Artus und in der fränkisch-gallischen als Pairs Karl's des Großen auf. Aber weit tiefer, älter und reiner deutsch sind die Helden des Nibelungen-Cyklus. Betrachten wir ihre Menge und ihre Thaten erst nach dem mythischen und dann nach dem histoschen Ursprunge derselben.

Der mythische Mittelpunkt des Nibelungen-Sagenkreises ist der Nibelungen- oder Niflungenhort, dessen Einführung in die Schicksale der Götter und Heroen die Edda-Sage (Skalda 39—42) erzählt. Der Niflungenhort erscheint als ein Goldschatz aus dem Lande der Niflungen, welcher jedem seiner Besitzer den Untergang bereitet. Wie jeder mythische Schatz bedeutet auch er das Gold und Silber des Sternenhimmels, welches Niemand besitzen kann, er müßte denn zu den Göttern gehören. Daher kann auch unter den mythischen Horten bei reifem Denken kein irdisches Metall verstanden werden. Nur Götter, beziehungsweise Helden, welche ursprünglich Götter sind, besitzen sie und bekämpfen sich um ihretwillen. Was sollten aber Götter mit irdischem Metall thun, wie sollten sie dessen bedürfen? Es ist daher nichts anderes, als der metallähnliche Glanz der Sterne, was als ein Hort besungen wird, um den sich die Götter des Tages und der Nacht, des Sommers und Winters, des Lebens und Todes streiten, nach dessen Besitz sie streben, obschon er ihnen unvermeidlichen Untergang bringt.

Den Namen „Niflungen" (nordisch) oder Nibelungen (deutsch) erklärt die nordische Kosmologie, welche indessen hierin überraschende Aehnlichkeit mit der griechischen darbietet. Nach Homer theilte der Okeanos, der nicht nur die Erdscheibe umfloß, sondern auch an zwei Stellen, im Osten und Westen, als Mittelmeer in dieselbe einströmte, das Land der Erde in zwei Hälften, eine nördliche (πρὸς ζόφον), später Europa, und eine südliche (πρὸς ἠῶτ' ἠελιόντε), später Asia (mit Libya) genannt. Der Aufenthalt der Sonne im Süden und des scheinbar unbeweglichen Polarsterns im Norden, die

zunehmende Wärme in jener, die zunehmende Kälte in dieser Richtung führten von selbst auf diese Scheidung in eine Schatten-, Nacht- und Winter- und in eine Sonnen-, Tag- und Sommerseite.

So unterschieden auch die Skandinaven. Im Norden lag ihnen Niflheim, der Aufenthalt der Todesgöttin Hel, dunkel, schwarz, kalt. Nur die Verbindung mit dem südlichen Hades konnte daraus einen unterirdischen Ort, die christliche Hölle machen; ursprünglich war Niflheim dies so wenig, als Nacht und Winter überhaupt, welche damit gemeint sind, unter der Erde liegen. Dieser Seite der Welt entgegengesetzt war die südliche, Muspellsheim, hell, licht, heiß und brennend, für Menschen (d. h. Nordländer) unerträglich; es ist der lokalisirte Tag und Sommer. Wir kommen im nächsten Abschnitte hierauf zurück.

Was daher Niflungen, Nibelungen sind, sollte hiernach klar sein. Es sind die Leute aus Niflheim, die Bewohner des äußersten Nordens, die Hyperboreer, die Vertreter der Nacht, des Winters, des Todes, die Besitzer des Hortes, der um ihren Polarstern gelagert ist und sich stets rings um ihn bewegt. Wenn den Nibelungen (im Nibelungenliede) ein Stammvater Nibelung gegeben wird, so hat dies nicht mehr zu bedeuten, als ein Stammvater Israel, Hellen, Tuisko, die ja auch nie gelebt haben.

Der Niflungenhort ist jeweilen im Besitze der Mächtigsten, die aber durch ihn der Gefahr ausgesetzt sind, einst noch Mächtigeren zu unterliegen. Wir sahen dies in der Sage vom Drachenkampf nach der Edda. Zuerst besaß den Hort ein Zwerg, der aber als Fisch lebte. Da haben wir die ältesten Götter- und Sagenwesen, zuerst die Thiere, dann den Uebergang von den Thieren zu menschlicher Gestalt, die Nixen, und hierauf die menschliche Gestalt besitzenden, aber mit ihren Gänsefüßen noch am Wasser haftenden Zwerge. Nur durch den Hort, d. h. durch ihre Verbindung mit den Sternen, sind sie göttlich. Diesen Wesen nahm Loki, der unter die Asen gerathene Riesensohn, den Hort weg und gab ihn den Göttern, die ihn als Wergelt für den erschlagenen Otter erlegten und hierdurch ihr Schicksal hinausschoben. So kam der Hort an das Heroengeschlecht, und zwar zuerst an die Heroen der Nacht, die Niflungen, die sich dem am Horte haftenden Fluch gemäß unter einander erschlugen und deren Einer als Drache lebt; denn der Drache ist das Bild der Nacht.

Den Drachen nun, der den Hort (d. h. die Nacht, welche den Sternhimmel) bewacht, tödtet Sigfrid (Sigurd), der Sonnengott oder Sonnenheld, und darauf auch den Bruder des Drachen, dem er seine Schmiedekunst abgelernt, und erringt hierdurch den Hort, der aber verborgen bleibt, wie die Sterne am Tag es sein müssen. Er erringt aber nicht nur den Hort, den der Sonnengott besitzen muß, sondern auch den hierdurch bedingten Fluch der unglücklichen Liebe und unbefriedigten Sehnsucht zum Monde. Er findet die Walküre Brunhild (wie die Amazonen, sind auch ihre Verwandten, die Walküren, Mondgöttinnen) in einem von Flammen umwallten Schlosse. Dies Flammenschloß ist die vom Morgen- und Abendroth umsäumte und vom Mond- und Sternenlicht erhellte Nacht. Zum Fluche gehört aber nicht nur diese unglückliche Liebe, sondern auch die Untreue an derselben. Wie der südliche Zeus in heiterer, leichtfertiger, so vergißt der nordische Sonnengott in ernster, tragischer Weise (durch einen Zaubertrank) seine Liebe und freit eine zweite Mondgöttin, während ihn das tückische Schicksal trifft, für seinen Lehnsherrn um seine erste Geliebte werben zu müssen. Natürlich kann nur er sie bezwingen; aber das bringt ihm den Untergang. Die Eifersucht und der Zank der beiden Mondgöttinnen Brunhild und Chriemhild (im Norden Brynhild und Gudrun), denen als dritte Gestalt des meist dreifachen Mondes (und zugleich gewissermaßen als Concession an das nordische Geschlecht desselben) der weibische Gunther, der Gemahl der Erstern und Bruder der Letztern, beitritt, befördert die furchtbare Katastrophe. Das Werkzeug zu des Helden Verderben, zu welchem, bewußt oder unbewußt, alle der Nacht angehörenden Elemente mitwirken, ist ein dämonisches Wesen, ein in die Heroenwelt eingeschmuggelter Elfensohn (siehe Sage No. 908), der Loki unter den Helden, der finstere und grimme Hagen (nordisch Högni, im Volksbuche Hagenwald). Als Mörder des Sonnenhelden ist er natürlich eine Wiederholung des Drachen, den Jener besiegte und der auch ein verwandelter Heros war; beide sind die Nacht, die vom Tage besiegt wird und ihn wieder besiegt, oder auch die nordische Nacht- und Wintersonne, die mit der Tag- und Sommersonne um die Herrschaft ringt. Der Kreislauf ist aber unendlich. Auch die Heroen der Nacht, die Niflungen, die nun den Hort wieder haben, müssen zu Grunde gehen; die Rache der Witwe (in der nordischen Sage ihres zweiten

Gatten Atli [ebenfalls eine Winter- oder Mitternachtssonne] Gier nach dem Horte) führt „der Nibelungen Not“ herbei, und die Nacht schwindet vor einer neuen Sonne und einem neuen Tage, welcher in dem die Mordscenen allein überlebenden, feuersprühenden Sonnengotte Dietrich mehr angedeutet als klar ausgedrückt wird.

Dies ist die mythologische Grundlage der Nibelungensage, deren Grundzüge in dieser Weise, wie bereits angedeutet, ohne Zweifel schon vor Tacitus Gegenstand von Volksliedern waren, sonst hätten sie den Römer nicht veranlaßt, den Helden derselben als „Herkules“ zu benennen, der dieselben Thaten wie Sigfrid verübte, auf dieselbe tückische Weise umkam und sich auf einem Scheiterhaufen verbrannte, was auch mit Sigfrids und Brunhilds Leichen geschah.

Bestimmtere Gestalt aber, historische Anknüpfungspunkte und namentlich die Großzahl der Namen für die handelnden Personen, gewann die Sage erst durch ein Ereigniß, welches an weitgreifenden Folgen in der Weltgeschichte einzig dasteht und für den Norden in Wahrheit zur Götterdämmerung, für den Süden aber zum Weltuntergang wurde, die Völkerwanderung.

In dieser welterschütternden Periode der Geschichte ist es indessen nicht eine der größeren und folgenreicheren Katastrophen, wie z. B. die Völkerschlacht bei Chalons, welche zum Behufe festern Anhalts der Sage in die Dichtung aufgenommen wurde, sondern ein weniger bedeutender und auch wenig beachteter Vorfall, nämlich die von dem Chronisten Prosper Aquitanus kurz erwähnte und von Idacius nur angedeutete Niederlage der Burgunden unter ihrem König Gundikar vor den Hunnen im Jahre 437, warscheinlich in der Gegend von Worms am Rhein. Daß König Attila bei diesem Kampfe die Hunnen angeführt habe, erzählt erst Paulus Diakonus am Ende des achten Jahrhunderts. Die Sage hat jedoch mit diesem Ereigniß sehr frei geschaltet. Aus einer Schlacht wurde ein Kampf auf beschränktem Raum, und statt bei Worms findet derselbe in Attilas Hunnenland (Ungarn) statt.

In dem Atli (nordisch) und Etzel (deutsch) der Dichtung erkennt man den historischen Attila, die Gottesgeisel nicht mehr; aus dem grimmigen Länderverwüster und Völkerunterjocher ist ein habsüchtiger, aber dabei lenksamer und schwacher Greis geworden. Nur einen Zug seines Lebens, und zwar einen nicht sehr wesentlichen,

haben Geschichte und Sage gemein, jedoch in kaum mehr eine Aehnlichkeit darbietender Weise, nämlich seine Verheiratung in vorgerücktem Alter. Der Attila der Geschichte nimmt eine gewisse Ildiko zur Gattin (oder Beihälterin), stirbt aber in der ersten Nacht an einem Blutsturze. Der Atli-Etzel der Dichtung heiratet die Wittwe Sigfrids, Gudrun-Chriemhild (abgekürzt Hilde, Diminutiv: Hildchen, Ildiko) und vernichtet dann ihre Brüder; in der nordischen Sage wird er selbst darauf von Gudrun aus Rache ermordet, weil sie mit der That an den Brüdern nicht einverstanden war.

Unter den in die Nibelungendichtung eingefügten historischen Personen ist nach Gundikar und Attila die sicherste der Ostgothe Theodorich der Große, in der Dichtung: Dietrich von Bern (Verona, seine zeitweise Residenz). Er war zwar erst nach Attila's Tode geboren; aber das verhinderte die Sage nicht, ihn an dessen Hofe Zuflucht finden und am Kampfe gegen die Nibelungen theilnehmen zu lassen. Dazu führte ohne Zweifel der Umstand, daß Theodorich, in Folge seiner großen Thaten und ruhmvollen Regierung, der Held eines besondern Sagenkreises wurde, der sich immer weiter ausdehnte und endlich mit demjenigen der Nibelungen Berührung fand, ja denselben in sich aufnahm und als eine seiner Episoden umfing. Ja, Dietrich wurde in der Sage sogar zum Halbgott; als wilder Jäger nimmt er an mehreren Orten die Stelle Wodans ein, und in den Heldengedichten (z. B. Laurin's Rosengarten, großer Rosengarten u. s. w.) flammt Feuer aus seinem Munde, wenn er zornig ist, — das unfehlbare Attribut eines Sonnengottes! Zwei so emsig und innig besungene Helden, wie Dietrich und Sigfrid, mußten aber auch einmal zusammenkommen. Es geschah dies in der Sage vom Rosengarten, in welcher zwölf Helden des burgundischen Hofes, Sigfrid an der Spitze, gegen zwölf Solche vom Hofe Attila's, Dietrich an der Spitze, in Einzelkämpfen um die Rosen des wunderbaren Gartens bei Worms fechten, wobei abwechselnd die eine und die andere Partei siegt, am Ende aber Alles in Frieden und Freude endet (über den Rosengarten und seine mythische Bedeutung s. oben S. 318 und Sage No. 651).

Während nun über die Identität des Gundikar, Attila und Theodorich der Geschichte mit dem Gunther, Etzel und Dietrich der Nibelungensage Alles einig ist, hat man sich bisher gesträubt, bei den

zwei Hauptpersonen derselben (wenigstens in ihrer nordischen Bearbeitung), Sigfrid und Brunhild, historische Anknüpfungen zuzugeben. Es kann freilich nicht gesagt werden, daß diese beiden Personen als Solche in der Geschichte vorkommen wie obige drei Könige der Burgunden, Hunnen und Ostgothen; aber dessenungeachtet finden sich in der Geschichte Personen, von denen der Sonnenheld und die Mondheldin des uralten Niflungen-Mythos seit den Zeiten der Völkerwanderung den Namen sowol, als mannigfaltige Züge des Charakters und Schicksals angenommen haben. Wir finden dieselben in der Geschichte der Franken unter den Merovingern, nach dem Berichte des zeitgenössischen Geschichtschreibers Gregor von Tours.

Seinen Namen erhielt Sigfrid (Sigferd, Sigverd, nordisch Sigurdr), von Sigebert, welchen Namen zwei fränkische Herrscher führten, die auch Beide gleich ihm am Rheine lebten und auf dieselbe Weise wie er um's Leben kamen. Der Erste von ihnen, Sigebert (bei Gregor Sigibert) der Hinkende, war Zeitgenosse und Verwandter Chlodowig's und König eines von diesem Eroberer noch nicht unterworfenen Gebietes der ripuarischen Franken zu Köln (nicht weit davon, zu Xanten, war der Sigfrid des Nibelungenliedes zu Hause). Er wurde in der Schlacht gegen die Alamannen bei Tolbiak (Greg. II,37) in's Knie verwundet und hinkte seitdem. Es ist dies wohl zu beachten; denn die wahre Geschichte kam hier einem vielverbreiteten mythischen Zuge zu Hülfe. Helden, weil Sonnengötter, sind entweder nicht oder nur an einem Punkte, dem ihres Untergangs, verwundbar, und ihnen, wie den Nixen, Zwergen und Göttern, fehlt gerne etwas an den Füßen. Wie einfach ist z. B. folgende Ideenverbindung des Mythendichters, der wohl schon das klassische Alterthum kannte:

Hephästos — hinkend vom Falle.
Oedipus — mit geschwollenen Füßen.
Achilleus — nur an der Ferse verwundbar.
Sigebert — am Knie verwundet, daher hinkend.
Sigfrid — nur am Rücken verwundbar.

Sigebert der Hinkende wurde das Opfer des Verrathes von Seite des ländersüchtigen Tyrannen und neugebackenen Christen Chlodowig. Den eigenen Sohn Sigebert's, Chloderich (Greg. II,40), verführte Derselbe, den Vater zu tödten, was, während das Opfer schlief,

durch Meuchelmörder im Buchonischen Walde bei Köln am Rhein geschah. In diese Züge theilten sich die nordische und die deutsche Sage. Jene läßt Sigurd schlafend im Bette, diese wachend im Walde, nahe dem Rhein, als Opfer der Meuchler fallen. Das gleiche Loos traf sofort auch Sigebert's meuchlerischen Sohn; nur damit war Chlodowigs Ziel erreicht, welches sowohl im Besitze der Lande des Ermordeten, als seiner reichen Schätze bestand.

Der zweite Sigebert, welcher zur Ausmalung Sigfrids diente, war einer der beiden feindlichen Söhne Chlothar's I., Königs von ganz Frankreich. Er erhielt Austrasien, das Reich am Rhein, sein Bruder Chilperich Soissons und später auch Paris. Die Geschichte ihrer Todfeindschaft und derjenigen ihrer Weiber, Brunehilde und Fredegunde, ist bekannt; wir erwähnen hier nur das Wenige, was dieser zweite Sigebert mit Sigfrid gemein hatte. Er kämpfte tapfer in mehreren Kriegen, stand u. A. auch den Hunnen und den Sachsen gegenüber, und wurde, gleich seinem Namensvetter, meuchlerisch ermordet und seine hinterlassenen großen Schätze heimlich fortgeschafft (Greg. IV, 29. 43. 52. VIII, 26).

Sind nun auch diese Züge nur sehr allgemeiner Art, so ist doch nicht zu leugnen, daß sie als Verbindungsglieder in einer Kette von Berührungspunkten zwischen der damaligen fränkischen und burgundischen Geschichte einer- und der Nibelungensage anderseits gedient haben. Beide Sigeberte besaßen Schätze, um deretwillen sie ermordet wurden, wie Sigfrid wegen des Nibelungenhortes, der freilich kein irdischer Schatz ist, aber doch z. Z. dafür gehalten wurde. Noch wichtiger aber ist, daß der zweite Sigebert, wie Sigfrid der erste Geliebte Brunhilds, so der Mann der berüchtigten Brunehilde (bei Gregor Brunichild) war. Sind bei beiden Sigebert, für sich allein betrachtet, der Meuchelmord, die Schätze und der Wohnsitz am Rhein sprechend, betreffend ihr Verhältniß zum mythischen Sigfrid, so hat Brunehilde mit der mythischen Brunhild namentlich den Charakter eines Mannweibes gemein. Ihr Streit mit ihrer feindlichen Schwägerin Fredegunde, die von niederer Herkunft war, gab ohne Zweifel das Vorbild zum Rangstreite zwischen Brunhild und Chriemhild. Auffallend ist ferner, daß die mythische Brunhild in der nordischen Sage die Besitzerin großer Pferdeherden ist und die historische durch ein wildes Pferd zu Tode geschleift wird. Auch haben der Stolz, der

Ehrgeiz und die Rachsucht, sowie das tragische Ende der beiden Brunhilden viele Berührungspunkte.*)

So wurde die bereits in alten Sagen und Liedern besungene Walküre Hulda oder Hilde zur „Hilda in der Brünne", zur Brunhild. So weit war die Dichtung am Anfange des siebenten Jahrhunderts gediehen, und bald darauf muß sie in dieser Ausbildung, welche sie ohne Zweifel am Rhein gefunden, auch nach dem skandinavischen Norden gewandert sein. Von dem historischen Theodorich und Attila wußte man dort wenig; aus dem großen König wurde ein herumziehender Kämpe, aus dem wilden Eroberer ein harmloser Alter. Atli (Diminutiv von Atta, Vater), Väterchen, ist ein Beiname Thor's und hieß wol auch manch nordischer Fürst; vielleicht hat der Name gar eine jetzt vergessene mythische Bedeutung. Im achten, neunten und zehnten Jahrhundert entstanden nach und nach die Gesänge der Edda („Urgroßmutter"), welche im elften und zwölften (doch schwerlich von Sämund) gesammelt wurden; aber in den Liedern dieser Sammlung, welche sich auf unsern Mythos beziehen, findet sich eine bedauerliche Lücke, welche nur durch die späteren prosaischen Bearbeitungen desselben, die jüngere Edda und die Wölsunga-Saga ausgefüllt wurde.

In Deutschland war indessen wohl der gothische, nicht aber der fränkische Sagenkreis bearbeitet worden, wie z. B. im Hildebrandslied des achten Jahrhunderts. Erst gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts entstand das mittelhochdeutsche Nibelungenlied (in späterer Ueberarbeitung „Der Nibelungen Not"), dessen Verfasser und spezielle Heimat unbekannt geblieben sind. Sein Einfluß bestimmt wesentlich die zweite nordische Bearbeitung der Mythe, welche indessen nur einen Theil der großen Thidreks- (Dietrichs-) Saga bildet, die im dreizehnten Jahrhundert norwegisch abgefaßt wurde. Außerdem lebte die Sage von Sigfrid und den Nibelungen fort: einerseits im deutschen Gedichte und darnach bearbeiteten Volksbuche vom hörnenen Sigfrid, das viel alterthümliche Züge hat, viel von Zwergen

*) In die nordische Sage ist auch der Name des Gatten der Fredegunde, des dem zweiten Sigebert feindlichen Chilperich, übergegangen. Ein König Dänemarks, Hialprek, erscheint dort als Derjenige, an dessen Hofe Sigurd bei Regin schmieden lernte, und bei welchem Gudrun nach Sigurd's Tod ein Asyl fand, bis Atli um sie freite. Ja, nach einer Sage wurde sie die Gattin seines Sohnes Alf, nach der Wölsunga-Saga sogar seine eigene. —

und Riesen und vom Drachenkampfe erzählt, aber mit des Helden Tod endet, — anderseits in skandinavischen Volksliedern von großer Menge.

Vierter Abschnitt.

Das Ende und die Wiedergeburt.

Verschwinden und Wiedererscheinen der Helden.

Im Heldengedichte, und zwar in dem der Nibelungen, hat die deutsche Volkssage ihre höchste künstlerische Vollendung erreicht. Ihren Abschluß jedoch fand sie damit noch nicht. Die zu Helden gewordenen Götter sind in ihrer menschlichen Gestalt den Völkern, deren Ruhm und Stolz sie bildeten, so lieb und werth, ja so unentbehrlich geworden, daß es den letzteren unmöglich war, so viel Glorie mit einem menschlichen Tode abgeschlossen zu denken. So gut die untergegangene Sonne sicher am nächsten Morgen wieder aufging, so gut mußten die zu Lieblingen und Helden des Volkes gewordenen Sonnengötter unsterblich sein, und zwar nicht nur etwa in dem Sinne, in welchem es auch die Menschen je nach ihrem Glauben sind, doch auch nicht in dem abstrakten Sinne wie die Götter, die den Menschen ewig fern bleiben, sondern in dem einzig Trost und Beruhigung gewährenden Sinne, daß sie nach ihrem Tode einst wieder in ihrer frühern Gestalt auf der Erde und unter den Menschen erscheinen und ihr durch den Tod unterbrochenes Werk vollenden werden. Dieser Glaube zieht sich durch die Religionen aller Völker hin. In Aegypten lebte er unter der Form der Verjüngung des gemordeten Osiris in seinem ihn rächenden Sohne Harueris (Horos). Bei den Hebräern erscheint er in den Sagen von Henoch (I. Mos. 5,21—24), Mose (V. Mos. 34,1—6), Elia (II. Kön. 2,1—11), bei den Urchristen in der Ueberlieferung von der Verklärung (Mark. 9,2—8), Auferstehung (Matth. 28,1—6; Mark. 16,1—7; Luk. 24,1—7; Joh. 20,1—13) und Himmelfahrt Jesu (Mark. 16,19; Luk. 24,51

und Apostelgesch. 1, 9) und in der Rede Jesu vom Fortleben des Johannes (Joh. 21,21—23), bei den Griechen in den Sagen von Aristeas aus Prokonnesos (Her. IV,13—15) und Apollonios von Thana (Philostratos Leben des A. v. T. VIII, 13), bei den Römern in der Sage vom Verschwinden des Romulus (Liv. I,16). In allen diesen Sagen wiederholen sich mehr oder weniger dieselben Züge, wie namentlich das Ungewitter bei Elias und Romulus, die Wolke bei Romulus und Jesus u. s. w. Es ist unzweifelhaft, daß Henoch, der gerade 365 Jahre alt geworden sein soll, ein ehemaliger Gott des Jahres ist und daß Elia mit seinem feurigen Wagen geradezu die Attribute eines Sonnengottes erhalten hat. Diese Züge sind sammt und sonders Vergötterungen von Heroen und damit solche des Menschen selbst.

In diesen Vorstellungskreis gehören auch die Hoffnungen der Juden auf einen Messias, in welchem sie bald den wiederkehrenden David, bald eine andere Persönlichkeit, vorzugsweise jedoch eine politische erblickten. Wir verweisen bezüglich der Messiassagen auf Richard von der Alm's „Theologische Briefe". Noch weit zahlreicher als im Süden, sind die Sagen vom Verschwinden und Wiedererscheinen der Helden im Norden, ja sie vermehren sich hier noch mit dem ihnen im Süden fehlenden Elemente des Zusammenhangs zwischen ihnen und der Idee des Weltuntergangs. Wir werden noch überdies einen Theil derselben Heroen im Norden wieder auftauchen sehen, welche uns in diesem Abschnitte bis jetzt begegnet sind.

Indem wir vorläufig nur an die dreimalige Geburt des Eddahelden Helgi erinnern (oben Sage No. 861 und Edda, Helgakwidha III, am Ende), ersehen wir vorerst den allgemeinen Glauben an eine Wiedergeburt, welche von der Fortdauer im andern Leben verschieden ist, in vielen Märchen bei Grimm und in folgenden weniger bekannten Sagen:

(941.) Im Badischen, nicht weit vom Hubbade, stand die Burg Windeck. Ein Ritter, einen Hirsch verfolgend, kam zu dieser Ruine, in welcher das Thier verschwunden war. Wie er müde und von Schweiß gebadet an einen Becher Weines dachte, bog um die Mauer eine herrliche Jungfrau in blendend weißem Gewande, den Schlüsselbund im Gürtel, den Trunk in der Hand, den sie ihm hold reichte. Als er aber in ihr Auge und ihre goldnen Locken sah, ergriff ihn Liebesverlangen, was er ihr eröffnete. Sie verschwand jedoch in die Trümmer. Er fand von diesem Augenblicke keine Ruhe mehr und schlich herum, weder ge-

funden noch sterben könnend, bis sie ihm, heißt es, ein zweitesmal erschien und ihn auf die Lippen küßte, woran er starb.*)

Auch von Neu-Windeck, bei Lauf im Amte Bühl, kennt die Sage eine Todte, die einem verirrten Ritter gespenstisch sich antraute (A. Schreiber, Sagen aus den Gegenden des Rheines und des Schwarzwaldes, erste Sammlung S. 232. Brauer, Sagen und Gesch. der Stadt Baden S. 75, 172).

(942.) Ein bretagnischer Ritter erblickte seine verstorbene Frau Nachts in einem einsamen Thale unter einer großen Schaar anderer Frauen. Er entführte sie, lebte dann lange Jahre mit ihr und zeugte Kinder, deren Nachkommenschaft noch heute zahlreich ist, und die man filii mortuae, Söhne der Todten, nennt (Mapes).

(943.) Im Spessart lebte Einer, der die Nachbaren durch Falschwägen betrog. Als man ihn todt zum Kirchhofe trug, sagte Einer: Nun jetzt haben wir einmal den Bösen. Da schaute der Gestorbene in seiner weißen „Schnüttelkappe" oder zum Dachfenster heraus und rief herab: Nein, ihr habt ihn nicht. Später verzauberte ihn Einer in einen Sauerwasserkrug und trug ihn in einem Sacke hinaus in die „Dunkel", ein Steingerölle unweit der Straße von Rechtenbach nach Lohr (Herrlein, die Sagen des Spessarts).

(944.) Mitten im Dorfe Möhlin steht ein Haus nach alter Bauart, genannt das „Heidenhaus". Man sagt, es habe einem Wucherer, Fritz Böhni gehört, der in einer Hungersnoth ein Viertel Land für ein Laib Brot forderte, bis er alles besaß bis zum Tannenforst am linken Rheinufer, und sieben Häuser drauf, alle auf gleiche Art gebaut. Im schönsten, zu Ryburg, wohnte er und wurde von einem unbekannten Jäger erwürgt und von Kapuzinern in seiner Gelttruhe am Rhein im Tannenwalde verscharrt. Als man heim kam, schaute er mit einer rothen Mütze zum Fenster heraus, seinen Boden überblickend. Auch in den anderen Häusern erscheint er in jeder erdenklichen Thiergestalt. Fuhrleuten macht er die Rosse scheu und die Wallbacher hören ihn erbärmlich: „Hub, hub! hoho!" schreien. Als Hund, als Kätzchen oder Kalb mit Glühaugen oder schwarzer Mann streicht er im Wald umher (Rochholz).

(945.) Als der Arzt und Wunderthäter Theofrastus, welcher die Thier- und Pflanzensprache verstand, durch die neidischen Aerzte in Innsbruck vergiftet, seinen Tod nahe fühlte, befahl er seinem Diener, sobald er verschieden sei, sein Gläschen mit der Goldtinktur in den Inn zu schütten, die Leiche dann in kleine Stücke zu zerschneiden, diese in eine eherne Truhe zu legen und ein Pulver, welches er ihm reichte, drauf zu streuen, aber erst nach neun Monaten zu öffnen, worauf er reichen Lohn erhalten werde.

Theofrast starb, das Gläschen kam in den Inn, der noch heute davon zuweilen goldhellen Glanz strahlt, und der Wundermann lag zerstückt in der Truhe. Aber die Neugier zwang den Diener, diese schon nach sieben Monaten zu öffnen, und er erblickte mit Schreck — eine menschliche Siebenmonat-Frucht, die sich krümmte und vom Zutritte der kalten Luft starb.

*) Vergl. oben Nr. 617.

So mißlang Theofrast's Verjüngung (Alpenburg).

Wer sich wundern sollte, daß die Alten den 1493 geborenen und 24. Sept. 1541 gestorbenen Theofrastus, diesen Typus der „fahrenden Schüler" (wie diese auch) zum Venediger machten, der bedenke, daß dieses in Unterwalden noch viel später dem 1745 verstorbenen Jesuiten Dr. Joh. Bapt. Dillier von Wolfenschießen (und noch anderen) geschah. Lütolf S. 246 erzählt Beispiele, wie Dillier den Teufel zeigt, den Mülibach einbannt, eine Masse von Ungeziefer befreit, einen Bergspiegel besitzt, der alles Geschehende zeigt u. a.

(946.) Nicht anders verhält sichs mit des Doktor Joh. Faust Bund mit dem Teufel, dessen Reisen durch die Luft, Reichthum, Thaten und Höllenfahrt, mag man nun historisch in ihm den Würtemberger aus Knittlingen suchen oder den Mainzer Miterfinder der Buchdruckerkunst, der 1460 starb.

Weltuntergang und Antichrist.

Der Welt des Nordens, welche nach dem düstern, kalten Niflheim hin gelegen ist, droht ihr Untergang vom brennenden, glühenden Muspellsheim her. Die Edda schildert diese endliche Katastrophe als die Erhebung Surtur's, des Hüters der heißen Region, mit flammendem Schwert, gegen die Götter. Vor ihm werden (oben S. 57) Sonne und Mond durch Wölfe verschlungen, wanken die Berge, fliehen die Riesen, sterben die Menschen, spaltet sich der Himmel und erliegen kämpfend die Asen, von denen Thor durch das Gift der von ihm erlegten Midgardsschlange, Odin durch den Wolf Fenrir, an dem ihn aber Widar rächt, Freyr durch Surtur getödtet werden.*)

Die sächsische Evangelienharmonie „Heliand" sagt: Mudspelles megin obar man ferid, — die Gewalt des Feuers fährt über die Menschen, und: mutspelli cumit an thiustrea naht, al sô thiof ferid darno mid is dâdiun, — das Feuer kommt in der düstern Nacht heimlich und plötzlich wie ein Dieb geschlichen. Das althochdeutsche Gedicht aber, welches den Namen dieses furchtbaren Feuers trägt, Muspilli, in Baiern verfaßt, singt: dâr ni mac denne mâk andremo helfan vora demo muspille, denna daz preita wasal allaz vorprinnit, enti viar enti luft allaz arfurpit, — da kann kein Freund dem andern helfen vor dem Feuer, wenn der breite Glutregen Alles verbrennt, Feuer und Luft Alles wegkehren.

*) Nach einer Erweiterung der Mythe durch die jüngere Edda bringen sich noch Heimdal und Loki gegenseitig um, ebenso Tyr und der (unächte) Hund Garmr.

Ursprünglich bedeutete diese lange voraus gefürchtete, weil nicht mehr verstandene Katastrophe nichts Anderes, als die Vernichtung der Nacht mit Mond und Sternen oder des Winters mit der Wintersonne durch den anbrechenden Tag, die aufgehende Sonne oder die Sommersonne. Daß Loki von den Asen abfällt und mit Surtur gegen sie kämpft, ist die Folge seiner Bedeutung; denn er ist das Feuer, welches zur Sonne gehört. — Nicht er aber, nicht das schädliche Feuer, siegt zuletzt, sondern das wohlthätige Feuer, vertreten durch Surtur, welcher das flammende Schwert trägt wie der Engel an der Pforte des Paradieses (1. Mos. 3,24). Denn nach dem Weltbrande, Surtalogi, sagt die Edda, erhebt sich eine neue, seligere Erde, auf welcher Korn ungesäet wächst und eine neue Sonne scheint, und herrschen verjüngte Götter, die wiederum Aesir (Asen) heißen, zu welchen die verschonten Asen Widar und Wali, Thors Söhne Modi und Magni und die aus Hel zurückkehrenden Baldur und Hödur gehören, und über denen ein ungenannter höchster Gott thront. Auch ein neues, weniger sinnliches Menschengeschlecht entsteht. Daraus geht klar hervor, daß Surtur der neue Tag oder Sommer ist, welcher nicht die ganze Welt zerstört, sondern nur die der Nacht (beziehungsweise des Winters), und jeden Morgen, beziehungsweise Frühling, eine neue schafft, wie denn auch sein Schwert, sagt die Edda, heller als die Sonne glänzt.

Die Leute des Nordens, die Niflungen, vergaßen jedoch mit der Zeit diese natürliche, einfache Bedeutung der Sage und glaubten im Ernste an einen Untergang der Welt, d. h. ihrer Welt, welche für sie die ganze war. Ja sie spiegelten diesen Untergang der Götter und der Welt in demjenigen ihres eigenen Stammes ab und schufen die Heldensage von der „Niflungen Not“ oder dem Untergang der Nordlandssöhne vor den Eindringlingen aus Süden oder Osten, d. h. vor einer neuen Welt, welche auf die ihrige folgen werde. Und sie hatten hierin unwillkürlich Recht. Ohne es zu ahnen, erriethen sie im Voraus die Wahrheit. Ihren Göttern, ihrer Welt, ihrem Himmel drohte der Untergang von Süden her; ein Surtr mit flammendem Schwerte erhob sich dort gegen ihre nebelhafte Weltanschauung; es war die Sonne des Christenthums (d. h. des reinen, nicht des kirchlichen, das nur eine neue Nacht herbeiführte), welche die überlebten Götter der heidnischen Völker „wegkehrte“ und das Bewußtsein eines kosmopoli-

tischen Menschenthums an die Stelle der Beschränktheit besonderer Volksreligionen setzte.

Aber auch die Sieger, welche mit dem Flammenschwerte Surtr's die Götterwelt des Nordens vernichtet hatten, verstanden die auf sie gemünzte Prophezeiung der alten Edda nicht. Fern davon, sich selbst in den Trägern des Alles umschaffenden Weltfeuers zu erblicken, begannen sie nun, dasselbe ihrerseits als ein ihnen in der Zukunft drohendes Verhängniß zu fürchten. Surtr, den doch sie selbst vorgestellt, der an ihrer Spitze Odin, Thor, Freyr und alle Asen gestürzt, wurde ihrem bösen Gewissen, das die reine Lehre des Nazareners unter einem Schwall widersinniger Dogmen begraben, zum Feinde ihrer weltlich gesinnten Kirche; der wohlthätige, eine neue Welt des Sommers schaffende Surtr wurde zu dem verderblichen, die Welt nur zerstörenden Antichrist.

Der Antichrist ist zum ersten Male, nicht genannt, aber angedeutet, im zweihörnigen Thier der Offenbarung des Johannes (nicht zu verwechseln mit dem siebenköpfigen Drachen, welcher der Teufel ist). Der Name dieses Thieres wird (Offenb. 13,18) angegeben, als enthalten in der Zahl 666. In hebräischen Buchstaben-Zahlzeichen geht diese Zahl aus dem Namen Nero Cäsar, dem Namen des Verfolgers der Christen hervor. Nero war also der ursprüngliche Antichrist, und dessen Verlegung in die Zukunft blos eine Folge der Unfähigkeit, jene Zahl aufzulösen. Der Name des Antichrists wird zuerst in den Briefen des Johannes genannt (bei Luther „Widerchrist", I, 2,18. 4,3. II, 7). Im elften Kapitel der Offenbarung des Johannes werden zwei weissagende Zeugen verkündet, welche Macht haben, den Himmel zu verschließen, daß es nicht regne, das Wasser in Blut zu verwandeln und die Erde mit Plagen heimzusuchen; das Thier aber werde sie überwinden und tödten. Die Kirchenväter sahen in diesen beiden Kämpfern gegen den Antichrist, was auch wol der Verfasser so gemeint hatte, die beiden niemals gestorbenen Enoch und Elias (oben S. 508). Diese Anschauung pflanzte sich fort und wurde in den germanischen Ländern, besonders von den Dichtern des Heliand und des Muspilli, wie erwähnt, mit dem Weltbrande der Edda vermengt.

Henoch und Elias traten hier an die Stelle der Asen, namentlich Elias an diejenige Thor's, weil er im Wetter gen Himmel fuhr,

und von ihm im A. T. gesagt ist, er verschließe die Wolken des Himmels (wie er in serbischen Liedern als Gromownik Ilija, Donnerer Elias, angerufen wird). Gleich Thor sollte Elias im Kampfe mit dem Antichrist tödtlich verwundet werden und von seinem triefenden Blute die Berge in Brand gerathen. Endlich aber sollte der Antichrist, wie der Teufel in der Offenbarung, dem Erzengel Michael unterliegen und dann die Welt untergehen und das letzte Gericht kommen (Grimm d. M. 2. Aufl. S. 771. Vridankes Bescheidenheit 49, von dem Endekriste. Grimms Einleit. zu Vridank p. LXXI f.).

Mit dieser Vorstellung wurde dann weiterhin die Erwartung besserer Zeiten verbunden, und da man solche besonders vom Wiedererscheinen beliebter und gefeierter Helden und Könige*) (wie im täglichen Leben vom Wiederanbruche des Morgens oder des Frühlings oder vom Wiedererwachen in einem jenseitigen Leben) erwartete, so wurde von Solchen, wie von Enoch, Elias, Pythagoras, Jesus, Apollonius u. s. w., gedichtet, sie seien nicht wirklich todt, sondern erwarten in einem hohlen Berge (wie die hinter die Berge untergesunkene Sonne ihren Wiederaufgang abwartet) den Ruf zu einer großen Schlacht, in welcher sie ihre Feinde mittels eines furchtbaren Blutbades besiegen und ein neues Reich des Friedens und der Glückseligkeit begründen würden. In den Fantasieen verschiedener Sekten und Schwärmer entwickelte sich dieser Traum, mit Hilfe der Apokalypse und ähnlicher Schriften, zu dem Wahne vom tausendjährigen Reich, zur Theorie des Chiliasmus. Wie sehr dergleichen fantastische Hoffnungen noch in der neuesten Zeit fortleben, zeigt die Thatsache, daß sich den Sagen vom Fortleben Karl's und Otto's des Großen, der beiden Kaiser Friedrich, Karl's V. (der jedoch nur aus Mißverstand Karl dem Großen substituirt wurde), in neuester Zeit diejenige vom Wiedererscheinen Kaiser Josef's II. (in Oesterreich), Andreas Hofer's (in Tirol) und Napoleons I. (sehr allgemein) anschloß.

Oft aber geriethen solche Sagen von künftigen Thaten scheinbar Verstorbener aus der Verknüpfung mit den Vorstellungen vom Anti-

*) Schon der alte Norden dichtete von seinem Odin, der ja Sonnengott ist, er sei einmal aus dem Lande gefahren, nach Godheim; man wähnte ihn todt, aber er kehrte zurück (Ynglinga Saga 10).

christ und vom Weltende heraus, — oft auch nahmen einzelne Züge derselben eigenthümliche Gestalt an und verloren den Mittelpunkt eines auferstehenden Helden. Namentlich geschah dies bezüglich des Auftretens der Krieger, welche mit dem Wiedererscheinenden die erwartete Schlacht schlagen sollten. Daher die Sagen von Geisterkämpfen an den Orten von Menschen gelieferter großer Schlachten. — In Griechenland wollte man, nach Pausanias u. A., vierhundert Jahre lang nach der Schlacht bei Marathon jährlich am Tage derselben auf dem Schlachtfelde Waffengeklirr und Streitlärm hören und glaubte, daß neugierige Zeugen von den Geistern durch Mißhandlung gestraft würden. So hieß es im Mittelalter, daß sich nach der Schlacht bei Chalons die Geister der Gefallenen noch drei Tage lang bekämpft hätten. Die todten Krieger erhielten auch oft ihre besondere Bestimmung, z. B. diejenige, Bedrängten beizustehen. Endlich fanden noch anderweitige Zersplitterungen und Veränderungen der Stammsage statt, welche wir mit den bedeutendsten Gestaltungen der letztern in unseren folgenden und letzten Sagen aufführen, womit dann das Gebäude der Entwickelung deutscher Volkssage seinen Abschluß findet.

(947.) Einen Kiltgänger in Ingenbohl (Schwiz) führte sein Weg jedesmal über den Gottesacker. Er war ein fröhlich und theilnehmend Gemüth, und konnte nie über die Gräber wandeln, ohne der „lieben Seelen", namentlich der „schamrothen" (Hingerichteter) zu denken und für sie ein Vaterunser zu beten. War er vorbei, so jauchzte er aus voller Seele. Das konnte der dortige Pfarrer nicht leiden und er bestellte den Meßner, den „Nachtbuben" einmal tüchtig durchzubläuen. Wie der Meßner aber auf den Jauchzer zuwollte erblickte er zwei riesengroße Männer neben demselben gehend, so daß er nichts wagte. Er nahm das nächstemal vier Bekannte mit sich. Da sahen sie Sechs mit dem jungen Manne kommen, drei voraus, drei nach, alle mit rothen Streifen um den Hals. Er versuchte es ein drittesmal mit acht Kameraden. Nun aber gewahrten sie mit dem Jauchzenden eine große Schaar kommen, alle die abgeschlagenen Häupter in ihren Händen tragend. Als der Pfarrer den jungen Menschen zu Rede stellte, von wem er sich jedesmal begleiten lasse, betheuerte dieser, nie was solches bemerkt zu haben, gestand aber was er bei den Todten zu thun pflege (Lütolf).

(948). Niklaus Zorn von Bulach, der in Osthausen wohnte, war ein braver Rittersmann, wenn auch von viel weltlichem Wesen. Bei Spiel und Tanze fehlte er nie, aber eben so wenig wenn es in die Kirche läutete. Selten ging er bei einer vorbei ohne einzutreten, oder doch ein Gebet zu sprechen, und versäum' so oft er über einen Kirchhof ging, nie, der hier Ruhenden zu gedenken. Eine Nachts, als er von einem Gelage heimkehrte, wollte er eben, das ewige Licht in

der Kapelle erblickend, auf dem Kirchhofe beten, als zwei vermummte Bewaffnete ihn anfielen. Aber noch ehe Niklaus zum Schwerte greifen konnte, regte sich der ganze Kirchhof und stürzten die sich aufrichtenden Gerippe auf die Mörder los, welche entsetzt die Flucht ergriffen. Der Junker wußte nicht wie ihm geschah, als ein Gerippe zu ihm trat und sprach: Fürchte dich nicht, Herr Klaus Zorn von Bulach, die Todten, für welche du so fleißig betest, sind dir dankbar und werden es nie dulden, daß dir auf ihrem Gebiete ein Haar gekrümmt werde (A. Stöber).

(949.) In Bellinzona war einst ein Mitglied des Landgerichtes, von Vielen geehrt, von Manchen gehaßt wegen seiner Unbestechlichkeit. Oft traf es ihn, nach Magadino zu gehen ans Gericht, von wo er dann gewöhnlich Mitternachts wieder zu Hause anlangte. Da verschworen sich drei Bursche, ihn zu ermorden, und paßten ihm auf zwischen Giubiasco und Cadenazzo. Aber sie wagten nicht ihr Vorhaben auszuführen, denn vor ihm und hinter ihm sahen sie drei gewappnete Reiter, und alles flog sausend vorbei. „Den Sechsen wollen wir schon Meister werden", sagten sie sich, und erschienen das nächstemal ihrer Sechse an der einsamen Stelle. Die Glocke schlug elf, der Richter ritt vorbei, aber hinter und vor ihm sechs Reiter. Der Anfall unterblieb abermal, und als die Meuchler zum drittenmale sich zu Zwölfen zusammenrotteten, erdröhnte die Straße unter den Hufschlägen von 25 Rossen. Die Uebelthäter entsetzten sich und folgten dem unheimlichen Zuge bis Bellinzona, wo die 24 am Luganeserthore, wo der Richter wohnte, verschwanden. Jetzt begaben sich die Drei zum Richter, wo sie ihre Schuld gestanden und nachforschten, wer sie möchte verrathen haben. Er erklärte, von Allem nie was gesehen zu haben; nur bete er jedesmal vor dem Schlafengehen ein Pater und Ave für die Seelen schuldlos Hingerichteter (Pater Gall Morel).

(950.) Als 954 die wilden Magyaren Solothurn angriffen und auch innerhalb der Stadt gesiegt hatten und plünderten und brannten, widerstand noch eine Schaar Bürger auf dem St. Stefans-Kirchhofe, wohin die Ihrigen sich geflüchtet. Der Kampf dauerte nach Mitternachts, als plötzlich die Todten des Kirchhofes sich erhoben und ihre Waffen so schwangen, daß die Fremden entsetzt flohen. Hierauf legten sie sich wieder in ihre Gräber (Brosi).

So standen zu Wehrstadt unweit Halberstadt, wo fremde Horden einfielen, die Todten aus den Gräbern auf und halfen den der Uebermacht schon unterliegenden Ihrigen die fremden Unholde abwehren (Grimm D. S. I, S. 424).

(951.) Zweimal jährlich sollen sich Mitternachts die Thore der Burg Gottlieben in Thurgau öffnen, der Boden dann unterm Fußtritte Gewaffneter dröhnen und die Luft Klirren von Waffen und Ketten, auch Jammerlaute füllen. Man sieht nichts, hört aber deutlich, wie der Zug sich nach dem Tegerenmoose bewegt, dort Halt macht und ein starkes Waffentosen und dumpfes Hin- und Herrennen vornehmen läßt, worauf mitten unter den Reisigen zwei dunkle Gestalten, brennende Lampen auf dem Kopfe, sichtbar werden und sich, einander nahe, leicht hin- und herbewegen, bis auf ein sonderbares Zischen die Lichter verschwinden und die Gestalten mit ihnen (Wanderer in der Schweiz, 8. Jahrgang. 10. Heft).

(952.) Alle die im Schlachtfelde fallen, gehören dem Odin, erhalten Wohnung in Walhal und Wingolf und heißen Einheriar. Ihrer ist eine große Menge. Sie haben indeß Nahrung genung am Fleische des Ebers Sährimner, der jeden Tag gekocht und jeden Abend wieder ganz wird. Sitzen die Einheriar nicht bei Tafel, so rüsten sie sich täglich, gehen in den Hof hinaus, kämpfen und tödten einander, worauf zur Essenszeit sie wieder heil in den Palast reiten und mit den Asen trinken (Edda, Gylfaginning 39. 41).

(953.) Hedin, König Harandes Sohn, machte zur Gefangnen Hilde, König Högni's Tochter, in ihres Vaters Abwesenheit. Als Högni das inne ward, fuhr er ihm mit Heermacht nach in die Orkneys und traf ihn auf Haey. Hier kam Hilde zum Vater und bot von Hedin Sühne oder Streit an. Högni wählte letztern und er begann. Man nennt ihn Hjadningavig. Sie schlugen den ganzen Tag und Abends gingen beide Könige zu Schiffe. Hilde aber kam jede Nacht auf die Walstatt und weckte durch Zauber Alle auf die erschlagen waren. Den andern Tag schlug man aufs neue und so Tag für Tag. Die Waffen der Gefallenen wurden zu Steinen, aber, wenn es tagte, wieder zu Waffen. Und so heißt es, die Hjadningar kämpfen bis zum Untergange der Welt (Edda, Skalda 50).

(954.) In Ireland steigt alljährlich der alte O'Donoghue am 1. Mai auf milchweißem Pferde aus einem See, sein Reich zu besuchen. In einer Augustnacht zeigt sich ein Graf von Kildare auf prächtigem Streitrosse und mustert seine todten Krieger (Elfenmärchen 192. 193).

(955.) Am Dreifaltigkeitsberge vor Regensburg ward eine große Schlacht geliefert. Zeitweise stehen die gefallenen Krieger auf aus ihren Gräbern und erneuern den Kampf. —

Am Kürberge, unweit Stamsried, sieht man zeitweise die alten Ritter sich gegenseitig bekämpfen.

(956.) Alle 100 Jahre wiederholt sich ein nächtlicher Kampf, erzählt man in Niklashausen, wobei die Angreifenden über die Tauber setzen; ihr Anführer, ein Herr von Stettenberg, trägt weiße Rüstung und sein Roß läuft eine Elle hoch ob der Erde. Es sind die Templer, die zu Werbach umgebracht worden (Fries von Wertheim in Wolf's Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 413).

(957.) In Thüringen weiß man von einer Schlacht zwischen Kroaten und Schweden, an deren Jahrtag Abends 11 Uhr alle Erschlagenen erwachen und aufs neue schlagen bis ein Uhr, worauf sie wieder in die Erde sinken und ein Jahr lang ruhig liegen (Bechstein).

(958.) Im Jungenberg bei Rixheim, im Elsaß, schlummern zwei Heerhaufen, die zuweilen erwachen und im Hardfelde mit einander kämpfen: ein rother, ohne Häupter, auf hohen Rossen, und ein weißer. Letzterer siegt, verfolgt jenen bis in die Hard, wo sie über die Bäume ausragen und dann wieder in den Berg ziehen und schlafen (Aug. Stöber).

(959.) Bei Immert, im Mosellande, erscheint auf der Heide zuweilen Nachts ein gespenstisches Heer, mit Bogen bewaffnet. Es ist mit seinem König

in die Erde versunken, weil es mit dem Himmel Krieg führen wollte und gegen ihn schoß (Wolf, Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 189).

(960.) Auf dem Ochsen- (oder Lügenfelde) bei Sennheim im Elsaß liegen die Kriegsheere der Söhne Ludwigs des Frommen, aber auch Barbarossa's im Todesbanne in Höhlen. Nachts hört man oft Waffenklirren und sieht Krieger rasselnd über die Heide ziehn und verspätete Wanderer bis nahe Sennheim und Tann (Stöber).

(961.) Alexander der Große habe die Völker Gog und Magog in einem Berge eingeschlossen, aus dem sie am Weltende hervorbrechen werden (Menzel, christl. Symbolik I. 346).

(962.) Bei Ruffach im Oberelsaß ist das große Thal Ochsenfeld. In diesem sei unter Kaiser Karl dem Großen ein Heer, das im Uebermuthe seine Waffen gegen den Himmel abgeschossen habe, sammt den Anführer in die Erde versunken. Alle sieben Jahre sieht man das Heer auf dem Ochsenfelde Nachts sich in Waffen üben. Ein Bäckermädchen aus Ruffach trug einst einen Korb voll weißes Brod über das Ochsenfeld, um es im nächsten Dorfe zu verkaufen. Da redete ein Soldat auf einem Schimmel sie an und hieß sie ihm folgen, wo man ihr das Brod gleich alles abkaufen werde. Das Mädchen folgte ihm in einen unterirdischen Gang und kam zu einem großen Heerlager, wo alle Soldaten lange Bärte hatten und fest schliefen. Hier kaufte man dem Mädchen das Brod ab, bezahlte es reichlich und hieß es jeden Tag auf dieselbe Weise hierher kommen. Das geschah mehrere Jahre, so daß der Bäcker ein reicher Mann wurde. Es hörte auf als das Kind erkrankte, denn einer der Brüder, obwohl es ihm den Weg genau beschrieb, konnte keine Thüre finden, als er an den Platz kam (Meier).

(963.) In Mähren ist der Aufenthaltsort der schlafenden Helden der Berg Radhost, unweit des Molkenkurortes Raznau. Ein Hirt fand in einem Saale viele als Feldherren gekleidete Männer schlafen. Der Oberste saß am Tische und sein Bart ging in mehreren Windungen um den Tisch herum. Auch hier fragten Erwachende, ob es Zeit sei. Sie nannten sich das „Gojmagoj-Regiment“ (Gog und Magog!), welches die Erde vor sehr langer Zeit verschlungen habe. Ist des Oberfeldherren Bart so lang, daß er drei Mal um den Bergesabhang geht, so kommen sie heraus. Drei schwarzgekleidete Männer, welche ein Hirt oft bewirthet hatte, führten diesen einst hinein, wo er schöne grüne Wiesen, ein hütendes Ungeheuer und einen Saal sah, wo sie seine Tasche mit den herabhangenden Fransen füllten, die draußen Gold und Silber waren. Beim Abschiede nannten sie sich ihm „Schwarzkünstler aus Paris in Frankreich“, setzten sich auf ihre Mäntel und wurden darauf fortgetragen. Letzteres ist die Sage der „Venetier“. Dreien Hirten, die später hinein geriethen, löschte ein großer auffliegender Hahn mit seinem Flügelwehen die Lichter (Vernaleken, Mythen und Bräuche.) Ein andrer Sitz ist der Berg Buchlau bei Buchlowitz in Mähren.

(964.) Früher wohnten im Dorfe Schwierenz auf Jasmund (Insel Rügen)

Bauern. Nun ist das Dorf verschwunden und es stehen nur noch einige Kathen dort. Eines Morgens vor Sonnenaufgang wollte ein Bauer von dort Hafer nach Bergen zum Verkaufe fahren, und als er in den Weg kam, der von Stubbenkammer nach Nipmerow führt, stand da ein Mann, der fragte, ob er ihm seinen Hafer nicht verkaufen wolle. Der Bauer geht auf den Handel ein und muß dem Fremden folgen. Der führt ihn, so dünkt es den Bauer, nach den „Bergwall"; sie gelangen über Zugbrücken und durch Thore vor ein großes Gebäude. Da werden die Pferde abgeschirrt, der Hafer abgeladen und der Bauer von seinem Führer in einen Saal geleitet. Da sieht er viele bewaffnete Männer an langen Tischen sitzen, die haben alle das Haupt auf den Arm gestützt und schlafen. Bei seinem Eintritte erwachen sie und fragen, was es neues in der Welt gebe. Er antwortet: nichts neues und da schlafen sie wieder weiter. Dann führt ihn der Mann in ein zweites Gemach, da stehen an Krippen viele Pferde und bei jedem ein gerüsteter Mann, aber den Arm auf das Pferd gelegt und schlafend. Auch hier Erwachen, gleiche Frage und Antwort und fortgesetzter Schlaf. Der Bauer wird wieder aus dem Schlosse geführt, wird bezahlt und fährt ab; es ist draußen noch finster, aber als er an die Helle kommt, geht — die Sonne eben unter (R. Baier, Sagen von der Insel Rügen, Wolf's Zeitschrift f. d. Myth. II. Bd. 1854. S. 146).

(965.) Die nordische Eddasage vom Götterwächter Heimdallr, der an der Götterbrücke wacht und wenn die Feuergeister am Ende der Tage heranrücken, mächtig in sein Gjallar- (Rufhorn) stößt, um die Asen zu warnen und dann im letzten Kampfe umkommt, hat sich im Volke mehrfach erhalten. Er ist Karls des Großen treuer Genosse Ruotland, Roland, der im Heimzuge aus Spanien, die Nachhut führend, im Gebirge von den Basken überfallen, in sein Horn stößt, daß es der vorangezogene Kaiser vernimmt, der ihm aber nicht mehr zu Hilfe kommen kann. Es ist in den verschiedentlichen Variationen auf mehreren unserer Alpen (im Bernischen, im Werdenbergischen, wo die Toggenburger einbrechen, was auf den Appenzellerkrieg zu deuten scheint, und anderswo) ein Hirte, der, die Feinde kommen sehend, ins Alphorn blasend, um seine Landsleute aufzurufen, sich die Brust zersprengt und todt hinfällt, aber seinen Zweck im Tode erreicht. Es ist dasselbe, wenn der Graf Rudolf von Sargans-Werdenberg, Miterbe des letzten von Vaz, wodurch er Ortenstein, Vaz, Schams und Reinwald erhielt, im J. 1352 die Herrschaft Belmont überfallen will und ein Hirte auf einer der Felsenwände des Flimsersteines dies gewahr werdend, in sein Alphorn stößt, bis er sieht, daß die Thalleute das Thor der bedrohten Burg schließen, worauf er verblutend stirbt. Die rothen Blutstreifen in der Felswand gelten als Denkzeichen seines Heldentodes (G. Theobald, das Bündner Oberland).

(966.) Nächst Salzburg steht das kleine Dorf Walls und drum herum die Wallserheide. Mitten in dieser steht ein Baum, es ist ein Holzbirnbaum, der noch nie geblüht hat. So oft man ihn umhieb, wuchs er nach und zu der staatlichen Größe. Sobald er blühe und Früchte bringe, heißt es, werde der gewaltige Krieg ausbrechen, in welcher Kaiser Karl aus dem Untersberge ziehen werde (Vernaleken).

(967. Von der Ulfi=wiese bei Innsbruck sagt das Volk: wenn die Kirschbäume zu beiden Seiten der Straße so stark herangewachsen sind, daß man Rosse daran festbinden kann, dann wird daselbst auf der langen Wiese, mit den Schweizern, heißt es gewöhnlich, eine große Schlacht geliefert werden. Diese sollen einst die Kirche bei der Volderer Brücke unterhalb Hall und die schöne Pfarrkirche in Meran in Pferdeställe verwandeln.

(968.) Im tiefern Unterinnthale wird zuweilen von den Schweizern „mit gefrorenen Schuhen" gesprochen, die einst in Tirol einbrechen werden. In Leukenthal sagt man, das werde geschehen, sobald die Glocken in St. Johann in beiden Thürmen die Stunden schlagen werden. Auch in Waidring lebt die Sage vom Einbruche der Schweizer.

(969.) Bei Hall hört man, es werden aus jener Schlacht so wenige Schweizer lebend kommen, daß sie sich bei der Volderer Brücke unter einer Linde oder nach Anderen unter einem Hollunderstrauche versammeln werden. Der kleine Rest flüchtet sich auf das Walserfeld bei Salzburg, wo es jedoch nicht lange dauert. Dann höre man auf der Innbrücke den Schweizerstier brüllen (Zingerle. Vernaleken).

(970.) In Kastelrut heißt es, wenn das Kirschbäumlein auf der Seiser Alm blüht und in Kastelrut eine noch nicht ausgebaute Kirche einstürzt, werden die Türken kommen und dann werde so lange geschlagen, daß sich zehn Jungfern um einen Mann raufen (Zingerle).

(971.) Wo der Weg von Huchenfeld nach Pforzheim geht, hört man oft Nachts ein Getöse in der verfallenen Burg Kräheneck bei Weisenstein, wie von einer Schlacht. Den Burgherrn hat man dort manchmal auf seinem Schimmel reiten und sein Pferd auf den Wiesen an der Nagold grasen gesehen (Meier).

(972.) Stirbt der Dornbusch, der auf dem aargauischen Birrfelde steht, so wird dort eine Schlacht geschehn, deren Blut die Mühle zu Müllingen drei Tage lang treiben und den Rossen bis über die Fässel gehen wird. Ein 16jähriger Jüngling wird der Held sein (Rochholz).

(973.) Auf dem Emmenfelde wird eine solche Schlacht geschlagen werden, daß die Pferde bis ans Gefieser im Blute stehen. Die alten Männer und elfjährigen Knaben, lauter Landvolk aus den Schneebergen, werden den Feind gänzlich außer Land und bis auf das Ochsenfeld jagen, wo das letzte Treffen sein und die Schweizer siegen werden. Ein Sechszehnjähriger, der auf dem Emmenfeld unter einer Linde geboren worden, wird die Siegesfahne in Mitte des Schlachtfeldes aufstecken. Die Sieger werden einander fragen, ob sie in einem oder zwei Wirthshäusern einkehren wollen, sie werden aber in einem einzigen Platz genug finden (Kas. Pfyffer Luz. Gesch. II. 213).

(974.) In der Weissagung des sogenannten Thomas Vandeler (in der Fontanen im Entlebuch) steht das Ausführliche von der Schlacht auf dem Emmermoos oder Emmerfelde, vom Getriebenwerden des Feindes durch „die 16jährigen Knaben und alten Männer" bis auf das Ochsenfeld, wo die letzte Schlacht sein wird und dann glückliche, friedliche Zeit (Lütolf).

(975.) Unweit der alten Burg Leuchtenberg, wo der langgedehnte Grat sich gegen die Nab abdacht, hart an der Straße, linker Hand, wenn man von Vohenstrauß nach Warnberg wandert, steht ein einsamer hohler Baum, eine Steinlinde, bei einem kleinen Teiche, Tag und Nacht, Sommers und Winters von kaltem Wind umweht. Er heißt „der kalte Baum“. Gepflanzt hat ihn Sibylla Weis, welche von ihm aussagte: wenn einst sein Ast stark genug sein wird, einen geharnischten Reiter sammt dem Rosse zu tragen, werden die Feinde aus Ost und West in zahllosen Heersäulen hier sich eine Schlacht liefern und bis Mitternacht würgen, bis das Blut die Mühle im Thale bei Lind treiben wird. Davon heißt er auch der Schlachtenbaum. Die Rosse der Türken werden den Boden decken so weit das Auge reicht und eine Pest verbreiten, daß alles Volk und Vieh fällt. Zuletzt wird ein Hirt aus weiter Ferne heranziehen, in dem Baume wohnen und mit seiner Nachkommenschaft in seligem Frieden und Wohlstande das öde Land wieder bevölkern (Schönwerth).

(976.) Im Pfrentsch- oder Frentschweiher ist ein großer Fisch, uralt und ganz mit Moose überwachsen, um den Hals ein golden Band mit geheimnißvollen Zeichen, im Munde ein Goldring und ein Goldschlüssel. Beide gehören der „Frau Edd“, die auf dem nahen böhmischen Frauen- oder Pfraunberge wohnt, wo mitten im Felsen ein großer Edelstein zu Tage geht. Oeffnet sie mit dem Schlüssel das Thor, so kommt der Kaiser heraus zur „Schlacht am kalten Baume.“ Den Fisch hat man oft gefangen, er aber jedesmal das Netz zerrissen (Schönwerth).

(977.) Sieben christliche Jünglinge von Ephesus versteckten sich in der Verfolgung unter Decius in eine Höhle und wurden am 27. Juli darin eingemauert. Sie schliefen dort 180 oder 196 Jahre und kamen, als man im 5. Jahrhundert dort Steine brach und die Sonne hineinschien, hervor, staunend, als sie das Land voll Kreuze und Kirchen fanden und angestaunt ob ihrer alten Tracht. Als sie den Hergang inne wurden, schliefen sie wieder ein. Greg. Turon. De gloria martyrum I. 95. Im Jahre 1065 sollen sie sich im Schlafe umgewendet haben, was die bevorstehende Eroberung Englands durch die Normannen und Anderes angedeutet habe (Menzel, christl. Symb. II. 324).

(978.) In Niedersachsen erzählt man, der wilde Ritter Tils habe so leidenschaftlich am Waidwerke gehangen, daß er sich am Christsonntage vermaß, heute müsse er ein Wild erlegen, und sollte seine Burg drüber untergehn. Abends krähte der Hahn, die Burg werde wirklich versinken, und sie versank mit Allem was darin war. In der Tiefe des Sees sitzt der Ritter vor einem Steintische, alt und grau, der weiße Bart durch den Tisch gewachsen (Grimm).

(979.) Auf der Alp Niederbauen bei Emmetten in Unterwalden sind die Höllenlöcher, zwei tief in den Berg hinabreichende und sich verlierende Schlünde. Ein Uebelthäter, zum Tode verurtheilt, sei einst unter Verheißung, ihm das Leben zu schenken, hineingeschickt worden. Er kam auf ein weites Feld, darauf ein Haus stand und betrat dieses. An einem Tische saßen drei schlafende Männer, deren einer das Haupt erhob und den Eintretenden fragte, welche Zeit es jetzt

sei. Dann zeigte er ihm eine große Anzahl am Boden liegender Soldaten in Unterwaldner Tracht und Farbe und sagte, sie warten hier bis zu einer bestimmten Frist, wo sie erwachen, beim rothen Thurm (Schwiz) sichtbar werden, den Feind angreifen und ihn drängen werden bis aufs Emmenfeld bei Luzern, von da bis gegen den Hauenstein und auf den St. Jakobsplatz (Lütolf).

(980.) Nach anderer Sage schlummern die drei Tellen im sogenannten Domini-Loche am Pilatus, oder im Unterwaldner Giswilerstocke oder unsern von Flüelen in Uri. An beiden letzteren Orten fanden sie Ziegenhirten. Die Frage nach der Zeit ist dieselbe, und darauf die Aeußerung: „Es ist noch viel zu früh", worauf der Fragende wieder einschläft (Ders.).

(981.) Ja, wenn vom Rothhorn und der Engisfluh her ins Luzernergäu zu gewissen Zeiten ein dumpfes, Kanonenschüssen ähnliches Donnern (um Dietwil heißts „Rothhornschießen", um Escholzmatt „Gurniglen") hinauskommt, sagen die Dietwiler; Prinz Karli (der aus den Neunzigerjahren noch immer bekannte Gegner Napoleons, Erzherzog Karl) exercire im Berge mit seiner Armee und werde, sobald der Antichrist erscheine, herauskommen und ihn schlagen (Ders.).

(982.) Wenn man auf dem Fahrenberge steht, erblickt man einen Theil des Fichtelgebirges mit seinen Zwerglöchern, Hankerlgruben, seinem Razenstein und Dußberg, seiner Sibylle, die auf dem Schneeberg in einer Höhle wohnte, seinem Fichtelsee, dessen Wasser nach Donau, Rhein und Elbe abfließt. Da haust im Berg ein König; er sitzt auf einem Stuhle vor dem steinernen Tische, um den sein Bart schon zweimal gewachsen ist; seine Füße ruhen auf einem Hunde, während ein zweiter vor der Thüre Wache hält Dem Könige dient ein Knappe, sie trinken aus einem Fäßchen, jeder mit eigenem Humpen, und es wird nie leer. Auf dem Fäßchen sitzt ein Vogel, der fliegt um den Berg so oft seines Herrn Bart um den Tisch gewachsen ist und bringt diesem Nachricht, wie es draußen in der Welt steht. Mit ihm lebt im Berge ein großes Heer, das er oft in Waffen übt. Damit man den Lärm draußen nicht höre, entsteht jedesmal ein arges Donnerwetter. Geht der Bart dreimal (in anderen Sagen neunmal) um den Tisch, dann ist der Wein alle und bricht der König (in andrer Sage der deutsche Kaiser, der aus der Oberpfalz aufsteht, nach einer andern Kaiser Karl, nach einer andern Prinz Karl, ja König Salomo) mit seinen Schaaren aus dem Berge zum letzten Streite (Schönwerth).

(983.) Nordöstlich vom Markte Launiowiz (etwa 4 Meilen von Tabor) liegt der Berg Blanik. In ihm schlafen Helden, bis sie einst, wenn Böhmen große Gefahr droht, herauskommen. Nach Einigen sind es die von den Taboriten Erschlagenen. Ihr Anführer heißt Meinhart. Am Johannistage öffnet sich der Berg, die Reiter reiten heraus, tränken ihre Rosse und üben sich in Waffen. Ein Hirt kam einst hinein und sah geharnischte Männer im Kreise auf steinernen Bänken schlafen. Sie erhoben sich und fragten, ob es Zeit sei zum Aufbruche. Meinhart antwortete: „Noch ist es nicht Zeit, daß wir Böhmens Feinde vertilgen." Da versanken sie alle wieder in Schlaf und der Hirt fand beim Heraustreten, daß er ein ganzes Jahr lang fortgewesen sei. Oft hört man Lärm und Waffenklirren

im Blanik. Aus dem Berge fließt eine Quelle, deren Farbe und Geruch der Mistjauche gleichen soll; das rühre von den der Reihe noch an der Felsenwand gesattelt stehenden Pferden. Nach Einigen schlafen die Ritter schon zu Pferde, ihr Kopf auf des Pferdes Halse ruhend. In Mitte der Halle, erhöht, schläft Meinhart. Auch ein Nagelschmied kam einst hinein und tauschte einen Sack voll Nägel gegen Auskehricht, welcher sich draußen als reines Gold wies. Ein Knecht, der ihnen den Platz reinigte, wo die Pferde stehen, erhielt den Mist, der ebenfalls Gold war. Ein Schmied, der eingeladen wurde, ihnen die Pferde zu beschlagen, stieß, gegen die Warnung an den am Rosse sitzenden Ritter, der sogleich erwachte, und fragte, ob es Zeit sei. Der wachende Ritter verneinte das und drohte dem Schmiede. Als Lohn bekam er die alten Hufeisen; sie waren Gold. Auch er war ein Jahr abwesend gewesen.

Schrecklicher Krieg wird ausbrechen und die Bewohner von den Feinden so zusammenschmelzen, daß alle Böhmen auf einem Fuhrmannswagen Raum finden. Dann, wenn der trockenliegende Teich beim Blanik mit Blut gefüllt sein wird und die dürren Bäume am Blanizflüßchen Blüten treiben, wird sich der Blanik öffnen und die heilige Schaar mit dem Herzoge Wenzel, der auf einem Schimmel reitend, die Reichsfahne trägt, hervorkommen, die Feinde aus dem Lande treiben und zum ewigen Frieden heimkehren, wo die noch lebenden Böhmen ein neues Volk gründen, das herrliche Zeiten erleben soll.

Im mittlern Theile Böhmens schlafen die Ritter im Berge Rip (Georgsberge) im Prager Kreise (Vernaleken, Mythen und Bräuche).

(984.) Artus, der entschwundene König, dessen Wiederkehr die Briten glauben, soll (wie er an der Spitze des nächtlichen Heeres zieht) in einem Berge mit seinen Genossen hausen. Felicia, Sibyllen Tochter und Juno die Göttin leben in seiner Gesellschaft; dem ganzen Heer gebricht es nicht an Speise und Trank, Rossen und Kleidern (Grimm, d. M. 2. Aufl. S. 912).

(985.) In einem Gewölbe bei Kronburg in Dänemark sitzen um einen Steintisch gepanzerte Männer, niedergebogen, die Häupter auf den gekreuzten Armen ruhend. Als Holger Danske, der am Ende des Tisches saß, sein Haupt erhob, brach der Tisch zusammen, in den sein Bart gewachsen war und er sagte: wir kehren zurück, wenn nicht mehr Männer in Dänemark sein werden, als ihrer Raum auf einer Tonne haben (Grimm, a. a. O. S. 913).

(986.) Oft führt der Verwünschte gar keinen Namen. In der Höhle des Wollbergs fand der Schäfer vom Osterberg ein Männlein vor steinerem Tische sitzen, durch den sein Bart gewachsen war. Den Schäfer von Wernigerode geleitete ein greiser Mann zu den Schätzen der Berghöhle (Grimm, a. a. O.).

(987.) Im Burgkeller von Salurn und im schlesischen Zobtenberg fand man drei Männer am Tische sitzen, die als verwünschte Uebelthäter dargestellt werden (Ebend.).

(988.) Im alten Bergschlosse Geroldseck sollen Siegfried und andere Helden wohnen und dem deutschen Volke, wenn es in höchster Noth sein wird, daraus erscheinen (Ebend. S. 906 und Sagen 21).

(989.) Auf dem Kifhäuser in Thüringen schläft Friedrich Rothbart;*) er sitzt am runden Steintisch, den Kopf in der Hand haltend, nickend, mit den Augen zwinkernd; sein Bart wächst um den Tisch und hat schon zweimal dessen Windung umschlossen; wenn er das dritte Mal herumgewachsen sein wird, erfolgt des Königs Aufwachen. Bei seinem Hervorkommen wird er seinen Schild hängen an einen dürren Baum, davon wird der Baum grünen**) und eine bessere Zeit werden. Doch Einige haben ihn auch wachend gesehen; einen Schäfer, der ein ihm wohlgefälliges Lied gepfiffen, fragte Friedrich: „Fliegen die Raben noch um den Berg?" und als der Schäfer bejahte, „so muß ich hundert Jahre länger schlafen."***) Der Schäfer wurde in des Königs Rüstkammer geführt und bekam den Fuß eines Handfasses geschenkt, den der Goldschmied für ächtes Gold erkannte (Ebend. S. 906—908 und Sagen 23. 296). Eine Sage bei Nork (Myth. der Volksfagen S. 216) versetzt den Kaiser Otto an die Stelle Friedrichs in den Kifhäuser und läßt ihn Nachts hervorkommen und mit seinen Rittern Kegel schieben.

(990.) Nach Anderen sitzt Friedrich in einer Felsenhöhle bei Kaiserslautern oder zu Trifels bei Anweiler oder im Untersberg bei Salzburg (wo aber Einige Karl den Großen oder Karl V. hausen lassen) und das Wachsen des Bartes um den Tisch wird ebenso erzählt. Hat der Bart zum dritten Male die letzte Tischecke erreicht, so tritt das Weltende ein; auf dem Walserfeld erfolgt eine blutige Schlacht, der Antichrist erscheint, die Engelposaunen ertönen und der jüngste Tag ist angebrochen. Das Walserfeld hat einen dürren Baum, der schon dreimal umgehauen wurde, seine Wurzel schlug immer aus, daß ein neuer vollkommener Baum daraus erwuchs. Wann er wieder beginnt zu grünen, dann naht die schreckliche Schlacht, und wann er Früchte trägt, wird sie anheben. Friedrich hängt dann seinen Schild an den Baum, Alles wird hinzulaufen und ein solches Blutbad sein, daß den Kriegern das Blut in die Schuhe rinnt; da werden die bösen von den guten Menschen erschlagen (Grimm a. a. O. S. 908 und Sagen 24. 28).

(991.) Das ältere Bruchstück eines Gedichtes aus dem 14. Jahrhundert sagt vom Kaiser Friedrich:

> an dem gejaid er verschwant,
> das man den edeln keiser her
> sind gesach nyemer mer;
> also ward der hochgeporn
> keiser Friderich do verlorn.
> wo er darnach ye hin kam,

*) Wohl nicht mit Unrecht leitet Grimm (a. a. S. 910, 912) den rothen Bart des Kaisers von Thor ab, von dem natürlich Dasselbe gesagt werden konnte, was von Odin.

**) Natürlich, vom Strahl der wiedererwachenden Sonne; —

***) Das heißt, wenn die Zeit noch nicht da ist für den Wiederaufgang, wenn die Vögel der Nacht, die Raben, noch fliegen, so muß die Sonne noch länger harren.

oder ob er den end da nam,
das kund nyemand gesagen mir,
oder ob yne die wilden tir
vressen haben oder zerissen,
es en kan die warheit nyemand wissen,
oder ob er noch lebentig sy,
der gewißen sin wir fry
und der rechten warheit;
jedoch ist uns geseit
von pawren solh mer,
das er als ein waler sich
oft by yne hab lassen sehen
und hab yne offenlich verjehen,
er süll noch gewaltig werden
aller römischen erden,
er süll noch die paffen storen,
und er woll noch nicht uf horen,
noch mit nichten lassen abe,
nur er pring das heilge grabe
und darzu das heilig lant
wieder in der Christen hant,
und wol sine schildes last
hahen an den dorren ast etc.

(Cod. pal. 844 bei Grimm d. Myth. 2. Aufl. S. 908 ff).

(992.) Unweit dem Gudensberg in Niederhessen liegt der Odenberg. Dort wohnt nach dem Volksglauben in Hessen Kaiser Karl V. mit seinen berühmten (in Hessen so gefürchteten) Soldaten, und wie die Schwäbin ihrem Kinde mit der „eisernen Berchta", so droht die Hessin mit „dem Quinte" oder „Karle Quintes". Früher (Pertz I. 150, 348) hieß es, Karl der Große sei, siegreich nach Einigen, nach Zerstörung der Irminsul, fliehend nach Anderen aus Westfalen, „vom Morgen her", gezogen. Seine Krieger schmachteten vor Durst, der Kaiser saß auf schneeweißem Schimmel und dieser schlug mit seinem Huf einen Stein vom Felsen, aus dem sogleich der „Glisborn" sprudelte, so daß das ganze Heer sich satt trinken konnte. Das Volk hält die Quelle noch heute hoch und aus den umliegenden Dörfern waschen die Weiber ihr Leinen hier. Der Stein mit dem Huftritt ist noch heute in die Gudensberger Kirchhofmauer eingesetzt zu sehen. Nachher schlug Karl am Fuße des Odenberges eine große Schlacht, deren Blutfurchen noch sichtbar sind. Abends that sich der Berg auf und nahm ihn und sein Heer in seine Wände. Hier ruht er noch und hat verheißen, alle 7, oder alle 100 Jahre hervorzukommen. Ist die Zeit da, so vernimmt man Waffen durch die Lüfte rasseln, Pferdegewieher und Hufschlag; der Zug geht an den Glisborn, wo man die Rosse tränkt, vollbringt dann seine Runde und kehrt in den Berg zurück. Wer zufällig in den Berg gelangt, wird beschenkt (Grimm). Wenn

Saxo diesen Zug vom Balder hat, so wird kein Zweifel sein, daß hier ein Berg mit altem Odinskult vorliegt.

(993.) Im Unters- oder Wundersberge, eine kleine deutsche Meile von Salzburg, an dem „grundlosen" Moose, wo vor Uraltem die große Hauptstadt Helfenburg gestanden haben soll, an der Grenze zwischen Salzburg, Berchtesgaden und Bayern, hausten früher sowohl Zwerge, wilde Frauen als Riesen. Dadrinnen schlummert Kaiser Karl mit seinem Heere, mit seinem langen Barte, der ihm das goldene Bruststück an seiner Kleidung ganz bedeckt. Sein Heer übt sich zuweilen vor ihm in Waffen und spielt kriegerische Musik. Auf dem nicht fernen Walserfelde steht ein ausgedorreter Birnbaum, der bereits dreimal umgehauen worden und wiederum gewachsen ist. Grünt er wieder, so naht das Ende der Tage, und wenn er Früchte trägt, nimmt die letzte Schlacht ihren Anfang. Dann hängt der Kurfürst von Baiern seinen Wappenschild daran (Volksbüchlein vom Untersberge).

Nach Anderen ist der Kaiser Friedrich der Rothbart oder der Zweite. Wie sein Schild hängt, wird Alles hinlaufen und ein Blutbad sich erheben, daß den Kriegern das Blut in die Schuhe rinnt (Grimm).

(994.) Oder es ist eine Esche in Holstein (sagt die holsteinische Sage) die jede Neujahrsnacht ein weißer Reiter auf weißem Rosse abschneidet, was ein schwarzer auf schwarzem Rosse jedesmal hindern will; er wird aber immer verdrängt. Einst jedoch wird der Schwarze Meister, die Esche wächst auf, und ist sie so groß, daß ein Pferd drunter angebunden werden kann, so wird der König mit großen Schaaren kommen und eine entsetzlich lange Schlacht anheben, wodurch er mächtiger werden wird als je (Grimm).

(995.) Im Untersberge unweit Salzburg ist Kaiser Karl V. (lediglich Wiederholung Karls des Gr.) mit einem Heere verschwunden, lebend und schläft so lange, bis sein Haar dreimal um den steinernen Tisch gewachsen ist. Nach dem dritten Mal erwacht er, sobald 24 Raben dreimal um den Berg herumfliegen. Der dann zum Vorschein kommende Zwergestein verwandelt alle Zwerge des Berges in Menschen und es bricht der allgemeine Weltkrieg los und der jüngste Tag an. Alle Geburtstage des Kaisers findet ein feierlicher Umzug der Zwerge statt (Vernaleken).

(996.) Unweit Salzburg ist der Paß „am hangenden Stein". Der Angestellte dabei wurde zur Zeit des Franzosenkrieges tief Nachts aus dem Schlafe geweckt und sah ein Zwergmännchen am Fenster stehen, welches ihn bat, die Gitter zu öffnen. Hinter ihm erblickte er eine unübersehbare Menge ähnlicher Gestalten. Als er geöffnet, begann der Durchmarsch; voran Junge wol in einer Fronte von zehn, dann Männer, alle nach alter Art gekleidet und bewaffnet; dann Greise, der Kleidung nach Richter oder Räthe, worauf der Zug wie er begonnen sich schloß. Das bedeute Krieg, hieß es als man es erfuhr, wie immer, wenn die „Untersbergsmandeln" sich in Waffen zeigen (Vernaleken).

(997.) In der Königskeul auf der Bergkron (weil nach der Sage dort ein König sei gekrönt worden), nahe bei Trittenheim, ist ein deutscher König mit

seinem Heere versunken. Dort sitzt er an einem Tische aus rothem Sandsteine und schläft. Ist sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen, dann steht er mit dem Heere wieder auf, kommt bei Neumagen am Zweibäckerhofe wieder heraus und schlägt die Türken. Ist das geschehen, so kommt der Antichrist und die Welt geht unter (Moselsagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 189).

(998.) Auf dem Breitfelde bei Goßau (Kanton St. Gallen), einer großen ebenen und daher öfters zu militärischen Uebungen benutzten Fläche, sollen nach einer in früheren Zeiten schon dort abgehaltenen Schlacht*) mehrere eiserne Stangen und ein grünes Bäumchen in die Erde vergraben worden sein. Letzteres habe zwar bald wieder ausgeschlagen und immer neue Schößlinge getrieben, trotzdem diese stets wieder abgehauen wurden. Wenn ein solcher aber einmal die Größe erreichen werde, daß ein Offizier unter ihm aufrecht stehen könne, und auch jene eisernen Stangen durch die Pflugschaar ans Tageslicht kommen werden, was zu gleicher Zeit geschehen soll, so werde auf jener Fläche abermals, diesmal jedoch eine so blutige Schlacht geschlagen, daß der Müller in der nahen Kräzeren-Mühle seinen Weizen werde mit Blut mahlen können. Während derselben wird ein beim erstern obengenannten Gefecht entstandener Riß in der Mauer der nahen Kapelle im Bild von selbst sich wieder schließen, und das über der Sitteren halb in der Luft hängende Häuschen zum Drachenloche bei St. Josephen in die Fluthen derselben stürzen. Dies Alles wird ein Zeichen der beginnenden letzten Zeiten, sowie des Kommens des Antichrists sein, bei dessen Geburt alle Blumen Blut schwitzen werden. Seine Mutter wird eine Hure in Babylon und er wieder nach sieben Jahren das erste männliche Kind sein, das geboren wird (J. A. Ruggle).

(999.) Der Antichrist wird nach Einigen von einem alten Weibe geboren, nach Anderen entsteht aus einem Ei, das ein 7jähriger Hahn in einen Moorgrund legt, ein Lindwurm oder Drache. Dieser hält sich erst in Klüften und Kellern auf, kommt dann wüthend unter einer Haselstaude hervor, verwüstet Dörfer und Städte und vergiftet Thiere und Menschen. Endlich betet ihn ein Mädchen an, um Schonung zu erlangen. Da verwandelt er sich in einen bildschönen Jüngling, dem kein Mädchen widerstehen kann und den alle Männer fürchten, weshalb sie sich zu ihm gesellen. Mit großem, sich immerfort mehrendem Anhange zieht er von Land zu Lande und fordert endlich, sie sollen Gott abschwören. Wer es thut, wird sein Genosse, wer es weigert, wird gemartert, bis Elias mit unabsehbaren Engelschaaren kommt und den Ueberwundenen ins Meer wirft (Vernaleken).

(1000.) Der Antichrist wird von einer Schlange erzeugt. In jener Nacht fällt Feuer vom Himmel und unter Donner und Blitz wird er geboren. Von Gestalt ist er klein, mit rothen Haaren und schwarzen Augen, ein Mal auf der Stirne. Er gewinnt die Leute mit Gold und Ehrenstellen, da

*) Es kann darunter keine andere als die im Jahre 1209 zwischen dem Abt Ulrich VI. von St. Gallen und dem Bischof von Konstanz gelieferte Schlacht verstanden werden, welche zum Nachtheil des Erstern endete.

ihm alle Schätze der Erde offen stehen. Mit 30 Jahren fängt er an zu herrschen. Seinen Anhängern setzt er sein Mal auf die Stirne. Dann holt er den Elias aus dem Paradiese, wo er schläft unter einem Baum oder in einer Höhle bis zum Ende der Tage. Auch er hat rothe Haare. Er kommt auf einer dunkeln Wolke, unter Donner und Blitz, nackt, um die Hüften ein blutrothes Tuch, denn überall walten Galgen und Rad und des Teufels Mutter kommt auf einem zottigen schwarzen Geisbocke und holt die Verdammten ab. Mit Elias kommt Henoch. Elias sammelt die Katholischen unter einem Birnbaume. Es sind noch 7 oder 9. Der Antichrist läßt Elias und Henoch erschlagen und ihre Leichen 3 Tage und Nächte grablos liegen, bis eine Stimme vom Himmel sie weckt und sie hinauf fahren. Er selbst steigt nun vor den Augen der Seinen gen Himmel, wo ihn jedoch aus einer Wolke der Erzengel Michael mit dem Blitze herunterwirft, so daß er in tausend Stücke fällt. Wo ein solches Stück die Erde berührt, brennt die Erde und geht unter (Schönwerth).

Vergl. Grimms Sagen 143 (die Männer im Zobtenberg) und 169 (der Rodensteiner) und Rork a. a. O. S. 213—225.

Anhang.

Die Heidenfeuer (Funken) unserer Voreltern.

Vom

Sammler der Sagen.

Die Feuer, die man noch hie und da in verschiedenen Gegenden zu gewissen Zeiten auf Anhöhen anzündet, brannten früher zur Ehre der Gottheit der Sonne.

Im alten Norden begann am 21. Februar der Hlyde- oder Redamonat, der Lenzanfang und war am 22. die Stuhlfeier Petri, der mit seinem Schlüssel, einer der s. g. „Wetterherren“, den Himmel (den Frühling) eröffnet und wenn es donnert, „Unsere liebe Frau im Wagen spazieren führt“. Dann am 24. St. Matthias, der nach der Sage seinen Vater erschlug, d. h. den Winter zerstört („St. Mathis bricht ds Is“). Der Sonntag um diese Zeit ist die „alte Fastnacht“, der „Funkensonntag“, la dimanche brandonner, dominica brandonum, auch durch Kämpfe, Buhurte gefeiert, la dimanche behordi, dies bohordicus. In Frankreich und Deutschland zündete man dem nahenden Frühlinge Freudenfeuer an, noch heute in der Ostschweiz und in rätischen Gegenden (bei uns am Wangserberge) die „Fastnachtsfeuer“ Nachts auf weitschauenden Höhen, wo glühende Scheiben, oft unter Spottversen, in's Thal geschleudert werden. In Wil und Umgegend

flammen am s. g. Funken- oder „Küechli (ersten Fasten-) Sonntag“ noch heute auf allen Anhöhen zahlreiche Feuer und seit mehr als zweihundert Jahren war in den Rathsbüchern dort eine ständige Ausgabe von einigen Schillingen an die Schuljugend, um „am Gregorinstage (12. März) in der Thurau den üblichen Funken anzuzünden“ (Sailer, Chronik von Wil, I. Abth. 1864. S. 16). Auch im Aargaue an der s. g. „Burefassnacht“. Im Luzernischen geschah am Fastnachtsonntag dasselbe auf einem Hügel mit möglichst weiter Fernsicht, während die Jugend, Viele vermummt, mit Schallwerkzeugen, Schellen und Geißeln herumsprang, dann feurige Scheiter ergriff und damit Räder schwang. In Mitte des Feuers, auf einem Pfahl oder einer Tanne war eine stroherne Hexe (der Winter), die dabei verbrannte. Im Hinterlande wickelte man Stroh und Gedörn um alte Räder, zündete es an und ließ das Rad bergab rollen. Sowie die Flamme es erlaubte, sprang man über das Feuer. Ein Alter erzählte, das sei nicht immer blos Scherz gewesen; es kamen auch die Alten dazu und die Nachbaren söhnten sich dabei aus. In Unterwalden trieb man beim ersten Viehauslassen noch vor Kurzem dasselbe durch Feuer.

Im Kanton Freiburg heißen diese Feuer Brandons oder Zafeurus und trafen eine Tanne, mit Stroh umwunden und angezündet durch eine Ledige oder den Jüngstvermählten. Dann folgte der Rundtanz um das Feuer, wobei die Bursche Fackeln und brennende Scheiter in der Luft schwangen. Das Ende war ein Trunk. In Franken zog man einen Pflug, darauf ein Feuer, bis es zusammenbrannte, oder trug ein Rad mit Stroh auf einen Berg, wo es am Abend angezündet und in's Thal gerollt wurde. Schmeller erwähnt auch das „Scheibentreiben“. Die Reformation suchte die Heidensitte auszurotten. Im März 1536 erklärte der Prediger in Guggisberg Alle für Ketzer, die an solchem theilnehmen. Im Kanton Freiburg wurde der Brauch zu Anfang des laufenden Jahrhunderts unterdrückt.

Nachdem am 21. März, im Widderzeichen, der junge Sonnengott Freyr den Riesen Beli mit einem Hirschgeweih (das der Hirsch um diese Zeit ablegt) erschlagen, begann am 23. (wo auch Attis, der Kybele Liebling, starb) der Ostarmond und braunte man in Niedersachsen, Westfalen, Niederhessen solche Feuer an. Kirchlich blieben sie als Osterfeuer, die in allen Städten, Flecken und Dörfern am Abend des ersten, zuweilen des dritten Ostertages auf Bergen und Hügeln aus Stroh, Rasen und Holz unter Zulauf und Frohlocken des Volkes alljährlich angezündet wurden, an der Weser durch ein auf einer strohumwundenen Tanne befestigtes Theerfaß. Wer mochte, tanzte singend um die Flamme, schwenkte die Hüte, warf Tücher hinein. Später zog man mit weißen Stäben auf die Höhe, stimmte Osterlieder an und schlug beim Halleluja die Stäbe zusammen. Das galt früher der Göttin Ostara. Noch brennt man bei katholischen Kirchen das „Osterfeuer“ an, dessen Kohlen und Brände Gläubige aufbewahren, und in der Kirche brennt die armsdicke Osterkerze. In der Gegend von Freising, Erding und Abensberg verbrannte man am Ostersonntag Abends zwischen 9 und 10 Uhr, nach der Feier der Auferstehung, auf einer Anhöhe den aus Stroh verfertigten „Ostermann“, wobei die jungen Bursche, nachdem sie um ihn herum einen Kreis von 2—300′ mit Stäben gebildet und sich um denselben aufgestellt, einer im Kreise,

nahe dem Ostermanne, eine geweihte, in der Kirche angezündete Wachskerze in der Hand, auf ein Zeichen dreimal herum und dann rechts in den Kreis liefen, wo der Erste, der die Kerze erhaschte, den Ostermann anbrannte. Am Ostermontage sammelte man die Asche und streute sie auf die Felder, die man zugleich mit Palmzweigen besteckte, um sie gegen Schauer zu schützen (Panzer).

Im Ultenthale in Tirol ist es Sitte, gegen das Frühjahr hin, wenn die Saat aufgeht, auf steil („anlag") abfallenden Aeckern Reiser und Strohbüschel anzuzünden und sie dann brennend hinablaufen zu lassen. Das heißen sie „den Frühling wecken" (Alpenburg).

Am 25. März war „Marien Verkündigung", da und dort Jahresanfang, in Bern trotz der Reformation noch heute gefeiert. In Tirol singt man:

Maria Verkündigung,
Die Schwalben kommen wiederum!

Im alten Rom war am Palilienfeste dasselbe Springen über die Flamme und das Treiben des Viehes durch dieselbe. Am Auffahrtstage wird von allen umliegenden Ortschaften die Spitze des Hörnliberges zahlreich bestiegen, Feuer angezündet, Lieder gesungen und von blumengeschmückten Mädchen im Freien Tänze aufgeführt. In Wil (wie in vielen Kirchen) stieg unter Priestergesängen ein Heilandsbild von seinem rings mit Blumen verzierten Gerüste vor den Augen des Volkes in den Himmel, d. h. in eine runde Oeffnung in der Kirchendecke. Kaum schloß sich die Oeffnung wieder, so stürzte die Jugend (und Aeltere) gierig auf das Gerüste, ~~von welchem, wer immer konnte,~~ einen Strauß erhaschte, um ihn heim zu nehmen, weil er Haus und Feld des Besitzers vor Blitz und Hagelschlag schirmte (Sailer, Chronik von Wil).

Am 23. April, nachdem am 22. der „Wunne- oder Maimonat" angefangen, feierten unsere Ahnen den starken Sonnegott Erk oder Herk, von dem der Dienstag (Tag des Ziu, daher schweizerisch Zistig, englisch Tuesday, d. h. Tiutos, Teuts Tag), den Namen hat, mit dem Diminutiv Herkules. Dieser Drachentödter war so in Sage und Leben des Volkes verwachsen, daß man aus ihm einen Heiligen St. Jörg oder Georg bildete, den man ins 3. oder 4. Jahrhundert versetzte und der den Drachen erlegt und die Jungfrau, des Kaisers Tochter, befreit habe. Im würtembergischen Neidlingerthale zeigt man den Berg, wo der Held wohnte, er heißt noch Erkenberg. An den meisten (unzähligen) Orten, von Unterwalden bis Dänemark, heißt er bald Sigfrid (vom fränkischen Gleichnamigen im 5. und 7. Jahrhundert), bald einer von Winkelried, von Wurmlingen 2c. 2c.

Im schottischen Hochland entzündete man das „Nothfeuer", um gewisse durch Zauber bewirkte Viehpresten zu vertreiben (need fire) und gälisch und irisch heißt der erste im Mai là-beal-tein, Tag des Bealfeuers und das Feuer tin-egin, d. h. forced fire, Nothfeuer.

Wie Thors Hammer bei den Riesen wieder gewonnen wurde, feierte die Kirche am 3. Mai die Auffindung des hl. Kreuzes (Crucis inventio).

Am 21. im Juni feierte der Norden „Sumars Solhvörf", die Sonnewende, wo sie wieder abwärts kehrt und Odins junger Sohn Balder stirbt.

Der „10000 Ritter-Tag" (22. Juni, Anfang unseres heidnischen Heu-

mondes, Tag nach des Balder Tode und des Osiris Geburt) galt in manchen Gegenden als ein verworfener. Im Werdenbergischen, berichtet Lehrer Nikl. Senn, „wenn man an diesem Tage einen Baum mit einer Axt anklopft, so stirbt er rasch ab," und aus dem Toggenburg lautet es: „Heu am 10000 Rittertage gerüstet und eingesammelt, wird von den Pferden nicht gefressen" (Lehrer J. H. Ammann) oder: „an diesem Tage darf kein Heu gedörrt, kein Land gedüngt werden" (Lehrer Inhelder); aber auch wieder: „wenn man am Tage der 10000 Ritter jäte oder Gesträuch und Gestrüpp ausreute, so komme an solchen Stellen weder Dorn noch Unkraut mehr zum Vorschein" (Lehrer J. H. Schweizer, jetzt Gemeinderathsschreiber in Mogelsberg).

Am 23. war die „Mittsommersnacht" (midsummernight), wo in Dänemark Baldern festliche Feuer angezündet wurden. Auch hier hieß das Feuer Nod- oder Nedfür, indem man einen Pfahl eingrub, ein Seil darum band und so lange rieb, bis es brannte. Das half auch gegen Viehseuchen. Dann durfte in keinem Hause Feuer brennen und jedes hatte Stroh und Buschholz zu liefern. Man bohrte auch ein Loch in einen in den Boden geschlagenen Eichenpfahl, steckte in selbes eine hölzerne Winde, mit Wagenpech und Theer wohlbeschmiert und drehte, bis Feuer kam, das dann mit dem gesammelten Brennstoffe gemehrt und erhalten wurde. Krankes Vieh jagte man 2—3mal durch die Flammen und jeder Hausvater nahm einen Brand mit sich heim. Christlich hießen sie, wegen des St. Johannes- (des Vorläufers) Abendes, St. Johannesfeuer, in Frankreich schon in einer Predigt des hl. Eligius (St. Loi), der 659 starb: „Niemand soll an St. Johanns oder irgend anderer Heiligen Festtagen Sonnestillstands-Gebräuche (solstitia) oder Tänze, Chöre oder teuflische Gesänge aufführen" (D'Acheri spicileg. V. p. 215. Parisii 1661). In Paris, Metz u. a. großen Städten wurde der Scheiterhaufen noch im 15., 16. und 17. Jahrhunderte vor dem Rathhause errichtet, mit Laub und Blumen geschmückt und vom Maire angezündet. In Aix, Marseille u. a. O. ist's geblieben, werden alle Häuser mit Blumen verziert und es ist die Frage, ob der s. g. Fronleichnamstag, gefeiert mit Grünbestreuen aller Straßen und Aufstellen junger Buchen, nicht daher rühre. Im Departement der obern Pyrenäen wird die am 1. Mai in jeder Gemeinde ausgesuchte und entästete höchste und schönste Fichte, in der Ebene eine Pappel, auf den 23. Juni aufbewahrt und angezündet. So bei den Basken. In England dauerten die Feuer bis Mitternacht, oft bis zum Hahnenschrei, die Jugend darum tanzend mit motherwort (Beifuß?) und vervaine (Eisenkraut) und Veilchen. In Italien (Orvieto) nahm die Obrigkeit 1491 sie vom Verbote anderer Feuer aus; ja in Griechenland entzünden Abends vor Johannes die Weiber ein Feuer und springen zur Sündensühne darüber. In Serbien sagt man, dies Fest sei so heilig, daß die Sonne um jene Zeit vor Ehrfurcht 3mal „stillstehe", wie sie zur österlichen Feier 3mal „aufspringe". In Frankreich heißt es aber: „Le 24 juin, jour de S. Jean, quelques personnes vont sur une montagne élevée, et y attendent le lever du soleil, pour le voir danser."

Zu Kenz in Lothringen lieferte jedes Haus ein Bund Stroh, das man auf dem Stromberge vor dem Volk am Johannsabende um ein bereit gehaltenes mächtiges Rad wand, bis man vom Holze nichts mehr sah. Dann wurde dasselbe

mittels einer durchgesteckten Stange auf ein Zeichen des Maire (der dafür nach alter Sitte einen Korb Kirschen erhielt) nach Anzündung mittels einer Fackel durch junge Leute in Bewegung gesetzt und unter Schwingen von Strohfackeln bergab in die Mosel getrieben. Gelangte es brennend in dieselbe, so verhieß dies gesegnete Weinernte. Die Frauen und Mädchen, an denen das Rad vorüber rollte, grüßten es mit Freudengeschrei. Die Konzer konnten dafür von den umliegenden Weinbergen ein Fuder weißen Weines erheben. Die benachbarten Dörfer wohnten meist bei. Ein ähnliches Rad ließen die Trierer Schlächter alljährlich vom Gipfel des Paulsberges in die Mosel hinab.

Aus Wilwisheim, einem kleinen Elsaßerdorfe an den Ufern der Zorn, berichtet man: Der Johannistag war ein großer Festtag. Die jungen Mädchen reihten sich im Halbkreise; sie trugen einen Rosen- und Rosmarinstrauch, der mit bunten Bändern gebunden und mit Gold- und Silberflitter herausgeputzt war. Die jungen Burschen steckten ebenfalls Blumensträuße ins Knopfloch und jeder hatte einen Ring, eine Medaille oder ein kleines Kreuz in der Tasche; von all diesen Juwelen hatte keines einen Gulden gekostet. Kinder trugen armvoll Reisig herbei und steckten dies vor dem Halbkreise der jungen Mädchen in Brand. Dann sangen letztere ein altes Klagelied; die Burschen näherten sich ihnen, man tauschte Strauß und Juwelen, theilte sich in Paare und sprang über die flammende Lohe. Ließen sie sich im Sprunge nicht los, so deutete das auf Hochzeit, das Gegentheil auf einen Todesfall, und je nachdem der Sprung gelang, schloß man auf kürzere oder längere Lebensdauer.

Abends versammelten sich Burschen und Mädchen im Dorfe zum Tanze, zu dem sie durch das Johannisfeuerspringen gewissermaßen bereits engagirt hatten (Ueber Land und Meer. 12. Band 1864. S. 675).

Zu Freiburg im Breisgau bettelten Stadtknaben von Haus zu Haus Holz am St. Johannes-Abend und sangen:

Gen-is au e Schitli Holz
zum Sant Johannes-Fürli!
Glück ins Hus,
Unglück drus!
St. Thoma, St. Thoma,
das Schitli wird bald komma.
St. Vit, St. Vit,
das Schitli isch nit wit.
St. Bartli, St. Bartli,
das Schitli wär gar artli.
St. Ebrecht, St. Ebrecht,
das Schitli wär gar ebarecht.

(Wenn das Holz nicht bald kam, lauter:

Gen-is doch e Schitli Holz
zum St. Johannes-Fürli,
oder ier kummen in finstera Wald).

Hatten sie Holz, so entbrannten auf dem offenen Karlsplatze zwischen Stadt

und Schloßberg unzählige Feuer, zu denen die Bürgerschaft hinauszog, durch die man sprang und Kinder hindurch hob.

Im Appenzellischen blieb als Kinderspiel die Sitte, ein Seil auf einem Holze zu reiben, bis es Feuer fängt, was man nennt „den Tüfel hälen", d. h. entmannen (Zellw. App. Gesch. I. 63).

Eine vor mehr als 100 Jahren verfaßte Beschreibung (De Khautz, Wien 1759) der deutschen Sitte stimmt damit überein. Eine Predigt auf den Johannestag vom 16. Jahrhundert sagt, einer habe in Meißen oder Thüringen einen Pferdekopf in die Flamme geworfen, um dadurch die Hexen zu zwingen, sich vom Feuer zu holen. Man setzte Kränze auf aus Beifuß und Eisenkraut und trug den blauen Rittersporn in der Hand, was man (und damit Unglück) beim Heimgehen ins Feuer warf. Im Jahre 1401 „tanzten an der Sunbent (Sonnewend-) nacht Herzog Stefan (von Baiern-Ingolstadt) und sein Gemachel und das Frawel auf dem Markt mit den Burgerinnen bei dem Sunbentfewr" (Sutners Berichtigungen S. 107). Noch 1489 zündete man dasselbe in Frankfurt auf dem Markte an, oben auf dem Scheiterhaufen bunte Fahnen, auch die kaiserliche, darum herum grüne Zweige. So brannte im Jahre 1497 zu Augsburg vor Maxens Augen die schöne Susanna Neithard das Sonnewendfeuer mit einer Fackel an und tanzte dann an Filipps Hand darum herum. Im Jahre 1653 am 20. Juni verordnete der Rath in Nürnberg: „Demnach bisharo die Erfahrung bezeugt, daß alter heidnischer böser Gewohnhait nach jährlichen an dem Johannistag auf dem Land, sowohl in Städten als Dörfern von jungen Leuten Geld und Holz gesammelt und darauf das sogenannte Sonnenwendtfeuer angezündet, dabei gezecht und getrunken, um solch Feuer gedanzet, darüber gesprungen, mit Anzündung gewisser Kräuter und Blumen und Steckung der Bränd aus solchem Feuer in die Felder und sonsten allerhand abergläubische Werk getrieben worden —" wird es verboten (Neuer lit. Anz. 1807. S. 318).

In Böhmen glaubt man, der Täufer Johannes habe sich einst vor seinen Feinden flüchten müssen und hervorbrechende Flammen haben ihn ihren Blicken entzogen. In der Umgegend von deutsch Brody, mährisch Trübau wird unter Andern ein Faß mit Pech oder Theer bestrichen, angezündet und den Berg hinunter gerollt. In ganz Böhmen und Mähren werden die lodernden Brände im Kreise umgeschwungen und die Reste auf die Felder gebracht.

In Nieder-Oesterreich errichtet man das Feuer gewöhnlich auf dem Felde vor einem Kreuze, wirft unter Sprüchen Blumen hinein, singt und tanzt darum, ißt, trinkt und treibt Kurzweil. Abends brennen Feuer auf allen Höhen, die man mit in Pech getauchten brennenden Besen umtanzt. Oft rollt man auch da *ein* mit Pech bestrichenes Wagenrad brennend die Halden hinab. Allgemein wird geglaubt, wer dreimal über ein solches Feuer springe, bekomme jenes Jahr kein Fieber. In deutsch Böhmen ist noch Erinnerung an den slavischen Gott Perun dabei und in Rußland fliegen am 24. die Hexen (wie in Deutschland in der Walpurgisnacht am 30. April) auf Ofengabeln nach dem „rothen Berge" zum Sabbath. Auch hier zündet man, und mit denselben Bräuchen, die Feuer an und nennt sie in Kiew dem Früchtegotte Kupalo geweiht. Heißt ja die griechische Heilige des Vortages Kupalniza.

Im Krakauischen, namentlich gegen die Karpathen hin, macht man am Vorabende große Feuer auf Feld oder Höhen, genannt Samstagsfeuer, und die Nacht heißt auch hier „Kupalische". Die Jugend mehrerer benachbarter Dörfer zieht mit Musik zum Platze, wo ein Haufen Reisig errichtet und alles mittels Feuers aus Reiben zweier Holzstangen angezündet wird. Dann umtanzt und überspringt man das Feuer und schleudert brennende Pechkränze in die Luft. Andere laufen mit brennenden Besen in die Wette; auch treibt man das Vieh um die Flamme, um es gegen Seuchen zu sichern.

In den Berneralpen brannten am 25. Juli (St. Jakob), wo der heidnische Ernte- oder Augstmond anfing, weithin große Feuer, die man irrig an die zweite Vilmergerschlacht (1712) anknüpfen wollte. Die Sennen nahmen diese St. Jakobsfeuer aber nie politisch; es waren um die Mitte der Alpzeit Zeichen, mittelst deren die während vieler Wochen isolirt Lebenden sich gegenseitig von Alp zu Alp, wie den Ihrigen im Thale, Grüße zusandten und zum Besuche einluden, was am St. Jakobssonntage meist geschah. Man brachte Wein, Fleisch und Gebackenes mit auf den Berg, Dinge, die der Aelpler während des ganzen Sommers entbehrt, und dieser bewirthete seine Gäste mit seinen Leckereien: Nidle, frischer Butter, Milch und Ziger oder köstlichem Vorbruch, Fusterli und Käsbuldere. Da wird auf den grünen Hüttenlägern geschwungen, getanzt, gesungen und gejohlt. Das heißt „Bergdorfet", und der Alpbewohner denkt so wenig als der Ostschweizer bei den Fastnacht- und St. Johannesfeuern, daß sie einst den himmlischen Wesen gegolten hatten, in deren Schutze ihre Voreltern und deren Heerden lagen. In neuester Zeit wurden die Feuer politisch auf den 31. Juli verlegt und feierten die Annahme der liberalen Verfassung.

Auf der katholischen Rigi (Scheideck) war diesen Tag Bittfest für Gesundheit der Heerden (Lütolf S. 123.) St. Jakob war auch Erntepatron.

Es muß Jeden aus uns nicht wenig interessiren, zu beobachten, wie unsere Voreltern, denen die Idee eines außer dem Weltalle existirenden Gottes fremd war, ihn in der Natur suchten, in deren wunderbarem Leben, Weben und Wandeln zu finden glaubten und ihn Jahr aus Jahr ein feierten, je wie er sich im Wandel der Jahreszeiten ihnen zu offenbaren schien. Sicher war es ein mit ihrem Leben und ihren Sitten enge verwobener Kult, wenn sowohl das Erscheinen des jungen Sonnengottes, wie dessen frühes Sterben, wenn der des Sommers siegend in sein Reich tritt, und endlich auch dessen Erliegen vor dem verfolgenden Feinde, der ihn hinterrucks umbringt, wie er sich müde und durstig von der Jagd zum kühlen Brunnen niederbückt, auf den Anhöhen rings um unseren schönen See in einem Kranze auflohnnder Feuer gefeiert wurde, die malerisch in seinem nächtlichen Spiegel wiederstrahlten.

(Vergl. Simrock d. M. S. 533 ff.).

Das Muoltaßee in Oberriet.

Vom

Sammler der Sagen.

Sie schließen alle Fenster zu
im Dorfe Oberriet,
wenn Mitternachts herab vom Nord*)
der wilde Jäger zieht.

Es regt sich oben am Gebirg
kurz vor der Mitternacht,
von allen Klüften laut und wild
beginnt die Jagd mit Macht.

Wie tausend Bäche tosts und tobts,
das Wild rennt bang und schwer,
und hinter ihm hallohend braust
der Schimmelreiter her.

Gespenstisch füllt den ganzen Berg
ein unerklärt Geschrei,
den Bächen geht der Athem aus,
den Tannen die Rippen entzwei.

Jetzt naht es sich, dem Rehag zu,
viel tausend Thiere ziehn,
hoch ob dem Kirchthurm in dem Dorf
da wälzt sichs brausend hin.

Den Himmel verdunkelt die wilde Jagd,
draus heult ein lautes Weh,
die Menschen sehns und athmen nicht,
sie kennen das Muoltahee.**)

Welch feurige Augen leuchten draus,
welch unerhört Geschrei!
Bald rollen sie am Boden hin,
bald sausts in der Luft vorbei.

Laßt alle Fenster und Thüren zu,
denn wer hinaus sich wagt,
den packts und schließt ihn dem Zuge an,
und zwingt ihn zur wilden Jagd.

---

*) Nord, „der Norder-Knörra“, ist die waldige Höhe vom Gebirge bis Rehag.

**) Vergl. oben S. 86 ff, 377, 383 und 389 ff.

Da jagt er Jahre lang, bis er
der Vorderste wird in der Reih;
dann darf er wieder der Heimat zu
und ist des Jagens frei.

Es fährt zum Rhein und übern Rhein,
gen Morgen aschebleich,
und schwindet, wies fern am Himmel tagt,
den herbstlichen Nebeln gleich.

Der Stadtpfeifer von St. Gallen und Paracelsus.

Vom

Sammler der Sagen.

Gemüthlich wars in alter Zeit
in der Sage Frührothschein;
da spukten die alten Götter noch
ins Christenthum herein.

Da schüttelte ihre Pritsche laut
schalkhaft die Fantasei,
da gaukelte vor dem Auge bunt
das Märchen frank und frei.

Da kamen die Zwerglein in der Nacht
und standen bei in Noth,
und thaten dem Bauer ein das Heu
und buken der Hausfrau Brot.

Da nahten die fahrenden Schüler leicht
und zogen ein und aus,
erfreuend mit ihren Künsten viel
manch einsam gelegen Haus.

So einer war Theofrast, vielleicht
ein Appenzeller gar*),
der oft in St. Gallen am Portnerhof
in Schobingers Rose**) war.

---

*) Der berühmte Arzt und Wanderer Theofrastus Paracelsus war nach Einigen ein Einsiedler, nach Anderen ein Appenzeller und sein letzter Name einfach Latinisirung aus „Höchener".

**) Er wohnte in St. Gallen oft bei Barthlimä Schobinger in der Rose.

Ein Kreis von Bürgern Abends einst
vorm Multerthore saß,
und freute sich der Kühle da
und redete dies und das.

Zu ihnen der Steucheler jetzo trat,
der Pfeifer schwänkereich;
sie hatten alle den Pfeifer gern
und machten ihm Platz sogleich.

„Viel lieber säß ich in Baden heut,
die Tagsatzung hält ein Mahl*),
meine Pfeife verdiente ein schön Stück Geld
von den Herren dort im Saal.“

Antwortete Paracelsus ihm,
der bei den Bürgern saß:
„wenn du so gern in Baden wärst,
vielleicht ich weiß dir was.

Geh heim und bring die Pfeife her,
und auf die Treue mein,
in einer halben Stunde sollst
in Baden unten sein.“

Der Pfeifer drauf: „das weiß ich wohl,
euch thut es niemand vor.“
Ging heim und kam im Sonntagsstaat
bald vor das Multerthor.

„Jetzt geh' getrost zum Schießhaus hin,
dein wartet ein Schimmel dort.
Da bist du in Baden eh du's merkst,
doch sprich beileib kein Wort.“

Der Pfeifer ging, der Schimmel stand,
er setzte sich schnell auf ihn,
und wie er saß, da gings im Flug
ob Bergen und Städten hin.

Wie flogs tief unten rechts und links,
wie der Schimmel die Hufe hob,
und wiehert, gespenstisch durch die Luft,
und Feuer vom Mund ihm schnob.

Und war keine halbe Stunde um,
als er sich in Baden fand,
und unterm Schloß zu Boden kam,
allwo der Gaul verschwand.

*) Ums Jahr 1514 etwa.

Und er in den Herrengarten trat
und auf der Querpfeif blies.
Wie ihn der St. Galler Gesandte sah:
„ei Steucheler, was ist dies?

Hat dich der Teufel hergebracht?
ist das ein Traumgesicht?“
„Herr Junker, ich glaube, der Teufel wars,
ein Heiliger sicher nicht.

Der Doktor mir einen Schimmel gab,
mir sträubt sich noch das Haar.
Das Thier besteig ich nimmermehr,
und lebte ich tausend Jahr.“

In einer Halbstund ritt ich her
durch seine Zauberlist;
giebt keinen Hexenmeister mehr
wenn der nicht einer ist*).

Nachträge.

Zu S. 34. In Schlangengestalt bringt der Himmelsgott sowol als Zeus zu Persephone, wie als Odin zu Gunnlöd. Außer den Gestirnen deuten daher die Schlangen ohne Zweifel auch auf den Blitz.

Zu S. 43. Wir sind keineswegs abgeneigt, den Drachen, außer als Bild der Nacht, auch als solches des Gewitters anzuerkennen, wozu sein Gebrüll und Feuerschnauben sehr gut paßt; denn auch das Gewitter ist mit seinen dunkeln, die Sonne (und bei Nacht Mond und Sterne) verhüllenden Wolken eine Art von Nacht, nach deren Verlauf die Natur wieder neu auflebt (Vergl. Schwartz, Urspr. der Mythol. S. 257).

Zu S. 151 (No. 292) und S. 178 (No. 356). In Mecklenburg geht von einer bestimmten Hügelgruppe bei Peckatel seit alter Zeit die Sage, daß im größern Hügel „Unterirdische“ wohnten, zu gewissen Zeiten „Tafel hielten“ und bei der Gelegenheit aus dem kleinern Hügel einen Kessel und sonstige Geräthe liehen. Als man diese Hügel aufgrub, fand man in der That in dem kleinern einen Kessel von Bronze auf einem vierräderigen Wägelchen, nebst alten Waffen u. a. Geräthen aus der Bronzezeit, und in dem größeren eine Art Herd (die „Tafel“ von lehmhaltigem Sande, mit Feldsteinen bedeckt) und daneben von dem nämlichen Material einen zweiten Kessel und einen menschlichen Leichnam. Es waren dies jedenfalls Ueberbleibsel eines alten Cultus (auch die Etrusker und Hebräer hatten bronzene Gefäße auf Wagen in den Tempeln); die Tafel war ein Altar und die Kessel Opfergefäße, die hin und her bewegt werden konnten. Die überlieferte Sage von diesem Cultus war mit der Zeit mit den Sagen von den „Unterirdischen“ (Zwergen) vermischt worden, welche ja ebenfalls Gegenstände eines Cultus waren (Vergl. Baer, der vorgeschichtliche Mensch, Leipzig 1874, S. 364).

---

*) S. oben S. 316 (Nr. 650).

Zu S. 279 (No. 571). Es ist begreiflich, daß die sog. erratischen Blöcke (Fündlinge), welche in der ersten Eiszeit von den aus den Alpen den Stromthälern nach weit gen Norden und Westen reichenden Gletschern in das Land hinaus oder von den Polargegenden her auf schwimmenden Eisblöcken nach entfernten Gestaden oder Stellen jetzt trocken liegender Meere getragen wurden und sich jetzt so weit von ihrer ursprünglichen Heimat befinden, vom Volke, das sich diese Erscheinung nicht erklären konnte, mit dem Teufel in Verbindung gebracht wurden. An unzähligen Orten heißen diese Blöcke Teufelsberge, Teufelssteine, Teufelskanzeln, wie die Menhirs und Dolmen der mitteleuropäischen Steinzeit Teufelsküchen und die Hünengräber Teufelsbetten u. s. w., und es knüpfen sich an sie Sagen, nach welchen sie der Teufel (wie früher die oft gefoppten Riesen) an ihren nunmehrigen Standort geworfen habe (Vergl. Baer, der vorgeschichtliche Mensch, 20 und S. 293).

Zu S. 517—526. Erst nach Beendigung des Druckes kam uns „die Kiffhäusersage", Vortrag von Dr. Georg Voigt, Professor der Geschichte in Leipzig (Leipzig 1871) zu Gesicht. Mit Recht führt die kleine Schrift aus, daß nicht Friedrich I., sondern sein Enkel Friedrich II. zur Kiffhäusersage Veranlassung gegeben, daß aber die Sagen vom Fortleben und Wiedererscheinen eines Kaisers überhaupt keinen individuellen Ursprung haben, sondern in einer Idee begründet sind. Sucht und findet der Historiker dieselbe in der politisch-nationalen Idee der Einheit Deutschlands, welche sich in einem Kaiser als Retter aus der Noth verkörperte, so darf dagegen der Mytholog noch weiter zurückgehen und in der Natur suchen, was, verglichen mit dem ganzen großen Sagengebäude, so deutlich auf dieselbe hinweist.

Druckfehler.

S. 2. Z. 6 v. oben l. in der Natur, statt „und".
„ 5. „ 9 „ „ l. „und".
„ 5. „ 10 „ „ streiche das Komma nach „Völkern".
„ 15. „ 13 „ unten l. „Pollux" statt „Pollix".
„ 16. „ 17 „ oben l. „sehr oft" statt „mit Vorliebe"
„ 17. „ 10 „ „ letztes Wort l. „oder".
„ 17. „ 15 „ „ l. „Argonautenzug" statt Argonauenzug.
„ 20. „ 16 „ unten l. „Tritonen" statt Iritonen.
„ 32. „ 1 „ „ l. Büschings st. Buschings.
„ 78. „ 19 „ oben l. am st. an.
„ 135. „ 8 „ unten l. ihnen st. Ihnen.
„ 139. „ 2 „ oben l. allgemein.
„ 147. „ 10 „ unten soll „Sinnels" nicht fett gedruckt sein, sondern blos gesperrt.
„ 170. „ 8 „ oben letztes Wort: nie.
„ 170 „ 18 „ „ l. familiares st. familiaris.
„ 185. „ 1 „ unten l. „Gestirne am Himmel. Und", statt: Gestirne. Und am Himmel . . .
„ 361. „ 16 „ oben streiche: aber — Ziege.
„ 403. „ 8 „ unter l. Basel-Land st. Basel, Land.
„ 411. „ 17 „ oben l. Kette st. Kelle.
„ 441. „ 20 „ oben l. Gram st. Gramm.

Druck von Fr. Andrä's Nachfolger in Leipzig.






G.E.STECHERT & Co
(ALFRED HAFNER)
NEW YORK


Digitized by Google

